

Neues Archiv
für
sächsische Geschichte

Neues Archiv für sächsische Geschichte

81. Band · 2010

Im Auftrag des
Instituts für Sächsische Geschichte
und Volkskunde e. V.

herausgegeben
von

Karlheinz Blaschke
Enno Bünz · Winfried Müller
Martina Schattkowsky · Uwe Schirmer

2010



VERLAG PH. C. W. SCHMIDT
NEUSTADT AN DER AISCH

Redaktion: André Thieme/Frank Metasch

Anschrift:

Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V.,
Zellescher Weg 17, 01069 Dresden,
Telefon 03 51/4 36 16 32, mail: nasg@isgv.de

Bei der Realisierung dieses Buches ließen wir größtmögliche Sorgfalt walten.
Falls Informationen dennoch falsch oder inzwischen überholt sein sollten,
bedauern wir dies, können aber keine Haftung übernehmen.

1. Auflage September 2010

© 2010 by VERLAG PH. C. W. SCHMIDT
Neustadt an der Aisch

Alle Rechte vorbehalten

www.verlagsdruckerei-schmidt.de

(Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages und des Verfassers
ist es nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem
oder elektronischem Weg zu vervielfältigen.)

ISBN 978-3-87707-792-4

ISSN 0944-8195

Gesamtherstellung:



VDS – VERLAGSDRUCKEREI SCHMIDT

91413 Neustadt an der Aisch

Printed in Germany

Inhalt

Beiträge

Jörg Oberste

Die doppelte Stadtgründung. Die Anfänge Dresdens in der mittelalterlichen Überlieferung und modernen Deutung 1

Marek Wejwoda

Anno domini m^occccclvii in universitate Lipczensi subsequentes residebant doctores ac magistri – Ein unbekanntes Verzeichnis des Lehrkörpers der Universität Leipzig in Clm 14139 und spätmittelalterliche Handschriftenüberlieferung als heuristische Perspektive der Universitätsgeschichtsforschung (mit Edition) 25

Johannes Herrmann

Zu Krankheiten und Tod des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen 59

Johannes Bronisch

Aufklärerische Soziabilität und universitär-urbane Gelehrsamkeit. Beobachtungen und Briefe zu Christian Wolffs Aufenthalt in Leipzig 1744 (mit Edition) 83

Gerhard Seibold

Vier Leipziger Stammbücher aus dem 18. Jahrhundert 111

Ronald Lambrecht/Ulf Morgenstern

Der Lebensweg des Leipziger Nationalökonomen Gerhard Kessler (1883–1963). Praktische Sozialpolitik und politisches Engagement in Deutschland und türkischem Exil 147

VI

Forschung und Diskussion

<i>Gerhard Billig</i> Erkenbert von Weida 1122 – Eckdatum oder überzogene Interpretation?	181
<i>Peter Bömer</i> Der Westlettner des Naumburger Doms. Interpretationen auf dem Prüfstand: Kritische Anmerkungen zu den Beiträgen von Jacqueline E. Jung	191
<i>Anne-Simone Knöfel</i> Die Dresdner Hofapotheke und die Medikamentenbücher der Wettiner. Eine Entdeckung für Biografen	205
<i>Regine Metzler</i> Der Nachlass Stephan Roths (1492–1546) in der Ratsschulbibliothek Zwickau (mit Anhang)	215
<i>Enno Bünz</i> Sachsen und die Reichstage des 16. Jahrhunderts. Zu den Fortschritten bei der Edition der Deutschen Reichstagsakten, Jüngere Reihe	235
<i>Christian Winter</i> Evangelischer Adel – altgläubiger Landesherr. Anhänger der Reformation im albertinischen Adel vor 1539 und ihr Konflikt mit Herzog Georg von Sachsen	249
<i>Ulrike Siewert</i> Das Dresdner Urkundenbuch. Ein aktuelles Vorhaben im Rahmen des Codex diplomaticus Saxoniae	263
<i>Winfried Müller</i> Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. in Dresden. Bericht für das Jahr 2009	269

Rezensionen

- Der Sachsenspiegel. Die Heidelberger Bilderhandschrift. Faksimile – Transkription – Übersetzung – Bildbeschreibung, hrsg. von *Dietlinde Munzel-Everling*
(H. Kümper) 277
- Die Stadtbücher Altendresdens (1412–1528), hrsg. von *Thomas Kübler/Jörg Oberste*, bearb. von Jens Klingner/Robert Mund
(E. Bünz) 278
- Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon, hrsg. von *Franz Josef Worstbrock*, Bd. 1, Lieferung 4;
Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon, hrsg. von *Franz Josef Worstbrock*, Bd. 2, Lieferung 1
(E. Bünz) 279
- Regesten der Urkunden und Aufzeichnungen im Domstiftsarchiv Brandenburg, Teil 2: 1488–1519/1545, bearb. von *Wolfgang Schößler*
(E. Bünz) 280
- Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V., Bd. XII: Der Reichstag zu Speyer 1542, bearb. von *Silvia Schweinzer-Burian*;
Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V., Bd. XIII: Der Reichstag zu Nürnberg 1542, bearb. von *Silvia Schweinzer-Burian*;
Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V., Bd. XVI: Der Reichstag zu Worms 1545, bearb. von *Rosemarie Aulinger*;
Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V., Bd. XVII: Der Reichstag zu Regensburg 1546, bearb. von *Rosemarie Aulinger*;
Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V., Bd. XVIII: Der Reichstag zu Augsburg 1547/48, bearb. von *Ursula Machoczek*;
Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V., Bd. XIX: Der Reichstag zu Augsburg 1550/51, bearb. von *Erwein Eltz*
(E. Bünz; siehe unter Forschung und Diskussion) 235

VIII

Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. von <i>Friedrich Jaeger</i> , Bd. 9: Naturhaus- halt – Physiokratie; Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. von <i>Friedrich Jaeger</i> , Bd. 10: Physiologie – Religiöses Epos (E. Bünz)	283
<i>Günter Naumann</i> , Stadtlexikon Meißen (A. Thieme)	286
Digitale Diplomatie. Neue Technologien in der historischen Arbeit mit Urkunden, hrsg. von <i>Georg Vogeler</i> (U. Siewert)	287
Stätten und Stationen religiösen Wirkens. Studien zur Kirchengeschichte der zweisprachigen Oberlausitz, hrsg. von <i>Lars-Arne Dannenberg/Diet- rich Scholze</i> (D. M. Mütze)	289
*	
<i>Norbert Kamp</i> , <i>Moneta regis</i> . Königliche Münzstätten und königliche Münzpolitik in der Stauferzeit (E. Bünz)	291
Die Geburt Österreichs. 850 Jahre Privilegium minus, hrsg. von <i>Peter Schmid/Heinrich Wanderwitz</i> (M. Lindner)	293
<i>Jens Beutmann</i> , Untersuchungen zu Topographie und Sachkultur des mit- telalterlichen Zwickau. Die Ausgrabungen im Nordwesten des Stadtkerns (J. Sobotta)	296
Traditionen, Zäsuren, Umbrüche. Inschriften des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit im historischen Kontext. Beiträge zur 11. Internatio- nalen Fachtagung für Epigraphik vom 9. bis 12. Mai 2007 in Greifswald, hrsg. von <i>Christine Magin/Ulrich Schindel/Christine Wulf</i> (E. Bünz)	298
Zwischen Konflikt und Kooperation. Religiöse Gemeinschaften in Stadt und Erzstift Mainz in Spätmittelalter und Neuzeit, hrsg. von <i>Irene Din- gel/Wolf-Friedrich Schäufele</i> (E. Bünz)	300

<i>Katja Lindenau</i> , Brauen und herrschen. Die Görlitzer Braubürger als städtische Elite in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (J. Sobotta)	301
<i>Helga-Maria Kühn</i> , Eine „unverstorbene Witwe“. Sidonia, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg geborene Herzogin zu Sachsen, 1518–1575 (R. Groß)	303
<i>Anne-Simone Knöfel</i> , Dynastie und Prestige. Die Heiratspolitik der Wettiner (Ch. Heinker)	305
<i>Ulrike Ludwig</i> , Philippismus und orthodoxes Luthertum an der Universität Wittenberg. Die Rolle Jakob Andreäs im lutherischen Konfessionalisierungsprozeß Kursachsens (1576–1580) (A. Kästner)	307
<i>Thomas Ott</i> , Präzedenz und Nachbarschaft. Das albertinische Sachsen und seine Zuordnung zu Kaiser und Reich im 16. Jahrhundert (S. Kusche)	311
<i>Simone Giese</i> , Studenten aus Mitternacht. Bildungsideal und peregrinatio academica des schwedischen Adels im Zeichen von Humanismus und Konfessionalisierung (F. Münnich)	313
Universitäten und Wissenschaften im mitteldeutschen Raum in der Frühen Neuzeit. Ehrenkolloquium zum 80. Geburtstag von Günter Mühlpfordt, hrsg. von <i>Karlheinz Blaschke/Detlef Döring</i> (W. Richter)	316
<i>Erhard Hartstock</i> , Wirtschaftsgeschichte der Oberlausitz 1547–1945 (L.-A. Dannenberg)	317
<i>Alexander Zirr</i> , Axel Oxenstierna – Schwedens Reichskanzler während des Dreißigjährigen Krieges. Studien zu seiner Innen- und Außenpolitik (A. Kästner)	319
Die Gesellschaft des Fürsten. Prinz Xaver von Sachsen (1730–1806) und seine Zeit, hrsg. von <i>Uwe Fiedler/Thomas Nicklas/Hendrik Thoß</i> (A. Querengässer)	321

X

Johann Christoph Gottscheds Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe, im Auftrage der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig hrsg. von <i>Detlef Döring/Manfred Rudersdorf</i> , Bd. 3: 1734–1735, hrsg. und bearb. von <i>Detlef Döring/Rüdiger Otto/Michael Schlott</i> (J. Bronisch)	324
Als Studiosus in Pleiß-Athen. Erinnerungen von Leipziger Studenten des 18. Jahrhunderts, hrsg. von <i>Katrin Löffler</i> (U. Rasche)	326
<i>Helge Buttke</i> , Zensur und Öffentlichkeit in Leipzig 1806 bis 1813 (R. Töppel)	328
<i>Martin Drucker</i> , Lebenserinnerungen (1869–1947), hrsg. von Hubert Lang (U. Morgenstern)	330
<i>Jesco Vogel</i> , Der sozialdemokratische Parteibezirk Leipzig in der Weimarer Republik: Sachsens demokratische Tradition (M. Schmeitzner)	332
<i>Norbert Littig</i> , Erbaut 1928 CS. Erinnerung an die jüdische Familie Schönwald aus Großröhrsdorf (Th. Widera)	333
<i>Johannes Frackowiak</i> , Soziale Demokratie als Ideal. Die Verfassungsdiskussionen in Sachsen nach 1918 und 1945 (S. Steinberg)	336
Chemnitz in der NS-Zeit. Beiträge zur Stadtgeschichte 1933–1945, hrsg. vom Stadtarchiv Chemnitz (R. Behring)	338
<i>Reinhard Rürup</i> unter Mitwirkung von <i>Michael Schüring</i> , Schicksale und Karrieren. Gedenkbuch für die von den Nationalsozialisten aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forscherinnen und Forscher (G. Wiemers)	341
<i>Lothar Fritze</i> , Die Moral des Bombenterrors. Alliierte Flächenbombardements im Zweiten Weltkrieg (R. Töppel)	342

Die Zerstörung Dresdens 13. bis 15. Februar 1945. Gutachten und Ergebnisse der Dresdner Historikerkommission zur Ermittlung der Opferzahlen, hrsg. von <i>Rolf-Dieter Müller/Nicole Schönherr/Thomas Widera</i> (R. Töppel)	344
<i>Gerhard Schulz</i> , Mitteldeutsches Tagebuch. Aufzeichnungen aus den Anfängen der SED-Diktatur 1945–1950, herausgegeben, kommentiert und eingeleitet von Udo Wengst (S. Hoyer)	349
<i>Günter Fippel</i> , unter Mitarbeit von <i>Paul Radicke</i> , mit einem einführenden Essay von Klaus-Dieter Müller, Demokratische Gegner und Willkürpfer von Besatzungsmacht und SED in Sachsenhausen (1946 bis 1950). Das sowjetische Speziallager Sachsenhausen – Teil des Stalinschen Lagerimperiums (G. Wiemers)	351
<i>Hartmut Zwahr</i> , Die erfrorenen Flügel der Schwalbe. DDR und „Prager Frühling“. Tagebuch einer Krise 1968 bis 1970 (M. Schmeitzner)	352
Keine Gewalt! Revolution in Dresden 1989, hrsg. von <i>Holger Starke</i> im Auftrag des Stadtmuseums Dresden (L. Vogel)	354
Vom Rinnsal zum Strom. Dresdnerinnen und Dresdner beantworten 15 Fragen zur Friedlichen Revolution und deutschen Wiedervereinigung, hrsg. von <i>Uwe Ullrich</i> (F. Weil)	356
Politik und Wissenschaft in der prähistorischen Archäologie. Perspektiven aus Sachsen, Böhmen und Schlesien, hrsg. von <i>Judith Schachtmann/Michael Strobel/Thomas Widera</i> (U. Ullrich)	358
<i>Christian Jansen</i> unter Mitarbeit von <i>Christoph Nensa</i> , Exzellenz weltweit. Die Alexander von Humboldt-Stiftung zwischen Wissenschaftsförderung und auswärtiger Kulturpolitik (1953–2003) (G. Wiemers)	361

XII

Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit. Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 800. Domjubiläums, hrsg. von <i>Matthias Puble</i> , Band I: Essays, Band II: Katalog (E. Bünz)	362
<i>Jacqueline Elaine Jung</i> , The West Choir Screen of Naumburg Cathedral and the Formation of Social and Sacred Space (P. Bömer; siehe unter Forschung und Diskussion)	191
Die Musikpflege in der evangelischen Schlosskapelle Dresden zur Schützzeit, hrsg. von <i>Matthias Herrmann</i> (S. Biesold)	364
<i>Felicitas Marwinski/Konrad Marwinski/Klaus Stollberg</i> , 450 Jahre Kirchenbibliothek Sondershausen. Geschichte der Sammlungen und Katalog (T. Sander)	366
<i>Frauke Hellwig</i> , Richard Zschille (1847–1903). Aufstieg & Fall eines Kunstsammlers, hrsg. vom Museum Alte Lateinschule Großenhain (V. Spenlé)	367
<i>Kathrin Iselt</i> , „Sonderbeauftragter des Führers“. Der Kunsthistoriker und Museumsmann Hermann Voss (1884–1969) (Th. Widera)	369
Abbildungsverzeichnis	373
Autorenverzeichnis	375

BEITRÄGE

Die doppelte Stadtgründung Die Anfänge Dresdens in der mittelalterlichen Überlieferung und modernen Deutung*

von
JÖRG OBERSTE

Die Frage nach den Anfängen der Stadt Dresden, der im zeitlichen Umfeld des Stadtjubiläums von 2006 eine kurze Renaissance beschieden war, ist mittlerweile durch aktuellere Diskussionen und Diskurse abgelöst worden. Die Erschließung und Wiederbebauung historischer Plätze in der Dresdner Altstadt etwa fordert zum Nachdenken über Urbanitätskonzepte und moderne Stadtplanung heraus. Gleichwohl ziehen die baulichen Veränderungen in der Innenstadt immer wieder auch archäologische Neufunde nach sich, die Erkenntnisse zur mittelalterlichen Stadtentstehung und Stadtentwicklung zulassen und zur Überprüfung der älteren Erklärungs- und Deutungsmuster herausfordern. Aus Sicht der Stadtkernarchäologie zählt das Dresdner Stadtzentrum durch die umfangreiche Grabungstätigkeit der drei letzten Jahrzehnte heute zu den archäologisch am besten erschlossenen Innenstadtarealen deutscher Großstädte.¹ Der vorliegende Beitrag verfolgt ein doppeltes Anliegen: Zum einen stellt er die älteren Theorien zur Stadtentstehung

* Der Beitrag basiert auf dem Referat „Mythen und Fragmente. Die Anfänge Dresdens in Überlieferung und moderner Deutung“, das ich im Rahmen einer Ringvorlesung zur Dresdner Stadtgeschichte der TU Dresden am 4. Mai 2006 im Dresdner Stadtmuseum gehalten habe. Die Vortragsform wurde weitgehend beibehalten.

¹ Vgl. die Übersicht über die jüngeren Grabungen am Dresdner Neumarkt: JENS BEUTMANN, Die Ausgrabungen auf dem Dresdner Neumarkt – Befunde zur Stadtbefestigung, Vorstadtbebauung und Friedhof, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 48/49 (2006/2007), S. 155-241, und DERS., Ausgrabungen um Frauenkirche und Neumarkt in Dresden. Ein Beitrag zur Geschichte der Dresdner Frauenvorstadt. Die Dresdner Frauenkirche, in: Jahrbuch Geschichte und Gegenwart 12 (2008), S. 103-123. Jüngere Einzelstudien zum Dresdner Schloss bzw. dem älteren Gewandhaus liegen vor mit: REINHARD SPEHR, Archäologie im Dresdner Schloss. Die Ausgrabungen 1982 bis 1990, Dresden 2006, und FABIAN ZENS/CHRISTOF SCHUBERT, Zur Geschichte des Alten Gewandhauses in Dresden. Unter Berücksichtigung der Befunde der archäologischen Grabungen, in: Dresdner Geschichtsbuch, hrsg. vom Stadtmuseum Dresden, Altenburg 2008, S. 7-30. Die umfangreiche Grabung westlich des Altmarktes auf dem Gelände der heutigen Altmarktgalerie ist dokumentiert bei PETER HIPTMAIR/JUDITH OEXLE/MARTIN KROKER/HARTMUT OLBRICH, Zwischen Wallstraße und Altmarkt. Archäologie eines Altstadtquartiers in Dresden, Dresden 2002.

in ihren wissenschaftsgeschichtlichen Kontext und arbeitet somit die Brüche, Neuorientierungen, Konjunkturen und Kontinuitäten in der langen Beschäftigung mit diesem Thema heraus.²

Zum anderen wird auf der Grundlage historischer und archäologischer Beobachtungen und Überlegungen eine neue These zu den Anfängen der Stadt Dresden offeriert. Der Titel „Die doppelte Stadtgründung“³ deutet die Richtung der Neuinterpretation an. Stadtbildung wird dabei prinzipiell als längerfristiger Prozess verstanden. Der Aufbau von Siedlungs- und Infrastrukturen, von wirtschaftlichen und politischen Organisationsformen, von kulturellen und religiösen Netzwerken, die allesamt das urbane Leben des Mittelalters kennzeichneten, ist Herausforderung für mehrere Generationen und verschiedene politische Akteure gewesen. Die Idee der ‚Gründung‘ verweist dabei auf jenen fundierenden Impuls, durch den die Träger der Territorialherrschaft die rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen für eine dauerhafte Ansiedlung von Kaufleuten und Handwerkern – und damit für die Entstehung einer bürgerlichen Rechtsgemeinschaft (*civitas*) – setzten. Dass dabei in vielen, wenn auch keineswegs in allen Fällen auf ältere Siedlungs- oder Kommunikationsstrukturen zurückgegriffen wurde und der durch die Gründung eingeleitete Prozess der Stadtentstehung oft über Jahrzehnte virulent blieb, ist nicht ungewöhnlich, sondern der zu erwartende Normalfall in der unheimlich produktiven Periode der urbanen Expansion zwischen dem späten 12. und dem 14. Jahrhundert.⁴ Aus der archäologischen Erschließung des Dresdner Stadtkerns kennt man zum einen die weitgehend gleichmäßige, auf die Elbbrücke im Norden und die drei Stadttore im Osten (Frauentor), Süden (Seetor) und Westen (Wilisches Tor) ausgerichtete Anlage der frühen Parzellen und Straßen sowie zum anderen das völlige Fehlen älterer Siedlungsspuren innerhalb des mittelalterlichen Mauerrings. Beides lässt sich in Übereinstimmung mit den rechtlichen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen in Ostmitteleuropa bringen. Nach neueren vergleichenden Ansätzen spielten geplante Neugründungen im Prozess des Landes- und Siedlungsausbaus als Knotenpunkte der Herrschaft, Wirtschaft und Kultur eine herausgehobene Rolle.⁵ Dresden ist als Gründungstadt in der *Germania slavica* östlich von Elbe und Saale in diesen größeren Prozess einzuordnen.

² Einen Überblick über den älteren Stand ermöglicht MATTHIAS MEINHARDT, Die Erforschung der Geschichte Dresdens von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Forschungsbericht, Literaturbericht und Bibliographie, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 39 (1997), S. 79-142, hier bes. S. 109-122.

³ Vgl. CHRISTOPH KLESSMANN, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Göttingen 1982.

⁴ Vgl. im Überblick EBERHARD ISENMANN, Die deutsche Stadt im Spätmittelalter: 1250–1500, Stuttgart 1988, S. 26-30, und FELICITAS SCHMIEDER, Die mittelalterliche Stadt, Darmstadt 2005, S. 14-52.

⁵ EIKE GRINGMUTH-DALLMER, Wendepflug oder Planstadt? Forschungsprobleme der hochmittelalterlichen Ostsiedlung, in: Siedlungsforschung 22 (2002), S. 239-255; DERS., Die hochmittelalterliche Ostsiedlung in vergleichender Sicht, in: Siedlungsforschung 24 (2006), S. 99-121.

1. Mythen und Fragmente – die Anfänge der Erforschung der Anfänge

Der Dresdner Prediger Johann Christian Hasche, ein Zeitgenosse Goethes, empfand zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Bedürfnis, die bislang unternommenen Versuche zur Dresdner Geschichte auf eine festere, das hieß für ihn urkundliche, Quellengrundlage zu stellen. Seine „Diplomatische Geschichte Dresdens“, Bd. 1 erschien 1816, wurde somit zur ersten quellenkritischen Darstellung der Dresdner Stadtgeschichte. Der Anhang von Hasches erstem Band präsentierte unter anderem einen vollständigen Abdruck der Ersterwähnungs-urkunde von 1206. Hasche fühlte sich der historisch-kritischen Methode verpflichtet, welche durch die Begründer der Monumenta Germaniae Historica im benachbarten Preußen in gerade diesen Jahren zur anerkannten Grundlage der modernen Geschichtswissenschaften aufstieg.⁶ Bei seiner Erkundung der Anfänge Dresdens geriet der Gelehrte jedoch schon bald in eine Sackgasse. Vermeintliche Gewissheiten der älteren Hofgelehrten erwiesen sich schnell als unhaltbar; der kritische Blick auf die Quellen förderte aber weniger neue Erkenntnisse als neue Fragezeichen zutage. Für Hasche war die Frühzeit der Stadt einfach „Dresdens ungewisse Geschichte“. Sein Fazit nach Sichtung der Quellen und älteren Literatur war ernüchternd: „Und so deckt dicke Nacht unseren ersten Ursprung“.⁷

Hart ging Hasche mit seinen gelehrten Vorfahren ins Gericht, am bedeutendsten wohl Anton Weck, der in kurfürstlichen Diensten stehende Verfasser „Der Churfürstl. Sächs. weitberuffenen Residentz- und Hauptvestung Dreßden Beschreib und Vorstellung“, erschienen zuerst in Nürnberg 1679.⁸ Für diesen älteren Typus höfischer Geschichtsschreibung kennen wir heute den Oberbegriff der topografischen Methode. Ihr Meisterwerk hatte diese Methode ohne Zweifel in der umfassenden „Topographia Germaniae“ des Matthäus Merian aus der Zeit des 30-jährigen Krieges. Konkret umfasste diese Methode eine bunt gemischte Zusammenstellung der wichtigsten Bauwerke und Plätze, Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze, Anekdoten und Persönlichkeiten, eben den so genannten „Merkwürdigkeiten“ des betreffenden Ortes. Hasche hatte in seiner „Diplomatischen Geschichte“ für die topografische Methode nur noch Hohn und Spott übrig, obwohl er in jungen Jahren selbst eine „Umständliche Beschreibung Dresdens“ veröffentlicht hatte.⁹ Als Fantasiegebilde, als Produkte „eines Romandichters“,¹⁰

⁶ JOHANN CHRISTIAN HASCHE, *Diplomatische Geschichte Dresdens von seiner Entstehung bis auf unsere Tage*, Bd. 1, Dresden 1816; Bd. 5,2: *Urkundenbuch zur Dresdner Geschichte*, Dresden 1822. Vgl. zum Wandel der historischen Methode im 19. Jahrhundert: WOLFGANG HARDTWIG, *Geschichtskultur und Wissenschaft*, München 1990, bes. S. 58 ff.

⁷ HASCHE, *Diplomatische Geschichte* (wie Anm. 6), S. 17.

⁸ Vgl. zu Anton Weck neuerdings ALEXANDRA STANISLAW-KEMENAH, *Die Wecksche Chronik und andere ausgewählte Dresdner Geschichtswerke*, in: *Deutung und Ideologie. Wandlungen städtischer Geschichtsbilder (Dresdner Hefte 85)*, Dresden 2006, S. 13-22.

⁹ JOHANN CHRISTIAN HASCHE, *Umständliche Beschreibung Dresdens*, 2 Teile, Leipzig 1781–1783.

¹⁰ HASCHE, *Diplomatische Geschichte* (wie Anm. 6), S. 3.

brandmarkte er insbesondere jene älteren Erklärungsversuche von Merian, Weck und anderen, die die bestehenden Überlieferungslücken – nach dem Vorbild mittelalterlicher Chronisten – mit mythischen Erzählungen überbrückten.

„Was neuere Scribenten zu ganzen Heeren, Einer dem Andern nacherzählen, ist lächerliche Sucht, den Ursprung seiner Stadt im finstern Alterthum und unter berühmten Völkern zu finden. Schade nur, daß der Beweis fehlt, und die Erfahrung geradezu widerstreitet. Zwey Einwürfe sehe ich voraus von Leuten, die mehr gelesen als gedacht haben. Eine alte Sage macht Dresden zu einer Römischen Kolonie, welche Drusus auf dem Taschenberge, einer noch jetzt so benannten Gasse, angelegt, wo er seine Trophäen errichtet. Gelehrte und Ungelehrte haben diese Sage aufgeputzt und fortgepflanzt und sie dadurch wahrscheinlich zu machen gesucht. (...) Der zweite Einwurf: Ein Heer von Scribenten weiß es auf ein Haar zu sagen, daß Dresden 808 erbaut und Karl der Große ihr Stifter sey. Selbst Weck, dem alle übrigen nachgebetet haben, beruft sich sogar auf Regino, Abt zu Prüm (...). Aber wirklich ist auch Karl, so wenig wie Drusus, bis ins Meißnische gekommen“.¹¹

Und dennoch sind die Erzählungen von Drusus und Karl dem Großen weit mehr als nur historisch wertlose Fiktionen. Die neuere Forschung hält Mythen, insbesondere Ursprungsmythen, für eine durchaus wichtige Erkenntnisquelle. Mythen sind fundierende Geschichten, die jenseits aller positiven Beweisbarkeit den eigenen geschichtlichen Standort in einen größeren Horizont einordnen. Ursprungsmythen versichern die gegenwärtig Lebenden ihrer Herkunft und Identität. Und in diesem Sinne speisen sich Mythen immer – um den Ägyptologen Jan Assmann zu zitieren – „aus den Sinnbedürfnissen der Gegenwart“.¹² Niemand wollte bezweifeln, dass sich bei Merian, Weck und anderen Topografen – neben idealisierenden Stadtansichten – auch historisch wertvolle Informationen finden. Doch das eigentliche Interesse dieser höfischen Geschichtsschreibung lag augenscheinlich darin, den Vorrang des eigenen Fürstengeschlechtes durch Alter, Schönheit und Besonderheit seiner Residenz zu unterfüttern.¹³ In der glanzvollen Blütezeit des barocken Dresden im 17. und 18. Jahrhundert verspürte man offenbar das Bedürfnis, die eigene Geschichte aus ihren vermeintlich bescheidenen slawischen Wurzeln zu lösen und in einen größeren historischen Bezugsrahmen zu stellen: Die Erzählungen von Drusus und Karl dem Großen suchten in genau diesem Sinne die Anbindung an bedeutende abendländische Traditionen: an die griechisch-römische Zivilisation mit ihren blühenden Städten und an die mit der Karolingerzeit verbundene Macht des christlichen Herrschertums.

Auch wenn das Instrumentarium des Historikers seit der Barockzeit präziser geworden ist und gelegentlich von der „Entzauberung“ vormoderner Mythen

¹¹ HASCHE, *Diplomatische Geschichte* (wie Anm. 6), S. 18-21.

¹² JAN ASSMANN, *Mythos und Geschichte*, in: *Mythen in der Geschichte*, hrsg. von Helmut Altrichter/Klaus Herbers/Helmut Neuhaus, Freiburg-Br. 2004, S. 15.

¹³ Vgl. STANISLAW-KEMENAH, *Wecksche Chronik* (wie Anm. 8), S. 13 ff.

durch die empirische Forschung gesprochen wurde,¹⁴ so zeigt sich im öffentlichen Geschichtsbewusstsein eine andere Tendenz: Die von der historischen Erforschung der älteren Epochen zu Tage geförderten Wissenssplitter, Fragmente einer verlorenen Vergangenheit, eignen sich schlecht zur Imagination und Identitätsstiftung. Die Debatte über die Gestaltung des Neumarktes ist ein gutes lokales Beispiel dafür, wie über die Auseinandersetzung mit Geschichte zugleich Standortbestimmungen für die Gegenwart und Richtungswerte für die Zukunft – und damit konfliktrträgliche Interessensfelder – ausgehandelt werden. Der Erfolg von Ausstellungen, historischen Filmen und Romanen, Märkten und Umzügen dokumentiert allenthalben, dass in der Öffentlichkeit virtuellen Lebensbildern der Vergangenheit und geschlossenen Erzählungen ein höherer Stellenwert eingeräumt wird als Einzelergebnissen der Forschung. Der französische Historiker Jacques Le Goff beschreibt diese populäre Weise der Annäherung an die Vergangenheit als Sinn für die „vollständige Geschichte“ („histoire totale“), die das menschliche Bedürfnis nach Narration und Identifikation aufgreift.¹⁵ Dieses Bedürfnis nach Ganzheitlichkeit und Virtualität steht in vielerlei Hinsicht dem vormodernen Sinn für mythisches Erzählen nahe. Für den Stadthistoriker im Allgemeinen, insbesondere aber für die historische Frage nach dem Ursprung einer Stadt, gehören mythische Ursprungserzählungen mithin nicht ins Kuriositätenkabinett.

II. Überlieferungen und Deutungen

Die folgenden Beobachtungen und Überlegungen gelten der Quellenüberlieferung zur mittelalterlichen Frühgeschichte Dresdens sowie den methodischen Perspektiven und Grenzen ihrer wissenschaftlichen Interpretation. Neue Erkenntnisse haben zu unserer Fragestellung im Wesentlichen Fachdisziplinen beigesteuert, die ihr wissenschaftliches Profil erst lange nach Weck und Hasche ausgebildet haben. Neben die urkundlich ausgerichtete Verfassungsgeschichte sind mit der Zeit Namenkunde, Bodenkunde, Stadtkernarchäologie und zuletzt die Stadtplan- und die Patrozinienforschung getreten.¹⁶

¹⁴ Vgl. CARL-FRIEDRICH GEYER, *Mythos. Formen, Beispiele, Deutungen*, München 1996, S. 65 ff.

¹⁵ So beispielsweise im Vorwort seiner bekannten Aufsatzsammlung: JACQUES LE GOFF, *Pour un autre Moyen Age. Temps, travail et culture en Occident*, Paris 1977, S. 7-15.

¹⁶ Einen guten Literaturüberblick ermöglicht – neben der älteren Bibliographie zur Geschichte der Stadt Dresden, hrsg. von der Sächsischen Landesbibliothek, Bd. 1-5, Dresden 1981 – die von Uwe John erstellte umfangreiche Bibliografie im Anhang der Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1: *Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges*, hrsg. von KARLHEINZ BLASCHKE, Stuttgart 2005, S. 712 ff.

Diplomatik

Traditionell lässt die Dresdner Stadtgeschichtsforschung ihre Überlegungen mit der Ersterwähnungsurkunde von 1206 beginnen. Im Zuge des Stadtjubiläums ist die Zahl ihrer Kommentare sprunghaft angestiegen.¹⁷ Der Inhalt der Urkunde ist weithin bekannt: Markgraf Dietrich von Meißen fällt einen Schiedsspruch, der einen schon länger schwelenden Gebietsstreit zwischen dem Meißner Bischof und dem Dohnaer Burggrafen um die Burg Thorun, die wohl auf dem Burgwardsberg von Pesterwitz zu suchen ist, zugunsten des Bischofs beendet. Bereits Hasche ordnete diesen richterlichen Spruch in die Verfassungsverhältnisse im Gebiet der Oberelbe und vor dem Hintergrund des staufisch-welfischen Thronstreites ein.¹⁸ Die ältere Forschung, vor allem Otto Richter, ging dabei angesichts der Streitsache Thorun von einer eher zufälligen Ortswahl Dresdens aus. Noch 2001 schrieb Karlheinz Blaschke wohl etwas überspitzt: „Für die Frage nach der Entstehung der Stadt ist die Urkunde von 1206 ohne Wert.“¹⁹ Immerhin kam die ältere Forschung auf ein interessantes, wenn auch irriges topografisches Argument: Da sie noch nicht über die Ergebnisse der archäologischen Ergrabung verfügen konnten, schlossen Otto Richter (1900) und ein halbes Jahrhundert nach ihm Harald Schieckel (1956) aus der Anwesenheit von insgesamt 77 Ortskundigen, Zeugen und Herrschaftsträgern auf eine bereits vorhandene Burg des Markgrafen in Dresden.²⁰ Einmal abgesehen von der Möglichkeit, dass sich nicht alle der in der Urkunde genannten Personen im März 1206 tatsächlich in Dresden aufgehalten haben müssen, wie jüngst vorgeschlagen,²¹ so hat die Archäologie mittlerweile gezeigt, dass der früheste Burgenbau nicht vor 1230 datiert. Hingegen haben sich in den letzten Jahren verschiedene Arbeiten intensiver um die Einordnung der Urkunde von 1206 in den längerfristigen Prozess des Landesausbaus in der Mark Meißen und damit um die Situierung der Stadtwerdung Dresdens in übergeordneten politischen Strukturen bemüht.²² Die Ortswahl Dresdens war demnach im

¹⁷ *Codex diplomaticus Saxoniae regiae* (im Folgenden: CDS), II. Hauptteil, Bde. 1-3: *Urkundenbuch des Hochstifts Meissen*, hrsg. von ERNST GOTTHELF GERSDORF, Bd. 1, Leipzig 1864, Nr. 74. Vgl. ECKHART LEISERING, *Die urkundliche Ersterwähnung Dresdens am 31. März 1206*, in: *Geschichte der Stadt Dresden*, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 101-105 (mit Übersetzung und weiterer Lit.) und LARS-ARNE DANNENBERG/MAIKE GÜNTHER, *Dresdens Ersterwähnung und kein Ende. Vom Wert der Urkunde – Überlegungen zur normativen Bewältigung von Konflikten und Kontrahenten*, in: *NASG 77* (2006), S. 175-191.

¹⁸ HASCHE, *Diplomatische Geschichte* (wie Anm. 6), S. 142 f.

¹⁹ KARLHEINZ BLASCHKE, *Die Entstehung der Stadt Dresden*, in: *Dresden im Mittelalter* (*Dresdner Hefte* 65), Dresden 2001, S. 4. Ähnlich bereits OTTO RICHTER, *Dresden am 31. März 1206*, in: *Dresdner Geschichtsblätter* 15 (1906), S. 82 f.

²⁰ OTTO RICHTER, *Geschichte der Stadt Dresden. Erster Teil: Dresden im Mittelalter*, Dresden 1900, S. 10-12; HARALD SCHIECKEL, *Die ersten Gäste Dresdens vor 750 Jahren*, in: *Heimatkundliche Blätter aus Geschichte und Natur Sachsens* 12/13 (1956), S. 37-42.

²¹ DANNENBERG/GÜNTHER, *Ersterwähnung* (wie Anm. 17), S. 175 ff.

²² ANDRÉ THIEME/MANFRED KOBUCH, *Die Landschaft Nisan vom 10.–12. Jahrhundert*, in: *Geschichte der Stadt Dresden*, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 63-87.

Jahre 1206 keineswegs zufällig und für die Frage der Stadtentstehung mitnichten unbedeutend; sie signalisiert vielmehr die gewachsenen, aber im Jahre 1206 noch nicht verfestigten Herrschaftsansprüche Markgraf Dietrichs im Elbtal zwischen Meißen und Pirna, dem alten Gau Nisan. In Nisan bestanden in Konkurrenz zum Markgrafen ältere bischöfliche, böhmische und königliche Ansprüche. Letztere wurden durch die Einsetzung eines königlichen Burggrafen in Dohna in den 1140er-Jahren gestärkt.²³ Hinweise auf die allgemeine Konkurrenzsituation gibt eine Urkunde König Konrads III. von 1144, die bischöfliche und markgräfliche Besitzungen in Nisan auseinanderhält und ganz allgemein von Burgenbau- und Wachpflichten der Nisaner Bevölkerung gegenüber dem Markgrafen spricht.²⁴ Solche militärischen Befugnisse des Markgrafen, die auch andernorts zu seinem Amt gehörten, dürfen freilich nicht mit umfassenden grundherrlichen Rechten im Gau Nisan verwechselt werden. Noch im königlichen Tafelgüterverzeichnis aus der Zeit Barbarossas, vermutlich um 1165 entstanden, wird Nisan zum Königsgut gezählt.²⁵

Eine Reihe von Indizien spricht dafür, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nicht im Markgrafen oder Bischof, sondern im königlichen Burggrafen von Dohna den aufstrebenden Territorialherrn in Nisan zu sehen: 1) Es gibt bis 1206 keine Urkundentätigkeit der Meißner Markgrafen für dieses Gebiet, während es für andere wettinische Herrschaftsgebiete durchaus Urkunden gibt. 2) Dazu passt die Beobachtung Harald Schieckels, derzufolge sich in Nisan während des 12. Jahrhunderts – ebenfalls im Unterschied zu anderen Territorien – auch keine markgräfliche Dienstmansschaft herausgebildet hat.²⁶ 3) Der Burgenbau, um den es im Streitfall von 1206 geht, wirft Licht auf die anhaltende expansive Territorialpolitik der Burggrafen, die sich mit der Pesterwitzer Burg offenbar eine günstige Position an der Weißeritz zwischen Elbtal und Erzgebirge verschaffen wollten. 4) Noch in spätmittelalterlichen Quellen lässt der Umfang der für den Burggrafen bestimmten Wachkornabgabe und der dritte Teil der Gerichtseinnahmen umrisshaft erkennen, wie weit sich im Elbtal die gerichtlichen und administrativen Rechte der Donins verdichtet hatten.²⁷ Dass dem Burggrafen als dem aufstrebenden

²³ Vgl. ANDRÉ THIEME, *Die Burggrafschaft Altenburg. Studien zu Amt und Herrschaft im Übergang vom hohen zum späten Mittelalter*, Leipzig 2001.

²⁴ *Monumenta Germaniae Historica* (im Folgenden: MGH). *Diplomata: Die Urkunden der Deutschen Könige und Kaiser*, Bd. 9: *Die Urkunden Konrads III. und seines Sohnes Heinrich*, hrsg. von FRIEDRICH HAUSMANN, Wien/Köln/Graz 1969, Nr. 119. Vgl. ANDRÉ THIEME, *Die Urkunde König Konrads III. zum Jahre 1144 (Irrweg und Stagnation 4)*, in: *Burgenforschung aus Sachsen* 15/16 (2003), S. 190-197.

²⁵ Vgl. MANFRED KOBUCH, *Zur Lagebestimmung der Wirtschaftshöfe des staufischen Tafelgüterverzeichnisses im meißnischen Markengebiet*, in: *Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung*, Bd. 4, Göttingen 1996, S. 308-376.

²⁶ HARALD SCHIECKEL, *Herrschaftsbereich und Ministerialität der Markgrafen von Meißen im 12. und 13. Jahrhundert. Untersuchungen über Stand und Stammort der Zeugen markgräflicher Urkunden* (Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 7), Köln 1956, bes. S. 78 f.

²⁷ THIEME/KOBUCH, *Nisan* (wie Anm. 22), S. 85 f.

den Herrschaftsträger im Dresdner Gebiet gerade durch den hier bislang kaum hervorgetretenen Markgrafen Einhalt geboten wird, ist das eigentlich Interessante an der Urkunde von 1206. Der Spruch von 1206 markiert – wenn schon nicht die Anfänge Dresdens – so doch die gestärkte Herrschaft der Markgrafen in Nisan. Im Lichte einer weiteren Urkunde, ausgestellt im September 1212 durch den jungen staufischen König Friedrich II. in Basel, deutet sich auch eine Erklärung für den Aufschwung der Wettiner an: Friedrich überließ unmittelbar nach seiner eigenen Königswahl König Ottokar von Böhmen als Dank für dessen Wahlhilfe eine größere Anzahl von Gütern und Territorien vor allem im Osten des Reichs, unter anderem die derzeit verpfändete Burg Dohna mit allen dazu gehörenden Gütern und Rechten, sofern dieses Pfand beim Markgrafen von Meißen wieder ausgelöst werden könne (*si illud [castrum Donin cum suis pertinentiis] a marchione Misense absolvere poterimus*).²⁸ Die Stauer hatten die Burggrafschaft Dohna, die sich bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts mehrfach in böhmischer Hand befunden hatte, zu Beginn des 13. Jahrhunderts offenbar an die Wettiner verpfändet und damit alle königlichen Herrschaftsrechte über dieses auch Nisan umschließende Gebiet – wenn auch temporär – auf die Markgrafen übergehen lassen. Als Zeitpunkt für diesen Vorgang bietet sich das Jahr 1198/99 an, als nach dem überraschenden Tod Kaiser Heinrichs VI. (1197) die staufische Reichslandpolitik im Osten zum Erliegen kam und Heinrichs jüngster Bruder, Philipp von Schwaben, im staufisch-welfischen Thronstreit dringend auf Gefolgsleute angewiesen war.²⁹ Dietrich der Bedrängte, dem Heinrich VI. noch die Übertragung der Mark Meißen verweigert hatte, zählte von Beginn an zu den treuesten Anhängern Philipps. Dietrichs Name taucht unter den ersten Wählern Philipps auf dem Hoftag im thüringischen Ichttershausen am 6. März 1198 auf. Beim berühmten Magdeburger Weihnachtshoftag Philipps erhielt der Wettiner als Dank für diese Unterstützung die formelle Bestätigung der Meißner Markgrafschaft. Da – wie die oben zitierte Urkunde Friedrichs II. vom 26. September 1212 für den böhmischen König belegt – die Ansprüche Ottokars auf Dohna und Nisan nie gänzlich erloschen waren, bietet sich als Zeitpunkt für die zumindest temporäre Übertragung der Burggrafschaft Dohna an Markgraf Dietrich, die möglicherweise als Entschädigung für die in den Konflikten seit 1195 erlittenen Nachteile des Wettiners dienen sollte, das Jahr 1200/1201 an, in dem Ottokar von Philipp abfiel und – nach dem Zeugnis Arnolds von Lübeck – Markgraf Dietrich bei Philipp für die Aberkennung des böhmischen Königstitels eintrat.³⁰

²⁸ MGH. Diplomata: Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd. 14,2: Die Urkunden Friedrichs II. 1212–1217, bearb. von WALTER KOCH u. a., Hannover 2007, Nr. 173 (S. 8–10). Zur lokalgeschichtlichen Interpretation dieser Urkunde neben THIEME/KOBUCH, Nisan (wie Anm. 22), zuletzt auch NORBERT OELSNER, Die Dresdner Burg im Mittelalter, in: Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 128 f.

²⁹ Zu dieser politischen Zäsur PETER CSENDES, Philipp von Schwaben, Darmstadt 2003, bes. S. 70 ff.

³⁰ Vgl. CSENDES, Philipp von Schwaben (wie Anm. 29), S. 137 ff.

Was bedeuten diese reichspolitisch bedeutsamen Entwicklungen für die Entstehung der Stadt Dresden? Der Ort an einem älteren Elbübergang, etwa in der Mitte zwischen Meißen und Pirna gelegen, bot günstige topografische Voraussetzungen für die herrschaftliche Erschließung des Nisaner Gebietes.³¹ Wie oben angedeutet, konkurrierten dabei der Meißner Bischof und die Burggrafen von Dohna mit den wettinischen Markgrafen von Meißen. Die Anwesenheit Markgraf Dietrichs 1206, 1215 und 1216 in Dresden spricht deutlich für die Inbesitznahme des Ortes durch die Wettiner zu diesem Zeitpunkt. Dietrich bezeichnet den Ort im Januar 1216 bekanntlich als *civitas nostra Dreseden*.³² Während der Begriff „civitas“ in seiner Bedeutung als ummauerter Rechtsbezirk oder als rechtlich hervorgehobener Bürgerverband aufgefasst werden kann,³³ ist die Bedeutung des „nostra“ unzweifelhaft und das eigentlich Wichtige: Es bezeichnet den wettinischen Markgrafen als Inhaber der Herrschaftsrechte über Land und Leute am Ort Dresden. Die Urkunden von 1144, 1206, 1212 und 1216 sowie das undatierte staufische Tafelgüterverzeichnis bilden mithin den spärlichen Kernbestand an zeitgenössischen Schriftquellen für die Verhältnisse im Gau Nisan während der Entstehungszeit Dresdens. Die Königsurkunde von 1144 stellt dabei im gesamten 12. Jahrhundert das einzige Schriftzeugnis für bestimmte Ansprüche der Wettiner im Dresdner Elbtal dar. Die Urkunde Markgraf Dietrichs von 1206 ist demnach zweierlei: 1) das älteste direkte Zeugnis für die Regierungshandlung eines Wettiners in Nisan und 2) der älteste Beleg für den Ortsnamen Dresden.

Namenforschung, Siedlungsgeografie und Altstraßenforschung

In der Namenforschung liegt ein weiterer wissenschaftlicher Zugang zur Frühgeschichte Dresdens. Schon im Mittelalter galt die Etymologie als Wissenschaft der ursprünglichen Bedeutung. Eine Dresdner Besonderheit ist darin zu sehen, dass der Ortsname für zwei sich an der Elbe gegenüberliegende Siedlungen nachgewiesen ist. Während der Beleg von 1206 den linkselbischen Standort bezeichnete, so ist für die rechtselbische Siedlung der Name Altendresden bezeugt. Schon Hasche hat die deutsche Herleitung Dresdens von „Drei Seen“, die sich bei Merian und Weck findet und mit der linkselbischen Seenlandschaft begründet wird, für abwegig gehalten und einen slawischen Namen vermutet.³⁴ Mehrere Deutungsver-

³¹ Dazu im Überblick HEINZ JACOB, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der Dresdner Landschaft bis zur Stadtwerdung, in: Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 23–62.

³² CDS I-3: Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1196–1234, hrsg. von OTTO POSSE, Leipzig 1898, Nr. 217 (S. 163 f.).

³³ Vgl. dazu zuletzt JÖRG OBERSTE, Städtische Erinnerungsarbeit. Die Kanzlei- und Urkundenpraxis des Dresdner Rates im Mittelalter, in: Deutung und Ideologie. Wandlungen städtischer Geschichtsbilder (Dresdner Hefte 85), Dresden 2006, S. 3–12.

³⁴ Dazu im Überblick KARLHEINZ HENGST, Der Ortsname Dresden – seine Herkunft und sprachliche Entwicklung, in: Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 106–115 (auch mit der älteren Literatur). Vgl. HASCHÉ, Diplomatische Geschichte (wie Anm. 6), S. 29–31.

suche wurden unternommen, bevor sich die Namenforschung bereits am Ende des 19. Jahrhunderts auf das altsorbische „Drežd’ane“ festgelegt hat, „die Siedlung der Leute am Wald“. Aus sprachgeschichtlicher Sicht muss also zunächst, wie zuletzt noch einmal Karlheinz Hengst unterstrichen hat, ein ursprünglich slawischer Siedelplatz namens „Drežd’ane“ im näheren Umfeld der späteren Stadt bestanden haben, dessen Name vor 1206 auf die linkselbisch entstehende deutsche Stadt übertragen und entsprechend eingedeutscht wurde.³⁵

Wie dieser ursprünglich slawische Siedelplatz beschaffen war und wo er gelegen hat, dazu haben Siedlungsgeografie und Archäologie gerade in den letzten 50 Jahren viel beigetragen. Zwischen 1953, als Alfred Hahns bodenkundliche Arbeit zur „Frühgeschichte Dresdens“ erschien, und dem Überblick von Heinz Jacob aus dem Jahre 2005 hat die Forschung folgendes Bild gewonnen:³⁶ Die frühesten jungsteinzeitlichen Siedelspuren im heutigen Dresdner Stadtgebiet stammen aus Hanglagen oberhalb des Elbtals im Dresdner Süden und Westen, so aus Lockwitz, Nickern, Mockritz und Cotta. Zwischen Bronzezeit und der slawischen Besiedlung im 7./8. Jahrhundert nahm die Siedeldichte im Elbtal auch in den Niederungen stetig zu. Unter dem Einfluss der christlichen Missionierung änderten sich zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert im Elbtal die Siedelformen und der Bestattungsritus, wie unter anderem die ältesten Grabfunde unter der Frauenkirche dokumentieren.³⁷ Erst jetzt kam es zur Bildung von charakteristischen Dorftypen, etwa Rundplatz- oder Gassendörfern, meist in günstiger Lage oberhalb der normalen Hochwassergrenze und entlang der fruchtbaren Altwasserarme, wie die Beispiele Gruna und Striesen bezeugen. Wichtig ist indessen die Feststellung, dass solche altslawischen Siedelfunde aus dem Bereich der linkselbischen mittelalterlichen Kernstadt fehlen.

Die Siedlungsgeografie vermittelt immerhin eine recht genaue Vorstellung davon, wie das Gelände dort beschaffen war, wo im 12. und 13. Jahrhundert die mittelalterliche Stadt Dresden entstand. Drei Höhenzüge des Geländes, die zugleich Mittelpunkte der späteren Stadt waren, ragen hochwassersicher hervor: das Plateau am Altmarkt lag mit durchschnittlich 113 Metern über N.N. deutlich über der geschätzten alten Elbsohle von etwa 104 Metern; ebenso die Erhöhung im Bereich Frauenkirche/Neumarkt mit 113,5 Metern und der Taschenberg mit ca. 112 Metern.³⁸ Im Umfeld und teilweise auch im Kernbereich der späteren Stadt befanden sich zahlreiche Wasserläufe und Feuchtzonen.

³⁵ HENGST, Ortsname (wie Anm. 34), S. 108.

³⁶ Vgl. ALFRED HAHN, *Zur Frühgeschichte Dresdens* (Forschungen zur ältesten Entwicklung Dresdens, Bd. 1), Leipzig 1953; ALFRED HAHN/ERNST NEEF, *Dresden. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme*, Berlin 1984; JACOB, *Besiedlung* (wie Anm. 31), S. 23-62, insbes. die Karte S. 57.

³⁷ Dazu REINHARD SPEHR, *Grabungen in der Frauenkirche von Nisan/Dresden*, in: Judith Oexle (Hg.), *Frühe Kirchen in Sachsen. Ergebnisse archäologischer und baugeschichtlicher Untersuchungen*, Stuttgart 1994, S. 206-217.

³⁸ HAHN, *Frühgeschichte* (wie Anm. 36), S. 5-24.

Von zentraler Bedeutung für die Stadtentstehung war das ältere Wegenetz, insbesondere die Lage der natürlichen Elbübergänge in der Umgebung. Die Altstraßenforschung weist im regionalen Umfeld auf Furten oder Fähren in Strehla hin, wo die alte Königsstraße, die *Via regia*, die Elbe querte, ebenso in Merschwitz, Meißen, Briesnitz, Dresden und Pirna.³⁹ Daneben hatte sich im Dresdner Raum ein vorwiegend lokal und regional ausgerichtetes Wegenetz ausgebildet. Für die Entstehung der Stadt bedeutsam waren die Verbindungen nach Meißen, Wilsdruff und Freiberg im Westen und Südwesten, die Verbindung nach Pirna und Dohna und von dort zum Böhmischem Steig im Osten und Südosten sowie über die Altendresdner Seite in die Oberlausitz.⁴⁰ Wichtig war insbesondere der Anschluss an die Fernhandelsstraße *Via regia* in Königsbrück, für den aber durchaus auch der Weg über die Briesnitzer Furt in Frage kam. Erst der Bau der Dresdner Elbrücke dürfte den Verkehr über die Elbe zwischen Meißen und Pirna dauerhaft auf Dresden konzentriert haben.

Stadtplan- und Patrozinienforschung

Die Stadtplanforschung gehört zu den jüngeren stadthistorischen Disziplinen. Auf der Basis des modernen Stadtgrundrisses und früherer Abbildungen, Karten und Katastern sowie unter Einbeziehung der Stadtkernarchäologie, der Bodenkunde und der Namen- und Patrozinienforschung erarbeitet die Stadtplanforschung grundlegende Muster der Anlage und städtebaulichen Entwicklung mittelalterlicher Städte – und zwar in vergleichender Perspektive.⁴¹ Damit präzisiert diese Forschung die älteren Erkenntnisse zur hochmittelalterlichen deutschen Besiedlung des Elbe-Saale-Raums. Im Verlauf des Siedlungs- und Landesausbaus im 12. Jahrhundert hatte bereits die ältere Landesgeschichte, so etwa Rudolf Kötzschke und Walter Schlesinger, von einem ostdeutschen Kolonisationsschema gesprochen,⁴² womit planmäßig angelegte deutsche Gründungsstädte an wichti-

³⁹ Zur Altstraßenforschung vgl. HUGO WIECHEL, *Die ältesten Wege in Sachsen. 800–1200*, Dresden 1901; RAINER AURIG, *Die Entwicklung von Steig und Straße zwischen Freiburger Mulde und Neiße von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*, Dresden 1989; RENATE WISSUWA, *Altstraßen, Mobilität und Austausch. Verkehrsmäßige Voraussetzungen in Sachsen für die Pilgerbewegung*, in: *Der Jakobskult in Ostmitteleuropa. Austausch, Einflüsse, Wirkungen*, hrsg. von Klaus Herbers, Tübingen 2003, S. 41–55.

⁴⁰ Vgl. den Überblick von KARLHEINZ BLASCHKE, *Wirtschaft und Verfassung*, in: *Geschichte der Stadt Dresden*, Bd. 1 (wie Anm. 16), bes. S. 160–162.

⁴¹ Grundlegend dazu: KARLHEINZ BLASCHKE, *Stadtplanforschung. Neue Methoden und Erkenntnisse zur Entstehung des hochmittelalterlichen Städtewesens in Mittel-, Ost- und Nordeuropa* (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Bd. 138, H. 4), Stuttgart/Leipzig 2003.

⁴² RUDOLF KÖTZSCHKE/HELLMUT KRETZSCHMAR, *Sächsische Geschichte*, Bd. 1, Dresden 1935, S. 28. Vgl. auch HEINRICH BUTTE, *Geschichte Dresdens bis zur Reformationszeit*, Köln/Graz 1967, S. 13–30. Vgl. die neuere Einordnung durch HANS-JÜRGEN NITZ, *Die mittelalterliche Gründungsstadt mit Zentralplatz im Schachbrettgrundriss. Entwicklung aus einem älteren Modell oder Innovation?*, in: *Im Dienste der geschichtlichen*

gen Verkehrsknotenpunkten gemeint waren. Bei der Rekonstruktion des mittelalterlichen Dresdner Stadtgrundrisses spielen Bildquellen des 16. Jahrhunderts eine große Rolle. Die älteste dieser Überlieferungen bestand bis zum Zweiten Weltkrieg in einem originalen Holzmodell der Dresdner Altstadt aus der Zeit um 1530.⁴³ Es spiegelte die städtebauliche Entwicklung Dresdens in der ungemein produktiven Phase nach dem verheerenden Stadtbrand von 1492 wider, in welcher der Ausbau von Residenz und Stadt im Renaissancestil vorangetrieben wurde. Vermutlich diente das Modell, auf dem die Frauenkirche mit ihrer Siedlung noch nicht in die Stadtbefestigung einbezogen war, der Stadtplanung. Es lässt – genauso wie der älteste gezeichnete Stadtgrundriss Dresdens von Paul Buchner aus dem Jahre 1591⁴⁴ – deutlich die ursprüngliche Planmäßigkeit der Stadtanlage erkennen. Aufgrund dieser Quellen sowie bauhistorischer Forschungen im Vorkriegsdresden gelangte Wolfgang Rauda in den 1930er-Jahren zu einer genauen Größenberechnung der mittelalterlichen Stadtanlage.⁴⁵ Die im 13. Jahrhundert ummauerte Fläche betrug in Dresden 26 Hektar; außer dem Burgareal, den adligen Freihöfen und den Kirchen weist der frühe Stadtplan etwa 600 Parzellen für Bürgerhäuser aus; Parzellen allerdings, deren Mehrheit nicht größer als 60-120 Quadratmeter war. Nur eine Gruppe von ca. zwei Dutzend Parzellen rund um den Altmarkt wies deutlich größere Flächen auf; die archäologischen Grabungen der 1990er-Jahre haben diesen Befund bestätigt und Parzellen von über 300 Quadratmetern freigelegt.⁴⁶

Der Stadtbaumeister Heinrich Koch erfasste 1938 durch einen neuen Entwurf die seiner Meinung nach wesentlichen Faktoren beim Gründungsvorgang der mittelalterlichen Stadt Dresden:⁴⁷ Die leichte Kurvenführung der wichtigen West-Ost-Achse im Bereich der Frauengasse im sonst schachbrettförmigen Straßennetz hielt Koch für den Hinweis auf einen älteren Handelsweg. Wesentlich beteiligt am Gründungsvorgang waren für ihn die Burg am Kopf der steinernen Brücke und die Frauenkirche vor den Toren der Stadt. Das Zusammenspiel herrschaftlicher,

Landeskunde. Festschrift für Gerhard Billig, hrsg. von Rainer Aurig/Reinhardt Butz/Ingolf Gräßler/André Thieme, Beucha 2002, S. 145-160.

⁴³ Im Überblick zu diesen Quellen: KARLHEINZ BLASCHKE, Dresden, in: *Das Bild der Stadt in der Neuzeit. 1400–1800*, hrsg. von Wolfgang Behringer/Bernd Roock, München 1999, S. 171-176.

⁴⁴ Der Plan Paul Buchners aus dem Sächsischen Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden ist abgebildet bei REINHARD SPEHR/HERBERT BOSWANK, Dresden. *Stadtgründung im Dunkel der Geschichte*, Dresden 2000, S. 133.

⁴⁵ WOLFGANG RAUDA, Dresden, eine mittelalterliche Kolonialgründung. Die Gestalt des Schloßgeländes vom Barock zur Neuzeit, Dresden 1933; DERS., Die Entwicklung des Dresdner Stadtbildes in der Gotik und im Barock, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der TH Dresden* 5 (1955/56), S. 225-253.

⁴⁶ HEIDI PIMPL/KLAUS WIRTH, Dresden im Mittelalter. Die Ausgrabungen am südlichen Altmarkt, in: *Dresdner Geschichtsbuch* 2, Altenburg 1996, S. 7-19.

⁴⁷ Der Entwurf Heinrich Kochs aus dem Stadtarchiv Dresden ist abgebildet bei SPEHR/BOSWANK, *Stadtgründung im Dunkel* (wie Anm. 44), S. 131. Vgl. NITZ, *Gründungsstadt* (wie Anm. 42).

kirchlicher und wirtschaftlicher Faktoren wurde von landesgeschichtlicher Seite, etwa von Walter Schlesinger, bestätigt.⁴⁸ Mit seinen vergleichenden Untersuchungen zum Nikolauspatrozinium hat Karlheinz Blaschke diese Forschungen schließlich sehr ertragreich weiter ausgebaut. Allein im sächsisch-thüringischen Raum ergaben seine Untersuchungen rund 30 frühstädtische Kirchen, die dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Kaufleute, gewidmet waren; nach Blaschke allesamt „Leitformen für die Aufdeckung ehemaliger Kaufmannssiedlungen“.⁴⁹

In Dresden trug die Kreuzkirche am Altmarkt bis zum 14. Jahrhundert das Patrozinium des heiligen Nikolaus.⁵⁰ Da mit der Frauenkirche eine ältere Pfarrkirche für die ganze Region in unmittelbarer Nähe vorhanden war, liegt es – auch durch den Vergleich mit anderen mitteldeutschen Städten – nahe, in der frühen Nikolaikirche eine spezielle Einrichtung der Kaufleute zu sehen. Mit dem natürlichen Flussübergang über die Elbe und den bereits skizzierten Anbindungen an das regionale und überregionale Straßennetz erfüllte der Dresdner Standort überdies bestimmte Anforderungen für die kaufmännische Tätigkeit. Nach diesen Überlegungen ist in Dresden eine frühe Kaufmannssiedlung als Träger der Nikolaikirche anzunehmen. Die Stadtplanforschung hat darüber hinaus auch einen Vorschlag zur genaueren Lokalisierung der frühesten Kaufleutesiedlung unterbreitet. Am linken Elbufer führte die aus Wilsdruff kommende Altstraße, auf die im Bereich der heutigen Annenkirche noch der Weg aus dem Freitaler Becken stieß, im weiteren Verlauf in Richtung Pirna mitten durch das spätere Stadtgebiet Dresdens. Gerade hier, im Bereich der Frauengasse und des vorgelagerten Brotmarktes, lag nach den Erkenntnissen Karlheinz Blaschkes die früheste kaufmännische Straßensiedlung.⁵¹

Für die Entstehung der Stadt bedeutet die Niederlassung von Kaufleuten einen ganz wesentlichen Schritt. Wieso gerade diese soziale Gruppe für die hochmittelalterliche Stadtgeschichte so entscheidend ist, wird deutlicher, wenn man über ein konstitutives Merkmal mittelalterlicher Stadtverfassungen nachdenkt, die so genannte bürgerliche Freiheit.⁵² Damit war die rechtliche Besserstellung eines Teils

⁴⁸ Vgl. WALTER SCHLESINGER, Der Markt als Frühform der deutschen Stadt, in: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter, hrsg. von Herbert Jankuhn, Bd. 1, Göttingen 1973, S. 262-293.

⁴⁹ Das Zitat aus BLASCHKE, Entstehung Dresden (wie Anm. 19), S. 4. Grundlegend für diese Thematik ist: KARLHEINZ BLASCHKE, Nikolaipatrozinium und städtische Frühgeschichte, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung 84 (1967), S. 273-337.

⁵⁰ In Vielem veraltet ist FRIEDRICH HERMANN LÖSCHER, Die Kreuzkirche und ihre geschichtliche Bedeutung für die Stadt Dresden, Berlin 1999 (ND). Vgl. KARLHEINZ BLASCHKE, Die Kreuzkirche zu Dresden, in: Schola crucis – schola lucis. Dresdner Kreuzkirche, Kreuzschule und Kreuzchor. Musikalische und humanistische Tradition in 775 Jahren, Gütersloh 1991, S. 7-52.

⁵¹ BLASCHKE, Entstehung Dresden (wie Anm. 19), S. 8 f.

⁵² Vgl. im Überblick den Band: Die abendländische Freiheit vom 10. bis zum 14. Jahrhundert. Der Wirkungszusammenhang von Idee und Wirklichkeit im europäischen Vergleich, hrsg. von JOHANNES FRIED, Sigmaringen 1991, sowie KLAUS SCHREINER, „Iura et

der städtischen Bevölkerung gegenüber dem Land gemeint. Diese Freiheit leitet sich vom frühmittelalterlichen Kaufleuterecht her.⁵³ Denn Kaufleute waren anders als Bauern zur Ausübung ihres Berufs auf Mobilität und Königsschutz angewiesen. Mit der Ansiedlung freier und geschützter Kaufleute war mithin die wichtigste rechtliche und soziale Voraussetzung für die Entstehung einer *civitas* im Sinne eines bürgerlichen Rechtsverbandes mit besonderen Privilegien und eigenen Verwaltungsorganen gegeben. Unter diesen Umständen ist es für die Frage der Entstehung der Stadt Dresden besonders wichtig zu wissen, wann sich die ersten Kaufleute am Ort der späteren Stadt niedergelassen und ihrem Schutzpatron Nikolaus eine erste Kirche errichtet haben.

Leider geben weder urkundliche noch archäologische Zeugnisse Aufschlüsse über das Gründungsalter der Nikolai- bzw. Kreuzkirche. Aus dem Städtevergleich schließt Blaschke hypothetisch auf eine Gründung in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts: Als Argument dient hier eine charakteristische West-Ost-Ausbreitung des Nikolauspatroziniums im Elbe-Saale-Raum. Die Nennung der Nikolai-kirche in Halle 1116 bietet dabei einen chronologischen Ausgangspunkt. Nikolai-kirchen finden sich an allen bedeutenden Orten entlang der nach Osten führenden Verbindung bis an den Fuß des Osterzgebirges: von Halle über Leipzig, Leisnig, Döbeln, Meißen, Wilsdruff und Dresden bis Pirna.⁵⁴ Das stärkste Argument für die Herausbildung einer kaufmännischen Nikolaigemeinde in Dresden während des 12. Jahrhunderts liegt übrigens in der Tatsache, dass im ganzen Mittelalter das Vermögen der Nikolai- bzw. Kreuzkirche und der Dresdner Elbbrücke gemeinsam verwaltet wurde, und zwar von der Bürgerschaft selbst.⁵⁵ Der Brückenbau aber, der nach archäologischen Erkenntnissen im späteren 12. Jahrhundert begann, musste vor allem im Interesse örtlicher Kaufleute liegen, die auf eine ganzjährig nutzbare Anbindung an die rechtselbische *Via regia* gedrängt haben dürften.

Stadtkernarchäologie

Für die Stadtwerdung Dresdens sind die Ergebnisse der archäologischen Grabungen in der Dresdner Altstadt von zentraler Bedeutung. Insbesondere die Grabungen am Altmarkt, an Neumarkt und Frauenkirche, an Schloss, Kanzleihaus und Brücke sowie zwischen Wallstraße und Altmarkt, auf dem Gelände der heutigen Altmarktgalerie, haben wichtige Aufschlüsse zur mittelalterlichen Geschichte der

libertates“. Wahrnehmungsformen und Ausprägungen „bürgerlicher Freyheiten“ in Städten des Hohen und Späten Mittelalters, in: Bürger in der Gesellschaft der Neuzeit. Wirtschaft, Politik, Kultur, hrsg. von Hans-Jürgen Puhle, Göttingen 1991, S. 59-106.

⁵³ SCHLESINGER, Markt als Frühform (wie Anm. 48), S. 262 ff.

⁵⁴ BLASCHKE, Nikolaipatrozinium (wie Anm. 49), S. 273 ff., und neuerdings noch einmal DERS., Die Entstehung der Stadt, in: Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 88-98.

⁵⁵ Hierzu bereits OTTO RICHTER, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden, 3 Bde., Dresden 1885-1891, hier bes. Bd. 1, S. 116 ff.

Stadt erbringen können.⁵⁶ Hinzu kommen punktuelle Grabungen an der ältesten Stadtmauer. Um gleich eine archäologische Kritik an der zügig erfolgten Anlage der Dresdner Bürgerstadt im 12. Jahrhundert vorwegzunehmen: Das große Viertel südlich des Taschenbergs, ausweislich von Straßenbezeichnungen und spätmittelalterlichen Geschossbüchern als Handwerkerviertel bekannt, sowie das im Osten gelegene Viertel zwischen Kreuzkirche und Frauentor, das so genannte „Loch“, wurden erst in der Zeit nach 1300 baulich erschlossen und in den Mauerring mit einbezogen.⁵⁷ Man hat also in jedem Fall von einem längeren Prozess der Stadtentstehung auszugehen, wenn man damit die planmäßige Erschließung und Erstbebauung innerhalb des Dresdner Mauerrings meint. Mit Blick auf unsere Fragestellung zur Dresdner Frühgeschichte ergibt sich – wiederum sehr verknüpft – folgendes Bild aus der Stadtkernarchäologie: Bezogen auf den Dresdner Stadtraum ist zunächst der spärliche Nachweis, für den im Mittelalter ummauerten Kernbereich sogar das vollständige Fehlen von präurbanen, etwa altslawischen Siedlungsfunden, in Erinnerung zu rufen.⁵⁸ Beim Altmarkt handelt es sich um den Bereich, der von der Stadtplanforschung als Siedlungskern der Bürgerstadt angesehen wird. Anknüpfend an punktuelle Grabungen der 1950er- und 1960er-Jahre,⁵⁹ begann das Sächsische Landesamt für Archäologie im Jahre 1994 mit einer Flächengrabung am südlichen Altmarkt. In unmittelbarer Nähe zur Nikolai- bzw. Kreuzkirche erwartete man hier, auf die früheste Schicht der zivilen Bebauung Dresdens im Rahmen der Stadtanlage des 12. Jahrhunderts zu treffen. Vor allem in den Hinterhöfen, im Bereich der Latrinen und in den Fäulen, in denen ältere Bausubstanz beim Kellerbau verwendet wurde, stießen die Archäologen tatsächlich auf einige Funde aus der Frühzeit der Stadt.⁶⁰ Die früheste Besiedlung des Altmarktes, bestehend aus einschiffigen Holzhäusern in Pfostenbauweise, Tierpferchen, Lehmentnahmegruben und Zäunen an der Parzellengrenze, wurde in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts datiert. Von einer durchgängigen Bebauung am südlichen Altmarkt durch Holzbauten in rückwärtiger Grundstücksposition kann

⁵⁶ Einen älteren Überblick ermöglicht JUDITH OEXLE, Die Stadtwerdung Dresdens aus der Sicht der Archäologie, in: Dresden im Mittelalter (wie Anm. 19), S. 13-21; jüngere Ergebnisse bei JENS BEUTMANN, Die Entstehung der Stadt aus archäologischer Sicht, in: Dresden 8000 – Eine archäologische Zeitreise (Ausstellungsbeihft Dresden), hrsg. von Judith Oexle, Dresden 2006, S. 96-101, und bei REINHARD SPEHR, Die Gründung Dresdens mit Stadtmauer und Brücke, in: Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz 1 (2006), S. 3-13.

⁵⁷ Vgl. HIPTMAIR u. a., Wallstraße (wie Anm. 1), und SPEHR, Die Gründung Dresdens (wie Anm. 56).

⁵⁸ Vgl. neben den Angaben unter Anm. 56 auch JENS BEUTMANN, Die Ausgrabungen auf dem Dresdner Neumarkt – Befunde zu Stadtbefestigung, Vorstadtbebauung und Friedhof, in: Arbeits- u. Forschungsberichte der sächsischen Bodendenkmalpflege 48/49 (2006/2007), S. 155-242.

⁵⁹ Vgl. dazu HARALD WERNER MECHELK, Mittelalterliche Keramik aus dem Stadtkern Dresdens (Forschungen zur ältesten Geschichte Dresdens, Bd. 3), Berlin 1967; und DERS., Stadtkernforschung in Dresden. Mit einem Beitrag von W. Coblenz, Berlin 1970.

⁶⁰ Hier und im Folgenden PIMPL/WIRTH, Dresden im Mittelalter (wie Anm. 46), S. 7-19.

man seit dem frühen 13. Jahrhundert ausgehen. Ab dem späten 13. Jahrhundert wurden diese rückwärtigen Holzbauten durch so genannte Steinwerke ersetzt, unterkellerte und im Erdgeschoss in Stein ausgeführte Steinbauten, die vermutlich den am Altmarkt wohnenden Kaufleuten als feuergeschützte Warenlager dienten.⁶¹ Über die straßenseitig gelegenen Wohngebäude ist aufgrund der späteren Überbauung hingegen nichts bekannt.⁶² Wegen der im Stadtgrundriss auffallenden Grundstücksgrößen von bis zu 300 Quadratmetern und relativ häufigen Funden von Importwaren kann jedoch auf eine kaufmännische Siedlung geschlossen werden. Auch wenn die Befunde keine absolute Gewissheit über die Datierungen zulassen, so ist doch von einem längeren Prozess der Stadtplanung und baulichen Erschließung auszugehen, der im Jahre 1206 auch im ältesten Areal am Altmarkt noch nicht völlig abgeschlossen gewesen sein dürfte. Große Bedeutung für die Frühgeschichte der Stadt kommt ebenfalls den Grabungen im Bereich des Dresdner Schlosses und der heutigen Augustusbrücke zu. Der Stadtgrundriss ist in seiner Nord-Süd-Achse deutlich auf den Elbübergang ausgerichtet. Die Brücke ist ein entscheidender Standortfaktor für die Ansiedlung von Kaufleuten und Handwerkern; die Burg am linkselbischen Brückenkopf darüber hinaus der Schlüsselbau für die Frage nach der frühen Stadtherrschaft.⁶³ Aus diesen Gründen spielt der Baubeginn von Brücke und Burg bei der Erkundung der Anfänge Dresdens eine zentrale Rolle. Näheren Aufschluss über diese Frage erlauben die Grabungen im Schlossareal, die zwischen 1982 und 1987 durch Reinhard Spehr und zwischen 1994 und 1999 durch Katja Kliemann erfolgten.⁶⁴ Ein erstes interessantes Resultat ist, dass die älteste Bebauung im Bereich des Schlossareals aus dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts stammt. Es handelte sich um eine lose angeordnete Gruppe von Ständerbohlenbauten, ausgefertigt aus Holz, zum Teil unterkellert und gewiss nicht zur militärischen Nutzung geeignet. Zwei kurze Schlussfolgerungen sind bereits hier erlaubt: 1) Es gibt auf dem in günstiger Lage oberhalb der Elbschleife gelegenen Terrain keine Spuren einer slawischen Vorbesiedlung. Dies ist ein Unterschied zum Gebiet um den Altendresdner Brückenkopf, wo solche Spuren

⁶¹ Ebd., S. 13 f.

⁶² Vgl. OEXLE, Stadtwerdung Dresdens (wie Anm. 56), S. 14 f.

⁶³ Diese Meinung vertrat bereits RICHTER, Verfassungsgeschichte (wie Anm. 55), Bd. 1, S. 4.

⁶⁴ Die Grabungen der 1980er-Jahre sind dokumentiert in: REINHARD SPEHR, Archäologische Untersuchungen zur mittelalterlichen Baugeschichte des Dresdner Schlosses, in: *Dresdner Hefte* 38 (1994), S. 11-19; SPEHR/BOSWANK, Stadtgründung im Dunkel (wie Anm. 44), S. 30-108 (Schloss) und S. 142-159 (Brücke), sowie die 2006 erschienene Gesamtdokumentation SPEHR, Archäologie im Dresdner Schloss (wie Anm. 1). Die Grabungen seit 1994 dokumentiert: KATJA KLIEMANN, Die Burg unter dem Dresdner Schloß. Neue Erkenntnisse zur Entwicklung der mittelalterlichen Burganlage und einige Überlegungen zum Problem der Stadtentwicklung aus archäologischer Sicht, in: *Dresdner Geschichtsbuch* 7, Altenburg 2001, S. 7-19.

gefunden wurden.⁶⁵ Dies weist das linkselbische Stadtgebiet siedlungsgeschichtlich erst der Epoche der deutschen Kolonisation zu. 2) Die Erstbebauung auf dem Schlossareal um 1180 stimmt zeitlich mit den ältesten Siedlungsspuren am südlichen Altmarkt überein.

Die Nutzung der ersten Holzbauten auf dem Schlossareal bleibt ungewiss. Reinhard Spehr schlägt eine Siedlung von Handwerkern vor, die beim Brückenbau eingesetzt waren.⁶⁶ Gewissheit besteht hingegen darüber, dass um 1200, also im unmittelbaren zeitlichen Umfeld des Dresdner Gerichtstages von 1206, die ersten Steingebäude in die bestehende Siedlung eingefügt wurden. Darunter befand sich ein stattliches, nicht unterkellertes Gebäude mit Bruchsteinfundament von fast zwei Metern Mauerstärke.⁶⁷ Seine Maße von ca. 9 Metern Breite und 22 Metern Länge sind beträchtlich und lassen sich in der Größe durchaus mit den bekannten Palasbauten aus Sachsen und Thüringen im 12./13. Jahrhundert vergleichen. Nutzung und Ausstattung des Gebäudes sind unbekannt. Da es sich jedoch im Jahre 1206 gewissermaßen als Neubau und erwiesenermaßen als der einzige größere Steinbau in Dresden präsentierte, wird bis in die jüngere Forschung die Hypothese gewagt, hier den Ort des markgräflichen Schiedsgerichtes von 1206 zu sehen.⁶⁸

Nördlich des Steingebäudes konnten die Fundamente eines Mauerzuges samt Wachturm freigelegt werden. Es handelt sich um ein Stück der ältesten Stadtmauer Dresdens, die archäologisch an insgesamt 15 Stellen nachgewiesen werden kann. Die Datierung des ersten Mauerbaus weist Spehr in die Zeit zwischen 1175 und 1200.⁶⁹ Damit besteht eine auffällige zeitliche Parallele zum dritten und weitaus bedeutendsten Bauwerk in der Frühzeit der Stadt, der Elbbrücke. Auf die Wichtigkeit der Brücke in wirtschaftlicher Hinsicht wurde bereits hingewiesen. Die Dresdner Brücke war nicht nur das bei Weitem größte Bauwerk im mittelalterlichen Sachsen, mit ihren Maßen von 561 Metern Länge und 8,5 Metern Breite war sie auch deutlich größer als die bekannten Steinbrücken in Regensburg und Prag.⁷⁰ Für die zeitliche Einordnung der Brücke wird mittlerweile von Historikern und Archäologen ein überzeugender Vorschlag unterbreitet: Der historische Beitrag, im Jahre 1999 von Thomas Ludwig erbracht, besteht in der Datierung der urkund-

⁶⁵ Vgl. ARNDT GÜHNE/KLAUS SIMON, Frühe Siedlungsspuren am Elbübergang in Dresden-Neustadt, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 30 (1986), S. 187-343.

⁶⁶ SPEHR/BOSWANK, Stadtgründung im Dunkel (wie Anm. 44), S. 214.

⁶⁷ KLIEMANN, Die Burg unter dem Dresdner Schloß (wie Anm. 64), S. 10-13 (mit Plänen).

⁶⁸ Vgl. im Überblick zuletzt OELSNER, Dresdner Burg (wie Anm. 28), S. 121-149.

⁶⁹ Zur archäologischen Datierung der Stadtmauer besonders SPEHR, Gründung Dresdens (wie Anm. 56), S. 5 f.

⁷⁰ Vgl. KARLHEINZ BLASCHKE, Die Elbbrücke, in: Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 98-100 und SPEHR/BOSWANK, Stadtgründung im Dunkel (wie Anm. 44), S. 142 ff., 211 ff. sowie aus der älteren Literatur: WILLI NAGEL, Die Dresdner Augustusbrücke, Dresden 1924.

lichen Ersterwähnung der Brücke in die Jahre zwischen 1230 und 1234.⁷¹ Inhaltlich ist in der Urkunde von der Reparatur der vom Hochwasser beschädigten Brücke, nicht aber von einer Baustelle die Rede. Da von mehreren Jahrzehnten Bauzeit auszugehen ist, bestätigt die Urkunde indirekt die Untersuchungen von Reinhard Spehr am vollständig erhaltenen ältesten Brückenpfeiler unter dem heutigen Georgentor. Dort schloss der Archäologe aus Keramikfunden aus der Fundamentgrube des ersten Pfeilers auf einen Baubeginn der Brücke um 1180.⁷² Die Teilnehmer am Dresdner Gerichtstag von 1206 werden sie noch nicht benutzt haben können. Mit Stadtmauer, Elbbrücke und Altmarktbebauung gab es um 1200 mehrere Großbaustellen in Dresden, die für einen erheblichen Zuzug von Handwerkern gesorgt haben dürften.

Auf dem Schlossareal wurde die zivile Siedlung mit lockerer Ständerbohlen- und Steinbebauung um 1230 fast vollständig abgerissen. Der Grund dafür lag im Bau einer Burg am Brückenkopf, einer kastellartigen Kurie mit mehreren Türmen über einem Grundriss von etwa 40x35 Metern.⁷³ Der Hauptbau der Burg lag im Süden der Anlage. Die häufig als „Kemenate“ bezeichnete kreuzgratgewölbte Halle über einem Grundriss von 19x10 Metern bildete das Untergeschoss dieses Bauwerks. Aufgrund der Größe und repräsentativen Ausstattung kommt durchaus eine Nutzung als Palas oder Saal-Wohnbau in Betracht. In der so genannten „Kemenate“ von etwa 1230 liegt zudem das älteste erhaltene Steingebäude Dresdens vor.⁷⁴ Für die Frage der Stadtentstehung sind die spätmittelalterlichen Aus- und Umbauten bis zum Renaissanceschloss nicht mehr aussagekräftig. Von größerem Interesse für die frühen politischen Verhältnisse in Dresden, und daher auch Gegenstand einer anhaltenden Forschungsdiskussion, sind dagegen die Befunde im Bereich des Taschenbergs.

In Nachbarschaft zur ältesten Kurie, unmittelbar an der Stadtmauer auf dem Taschenberg gelegen, fanden die Archäologen Überreste eines stattlichen Baukomplexes aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Anton Weck beschrieb dieses Gebäude 1680 und damit etwa 40 Jahre vor seinem Abriss als markgräfliche Kurie. Auch auf einer Federzeichnung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist es zu sehen.⁷⁵ Bei einer Länge von über 30 Metern und einer Breite von 15,5 Metern war es zum Zeitpunkt seiner Erbauung das mit Abstand größte Steingebäude auf dem gesamten Burgareal. Für die These, dass es sich dabei, wie von Reinhard Spehr

⁷¹ CDS II-5: Urkundenbuch der Städte Dresden und Pirna, hrsg. von KARL FRIEDRICH V. POSERN-KLETT, Leipzig 1875, Nr. 3 (S. 2 f.): ... *in vastatione pontis Dresdae, qui annis quidem singulis inundatione laeditur et hoc anno ultra solitum enormiter est vastatus, ita quod ad reparationem sui labores exigit et expensas.* – Die Datierung dieser Urkunde auf etwa 1275 durch den Herausgeber des Dresdner Urkundenbuchs wurde überzeugend auf etwa 1230/1234 korrigiert durch THOMAS LUDWIG, Bischof Heinrich von Meißen (1228/30–1240) und die „Summa prosarum dictaminis“, in: NASG 70 (1999), S. 33–58.

⁷² SPEHR/BOSWANK, Stadtgründung im Dunkel (wie Anm. 44), S. 214 ff.

⁷³ Vgl. KLIEMANN, Die Burg unter dem Dresdner Schloß (wie Anm. 64), S. 8–11; OELSENER, Dresdner Burg (wie Anm. 28), S. 130–133.

⁷⁴ Vgl. SPEHR/BOSWANK, Stadtgründung im Dunkel (wie Anm. 44), S. 58–69.

vermutet, um den Palas Markgraf Heinrichs des Erlauchten handelt,⁷⁶ gibt es keinen direkten Beweis, aber immerhin ein Indiz: Der Baubeginn um 1260 fällt recht präzise mit den Anfängen der wettinischen Residenzbildung in Dresden zusammen. Im Jahre 1255 hielt Heinrich in Dresden erstmals Hof; nach der Aufteilung der umfangreichen wettinischen Herrschaft unter seinen Söhnen, die 1263 erfolgte, erwählte Heinrich bis zu seinem Lebensende 1288 Dresden zu seiner bevorzugten Residenz.⁷⁷ Es ist durchaus denkbar, in der häufigen Anwesenheit eines der führenden und für seine Hofhaltung gerühmten Reichsfürsten in Dresden den Anlass für den repräsentativen Neubau am Taschenberg zu sehen. Der eigentliche Streitpunkt in dieser Diskussion liegt auch weniger in der Nutzung dieses Neubaus als in der Frage nach dem Erbauer und Nutzer des älteren Kastells am Brückenkopf.⁷⁸ Handelte es sich um zwei markgräfliche Bauten, einen eher funktionalen, zu administrativen und militärischen Zwecken dienenden Bau am Brückenkopf und einen zu Repräsentationszwecken neu erbauten Palas am Taschenberg? Oder waren die Burggrafen von Dohna die Erbauer und ersten Nutzer des Kastells an der Brücke? Aufgrund der topografisch-funktionalen Beziehung zwischen Kastell und Brücke steht damit auch die Frage nach Auftraggeber und Erbauer der Dresdner Brücke in Zusammenhang.

Zur Beantwortung dieser Fragen reichen archäologische Befunde nicht aus. Auf der Grundlage seiner Grabungen an Schloss und Brücke formulierte der Archäologe Reinhard Spehr einen weiter gehenden Deutungsvorschlag zur Stadtgründung Dresdens:⁷⁹ Die Nennung Nisans im Tafelgüterverzeichnis Friedrich Barbarossas und weitere Erwägungen zur staufischen Politik und zum Reiseweg Barbarossas führten Spehr dazu, eine Initiative des staufischen Herrschers beim Brückenbau und bei der Stadtgründung Dresdens nach einem angeblichen Hoftag im sächsischen Hermsdorf 1173 zu vermuten. Als Vertreter des Kaisers hätten die Burggrafen von Dohna richterliche und stadtherrliche Gewalt vor Ort ausgeübt. Die große Steinbrücke wird mithin als herrscherlicher Repräsentationsbau, das Kastell am Brückenkopf als burggräfliche Gerichtskurie eingestuft. Auf das Problem der Bewertung dieser und anderer Hypothesen zur Stadtentstehung ist noch einmal im abschließenden Fazit zurückzukommen.

⁷⁵ Die Zeichnung ist abgebildet bei SPEHR/BOSWANK, Stadtgründung im Dunkel (wie Anm. 44), S. 106 f.

⁷⁶ Ebd., S. 220-234.

⁷⁷ Vgl. WOLF RUDOLF LUTZ, Heinrich der Erlauchte. 1218–1288, Erlangen 1977, bes. S. 39 ff.

⁷⁸ Zu dieser Diskussion zuletzt BLASCHKE, Die Elbbrücke (wie Anm. 70), S. 100 f.

⁷⁹ Ausführlich SPEHR/BOSWANK, Stadtgründung im Dunkel (wie Anm. 44), S. 211-234, und SPEHR, Gründung Dresdens (wie Anm. 56). Kritik an dieser Darstellung wurde u. a. geäußert durch: GERHARD BILLIG, Irrweg und Stagnation (Teil 1), in: Burgenforschung aus Sachsen 14 (2001), S. 121-131, sowie GERHARD BILLIG/ANDRÉ THIEME, Irrweg und Stagnation (Teil 2-4). Gedanken zur Quellengrundlage und Wirkung der neuen Publikationen von Reinhard Spehr zur Frühgeschichte von Dresden und der Oberlausitz, in: Burgenforschung aus Sachsen 15/16 (2003), S. 178-197.

Zuvor sind in wenigen Sätzen die archäologischen Grabungen im Bereich Frauenkirche und Neumarkt zu skizzieren. Die Errichtung der ersten Frauenkirche ging der Entstehung der Stadt Dresden bekanntlich lange voraus. Wie lange voraus, darüber lässt sich mangels Quellen wiederum nur spekulieren. Die Vorschläge reichen von der Phase der so genannten Urfparreien in der Mark Meißen um die Jahrtausendwende bis zum 12. Jahrhundert.⁸⁰ Die älteste archäologische Spur eines romanischen Vorgängerbaus der heutigen Frauenkirche führt zum Anfang des 12. Jahrhunderts. Ein Gräberfeld bei der Frauenkirche geht zurück in das späte 11. Jahrhundert.⁸¹ Neben dem Friedhof wird zuerst eine einfache Holzkirche bestanden haben. Die Frauenkirche, die dem Bischof von Meißen und einem in Briesnitz amtierenden Archidiakon zugeordnet war, fungierte mithin wohl seit dem 11. Jahrhundert als Pfarrkirche und Begräbnisplatz für die überwiegend sorbische Bevölkerung im Dresdner Elbtal. Der Pfarrsprengel umschloss noch im späteren Mittelalter sowohl die Stadt Dresden als auch die sorbischen Dörfer des Umlandes. Die Archäologie hat keine Hinweise auf eine frühe Besiedlung im direkten Umfeld der Frauenkirche erbringen können.⁸² Das bedeutet, dass man die Frauenkirche nicht – wie in vielen anderen Fällen – als kirchlichen Siedlungskern für die entstehende Stadt bewerten kann. Dagegen spricht auch ihre Lage außerhalb der mittelalterlichen Stadtbefestigung. Als Standortvorteil für die Entstehung Dresdens muss die unmittelbare Nachbarschaft der älteren, für viele elbslawische Dörfer zentralen Pfarrkirche dennoch angesehen werden.

III. Fazit

Die bisherigen Ausführungen hatten zu erläutern, von welchen Wissensfragmenten, das meint mehr oder weniger gesicherten Quellenüberlieferungen, die Diskussion um die Anfänge Dresdens auszugehen hat. Da die vorhandenen Fragmente sich nicht ohne Weiteres zu einem Gesamtbild zusammenfügen lassen, waren zudem einige weitergehende Überlegungen und Hypothesen anzusprechen, die eine Vorstellung vom Stadtwerdungsprozess Dresdens zu vermitteln suchen. Hypothesen gehören zum Alltagsgeschäft jedes Historikers, der sich nicht mit zufälligen Fragmenten zufrieden gibt, sondern Geschichte, wie Jacques Le Goff sagt, als „histoire totale“, als gedeutete Rekonstruktion zusammenhängender Lebensbereiche und als „Antwort auf Sinnbedürfnisse der Gegenwart“ (Jan Assmann) begreift.⁸³ Damit sind historische Entwürfe übrigens den berühmten

⁸⁰ Vgl. mit weiterführender Literatur MANFRED KOBUCH, Die Anfänge der Dresdner Frauenkirche, in: Die Dresdner Frauenkirche 8 (2002), S. 47-52.

⁸¹ SPEHR, Grabungen in der Frauenkirche (wie Anm. 37), S. 206-217. Vgl. zum baugeschichtlichen Befund HEINRICH MAGIRIUS, Die Zeit der Romanik und Gotik im 12. und 13. Jahrhundert, in: Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 247-252.

⁸² Vgl. die Arbeiten von BEUTMANN, Dresdner Neumarkt (wie Anm. 1).

⁸³ Siehe oben Anm. 15.

Veduten Bellottos nicht unähnlich, die – bei allem Realismus – auch nicht einfach den Wirklichkeitsausschnitt zufälliger Situationen abbilden, sondern sehr von Idealvorstellungen, Kompositionsregeln und Darstellungsabsichten geprägt sind und damit zu einer Art Gesamtaussage führen.

Die Deutungsvorschläge und Entwürfe zur Stadtentstehung Dresdens sind nach meinem Dafürhalten an zwei Maßstäben zu messen: Wie verhält sich die Deutung zur mittelalterlichen Überlieferung? Und welchem aktuellen Geschichtsbild oder Interesse ist diese Deutung verpflichtet? Im Falle der einleitend behandelten Ursprungserzählungen ist das Verhältnis der beiden Fragen zueinander recht einfach: Die mittelalterliche Wirklichkeit lag außerhalb des Darstellungsinteresses, denn es herrschte ein ganz und gar aktuelles Erkenntnisinteresse vor: Aus der Sicht der glanzvollen wettinischen Residenz des 17. und 18. Jahrhunderts sollte Dresdens Ursprung mit einer hochstehenden Kultur wie der antiken römischen oder einem berühmten Herrschernamen wie demjenigen Karls des Großen in Verbindung gebracht werden und nicht mit einem vermeintlichen sorbischen Fischerdorf.⁸⁴ Aber wie stellt sich unter diesen beiden Fragen die wissenschaftliche Diskussion um die Anfänge Dresdens dar, jene Diskussion, die mit Hasches „Diplomatischer Geschichte“ 1816 begann und die bis heute andauert? Bis zum Ende des Kaiserreichs, mit dem 1918 auch die wettinische Herrschaft in Sachsen zu Ende ging, hatte sich die Vorstellung einer wettinischen Stadtgründung durchgesetzt. Auch der Dresdner Ratsarchivar Otto Richter, der in vielen Einzelheiten gerade die spätmittelalterliche Geschichte Dresdens auf neue Grundlagen stellte, war in der Frage der Stadtgründung ganz seiner Zeit und damit dem wettinischen Herrscherhaus verpflichtet. Vor dem Hintergrund des Aufstiegs der Wettiner in der Mark Meißen im 12. und 13. Jahrhundert betrachtete er Dresden – ähnlich Leipzig – als planmäßige deutsche Gründungsstadt im Zuge des markgräflichen Landesausbaus, die Wettiner mithin als Stadtgründer und ursprüngliche Stadtherrn Dresdens.⁸⁵ Über Richter kam auch die Monografie des ehemaligen Dresdner Stadtarchivars Heinrich Butte aus dem Jahre 1967 nicht wesentlich hinaus.⁸⁶ Dass sich Buttes Darstellung in der Frage der Stadtgründung dennoch von Richter unterschied, war der inzwischen etablierten sächsischen Landesgeschichte und ihrem Interesse für Landesausbau und Kolonisation geschuldet. „Die Entwicklung der Stadt Dresden reiht sich organisch ein in die zweite große Linie der ostdeutschen Kolonisationsbewegung“.⁸⁷ Die Entstehung Dresdens wie vieler anderer sächsischer Städte verdanke sich einer planmäßigen Städtepolitik der Wettiner, die Stadtgründungen seit dem späten 12. Jahrhundert als „Stützen der Landesverteidigung und Brennpunkte von Wirtschaft und Verkehr“ angesehen hätten. In

⁸⁴ Vgl. auch die Wertung bei MEINHARDT, *Erforschung der Geschichte Dresdens* (wie Anm. 2), S. 84 f.

⁸⁵ RICHTER, *Verfassungsgeschichte* (wie Anm. 55), Bd. 1, S. 1-29, und DERS., *Geschichte der Stadt Dresden* (wie Anm. 20), S. 1-24.

⁸⁶ BUTTE, *Geschichte Dresdens bis zur Reformationszeit* (wie Anm. 42), S. 31-39.

⁸⁷ Ebd., S. 31.

Bezug auf die Ortswahl Dresden resümiert Butte: Dietrich habe mit dem Bau von Burg, Brücke und befestigter Stadtanlage die an der Elbfurt zusammenlaufenden Verkehrswege des Elbtals gegen Einfälle von böhmischer Seite schützen wollen.⁸⁸

Mit dem Aufschwung der Stadtkernarchäologie und etwa zeitgleich mit einem neu erwachenden Interesse an wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen kam in den Jahrzehnten nach Butte, wie dargestellt, erneut Bewegung in die Diskussion um die Anfänge Dresdens.⁸⁹ Die neueren Hypothesen haben bis heute gemeinsam, dass sie an der alleinigen Initiative der Wettiner bei der Anlage der Stadt Dresden Zweifel anbringen. Durch unterschiedliche Forschungsansätze, als deren Hauptvertreter in den letzten Jahrzehnten Karlheinz Blaschke und Reinhard Spehr hervorzuheben sind, wurde das Interesse verstärkt – neben den Wettinern – auf eine frühe Kaufleutegemeinde, die Burggrafen von Dohna oder auf das staufische Königtum gelenkt. Generell ist dabei die Neigung zu monokausalen Erklärungen kleiner geworden, und hat sich das Verständnis für die Komplexität von Stadtwerdungsprozessen vergrößert. Man hat längst erkannt, dass bei Städten politische, rechtliche, soziale, wirtschaftliche und topografische Faktoren miteinander interagieren und dass – im Dresdner Fall – auch mit den ausgefeiltesten Methoden der Interpretation keine Gewissheiten, sondern allenfalls Wahrscheinlichkeiten produziert werden können.

Mit einigen zusammenfassenden Beobachtungen und Überlegungen soll abschließend ein eigener Deutungsvorschlag zu den Anfängen Dresdens unterbreitet werden:

1) Die Grabungen am südlichen Altmarkt, auf dem Schlossareal, an der nördlichen und südlichen Stadtmauer sowie am ersten linkselbischen Brückenpfeiler haben übereinstimmend nach archäologischer Interpretation einen ältesten Bauhorizont aus der Zeit zwischen 1175 und 1200 ergeben.

2) Dieser Befund spricht nicht zwingend gegen eine noch frühere Kaufmannsniederlassung im Bereich der das Stadtgebiet querenden Altstraße, da präurbane Kaufleutesiedlungen durchaus denkbar, wenn auch in anderen Städten besser bezeugt sind.⁹⁰ Unbestreitbar lagen die Befestigung und der ganzjährig nutzbare Elbübergang im kaufmännischen Interesse. Erst die Brücke machte aus dem Standort Dresden einen zentralen Verkehrsknotenpunkt im Elbtal zwischen Meißen und Pirna. Die Stadtmauer schuf zudem einen rechtlich und militärisch geschützten Raum. Es besteht die Möglichkeit, dass diese Baumaßnahmen nach dem erfolgreichen Vorbild anderer Handelsstädte gleichsam als prospektive Standortpolitik durch den Träger der Territorialherrschaft geplant und eingeleitet wurden.

⁸⁸ Ebd., S. 34 ff.

⁸⁹ Vgl. MEINHARDT, Erforschung der Geschichte Dresdens (wie Anm. 2), S. 109-112.

⁹⁰ Vgl. den Band: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter, Bd. 1, hrsg. von HERBERT JANKUHN, Göttingen 1973, sowie EDITH ENNEN, Das Städtewesen Nordwestdeutschlands von der fränkischen bis zur salischen Zeit, in: Die Stadt des Mittelalters, hrsg. von Carl Haase, Bd. 1, Darmstadt 1969, S. 139-195.

Leider fehlt zur Bekräftigung dieser These eine gezielte rechtliche Privilegierung des Ortes zur Anwerbung einer urbanen Bevölkerung, wie sie für andere mitteldeutsche Beispiele überliefert ist. Eine andere Möglichkeit besteht darin, dass von Beginn der Baumaßnahmen an eine Mitwirkung und Interessenvertretung, ggf. auch eine Mitfinanzierung von bereits ortsansässigen Kaufleuten vorlag. Die für das spätere Mittelalter bezeugte administrative Verbindung von Brücke und Nikolaikirche zeigt immerhin, dass die führenden Vertreter der Bürgerschaft und damit insbesondere die lokalen Kaufleute der Brücke ein besonderes Gewicht beilegen.⁹¹ Für die Frühzeit sollte man überdies nicht übersehen, dass erst mit den Freiburger Silberfunden in den Jahren nach 1162 nicht nur die Wettiner über erhebliche finanzielle Einkünfte verfügten, sondern auch Handel und Handwerk in der Region deutlich belebt wurden.

3) Die Stadtmauer aus der Zeit um 1180/1200 zog sich zunächst um ein noch über weite Strecken unbebautes Gebiet. Das neu angelegte planmäßige Straßennetz war von Beginn an auf die Elbbrücke und den zentralen Altmarkt ausgerichtet. Es handelte sich in Dresden mithin um die planmäßige Erschließung eines neuen Stadtareals, das heißt um eine echte Gründungsstadt, deren Bebauung und Besiedlung dann in einem längeren Prozess zwischen dem späten 12. und dem 14. Jahrhundert erfolgte. Die späte Phase in diesem Prozess dokumentiert die Errichtung des großen Handwerkerviertels zwischen Wallstraße und Altmarkt im 14. Jahrhundert oder des Stadtviertels „Im Loch“. Seinen Abschluss fand der mittelalterliche Urbanisierungsprozess in Dresden durch die Einbeziehung von Frauenkirche und Frauenkirchsiedlung in den Mauerring in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

4) Die Gründungsstadt Dresden lag nicht im herrschaftsfreien Raum. So deutlich wie man das Interesse von Kaufleuten an günstiger Infrastruktur, an geschützten und zentral gelegenen Märkten und an rechtlicher Besserstellung betonen muss, so deutlich muss man auch das Interesse hochmittelalterlicher Territorialherren an Stadtgründungen hervorheben.⁹² Längst reichten im 12. Jahrhundert die Burgen und Burgwarde zur Ausübung von Herrschaft nicht mehr aus; Städte waren die neuen Mittelpunkte der Wirtschaft, der Landesverteidigung und der religiösen Kultur. Allein sie kamen dem gestiegenen Bedürfnis nach Geldeinnahmen, nach Repräsentation und politischer Zentralisierung entgegen.⁹³ Welcher

⁹¹ Vgl. dazu auch die Analyse der frühesten städtischen Privilegien, die nach 1260 einsetzen, bei OBERSTE, Erinnerungsarbeit (wie Anm. 33), S. 3-12.

⁹² Aus der Vielzahl von Einzeluntersuchungen sei hervorgehoben: CHRISTINE MÜLLER, Ludowingische Städtepolitik in Thüringen und Hessen, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 53 (2003), S. 51-70; KARL GUTKAS, König Ottokars Städtepolitik in Österreich und in der Steiermark, in: Böhmisches-österreichische Beziehungen im 13. Jahrhundert, hrsg. von Marie Bláhová/Ivan Hlavacek, Prag 1998, S. 107-125, und HELMUT G. WALTHER, Die Städtepolitik Heinrichs des Löwen, in: Salzgitter-Jahrbuch 17/18 (1996), S. 62-75.

⁹³ Auf die neue Bedeutung der Städte im 12./13. Jahrhundert verweist sehr eindringlich: JACQUES LE GOFF, Die Stadt als Kulturträger, in: Europäische Wirtschaftsgeschichte. The

Territorialherr kommt aber als Initiator der Gründungsstadt Dresden in Frage? Die Antwort könnte lauten: Im Abstand von etwa 20 Jahren haben sich zwei Herren an diesem Prozess beteiligt. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts übten, wie erläutert, wohl die königlichen Burggrafen von Dohna im Dresdner Gebiet Territorialherrschaft aus. Damit kommen am ehesten die Donins als ursprüngliche Initiatoren der Stadtgründung Dresdens um 1180 in Frage. Ob dies mit direkter Beteiligung der Staufer geschah, ist nicht zu entscheiden, wohl aber auch nicht wahrscheinlich.⁹⁴ Nicht zu bestreiten ist jedoch, dass die Burggrafen diese führende Rolle bereits um 1200 wieder eingebüßt haben. Sie wurden Leidtragende der staufischen Herrschaftskrise ab 1197. Der Wettiner Dietrich profitierte von dieser Krise unter anderem als neuer führender Territorialherr in Nisan, wenn auch zunächst nur im Zuge einer Verpfändung. Diese Pfandschaft reichte aber aus, um den neuen Ort Dresden unter wettinische Herrschaft zu bringen. Urkundlich ist dies für 1216 bezeugt; aber bereits der Spruch von 1206 legt nahe, in Dresden zu diesem Zeitpunkt einen Ort des Markgrafen und nicht des beschuldigten Burggrafen zu sehen.⁹⁵

Ein solchermaßen erzwungener Herrschaftswechsel in der viel versprechenden städtischen Neugründung im Dresdner Elbtal würde durchaus gut in die wechselvollen politischen Geschehnisse in der Mark Meißen in den Jahrzehnten um 1200 passen. Die Wettiner profitierten mithin von den bereits gelegten Fundamenten der Stadt Dresden, bauten aber diese dann im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts energisch zu einem Zentralort ihrer Herrschaft weiter aus. Dresden hat in diesem Sinne wohl zwei Stadtgründer und eine doppelte Gründungsgeschichte.

Fontana Economic History of Europe, Bd. 1: Mittelalter, hrsg. von Carlo M. Cipolla, Stuttgart/New York 1978, S. 45-66. Zu Städten als Repräsentationsorten vgl. den Sammelband: Repräsentationen der mittelalterlichen Stadt, hrsg. von JÖRG OBERSTE (Forum Mittelalterstudien, Bd. 4), Regensburg 2008.

⁹⁴ Zur staufischen Reichslandpolitik in Mitteleuropa vgl. SIGRID HAUSER, Staufische Lehnspolitik am Ende des 12. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1998; ANDRÉ THIEME, Pleißenland, Reich und Wettiner. Grundlagen, Formierung und Entwicklung der *terra plismensis* bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, in: Tegkowitz und das Altenburger Land. 976/2001 – 1025 Jahre Ersterwähnung von Altenburg und Orten im Altenburger Umland, hrsg. von Peter Sachenbacher/Ralph Einicke/Hans-Jürgen Beier (Beiträge zur Frühgeschichte und zum Mittelalter Ostthüringens, Bd. 1), Langenweißbach 2003, S. 39-61; sowie die Überlegungen von FERDINAND OPPL, Stadt und Reich im 12. Jahrhundert, Wien/Köln/Graz 1986.

⁹⁵ Vgl. dazu zuletzt ANDRÉ THIEME, Burg und Herrschaft im Osterzgebirge. Skizzen zur Besiedlung und Herrschaftsentfaltung zwischen Freiberger Mulde und Gottleuba im hohen Mittelalter, in: Herbergen der Christenheit 25 (2001), S. 7-31.

*Anno domini m^occcclvii
in universitate Lipczeni subsequentes residebant
doctores ac magistri –*

Ein unbekanntes Verzeichnis des Lehrkörpers der Universität
Leipzig in Clm 14139 und spätmittelalterliche
Handschriftenüberlieferung als heuristische Perspektive der
Universitätsgeschichtsforschung*
(mit Edition)

von
MAREK WEJWODA

„Im Jahre des Herrn 1457 hielten sich an der Universität Leipzig nachfolgende Doktoren und Magister auf“ – mit diesen Worten beginnt eine Liste von 16 Doktoren, drei Lizentiaten und 108 Magistern der Universität Leipzig, die sich auf dem hinteren Spiegel des Codex latinus Monacensis 14139 der Bayerischen Staatsbibliothek München befindet. Der Forschung zur Geschichte der Universität Leipzig ist dieses Verzeichnis bisher völlig unbekannt. Dass es dem Verfasser im Herbst 2009 in die Hände fiel, ist zwar nicht mehr und nicht weniger als ein glücklicher Zufall. Dennoch wirft der Fund gerade im Jubiläumssemester auch ein willkommenes Schlaglicht auf neue, jedenfalls bisher nur wenig genutzte heuristische und methodische Perspektiven der Universitätsgeschichtsforschung.

Doch dazu abschließend. Zuvor sei der neu aufgefundene Lehrkräftecatalog selbst vorgestellt. Dabei sind zunächst Umstände und Wege der Überlieferung zu erläutern (I), bevor der Artikel sich in einem zweiten Schritt dem Inhalt und dem Aufbau des Verzeichnisses zuwendet und quellenkritisch dessen Zweck, Zuverlässigkeit und Vollständigkeit erörtert (II). Ein dritter Abschnitt umreißt Quellenwert und Aussagekraft und versucht eine quellenkundliche Einordnung (III). Der letzte Abschnitt (IV) resümiert das Gesagte, indem er nach den heuristischen und methodischen Konsequenzen fragt, die sich aus diesem Fund ergeben. Der Anhang bietet eine Edition.¹

* Der hier publizierte Quellenfund wurde am 16. Dezember 2009 im Oberseminar des Lehrstuhls für Sächsische Landesgeschichte der Universität Leipzig (Prof. Dr. Enno Bünz) vorgestellt. Ich danke allen Teilnehmern für die rege Diskussion sowie für ihre Hinweise und Anregungen.

¹ In der Edition sind die Doktoren und Magister der Universität durchnummeriert. Auf diesen <Numerus currens> der Edition beziehen sich die in spitze Klammern gesetzten

I.

An seinen heutigen Münchner Aufbewahrungsort ist Clm 14139, auf dessen hinterem Spiegel sich unser Verzeichnis befindet, im Jahre 1811 im Zuge der Säkularisation der bayerischen Klöster gelangt, und zwar mit dem Buchbestand des alt ehrwürdigen Regensburger Benediktinerklosters St. Emmeram, das nicht zuletzt für seine Bibliothek und für sein früh- und hochmittelalterliches Skriptorium berühmt ist.² In die Bibliothek von St. Emmeram kam die Handschrift im Jahre 1469 aus dem Besitz von Hermann Pötzlinger, der seine umfangreiche Büchersammlung testamentarisch dem Kloster vermacht hatte.³

Über Pötzlingers Biografie weiß man nicht sehr viel. Er stammte aus Bayreuth. Seine Immatrikulation in Wien im Jahre 1436 lässt vermuten, dass er um 1420 geboren wurde. 1439 wurde er in Wien zum baccalaureus artium promoviert, danach war er offenbar Pfarrer von Auerbach in der Diözese Bamberg. Nach St. Emmeram in Regensburg kam er vor 1448. Hier wurde er Rektor der Klosterschule, ohne allerdings selbst Mönch zu sein. Außerdem war er in dieser Zeit auch Pfarrer in dem fränkischen Dorf Gebenbach in der Nähe von Amberg. Im April 1455, als er sich vom Papst mit einer Pfründe in Regensburg providieren ließ, die der Kollatur des Abtes von St. Emmeram unterstand, bezeichnete er sich selbst als Priester Regensburger Diözese.⁴ Im Alter von Mitte 30 bezog Hermann Pötzlinger noch einmal eine Universität: Er ging im Wintersemester 1456/57 zum Studium nach Leipzig.⁵ Vielleicht wollte er hier noch einen höheren Grad erwerben,⁶ eine weitere Promotion ist allerdings nicht nachweisbar. Wann er nach Regensburg zurückkehrte, ist unsicher. Dass er dies tat, steht freilich fest. Er starb am 20. März 1469 und wurde in St. Emmeram begraben.

Seine Büchersammlung hinterließ Hermann Pötzlinger dem Kloster. In Handschriftenkunde und Bibliotheksgeschichte hat sie ihm eine gewisse Prominenz

Nummern im Text, die damit auch gleichzeitig auf die Identifikationsnachweise im Editionscommentar verweisen.

² ELISABETH WUNDERLE, Katalog der lateinischen Handschriften der bayerischen Staatsbibliothek München. Die Handschriften aus St. Emmeram in Regensburg, Bd. 1: Clm 14000-14130, Wiesbaden 1995, S. VII-VIII; BERNHARD BISCHOFF, Studien zur Geschichte des Klosters St. Emmeram im Spätmittelalter (1324-1525), in: Ders., Mittelalterliche Studien. Ausgewählte Aufsätze zur Schriftkunde und Literaturgeschichte, Bd. 2, Stuttgart 1967, S. 115-155.

³ Zum Folgenden: IAN F. RUMBOLD, The Library of Hermann Pötzlinger (ca. 1415-1469), Rector Scolarium at the Monastery of St Emmeram, Regensburg, in: Gutenberg-Jahrbuch 60 (1985), S. 329-340.

⁴ Repertorium Germanicum. Verzeichnis der in den päpstlichen Registern und Kamezialakten vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien vom Beginn des Schismas bis zur Reformation, Siebenter Band: Calixt III. (1455-1458), bearb. von ERNST PITZ, Tübingen 1989, Nr. 1082 (S. 125).

⁵ Die Matrikel der Universität Leipzig, Bd. 1: Die Immatrikulationen, hrsg. von GEORG ERLER (Codex Diplomaticus Saxoniae II 16), Leipzig 1895, S. 203: *Hermannus Poczlinger de Beureud*.

⁶ So vermutet RUMBOLD, Pötzlinger (wie Anm. 3), S. 331.

eingebraucht, denn mit einem Umfang von 110 Bänden, von denen 92 erhalten sind, handelt es sich schon quantitativ um eine bedeutende Privatbibliothek des Spätmittelalters.⁷ Beachtung hat sie bisher aber besonders wegen einer einzelnen Handschrift gefunden, einer sehr frühen und umfangreichen Sammlung polyphoner Vokalmusik, die die Musikwissenschaftler elektrisiert und in der Forschung nur „Codex St. Emmeram“ genannt wird, mittlerweile in einer Faksimileausgabe vorliegt⁸ und auch vertont worden ist.⁹

Neben diesem sehr prominenten Stück finden sich in Pötzlingers Buchbesitz aber auch eine ganze Reihe von Handschriften, die er während seiner Leipziger Studienzeit erworben hat und dann mit nach Regensburg brachte.¹⁰ Dazu gehörte zweifellos auch Clm 14139: Es handelt sich um die „Prima Secundae“ – also den ersten Teil des zweiten Buches – der „Summa Theologiae“ des Thomas von Aquin, einen Standardtext der scholastischen Theologie, der üblicherweise in vier Bände aufgeteilt war.¹¹ Der hier in Rede stehende Band wurde nach einem Eintrag am Ende des Textes schon im Jahre 1450 geschrieben.¹² Wann Pötzlinger ihn erwarb, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Anders als ein Register und einige Marginalien stammt die Liste im hinteren Spiegel jedenfalls nicht von seiner Hand, die man aus vielen seiner Codices kennt.¹³

Immerhin wurde das Verzeichnis in demselben Semester angelegt, in dem sich Hermann Pötzlinger in Leipzig einschrieb. Es geht dies daraus hervor, dass <15> Nikolaus Meltzer aus Glogau als Rektor bezeichnet wird, was er in ebenjenem Wintersemester 1456/57 gewesen ist. Diese Angabe erlaubt auch, die Entstehung zeitlich noch weiter einzugrenzen und zwar auf 1457 – das Jahr gibt die Über-

⁷ Vgl. zur Einordnung etwa die Zusammenstellung bei ANETTE HAUCAP-NASS, *Der Braunschweiger Stadtschreiber Gerwin von Hameln und seine Bibliothek* (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien, Bd. 8), Wiesbaden 1995, S. 147 ff.

⁸ *Der Mensuralcodex St. Emmeram. Faksimile der Handschrift Clm 14274 der Bayerischen Staatsbibliothek München. Kommentar und Inventar*, hrsg. von IAN RUMBOLD/LORENZ WELKER (Elementa musicae, Bd. 2), 2 Bde., Wiesbaden 2006.

⁹ 2008 hat das Regensburger Vokalensemble „Stimmwerck“ beim Label Aeolus unter dem Titel „The St Emmeram Codex“ eine CD mit einer Auswahl von vier- bis sechsstimmigen Stücken aus dem Codex St. Emmeram veröffentlicht.

¹⁰ Dies betrifft nach WUNDERLE, *Handschriften St. Emmeram 1* (wie Anm. 2) und INGBORG NESKE, *Katalog der lateinischen Handschriften der bayerischen Staatsbibliothek München. Die Handschriften aus St. Emmeram in Regensburg*, Bd. 2: Clm 14131-14260, Wiesbaden 2005, die Handschriften Clm 14087, 14092, 14103, 14111, 14127, 14139, 14141 sowie eine unbekannt Zahl weiterer Handschriften im noch nicht durch moderne Kataloge erschlossenen Rest des St. Emmeramer Bestandes in der Bayerischen Staatsbibliothek München.

¹¹ Aus Pötzlingers Besitz haben sich noch zwei weitere Teilbände der „Summa theologiae“ erhalten, nämlich die „Pars prima“ (Clm 14087) und die „Pars tertia cum supplemento“ (Clm 14103), während die „Secunda Secundae“ fehlt.

¹² Vgl. die Beschreibung bei: NESKE, *Handschriften St. Emmeram 2* (wie Anm. 10), S. 40.

¹³ Vgl. z. B. die Abbildung und die Beschreibung typischer Merkmale bei RUMBOLD, *Pötzlinger* (wie Anm. 3), S. 332-333.

schrift –, vor dem Rektoratswechsel am 23. April.¹⁴ Ob diese zeitliche Koinzidenz von Pötzlingers Leipziger Immatrikulation mit der Entstehung der Liste in Clm 14139 tatsächlich auch irgendeinen sachlichen, kausalen Zusammenhang anzeigt, muss freilich dahingestellt bleiben. Es ist gut möglich, dass Pötzlinger die Handschrift erst später erworben hat und die Liste im hinteren Spiegel auf einen unbekanntem Vorbesitzer zurückgeht. Letztlich ist diese Frage auch von geringer Bedeutung.

II.

Das Lehrkörperverzeichnis der Universität Leipzig vom Frühjahr 1457 in Clm 14139 ist in zehn Blöcke gegliedert, die jeweils durch eine geschweifte Klammer zusammengezogen und mit einer Bezeichnung versehen sind (Abb. 1). Zuerst werden hier die Mitglieder der drei Magisterkollegien¹⁵ aufgeführt: zwölf Kollegiaten des Grossen Kollegs, acht Kollegiaten des Fürstenkollegs, sechs Kollegiaten des Collegium Beatae Mariae Virginis. Das Fürstenkolleg ist dabei durch ein hinzugesetztes *olim cauda* – „ehemals Schweif“ – näher gekennzeichnet. Dieser merkwürdige Zusatz hebt auf einen gerade erst vollzogenen Grundstückstausch ab, gemeint ist nämlich „Fuchsschwanz“: Im Jahre 1456 hatte das – bis dahin so genannte – Kleine Kolleg das Pädagogium der Artistenfakultät an der Ecke Ritterstrasse/Eselsplatz übernommen, das bis dahin auch „Fuchszagel“ bzw. *cauda vulpina*, also „Fuchsschwanz“ genannt wurde.¹⁶ Bei dieser Gelegenheit hatte es der Landesherr auch in *collegium principis* umbenannt.¹⁷

Auf die Kollegiaten der drei Kollegien folgen die Doktoren der juristischen Fakultät: der Ordinarius <27> Dietrich von Bocksdorf, <28> Johannes Zwiesigko aus Wittenberg, <29> Gregor Steinbrecher aus Striegau und <30> Thimo von Paserin aus Luckau sowie der nach seinem Italienstudium in Padua gerade in Leipzig eingetroffene Legist <31> Hermann Steinberg aus Duderstadt.

¹⁴ Matrikel Leipzig 1 (wie Anm. 5), S. 204.

¹⁵ Dazu jetzt: BEATE KUSCHE, „Ego collegiatus“ – Die Magisterkollegien an der Universität Leipzig von 1409 bis zur Einführung der Reformation 1539. Eine struktur- und personengeschichtliche Untersuchung (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Reihe A, Bd. 6 I/II), Leipzig 2009.

¹⁶ Ebd., S. 351 ff.

¹⁷ Urkundenbuch der Universität Leipzig von 1409 bis 1555, hrsg. von BRUNO STÜBEL (Codex Diplomaticus Saxoniae II 11), Leipzig 1879, Nr. 116.

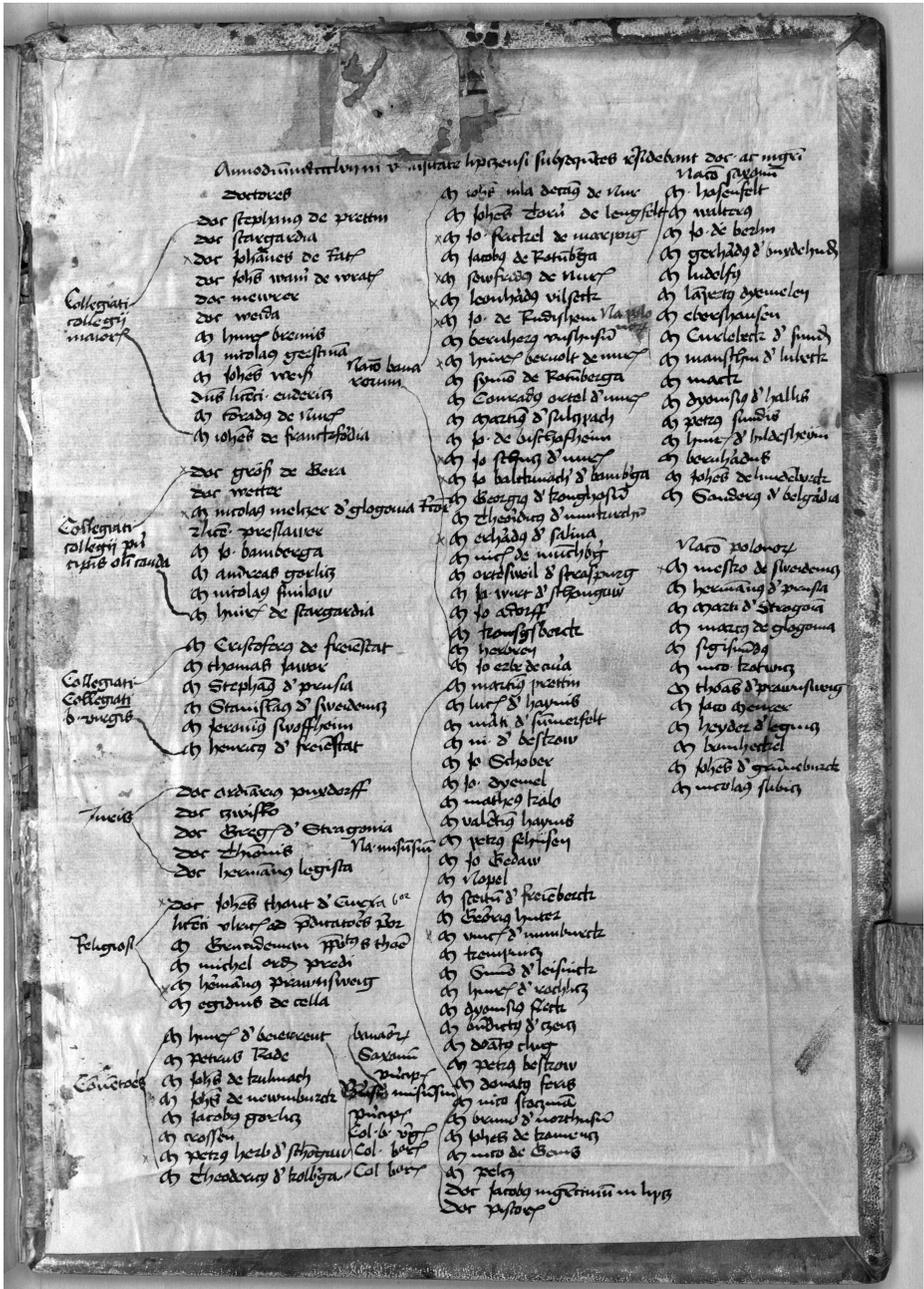


Abb. 1: Verzeichnis der Doktoren und Magister der Universität Leipzig im Frühjahr 1457 [Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 14139, hinterer Spiegel].

Aufgeführt werden anschließend weiter in einer eigenen Kategorie die *religiosi*, also die Mönche und Regularkanoniker, sechs an der Zahl: Drei davon sind Dominikaner, darunter mit Lizentiat <33> Ulrich Schmidt und Magister <35> Michael Tenteisen zwei Angehörige des observanten Nürnberger Konventes, die 1456 zur Reformation der Leipziger Pauliner nach Leipzig kamen¹⁸ und nicht in die Universitätsmatrikel eingetragen wurden. Weiter finden sich hier <34> Johannes Grundemann, 1454–1470 Propst des Augustiner-Chorherren-Stifts St. Thomas, ein *frater* <36> Hermann Bansleben aus Braunschweig sowie <37> *Magister Egidius de Cella*, zweifellos der Provisor des zisterziensischen Bernhardskollegs.¹⁹

In einer eigenen Kategorie sind schliesslich auch die *conventores* zusammengefasst. Es handelt sich hierbei um *conventores burse*, wie sie der korrigierte und daher schwer leserliche Eintrag nach dem Namen <41> *Johannes de Newinburck* ausdrücklich nennt – hier stand zuerst *conventor*, dann aber schrieb der Schreiber *burse* darüber, als er die Bezeichnung als *conventores* an den linken Rand vor die Klammer zog. Die *conventores* waren die Vorsteher der Bursen der Universität,²⁰ der Bayernburse, der Sachsenburse, der Meißner Burse und der entsprechenden Studentenwohnheime der drei Kollegien, die zur Verwaltung und zur Aufsicht über die Studenten eingesetzt waren. Erfasst sind in der Liste allerdings nur die Bursen der Universität, nicht die Privatbursen, die von der Stadt, einzelnen Bürgern oder auch Professoren betrieben wurden.

Die Mehrzahl der Magister ist aber nach einem anderen Verfassungsprinzip gegliedert und nach ihrer Zugehörigkeit zu den Nationen aufgeführt: 25 Magister in der bayerischen Nation, 27 Magister in der *Natio Misnensium*, 16 sächsische Magister und zwölf „Polen“. Zur meißnischen Nation sind dabei am Ende noch zwei Doktoren nachgetragen, und zwar Mediziner, die in einem sehr engen Verhältnis zur Stadt standen, so dass ihre formale Universitätsangehörigkeit scheinbar nahezu in Vergessenheit geriet: <98> *Doctor Jacobus magister civium in Lipczk*, das ist Jakob Meseberg aus Stendal, der seit 1451 Ratsherr und 1457 auch Bürger-

¹⁸ GABRIEL M. LÖHR, Die Dominikaner an der Leipziger Universität (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland, Bd. 30), Leipzig 1934, S. 49 ff.

¹⁹ ENNO BÜNZ, Kloster Altzelle und das Bernhardskolleg in Leipzig, in: Die Zisterzienser und ihre Bibliotheken. Buchbesitz und Schriftgebrauch des Klosters Altzelle im europäischen Vergleich, hrsg. von Tom Graber/Martina Schattkowsky (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 28), Leipzig 2008, S. 247–288, zum Amt des Provisors S. 267, zum Besuch des Bernhardskollegs durch Studenten des Ordens S. 268–269.

²⁰ Dazu: BEATE KUSCHE/HENNING STEINFÜHRER, Bauten der Universität Leipzig bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in: Geschichte der Universität Leipzig, Bd. 5: Geschichte der Leipziger Universitätsbauten im urbanen Kontext, unter Mitwirkung von Uwe John hrsg. von Michaela Marek/Thomas Topfstedt, Leipzig 2009, S. 11–50, hier S. 20–22 und 27–35 passim; insbesondere zu den Bursen der Kollegien: KUSCHE, *Ego collegiatus* (wie Anm. 15), S. 333–355.

meister war, und <99> *Doctor Pistoris*, nämlich Nikolaus Pistoris, der Stammvater der bekannten Leipziger Mediziner- und Juristenfamilie.²¹

Die insgesamt 127 aufgeführten Leipziger Doktoren und Magister lassen sich mit nur wenigen Ausnahmen – insgesamt sechs Personen²² – in der Matrikel und den Promotionsverzeichnissen nachweisen. Das Verzeichnis bietet damit eine schöne Gegenprobe für die universitäre Überlieferung und bestätigt – ohne dass sie dessen bedurft hätte – *cum grano salis* deren Zuverlässigkeit und Vollständigkeit. Andererseits zeigt der Abgleich, dass auch das Verzeichnis von 1457 im Wesentlichen zuverlässig ist, wengleich einzelne Ungenauigkeiten und Irrtümer bei Vornamen und Herkunftsbezeichnungen vorkommen.²³

Doch das Verzeichnis ist nicht nur im Bezug auf die Angaben zu den Personen ziemlich zuverlässig. Es dürfte auch weitestgehend vollständig sein. Für den Quellenwert und die Perspektiven einer Auswertung ist dies insofern von Bedeutung als damit „argumenta e silencio“ möglich werden, also Schlussfolgerungen, die sich auf das Schweigen der Quellen, die Nichtnennung von Personen stützen.

Vollständig ist das Verzeichnis jedenfalls in der Zahl der genannten Kollegiaten: Die Kollegien sind mit ihrem vollen Mitgliederbestand aufgeführt, dabei handelt es sich um dieselben Personen, die auch Beate Kusche für diese Zeit nachgewiesen oder wahrscheinlich gemacht hat.²⁴ Auf die zumeist geringfügigen Korrekturen, die sich ergeben, wird noch zurückzukommen sein. Auch die Juristenfakultät ist offenbar vollständig verzeichnet, mit ihrem Ordinarius Dietrich von Bocksdorf und vier weiteren Doktoren, denselben vier, die kurz darauf, im Sommersemester 1457 ein Urteil unterzeichneten, das Bocksdorf für Bischof Peter von Naumburg angefertigt hatte.²⁵ Weitestgehende Vollständigkeit legt schließlich auch ein weite-

²¹ Vgl. dazu HENNING STEINFÜHRER, *Der Leipziger Rat im Mittelalter. Die Ratsherren, Bürgermeister und Stadtrichter 1270–1539* (Bausteine aus dem Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde, Bd. 3), Dresden 2005, S. 70 (Nr. 258–261), sowie Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 26 (1888), S. 186–194.

²² Nummern <23>, <70>, <76>, <113>, außerdem die beiden Nürnberger Dominikaner <33> und <35>, die unter den *religiosi* aufgeführt werden, aber offenkundig nicht immatrikuliert worden sind. Nicht sicher mit einem bestimmten Matrikeleintrag zu identifizieren ist <114> *Magister Johannes de Lundenborck* (Lüneburg), der im WS 1456/57 zum Magister promoviert wurde. In der Rektoratsmatrikel kommen hier mehrere Personen in Frage. Wenn eine Identifizierung nicht möglich ist, liegt dies z. T. darin begründet, dass die Angaben der Liste dafür zu dürftig sind, wie bei <23> *Magister Stephanus de Prusia* oder <113> *Magister Bernhardus*.

²³ Nummern <4>, <20>, <47>, <60>, <66>, <94>, <122>. Zumeist handelt es sich um leicht nachvollziehbare Verballhornungen der Herkunftsbezeichnungen wie von <122> „Braunsberg“ in „Braunschweig“ oder von <20> „Stendal“ in „Stargard“.

²⁴ Siehe oben Anm. 15.

²⁵ Domherrenbibliothek Zeitz Ms 26, fol. 554v–556r, die Subskriptionen der Doktoren fol. 555v–556r. Vgl. zu dieser Handschrift, einem umfangreichen Kopialbuch, das einen Auszug aus dem Privatarchiv des Leipziger Juristen Dietrich von Bocksdorf überliefert, bislang: HUGO BÖHLAU, *Aus einem Kopialbuche (Volumen ingens consiliorum?) Dietrichs von Bocksdorf*; in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte* 13 (1878), S. 514–536, und MAREK WEJWODA, *Dietrich von Bocksdorf (1405/10–1466). Ein Niederlausitzer als Rechtsgelehrter und Universitätsprofessor*, in: *Niederlausitzer Studien* 35 (2009), S. 26–59, hier S. 40 ff.,

rer Befund nahe, der mit der Entstehungsgeschichte zu tun hat. Innerhalb der überlieferten Liste lassen sich nämlich noch zwei Entstehungsstufen erschließen, insbesondere im Verzeichnis der Magister der Nationen: In einer älteren Schicht, die die Magister zu Beginn des Wintersemesters 1456/57 enthält, folgt die Reihenfolge keiner erkennbaren, direkt ablesbaren Regel. An das Ende dieser ursprünglichen Liste wurden dann die frischpromovierten *magistri novelli* des Semesters jeweils im Block nachgetragen, und zwar in der Reihenfolge des Promotionsverzeichnisses und fast vollständig.²⁶

Schwer zu beurteilen sind Zweck und Funktion der Liste. Verzeichnisse des Lehrkörpers von Gesamtuniversitäten scheinen für die anderen Hohen Schulen des nordalpinen Reichs der ersten Gründungswelle (bis Rostock 1419) nicht überliefert zu sein.²⁷ Wichtig ist zunächst die Feststellung, dass es sich bei unserem Leipziger Verzeichnis offenbar nicht um Bindemakulatur handelt, also etwa einen später eingeklebten und hier sekundär verwendeten Zettel. Hierin unterscheidet es sich von den *cedulae actuum*, Belegzetteln über die besuchten Lehrveranstaltungen, die die Studenten bei der Bakkalars- oder Magisterprüfung vorweisen mussten, die es demzufolge massenhaft gegeben haben muss, von denen sich aber nur sehr wenige Exemplare erhalten haben, zumeist in analoger Situation auf den Spiegeln spätmittelalterlicher Handschriften.²⁸ Stattdessen wurde unsere Liste scheinbar auf die schon vorhandene Leerseite eingetragen, die wohl bereits beim Binden auf den Spiegel geklebt worden war. Dies ergibt sich schon daraus, dass die Aufteilung und Gestaltung des Textes ganz offensichtlich an den äusseren Rahmen angepasst wurde, den der Spiegel bot, gerade am rechten Rand, wo die Schrift mehrfach vergleichsweise gedrängt ist und einmal wohl sogar über den Rand des Spiegelpapiers hinaus bis auf den Deckel reicht.²⁹ Zumindest in der überlieferten Form geht die Liste also nicht – wie die *cedulae actuum* – direkt auf die Schriftlich-

sowie zukünftig meine Dissertation, die unter dem Arbeitstitel „Dietrich von Bocksdorf (ca. 1410–1466). Ein spätmittelalterlicher Jurist zwischen sächsischer Rechtspraxis und Universität, Fürstendienst und kirchlicher Karriere“ gegenwärtig am Lehrstuhl für sächsische Landesgeschichte der Universität Leipzig entsteht.

²⁶ Bayerische Nation: Nummern <61> bis <68>. Meißnische Nation: <94> bis <97>. Sächsische Nation: <111> bis <115> [nicht nachweisbar ist <113>]. Polnische Nation: <126>, <127>. – Nur einer der 19 Magistranden des Wintersemesters 1456/57 fehlt, und zwar der in der Promotionsliste zuletzt aufgeführte Magister der meißnischen Nation, Matheus Brand aus Jüterbog; Matrikel Leipzig 2 (wie Anm. 36), S. 167.

²⁷ Siehe dazu ausführlicher unten bei Anm. 35 ff.

²⁸ Dazu FRANK-JOACHIM STEWING, Vier studentische Belegzetteln aus der Frühzeit der Leipziger Artistenfakultät, in: NASG 80 (2009), S. 67–103; DERS., Scheinejagd um 1500. Zu „*cedulae actuum pro gradu baccalaureatus*“ Erfurter Studenten, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt 67 (NF 14) (2006), S. 39–105, hier insbesondere S. 41 ff. zur geringen Überlieferung und typischen Überlieferungsweisen.

²⁹ Bei Nummer <122>. – Hingewiesen sei darauf, dass dieser Befund anhand eines Digitalfotos hoher Qualität gewonnen wurde, nicht am Original. Er ist insofern vorläufig und bedarf der Bestätigung durch eine Autopsie, die insbesondere auch das offenbar vorhandene Wasserzeichen bestimmen und für die Datierung des Spiegelpapiers berücksichtigen müsste.

keit des universitären Betriebs zurück, sondern vielleicht auf ein eher privates Interesse eines Besitzers der Handschrift an der Dokumentation des eigenen Studienortes. Fragt man aber nach den zweifellos genutzten Vorlagen, so erscheint es durchaus möglich, dass wir hier einen Reflex der pragmatischen, alltäglichen Verwaltungsschriftlichkeit der Universität in der Mitte des 15. Jahrhunderts greifen, von der in Leipzig fast nichts erhalten ist, die es aber gegeben haben muss. Über ein vollständiges Verzeichnis der Doktoren und Magister der Universität muss der Rektor etwa verfügt haben, wenn er sie – wie im Verlauf der Statutenreform 1446 – zu Beratungen über die Angelegenheiten der Universität zusammenrief, indem er ihnen einzeln entsprechende Mandate zukommen ließ,³⁰ während allerdings die Gesamtuniversität zur Neuwahl des Rektors und zur Verlesung der Universitätsstatuten offenbar mithilfe von Aushängern in den Kollegien und Bursen versammelt wurde.³¹ Bekannt ist über den inneruniversitären Schriftverkehr im 15. Jahrhundert freilich jenseits dieser Belege fast nichts und es würde das doch erstaunliche Ausmaß der Überlieferungsverluste verdeutlichen, ginge die hier vor-

³⁰ Dass derartige Mandate den einzelnen Magistern ausgehändigt wurden, zeigt die Gegenüberlieferung solcher Schriftstücke, die der Leipziger Magister und Doktor der Theologie Johannes Weiße in seinen Bericht über den gescheiterten Versuch einer Reform der Universität Leipzig im Frühjahr 1446 inseriert hat (UBL Ms 176, fol. 18v-27v; dazu: FRIEDRICH ZARNCKE, Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens, in: Abhandlungen der königlich-sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 2, Leipzig 1857, S. 509-922, hier S. 721 ff., mit Teilabdruck des Berichts; FRIEDRICH ZARNCKE, Einst und Jetzt. Aus dem Verfassungsleben der Universität Leipzig, in: Ders., Aufsätze und Reden zur Cultur- und Zeitgeschichte. Kleine Schriften 2, Leipzig 1898, S. 59-74, sowie jetzt: MAREK WEJWODA, Wenn ein politisches Projekt Makulatur wird – Die Reform der Universität Leipzig im Jahre 1446 und das Schicksal der Originalaufbereitung des Reformstatuts, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins 2009, S. 13-34. Eine vollständige Edition von Weißes Bericht wird meine Dissertation enthalten). Johannes Weiße gibt hier den Wortlaut solcher Mandate wieder, mit denen er zu den Beratungen über das Verhalten der Universität in der Reformfrage einberufen wurde, z. B. UBL Ms 176, fol. 25r: *Item XXIII Marcii dominus rector convocavit doctores et magistros sallariatos et tres magistros de concilio facultatis [sc. artium – MW] non sallariatos, scilicet Petrum Budessem, Johannem Wysen, Conradum Wetter sub hoc tenore: „Reverende magister. Sitis hodie hora nona in stuba magistrorum collegii maioris ad audiendum quedam ardua factum reformationis et bonum universitatis concernentia et ad consulendum super eisdem sub debito prestiti iuramenti. Detur nominatis tantum“*. Während hier eine herausgehobene Gruppe einberufen wurde, nämlich die Doktoren (der höheren Fakultäten), die besoldeten Magister des Konzils der Artistenfakultät sowie drei *non-sallariati*, versammelte der Rektor am 24. März auch die gesamte *universitas magistrorum* in dieser Weise: ebd., fol. 25v: *Item XXIII Marcii, in vigilia Annunciationis virginis Marie, rector convocavit totam universitatem magistrorum sub hac forma: „Reverende magister. Sitis hodie hora nona in stuba magistrorum collegii maioris ad audiendum legi litteram serenissimi domini ducis Saxonie universitati transmissum et ad audiendum propositionem rectoris in facto reformationis et ad consulendum super eadem sub debito prestiti iuramenti. Detur omnibus“*.

³¹ Vgl. dazu die Formulare im „Libellus formularis“ des Rektors Johannes Fabri aus Donauwörth aus dem Jahre 1495: FRIEDRICH ZARNCKE, Die Statutenbücher der Universität Leipzig aus den ersten 150 Jahren ihres Bestehens, Leipzig 1861, S. 97-151, bes. Nr. 1-4 und S. 98 Anm. 1.

gestellte Liste tatsächlich auf einen solchen Lehrkräfte-Katalog im Rektorat zurück.

III.

Denn für diese Deutung spricht auch der Charakter des Verzeichnisses: Es handelt sich nach dem bisher Gesagten um eine weitestgehend vollständige Momentaufnahme des Lehrkörpers, um einen personellen Querschnitt durch die korporativ-administrative Struktur der Universität Leipzig zu einem bestimmten Zeitpunkt. Angesichts dessen ist seine Bedeutung als Quelle nicht eben gering, sowohl aus quellenkundlicher Sicht als auch mit Blick auf die Perspektiven und Fragestellungen der jüngeren universitätsgeschichtlichen Forschung. Personenverzeichnisse sind für die Universitätsgeschichte spätestens seit der sozialgeschichtlichen Wende in den 70er-Jahren eine zentrale Quelle. Man denkt dabei in erster Linie an die Rektoratsmatrikeln, denn diese bieten als einzige systematisch-amtliche Quelle seriell annähernd vollständige Verzeichnisse von Personen mit akademischer Bildung. Ohne diese Grundlage wäre es kaum möglich gewesen, Universitäts- und Bildungsgeschichte im Sinne von Peter Moraw und Rainer Christoph Schwinges als Geschichte von personal manifestierten und vermittelten Austauschbeziehungen zwischen der Universität und ihrer gesellschaftlichen Umwelt zu schreiben.³² Wenn man mit den Mitteln der Prosopografie den gesellschaftlichen Voraussetzungen und den gesellschaftlichen Wirkungen akademischer Bildung auf die Spur kommen will, ist man auf derartige Personenverzeichnisse dringend angewiesen. Während für die Gesamtbesucherschaft fast aller deutschen Universitäten mit den Rektoratsmatrikeln eine zuverlässige personengeschichtliche Quelle zur Verfügung steht³³ und die Graduierten der einzelnen Fakultäten nicht selten auch durch sukzessive geführte Promotionsakten oder wenigstens retrospektiv angelegte Promotionslisten überliefert sind,³⁴ ist es meist um einiges schwieriger, in

³² Vgl. dazu: RAINER CHRISTOPH SCHWINGES, *Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert* (Beiträge zur Sozial- und Verfassungsgeschichte des alten Reiches, Bd. 6), Stuttgart 1986; DERS., *Resultate und Stand der Universitätsgeschichte des Mittelalters vornehmlich im deutschen Sprachraum. Einige gänzlich subjektive Bemerkungen*, in: *Mensch – Wissenschaft – Magie. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte* 20 (2000), S. 97-115, sowie die Aufsatzsammlungen: RAINER CHRISTOPH SCHWINGES, *Studenten und Gelehrte. Studien zur Sozial- und Kulturgeschichte deutscher Universitäten im Mittelalter* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, Bd. 32), Leiden/Boston 2008, und PETER MORAW, *Gesammelte Beiträge zur deutschen und europäischen Universitätsgeschichte: Strukturen, Personen, Entwicklungen* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, Bd. 31), Leiden/Boston 2008.

³³ Dazu: RAINER CHRISTOPH SCHWINGES, *Die Zulassung zur Universität*, in: *Geschichte der Universität in Europa*, hrsg. von Walter Rüegg, Bd. 1: *Mittelalter*, München 1993, S. 161-180, hier S. 166 ff.; DERS., *Resultate und Stand* (wie Anm. 32).

³⁴ Vgl. dazu: RAINER CHRISTOPH SCHWINGES, *Acta promotionum I: Die Promotionsdokumente europäischer Universitäten des späten Mittelalters*, in: *Examen, Titel, Promo-*

diesem Gesamtbestand die spezielle Gruppe der tatsächlich zu einem bestimmten Zeitpunkt anwesenden Lehrer zu erfassen.

Gerade für die Gesamtkorporationen der meisten älteren deutschen Universitäten sind punktuelle, querschnittartige Verzeichnisse des Lehrkörpers nur selten und eher ausnahmsweise überliefert.³⁵ Sie konzentrieren sich auf die jeweilige Gründungssituation, so wie wir auch für Leipzig zwei derartige Listen haben, die im Wintersemester 1409/10 entstanden sind³⁶ und aus denen man die tatsächliche Anfangsbesetzung von 40 Magistern zuverlässig rekonstruieren kann,³⁷ ohne freilich die korporative Differenzierung der Liste des Jahres 1457 zu erreichen. Im weiteren Verlauf bis 1500 gibt es aber in der universitären Überlieferung, soweit ich sehe, keine einzige weitere Quelle, die für einen bestimmten Zeitpunkt die anwesenden Doktoren und Magister vollständig verzeichnet, wenngleich die Besetzung der einzelnen Fakultäten sich gelegentlich in Zeugenlisten oder – bei den Juristen – auch in den Subskriptionen von Fakultätsgutachten widerspiegeln mag,³⁸ deren Vollständigkeit allerdings bisweilen durchaus fragwürdig ist.³⁹

Ähnlich steht es offenbar bei den anderen deutschen Universitäten der ersten Gründungswelle. Lehrkörperverzeichnisse der Gesamtuniversitäten scheint es hier jenseits der Gründungssituationen nicht zu geben, während immerhin der aktuelle Personalbestand der einzelnen Fakultäten – jenseits der erwähnten Pro-

tionen. Akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert, hrsg. von dems. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 7), Basel 2007, S. 213–228, insbesondere die Typologie S. 215–222.

³⁵ Die folgenden Ausführungen ergeben sich aus einem Rundblick, der sich auf die Universitäten Prag, Wien, Köln, Heidelberg, Erfurt, Leipzig und Rostock und im Wesentlichen auf die jeweils einschlägigen Gesamtdarstellungen der Universitätsgeschichte beschränkt hat. Für Hinweise auf adäquate Überlieferungen, die mir entgangen sein sollten, und für entsprechende Korrekturen wäre ich daher sehr dankbar.

³⁶ Matrikel Leipzig 1 (wie Anm. 5), S. 25–26; Die Matrikel der Universität Leipzig, Bd. 2: Die Promotionen, hrsg. von GEORG ERLER (Codex Diplomaticus Saxoniae II 17), Leipzig 1897, S. 89–90.

³⁷ KUSCHE, Ego collegiatus (wie Anm. 15), S. 144 ff.

³⁸ So etwa beim Gutachten des sächsischen Klerus für Kurfürst Friedrich II. von Sachsen in der Konzilsfrage, das am 27. November 1444 u. a. der Rektor der Universität und je vier Leipziger Theologen und Juristen unterzeichneten: HStA Dresden, Bestand 10001 (Originalurkunden), Nr. 6852 (Kriegsverlust), gedruckt: Deutsche Reichstagsakten unter Friedrich III. Dritte Abteilung 1442–1445, hrsg. von WALTER KAEMMERER (Deutsche Reichstagsakten, Ältere Reihe, Bd. 17), Göttingen 1963, Nr. 306c (allerdings ohne die Subskribentenliste, diese findet sich im Zettelregist zur Urkunde im HStA Dresden).

³⁹ Vgl. dazu das Gutachten der Leipziger Juristenfakultät für den Bischof von Brandenburg aus dem Jahre 1463 (Universitätsbibliothek Leipzig Ms 951, fol. 288r–290v, die Subskribentenliste fol. 290r–v), das von nur vier Leipziger Doktoren unterzeichnet wird (Dietrich von Bocksdorf, Timo von Paserin, Johannes Scheurlein und Johannes Eberhausen), obwohl zu diesem Zeitpunkt auch noch Gregor Steinbrecher aus Striegau, Johannes Zwiesigko aus Wittenberg und Johannes Scheibe der Fakultät angehörten. Bei Zeugen- und Subskribentenlisten muss demnach immer damit gerechnet werden, dass sie nicht den gesamten Lehrkörper, sondern mitunter nur die schwankende Zahl der gerade Anwesenden widerspiegeln.

motionsverzeichnisse⁴⁰ – gelegentlich durch Personenlisten belegt ist.⁴¹ Am besten ist die Quellenlage noch für die Artistenfakultäten. Für die Erfurter Artistenfakultät gibt es bis 1500 zwei Gesamtverzeichnisse des Lehrkörpers: Für das Sommersemester 1431 ist die Besetzung der Fakultät durch einen Statutenbeschluss dokumentiert, der von 37 Magistern beschworen wurde. Alle 70 Magister nennt auch ein Verzeichnis, das zur Vorbereitung der Quodlibet-Disputationen im Sommersemester 1455 angelegt wurde und das durch eine Handschrift überliefert wird, die heute in der Universitätsbibliothek Leipzig aufbewahrt wird, nicht etwa durch das Archiv der Erfurter Fakultät selbst.⁴² Auch für die Universität Prag können einige Quodlibet-Handschriften Auskunft über Umfang und Zusammensetzung des Lehrkörpers in der Zeit um 1400 geben, allerdings wohl nicht so zuverlässig wie die Erfurter Liste von 1455. Für einzelne Quodlibet-Disputationen im Zeitraum zwischen 1394 und 1417 wurden hier 46 bis 151 Quästionen vorbereitet, wobei jeweils nur ein Bruchteil der teilnehmenden Magister namentlich genannt wird und wohl auch nicht ganz sicher ist, ob die Zahl der vorbereiteten Quästionen der Zahl der tatsächlichen Teilnehmer entspricht.⁴³

Eine außergewöhnlich gute Überlieferung hat dagegen die Wiener Artistenfakultät, die durch die „Acta facultatis artium“ auch mit ihrem Personalbestand im 15. Jahrhundert sehr gut dokumentiert ist.⁴⁴ Hier wurden jährlich die tatsächlich lehrenden Magister mit ihren Lesungen namentlich verzeichnet, 1457 handelte es sich um 81 Personen,⁴⁵ Höchststände erreichte die Wiener Fakultät 1452 mit 103 und 1476 mit 106 Magistern.⁴⁶

Die Universität Köln begann ihren Lehrbetrieb im Jahre 1388 mit 24 Magistern und Doktoren, mit deren Namen die Matrikel eröffnet wird.⁴⁷ Für die Kölner

⁴⁰ Dazu SCHWINGES, *Acta promotionum* (wie Anm. 34), S. 218-219.

⁴¹ Vgl. für die Juristenfakultäten den Überblick bei KARL-HEINZ BURMEISTER, *Das Studium der Rechte im Zeitalter des Humanismus im deutschen Rechtsbereich*, Wiesbaden 1974, S. 40-56 und die dort gegebenen Belege.

⁴² ERICH KLEINEIDAM, *Universitas studii Erfordensis I. Spätmittelalter 1392–1460* (Erfurter theologische Studien, Bd. 14), 2. erw. Auflage, Leipzig 1985, S. 251-252, 255-258. Es handelt sich um die Handschrift Nr. 1348 der Universitätsbibliothek Leipzig.

⁴³ FRANTIŠEK ŠMAHEL, *Die Verschriftlichung der Quodlibet-Disputationen an der Prager Artistenfakultät bis 1420*, in: Ders., *Die Prager Universität im Mittelalter. Gesammelte Aufsätze* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, Bd. 28), Leiden/Boston 2007, S. 359-386, hierzu S. 368 ff.

⁴⁴ Dazu: SCHWINGES, *Acta promotionum* (wie Anm. 34), S. 218 mit Anm. 17, sowie JOSEPH ASCHBACH, *Geschichte der Wiener Universität*, 3 Bde., Wien 1865–1885, Bd. 1, S. 340 Anm. 1 sowie S. 355 mit Anm. 1.

⁴⁵ ASCHBACH, *Wiener Universität* (wie Anm. 44), S. 355 Anm. 1.

⁴⁶ PAUL UIBLEIN, *Die Wiener Universität, ihre Magister und Studenten zur Zeit Regiomontans*, in: Ders., *Die Universität Wien im Mittelalter. Beiträge und Forschungen*, hrsg. von Kurt Mühlberger/Karl Kadletz (Schriftenreihe des Universitätsarchivs Wien, Bd. 11), Wien 1999, S. 409-442, hier S. 409 und S. 427.

⁴⁷ Die Matrikel der Universität Köln, bearb. von HERMANN KEUSSEN, Bd. I (1389–1475) (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, Bd. 8), 2. vermehrte und verbesserte Auflage, Bonn 1928, S. 3-7.

Artistenfakultät und ihre Bursen, die dort das korporative Grundgerüst darstellten, erlaubt darüber hinaus das Dekanatsbuch den Nachweis der meisten Bursenregenten, also derjenigen Lehrer, die bei Examina oder als Amtsträger der Fakultät in Erscheinung getreten sind. Es bietet aber allem Anschein nach zu keinem Zeitpunkt einen vollständigen Querschnitt durch den Lehrkörper der Artistenfakultät.⁴⁸ Für Heidelberg gibt die Matrikel für das erste Jahr des Universitätsbetriebes bis Herbst 1387 eine vollständige Aufstellung der 579 Universitätsangehörigen, darunter 34 Doktoren und Magister.⁴⁹ Unter den 160 Gründungsmitgliedern der Universität Rostock finden sich im Jahre 1419 der Matrikel zufolge 15 Doktoren, Lizentiaten und Magister.⁵⁰ Für die weitere Geschichte der Universität Rostock im 15. Jahrhundert bietet die Literatur keine Hinweise auf entsprechende Überlieferung.⁵¹

Umfangreiche Listen von Universitätsangehörigen bieten zwar außerdem auch die Supplikenrotuli, mit denen die Universitäten Köln und Heidelberg beim Papst Sammelgesuche um Übertragung von Pfründen für eine Vielzahl von Universitätslehrern und Studenten vorbrachten.⁵² Diese Rotuli stellen aber keine Gesamtverzeichnisse der tatsächlich anwesenden Dozenten dar und nahmen darüber hinaus auch Graduierte auf, die nicht wirklich der Universität angehörten: Sie eignen sich daher „sehr wenig dazu, uns eine zuverlässige Übersicht über den gleichzeitigen Bestand einer Universität an Mitgliedern zu verschaffen“.⁵³

Handelt es sich bei dem Leipziger Gesamtlehrkörperverzeichnis aus dem Frühjahr 1457 demzufolge quellenkundlich gesehen um eine echte Rarität, so ist seine

⁴⁸ GÖTZ-RÜDIGER TEWES, Die Bursen der Kölner Artisten-Fakultät bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (Studien zur Geschichte der Universität Köln, Bd. 13), Köln/Weimar/Wien 1993, S. 7-8, S. 17 Anm. 15, S. 736.

⁴⁹ Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662. Erster Teil: Von 1386 bis 1553, hrsg. von GUSTAV TOEPKE, Heidelberg 1884, S. 1-24, bes. S. 1-2 Anm. 1; danach: GERHARD RITTER, Die Heidelberger Universität im Mittelalter (1386–1508). Ein Stück deutscher Geschichte, Heidelberg 1936, unv. ND 1986, S. 71.

⁵⁰ Die Matrikel der Universität Rostock, hrsg. von ADOLPH HOFMEISTER, 2 Bde., Rostock 1889–1891, Bd. 1, S. 1-3.

⁵¹ Konsultiert wurden: PAUL KRETSCHMANN, Universität Rostock (Mitteldeutsche Hochschulen, Bd. 3), Köln/Wien 1969; ELISABETH SCHNITZLER, Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock im 15. Jahrhundert, Leipzig 1979; DIES., Die Gründung der Universität Rostock 1419 (Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 73), Köln/Wien 1974; MARKO A. PLUNS, Die Universität Rostock 1418–1563. Eine Hochschule im Spannungsfeld zwischen Stadt, Landesherrn und wendischen Hansestädten (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte NF, Bd. 58), Köln/Weimar/Wien 2007.

⁵² Dazu: HERMANN KEUSSEN, Die alte Universität Köln. Grundzüge ihrer Verfassung und Geschichte. Festschrift zum Einzug in die neue Universität Köln, Köln 1934, S. 15-20; RITTER, Heidelberg (wie Anm. 49), S. 74 ff.; ERICH MEUTHEN, Kölner Universitätsgeschichte, Bd. 1: Die alte Universität, Köln/Wien 1988, S. 61-62; JÜRG SCHMUTZ, Erfolg oder Mißerfolg. Die Supplikenrotuli der Universitäten Heidelberg und Köln 1389–1425 als Instrument der Studienfinanzierung, in: Zeitschrift für Historische Forschung 23 (1996), S. 145-167.

⁵³ RITTER, Heidelberg (wie Anm. 49), S. 74-75; mit ähnlicher Beurteilung für Köln: MEUTHEN, ebd.

konkrete Aussagekraft für sich allein genommen natürlich begrenzt. Sie entfaltet sich erst dann voll, wenn man sie im Hinblick auf bestimmte Fragestellungen mit anderen Quellen in Beziehung setzt, was in diesem Rahmen weder sinnvoll noch überhaupt möglich ist. Hier soll es daher genügen, einige Einzelbefunde zu formulieren und Potenziale anzudeuten.

Zunächst bietet unser Verzeichnis schlicht neue Belege für einzelne universitäre Korporationen: Für die Kollegien ergeben sich Revisionen in der Chronologie der Kollegiaturen.⁵⁴ Für die beiden landesherrlichen Stiftungen sind sie marginal, nicht ganz unerheblich aber für das Frauenkolleg, dessen Überlieferung im 15. Jahrhundert bekanntlich recht dürftig ist. Hier werden durch das Verzeichnis außerdem auch zwei bisher unbekannte Kollegiaten genannt.⁵⁵

Wichtig sind die Nachweise des Weiteren für die im 15. Jahrhundert sonst schlecht belegten Bursen. Die Liste bietet dabei nicht nur die Namen von acht Bursenvorstehern, die man sonst nur ausnahmsweise kennt, sondern auch einen neuen Erstbeleg zu 1457 für die Bayernburse (Erstbeleg bisher 1479) des Grossen Kollegs, dem außerdem auch noch die Sachsenburse gehörte (erstmal erwähnt 1443).⁵⁶ Wahrscheinlich handelt es sich auch bei der *bursa Misnensium* des Verzeichnisses nicht um die „Meißner Burse“, die der Leipziger Rat betrieb (Ersterwähnung 1463), sondern um eine entsprechende Einrichtung des Grossen Kollegs, die für Studenten der meißnischen Nation reserviert war und sogar erst 1546 erstmals ausdrücklich erwähnt wird.⁵⁷ Nicht ausdrücklich belegt war bisher die Existenz einer *bursa collegii Marie Virginis*, wenngleich von einer entsprechenden Funktion des Liebfrauenkollegs bereits auszugehen war, das – so Beate Kusche – „für die Studenten der polnischen Nation der zentrale Anlaufpunkt bei der Suche nach einer Unterkunft“ gewesen sein, „das heisst als offizielle Burse dieser Nation gegolten haben [dürfte]“.⁵⁸ Nicht ohne Weiteres einzuordnen sind beim gegenwärtigen Forschungsstand die *bursa principis* und die *bursa collegii minoris*, deren *conventores* im Verzeichnis genannt werden.⁵⁹ Über eine Burse des Kleinen Kollegs vor dem Grundstückstausch von 1456⁶⁰ ist nichts bekannt, wenngleich Beate Kusche die Existenz einer solchen auch nicht für ausgeschlossen hält.⁶¹ Insofern könnte es sich bei der *bursa collegii minoris* um eine Burse des ehemaligen Kleinen Kollegs in dem Komplex zwischen Petersstraße und Burggasse handeln, die nun – im Frühjahr 1457 – im Besitz der Artistenfakultät gewesen wäre. Die *bursa prin-*

⁵⁴ Vergleiche dazu den Sachkommentar zu den Nummern <1> bis <26> des Editionsanhangs.

⁵⁵ Nummern <21> und <23>.

⁵⁶ Zu den Bursen des Grossen Kollegs: KUSCHE, *Ego collegiatus* (wie Anm. 15), S. 333-345.

⁵⁷ Ebd., S. 341.

⁵⁸ Ebd., S. 377 ff., das Zitat S. 378.

⁵⁹ Nummern <40>, <42>, <44>, <45>.

⁶⁰ Siehe oben bei Anm. 16.

⁶¹ KUSCHE, *Ego collegiatus* (wie Anm. 15), S. 347.

cipis könnte dann eine neueröffnete Burse auf dem neuen Gelände des *collegium principis* sein.⁶²

Darüber hinaus haben wir aber nun ein explizites Zeugnis für Umfang und Zusammensetzung des Lehrkörpers der Universität Leipzig, besonders für die Artistenfakultät. Dies ermöglicht etwa einen vergleichenden Blick auf die Artistenfakultäten Erfurt und Wien, die für diesen Zeitpunkt wie erwähnt⁶³ ebenfalls gut dokumentiert sind. Dabei zeigt sich, dass Leipzig im Jahre 1457 mit 108 Magistern die Erfurter (70) und die Wiener Fakultät (81) schon in absoluten Zahlen deutlich übertrifft. Da Leipzig von diesen drei, damals frequenzstärksten Universitäten im Reich die geringste Besucherzahl hatte, wird der Vorsprung noch deutlicher, wenn man die Aufenthaltsfrequenz der gleichzeitig anwesenden Studenten mit dem Umfang des Lehrkörpers in Beziehung setzt. Das sich so ergebende „Betreungsverhältnis“ hätte dann für Leipzig bei ca. 1:5, für Erfurt bei ca. 1:9, für Wien sogar bei ca. 1:18 gelegen,⁶⁴ wobei freilich dahingestellt sei, ob man mit diesem sehr modernen Blick auf quantitative Relationen wirklich ein Merkmal greift, das auch qualitativ im Spätmittelalter von wesentlicher Bedeutung war. Alle anderen Artistenfakultäten im Reich waren z. T. deutlich kleiner: Für Heidelberg etwa ging Ritter im 15. Jahrhundert von durchschnittlich meist ca. zwei Dutzend Magistern aus,⁶⁵ was bei einer Zahl von gleichzeitig ungefähr 200 Artes-Studenten⁶⁶ ein Verhältnis von acht Studenten pro Magister bedeutet.

Über derartige komparative Ansätze hinaus kann man an eine vollständige Momentaufnahme des Lehrkörpers, wie sie in der Leipziger Liste von 1457 vorliegt, wahrscheinlich auch ganz spezifische Fragen stellen, die andere Quellen nicht ohne Weiteres beantworten können, doch wird dies hoffentlich die künftige Forschung zeigen.

Einen wichtigen Blick von außen bietet das Verzeichnis nicht zuletzt für die Leipziger Juristenfakultät, deren institutionelle Überlieferung im 15. Jahrhundert

⁶² Zu den dort befindlichen Gebäuden ohne sichere Identifizierung einer Burse: Ebd., S. 354.

⁶³ Siehe oben bei Anm. 42 und 44.

⁶⁴ Gerundete Werte aufgrund der Angaben bei FRANZ EULENBURG, Die Frequenz der deutschen Universitäten (Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse 24, Nr. 2), Leipzig 1904, S. 55 (durchschnittliche Frequenz im Jahrfünft 1456/60 in Erfurt: 733, in Leipzig: 634; von diesen Werten wurden pauschal 15 % für Studierende der höheren Fakultäten abgezogen) und UIBLEIN, Wiener Universität (wie Anm. 46), S. 427, der die Zahl der in Wien anwesenden Artesstudenten im Jahre 1458 auf ca. 1.500 schätzt.

⁶⁵ RITTER, Heidelberg (wie Anm. 49), S. 127 (ohne Beleg); ihm folgt: RENATE KLAUSER, Aus der Geschichte der Heidelberger philosophischen Fakultät, in: 575 Jahre Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg. Aus der Geschichte der Universität Heidelberg und ihrer Fakultäten (Ruperto-Carola, Bd. 13), Heidelberg 1961, S. 235-336, S. 242.

⁶⁶ EULENBURG, Frequenz (wie Anm. 64), S. 55, geht für das Jahrfünft 1456/60 von durchschnittlich 228 Universitätsbesuchern aus. Davon dürften ca. 85 %, also knapp 200, die Artes studiert haben.

sehr dürftig ist:⁶⁷ Es nennt hier fünf Doktoren, darunter ist mit <31> Hermann Steinberg⁶⁸ ein in Italien promovierter Legist, der am 2. März 1457 die erste in Leipzig eingerichtete Lektur für römisches Zivilrecht erhielt.⁶⁹ Diese Besetzung ist im Vergleich zu anderen deutschen Juristenfakultäten⁷⁰ durchschnittlich bis gut und ergibt ein doch deutlich verändertes Bild gegenüber einem Beleg von 1452, in dem nur drei juristische Doktoren namens der Fakultät eine Urkunde ausstellen⁷¹ und aus dem gewöhnlich auf den dürftigen Zustand der Leipziger Juristenfakultät noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts geschlossen wird.⁷²

Interessant ist, dass unter den tatsächlich residierenden juristischen Doktoren Andreas Bodeker⁷³ und Johannes Schwoffheim⁷⁴ fehlen. Diese beiden Leipziger

⁶⁷ Sie beschränkt sich auf die älteste erhaltene Statutenredaktion aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, ein Doktorenverzeichnis, das Ende des 15. Jahrhunderts zusammengestellt wurde und das nachweislich unvollständig ist, sowie Listen der Bakkalariats- und der Lizentiatspromotionen unter dem Ordinariat von Johann von Breitenbach, vgl. dazu: FRIEDRICH ZARNCKE, Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens, in: Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 3, Leipzig 1857, S. 509-922, S. 872-877; Matrikel Leipzig 2 (wie Anm. 36), S. XXIII ff., S. 37-41, sowie: EMIL FRIEDBERG, Die Leipziger Juristenfakultät, ihre Doktoren und ihr Heim, Leipzig 1909, S. 138-141 (älteste Statuten).

⁶⁸ Zu ihm neben den im Editionscommentar genannten Referenzwerken: ROBERT GRAMSCH, Erfurter Juristen im Spätmittelalter: Die Karrieremuster und Tätigkeitsfelder einer gelehrten Elite des 14. und 15. Jahrhunderts (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, Bd. 17), Leiden 2003, Personenverzeichnis Nr. 603.

⁶⁹ Begründung der Lektur am 4. März 1457: Urkundenbuch der Universität Leipzig (wie Anm. 17), Nr. 118. Dass Hermann Steinberg auf die legistische Lektur berufen wurde, wird belegt durch eine Urkunde des Kurfürsten, die sich nur in einem Kanzleikopial erhalten hat (HStA Dresden, Bestand 10004 [Kopiale], Kopial 45, fol. 14r, 2. März 1457. Überschrift: *Ern Hermanno Steinberg doctori xl gulden von der lecturen vorschriben, ut patet*) sowie durch entsprechende Einträge über die Zuwendung des Salärs im Rationarius fisci der Universität Leipzig (Universitätsarchiv Leipzig, Rektor B 25), zuerst am 28. November in der Rechnungslegung seines Rektorates: *Et nomine universitatis defalcavimus similiter de pecunia universitati debita xx florenos in anno pro sallario lecture, quam facit in legibus* (ebd., fol. 38r), dann jedes Semester bis 19. Mai 1460 wiederkehrend, z. B. fol. 38v *De quibus* [sc. florenis in fisco – MW] *recepti et presentavi* [sc. ego antiquus rector – MW] *domino doctori Hermanno xx florenos renenses in auro de iussu et consensu consilii universitatis pro stipendio sue lecture*.

⁷⁰ Vgl. dazu BURMEISTER, Studium (wie Anm. 41), S. 40-54.

⁷¹ Urkundenbuch der Universität Leipzig (wie Anm. 17), Nr. 112.

⁷² Vgl. FRIEDBERG, Juristenfakultät (wie Anm. 67), S. 13. Diese Einschätzung dominiert bisher die Beurteilung durch die Literatur, vgl. z. B. BURMEISTER, Studium (wie Anm. 41), S. 45 („bescheiden“), und SCHWINGES, Universitätsbesucher (wie Anm. 32), S. 469 („Leipzig kann man [sc. als Ausbildungsort einer nennenswerten Zahl von Juristen – MW] bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts vernachlässigen“). Vgl. zur Leipziger Juristenfakultät bis 1463 zukünftig meine Diss., die aufgrund neuer Belege durch Erschließung externer Überlieferung zu einer deutlich abweichenden Beurteilung kommt.

⁷³ Immatrikuliert SS 1425: Matrikel Leipzig 1 (wie Anm. 5), S. 84 (als *Andreas Doleatoris*), keine artistische Graduierung. 1445 wird er als *licentiatus* erwähnt: ZARNCKE, Statutenbücher (wie Anm. 31), S. 243.

⁷⁴ Vgl. zu ihm: FRIEDBERG, Juristenfakultät (wie Anm. 67), S. 122. Immatrikuliert wurde Schwoffheim im WS 1416/17: Matrikel Leipzig 1 (wie Anm. 5), S. 52. 1442 wird er als Mag.

Juristen hatten seit 1444 Universitätskanonikate im Domkapitel Merseburg,⁷⁵ sind aber anscheinend nicht in Leipzig präsent gewesen. Dies verstärkt den ohnehin bestehenden Zweifel daran, ob diese Kanonikate tatsächlich der Lehre zur Verfügung standen, wie es vorgesehen war.⁷⁶ Johannes Schwoffheim war stattdessen offenbar regelmäßig im Dienst des Kurfürsten von Sachsen, aber auch anderer Herren, mit Gesandtschaften im Reich und bis nach Italien unterwegs: Auf dem Nürnberger Reichstag vom Herbst und Winter 1443/44 vertrat er im Auftrag des Kurfürsten als Offizial den Bischof von Meißen, welcher „libesbrechen halben“ verhindert war.⁷⁷ 1447 ging er zusammen mit Gregor Heimbürg und Heinrich Leubing, zwei der bedeutendsten deutschen Diplomaten des 15. Jahrhunderts, nach Wien und Rom, um im Streit zwischen Papst Eugen IV. und den exkommunizierten Erzbischöfen von Trier und Köln zu vermitteln.⁷⁸ 1448 und 1452 stand er im Dienst Kurfürst Friedrichs II. von Brandenburg.⁷⁹ 1459 war er zusammen mit Leubing wieder in wettinischem Auftrag auf dem Fürstentag von Mantua.⁸⁰

Dagegen haben die Inhaber der Universitätskanonikate der Theologenfakultät dem Verzeichnis zufolge in Leipzig residiert; sie stehen an der Spitze der Kollegiatenlisten der beiden Fürstenkollegien: <1> Stephan Hüffner aus Prettin, der seit 1452 eine Pfründe in Zeitz hatte, <13> Johannes Große aus Gera, der von 1450 bis

art. und Dr. decr. erwähnt: Urkundenbuch der Stadt Leipzig, Bd. 2, hrsg. von KARL FREIHERR VON POSERN-KLETT (Codex diplomaticus Saxoniae II 9), Leipzig 1870, Nr. 34. Rektor der Universität war er im WS 1444: Matrikel Leipzig 1 (wie Anm. 5), S. 149. Im Dokorenverzeichnis der Juristenfakultät ist er an fünfter Stelle verzeichnet: Matrikel Leipzig 2 (wie Anm. 36), S. 37. Er besaß neben dem Merseburger Universitätskanonikat auch Stiftspfänden in Bautzen und Liegnitz. 1452 war er Zeuge eines Schiedsspruches des Kurfürsten zwischen Stadt und Universität: Urkundenbuch Stadt Leipzig 2 (wie oben), Nr. 111.

⁷⁵ MARKUS COTTIN, Die Leipziger Universitätskanonikate an den Domkapiteln von Meißen, Merseburg und Naumburg sowie am Kollegiatstift Zeitz im Mittelalter (1413–1542). Rechtliche, wirtschaftliche und prosopographische Aspekte, in: Universitätsgeschichte als Landesgeschichte. Die Universität Leipzig in ihren territorialgeschichtlichen Bezügen, hrsg. von Detlef Döring (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A, Bd. 4), Leipzig 2007, S. 279–312, hier S. 312.

⁷⁶ Dazu ebd., S. 293 ff.

⁷⁷ Deutsche Reichstagsakten 17 (wie Anm. 38), S. 199; BETTINA KOCH, Räte auf deutschen Reichsversammlungen. Zur Entwicklung der politischen Funktionseleite im 15. Jahrhundert (Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 832), Frankfurt/Main u. a. 1999, S. 188.

⁷⁸ TOBIAS DANIELS, Art. Heinrich Leubing, in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon (Bautz) XXX (2009), Sp. 876–896.

⁷⁹ HANS SPANGENBERG, Hof- und Zentralverwaltung der Mark Brandenburg im Mittelalter (Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg), Leipzig 1908, S. 44.

⁸⁰ KARL VON WEBER, Instruction des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen für seine Gesandten an den Papst Pius II. zum Tag zu Mantua 1459, in: Archiv für die sächsische Geschichte 5 (1867), S. 113–129.

zu seinem Tod 1457/58⁸¹ Domherr von Meißen war, ebenso wie <2> Jakob Scultetus aus Stargard (1451–1460?).⁸²

In seinem Aufbau bildet das Verzeichnis schließlich auch die tatsächliche, gelebte Struktur der Universität ab, und zwar zunächst schon in den verwendeten Ordnungskategorien selbst: Die Gliederung des Ganzen zeigt sehr illustrativ und instruktiv die Vermischung und Verbindung der verschiedenen Verfassungsprinzipien und Sonderkorporationen der Universität im konkreten Vollzug: Von besonderer Bedeutung sind demnach die Kollegien mit den herausgehobenen, besoldeten Lehrern der Universität, dann die Nationen, in denen sich der Nachwuchs versammelt. Die Gliederung nach Fakultäten kommt dagegen kaum zum Tragen, mit der bezeichnenden Ausnahme der Juristenfakultät, die hier als solche deutlich eine Sonderstellung im politisch-administrativen Gefüge der Universität einnimmt. Die Juristen bilden in der Liste die einzige Kategorie, die durch die Fakultätszugehörigkeit definiert ist, separiert von den artistischen Nationen und den artistisch-theologisch-medizinischen Kollegien. In der Verfassung der Universität steht ihre Fakultät strukturell den Kollegien am nächsten. Dies zeigt die Stellung in der Liste, aber etwa auch die Statutenreform des Jahres 1446: In den Beratungen und Beschlussfassungen der rebellierenden Universität wird die Juristenfakultät wie ein viertes Kolleg behandelt.⁸³

Die gelebte Struktur der Universität bildet sich aber wohl auch innerhalb der Ordnungskategorien ab: Hier spiegelt die Reihenfolge der aufgeführten Personen in typisch spätmittelalterlicher Weise auch eine Rangordnung wider – in den Kollegien zuerst nach dem *status in studio*, also nach dem erreichten akademischen Grad, dann in zweiter Linie wohl nach der Anciennität innerhalb des jeweiligen Kollegs, wobei sich dies aufgrund der Unsicherheiten in der Chronologie nicht mit letzter Sicherheit feststellen lässt. Die Angaben stehen dem aber jedenfalls nicht entgegen. Die Juristenfakultät ist offenbar nach dem Alter der Doktorpromotion und insofern auch der Aufnahme in die Fakultät gegliedert. Weniger klar ist die Rangordnung der Artistenmagister in den Nationen. Schon erwähnt wurde, dass die Neupromovierten geschlossen am Ende der Listen stehen. In der älteren Schicht lässt sich die Reihenfolge nicht vollständig auf direkt messbare Faktoren zurückführen wie das Immatrikulationssemester oder das Alter des Magistergrades. Unwahrscheinlich ist, dass ihr die Aufnahme in die Fakultät oder in das Fakultätskonzil zugrunde liegt, die quellenmäßig nicht zuverlässig greifbar ist und statutarisch ohnehin an die Erlangung der Magisterwürde gekoppelt war.⁸⁴ Möglicherweise schlagen sich hier außeruniversitäre Rangmerkmale nieder, die an den

⁸¹ Großes Tod ist nach dieser Liste gegen die ältere Forschung nicht bereits ins Jahr 1456 zu setzen, siehe dazu: Edition Nummer <13>.

⁸² Vgl. COTTIN, Universitätskanonikate (wie Anm. 75), S. 311.

⁸³ Vgl. dazu die in Anm. 30 genannte Literatur.

⁸⁴ ZARNCKE, Statutenbücher (wie Anm. 31), S. 306 (§ 7) und S. 324 (§ 7).

Hohen Schulen des Spätmittelalters bekanntlich mit dem akademischen Status zu einem komplexen *ordo differentie* verschmolzen.⁸⁵

IV.

Das hier vorgestellte Lehrkörperverzeichnis vom Frühjahr 1457 ist nach alledem nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein neuer Baustein in der Leipziger Universitätsgeschichte des 15. Jahrhunderts, der besonders für Fragen nach dem Personal und der korporativen und administrativen Struktur der Universität Leipzig von Bedeutung sein dürfte. Fast noch wichtiger sind aber die Umstände der Überlieferung, denn sie weisen mit Nachdruck auf eines hin: Der Fund zeigt exemplarisch, welches Potenzial und welche neuen Erkenntnismöglichkeiten sich der Universitätsgeschichtsforschung bieten könnten, wenn sie sich von der administrativen Überlieferung der Institution Universität selbst löst und andere Überlieferungskomplexe erschließt und einbezieht, insbesondere die oft noch unzureichend erschlossenen Massen (!) von spätmittelalterlichen Handschriften in deutschen und mitteleuropäischen Bibliotheken. Für die Leipziger Universitätsgeschichte hat auf dieses Desiderat bereits 1986 Detlef Döring in seiner Dissertation hingewiesen.⁸⁶ Döring hatte dabei besonders die Wissenschaftsgeschichte im Blick und dachte an die Artistenfakultät zwischen Scholastik und Humanismus. Unser Beispiel zeigt aber, dass eine Erfassung der handschriftlich-bibliothekarischen Überlieferung nicht nur für wissenschaftsgeschichtliche Fragen, sondern für viele Aspekte der Universitätsgeschichte aussagekräftig sein kann.

Freilich ist dieses Potenzial bisher gar nicht abzuschätzen. Die relevante Überlieferung dieser Art ist eben für die Leipziger Universitätsgeschichte – und nicht nur für diese – im Wesentlichen noch eine terra incognita. Schon Hermann Pötzlingers Buchbesitz, aus dem hier ein zwar besonders wichtiger, aber ebenso winziger Splitter herausgegriffen wurde, verspricht weitere interessante Einsichten, wenn man mit entsprechenden Fragen an ihn herantritt. Nur ein Beispiel: In einer anderen Handschrift (Clm 14141) findet sich eine Parallelüberlieferung zu den „Leipziger *Informaciones Iuris*“, einer bisher unbekanntenen Sammlung von 101 lateinischen Rechtsgutachten in einer Handschrift der Domherrenbibliothek

⁸⁵ Vgl. dazu RAINER CHRISTOPH SCHWINGES, *Der Student in der Universität*, in: *Geschichte der Universität in Europa*, hrsg. von Walter Rüegg, Bd. 1: *Mittelalter*, München 1993, S. 181-223, hier S. 189-190.

⁸⁶ DETLEF DÖRING, *Die Bestandsentwicklung der Bibliothek der Philosophischen Fakultät der Universität zu Leipzig von ihren Anfängen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Leipziger Universität in ihrer vorreformatorischen Zeit (*Zentralblatt für Bibliothekswesen*, Beiheft 99), Leipzig 1990, S. 30-36; siehe auch DERS., *Unbekannte Quellen zur Geschichte der Leipziger Universität aus dem Bestand der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Leipzig*, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 15 (1988), S. 244-262.

Zeit.⁸⁷ Diese Konsiliensammlung, die sich dem schon erwähnten Ordinarius der Leipziger Juristenfakultät Dietrich von Bocksdorf zuschreiben lässt, ist nicht nur ein wichtiges Zeugnis für die Verbindung von universitärer Theorie und gesellschaftlicher Praxis. Sie ist auch für die Geschichte des gelehrten Rechts in Deutschland insgesamt nicht ganz bedeutungslos: Es handelt sich um die älteste erhaltene Ausstellersammlung von Konsilien, d. h. Rechtsgutachten eines einzelnen deutschen Juristen.⁸⁸ Und eine Sonderstellung nimmt sie außerdem auch darin ein, dass sie nicht nur singular überliefert ist. Denn der zweite Textzeuge der Pötzlinger-Handschrift zeigt, dass Dietrich von Bocksdorfs „Leipziger Informationes“ offenbar auch eine gewisse Verbreitung gefunden haben, und zwar als einzige der bisher bekannten Sammlungen noch in der Handschriftenzeit, bevor die Gutachten deutscher Juristen am Ende der 1530er-Jahre erstmals auch in gedruckten Kollektionen erschienen – all dies nach dem gegenwärtigen, freilich noch recht dürftigen Kenntnisstand über die Konsilienüberlieferung deutscher Juristen des Spätmittelalters.⁸⁹

Weitere mehr oder weniger bekannte Bestände aus der Mitte des 15. Jahrhunderts seien hier nur lose und willkürlich aneinandergereiht: In der Universitätsbibliothek Uppsala befinden sich seit dem Dreißigjährigen Krieg 58 Bücher aus der mindestens 84 Bände umfassenden Bibliothek des Leipziger Theologen Thomas Werner aus Braunsberg († 1498) – im Verzeichnis als junger Magister der polnischen Nation, Nr. <122> –, die dieser verschiedenen geistlichen Einrichtungen in Preussen und Ermland geschenkt hatte. Weitere acht Bücher besitzt die Bibliothek des Geistlichen Seminars in Pelplin, sechs die Universitätsbibliothek Leipzig, eine vierbändige Bibel aus Werners Besitz fand sich 1914 in Kopenhagen.⁹⁰

⁸⁷ Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 14141, fol. 301r-378v = Domherrenbibliothek Zeitz, Ms 35, fol. 260r-330v. Vgl. zu dieser Sammlung künftig meine Dissertation (wie Anm. 25), Abschnitt III.1.c.

⁸⁸ Vgl. zur quellenkundlichen Einordnung künftig meine Dissertation (wie Anm. 25), Abschnitt III.1.f.

⁸⁹ Vgl. dazu immer noch HELMUT COING, *Römisches Recht in Deutschland (Ius Romanum medii aevi V,6)*, Mailand 1964, S. 208 ff.; HEINRICH GEHRKE, Art. Konsilien, -sammlungen, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte 2* (1975), Sp. 1102-1105; sowie aus neuerer Zeit die Studien von Eberhard Isenmann, z. B. EBERHARD ISENMANN, *Gelehrte Juristen und das Prozeßgeschehen in Deutschland im 15. Jahrhundert*, in: *Praxis der Gerichtsbarkeit in Europäischen Städten des Spätmittelalters*, hrsg. von Franz-Josef Arlinghaus (Rechtsprechung, Bd. 23), Frankfurt/Main 2006, S. 305-418, der die Konsilien der Juristen der Reichsstadt Nürnberg inhaltlich auswertet, die sich in den Nürnberger Ratschlagbüchern erhalten haben, aber keinen Überblick über die Überlieferung der Gutachten spätmittelalterlicher deutscher Juristen anstrebt.

⁹⁰ Vgl. ISAAK COLLIJN, *Die in der Universitätsbibliothek Uppsala aufbewahrten Bücher aus dem Besitz des Leipziger Professors und Ermländer Domherrn Thomas Werner*, in: *Universitati Lipsiensi Saecularia quinta gratulantur Universitatis Upsaliensis*, Uppsala 1909, S. 9-62, der in Uppsala seinerzeit 56 Bücher festgestellt hat; dazu und insbesondere zu den Neufunden: TERESA BORAWSKA/HENRYK RIETZ, *Die Bibliothek des Leipziger Professors Thomas Werner (gest. 1498) aus Braunsberg in Preussen*, in: *Beiträge der polnischen Stipendiaten der Herzog August Bibliothek zur Philosophie, Geschichte und Philologie*, hrsg. von Jan Pirożyński, Krakau 1994, S. 93-110, besonders S. 103 ff.

In der Staatsbibliothek Berlin werden heute wenigstens 15 der ursprünglich mindestens 34 Handschriften aufbewahrt, die der Leipziger Magister Peter Rode, – im Verzeichnis als *conventor* der Sachsenburse, Nr. <39> –, später Domherr von Magdeburg († 1483) dem Magdeburger Dominikanerkonvent schenkte.⁹¹ Ebenfalls in Berlin befinden sich Sammelhandschriften der Leipziger Rechtsstudenten Andreas Bodeker,⁹² Heinrich Götzke,⁹³ Peter Klitzke⁹⁴ und Gerhard Rodevos.⁹⁵ Ursprünglich stammen diese Codices, die Auskunft über die Inhalte und die Protagonisten des Leipziger Rechtsstudiums im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts geben können, aus der Brandenburger und der Havelberger Dombibliothek, wohin sie mit ihren Besitzern gelangten, die dort während oder nach ihrem Studium Domkanonikate und Dignitäten besaßen. Ganz nebenbei bieten sie darüber hinaus weitere historische Einzelinformationen über die Universität Leipzig in dieser Zeit, so nennt etwa ein Kolophon des Heinrich Götzke auch eine bisher unbekannte Leipziger Burse: Er beendete am 1. Oktober 1429 in der Burse „Zum Goldenen Stern“ (*in bursa apud auream stellam*) die Niederschrift eines Bußtrak-

⁹¹ GOTTFRIED WENTZ/BERENT SCHWINEKÖPER, Das Domstift St. Moritz in Magdeburg (Germania Sacra. Abteilung 1,4: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg. Das Erzbistum Magdeburg. Erster Band. Erster Teil), Berlin/New York 1972, S. 541-545, demnach waren vor dem 2. Weltkrieg aus der Stiftung zugunsten der Magdeburger Dominikaner noch 34 Handschriften und 20 Inkunabeln vorhanden, weitere drei Handschriften aus Rodes Besitz befanden sich damals bereits in Berlin. URSULA WINTER, Die Manuscripta Magdeburgica der Staatsbibliothek zu Berlin–Preußischer Kulturbesitz. Teil 1: Ms. Magdeb. 1-75 (Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz. Kataloge der Handschriftenabteilung, Reihe 1, Bd. 4), Wiesbaden 2001, S. 9, ordnet Rode die Handschriften Ms. Magd. 12, 13, 15, 19, 21, 22, 28, 32, 35, 44, 46, 50, 62, 66, 93 zu.

⁹² Staatsbibliothek zu Berlin–Preußischer Kulturbesitz, Ms. theol. qu. 27, dazu: VALENTIN ROSE, Verzeichniss der Lateinischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Zweiter Band: Die Handschriften der Kurfürstlichen Bibliothek und der Kurfürstlichen Lande. Zweite Abteilung (Die Handschriften-Verzeichnisse der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Bd. 13), Berlin 1903, Nr. 830 (S. 915-922). Zu Bodekers Person s. oben Anm. 73.

⁹³ Staatsbibliothek zu Berlin–Preußischer Kulturbesitz, Ms. theol. fol. 572, dazu: ROSE, Handschriften Berlin II 2 (wie Anm. 92), Nr. 831 (S. 922-930). – Zur Person ebd. und GUSTAV ABB/GOTTFRIED WENTZ, Das Bistum Brandenburg. Erster Teil (Germania Sacra. Abteilung 1: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg, Bd. 1,1), Berlin/Leipzig 1929, S. 139: Heinrich Götzke war Brandenburger Kanoniker, studierte 1428/29 in Leipzig, wurde hier Bacc. decr. und ist 1441–1451 als Offizial des Brandenburger Propstes nachgewiesen.

⁹⁴ Staatsbibliothek zu Berlin–Preußischer Kulturbesitz, Ms. lat. fol. 213, dazu ROSE, Handschriften Berlin II 2 (wie Anm. 92), Nr. 827 (S. 909-910). – Zur Person: GRAMSCH, Erfurter Juristen (wie Anm. 68), Nr. 313, und WEJWODA, Makulatur (wie Anm. 30), S. 22 ff.

⁹⁵ Staatsbibliothek zu Berlin–Preußischer Kulturbesitz, Ms. lat. fol. 297-299, 302, 305, Ms. Boruss. fol. 719, 720 (es handelt sich um sieben Teile eines Discissus); dazu ROSE, Handschriften Berlin II 2 (wie Anm. 92), Nr. 845, 845a-845e (S. 961-969). – Zur Person: GOTTFRIED WENTZ, Das Bistum Havelberg (Germania Sacra. Abteilung 1: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg, Bd. 2), Berlin 1933, S. 154.

tates⁹⁶ – es handelt sich überhaupt um den zweitältesten konkreten Beleg für eine solche Einrichtung der Hohen Schule.

Die Bayerische Staatsbibliothek München besitzt nur im St. Emmeramer Bestand Handschriften von mindestens drei weiteren Leipziger Studenten⁹⁷ und darüber hinaus nicht zuletzt die umfangreiche Bibliothek des Humanisten und bekennenden Bücherfressers Hartmann Schedel – er bezeichnete sich selbst gelegentlich als „bibliophag“ –, die nicht wenige Handschriften und Dokumente aus seiner Leipziger Studienzeit von 1456 bis ca. 1463 in Leipzig enthält.⁹⁸ Darunter ist in Clm 466 beispielsweise ein Textzeuge der „Gerichtsformeln“ des Dietrich von Bocksdorf,⁹⁹ eine der ältesten Anleitungen zur Anfertigung von deutschsprachigen Parteischriften vor weltlichem Gericht.

Reich und für die Leipziger Universitätsgeschichte noch kaum genutzt sind schließlich auch die Bestände von Domherren- und Stiftsbibliothek Zeitz.¹⁰⁰ Hervorgehoben sei hier die Handschrift Nr. 32 der Domherrenbibliothek:¹⁰¹ Es handelt sich um einen umfangreichen Miszellanocodex, der eine Vielzahl von verschiedenartigen Dokumenten aus dem Betrieb und aus dem Umfeld der Universität Leipzig enthält – nach einer ersten Durchsicht aus dem Zeitraum von mindestens 1418 bis 1474. Dazu gehört etwa auch eine Sammlung von „Intimaciones“,¹⁰² also Musterformeln für Mandate und Mitteilungen an die Angehörigen der Universität, die der Rektor für seine Amtsführung benötigte. Diese „Intimaciones“

⁹⁶ ROSE, Handschriften Berlin II 2 (wie Anm. 92), S. 924: *Explicit tractatus penitencie anno domini M CCCC XXIX die tercia post michaelis festum in Lypcz per manus Henrici Gotzken canonici ecclesiae Brandenburgensis in bursa apud auream stellam.*

⁹⁷ Aus dem Besitz von Johannes Vogel aus Ebern (immatrikuliert WS 1457/58, Mag. art. SS 1464, vgl.: Die Matrikel der Universität Leipzig, Bd. 3: Register, hrsg. von GEORG ERLER [Codex Diplomaticus Saxoniae II 18], Leipzig 1905, S. 900): Clm 14068, 14090, 14151; von Johannes Spiess aus Rothenburg (immatrikuliert WS 1453/54, Mag. art. SS 1464, Lic. theol. 1476, ebd. S. 822): Clm 14112; von Johannes Tegernpeck (immatrikuliert WS 1464/65 als *frater de S. Emmeramo de Ratispana*, Bacc. art. SS 1466, ebd. S. 862; später Abt von St. Emmeram): Clm 14125. Vgl. dazu jeweils WUNDERLE, Handschriften St. Emmeram 1 (wie Anm. 2), bzw. NESKE, Handschriften St. Emmeram 2 (wie Anm. 10).

⁹⁸ Vgl. FRANZ FUCHS, Art. Hartmann Schedel, in: Neue Deutsche Biographie 22 (2005), S. 600-602. Zur Bibliothek jetzt: DERS., Hartmann Schedel und seine Büchersammlung, in: Die Anfänge der Münchner Hofbibliothek unter Herzog Albrecht V., hrsg. von Alois Schmid (Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, Beiheft 37), München 2009, S. 146-168.

⁹⁹ Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 466, fol. 43-66. Vgl. zu diesem Text bisher: HUGO BÖHLAU, Theoderich von Bocksdorffs Gerichtsformeln, in: Zeitschrift für Rechtsgeschichte 1 (1861/62), S. 415-458, und künftig meine Dissertation.

¹⁰⁰ HOLGER KUNDE, Schatzhaus der Überlieferung. Stiftsbibliothek und Stiftsarchiv in Zeitz (Kleine Schriften der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz, Bd. 1), Petersberg 2005; Die Stiftsbibliothek und das Stiftsarchiv Zeitz, hrsg. von DETLEF DEYE/ROLAND RITIG (Schriften des Museums Schloß Moritzburg Zeitz), Halle 2006.

¹⁰¹ Vgl. dazu bisher nur: FEDOR BECH, Verzeichniss der alten Handschriften und Drucke in der Domherren-Bibliothek zu Zeitz, Berlin 1881, S. 11-12.

¹⁰² Domherrenbibliothek Zeitz Ms 32, fol. 355r-356r.

stammen aus dem Jahre 1466 und gehen damit dem bisher ältesten bekannten und freilich auch deutlich umfangreicheren „*Libellus formularis*“ des Johannes Fabri aus Donauwörth¹⁰³ um fast drei Jahrzehnte voraus.

Und selbst in Leipzig ist die Überlieferung bei Weitem noch nicht ausgeschöpft: In der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Leipzig ruht etwa der Buchbesitz des Johannes Weiße aus Rostock, der von 1440 bis zu seinem Tode 1486 in Leipzig lebte und lehrte, zuerst als Magister artium, seit 1460/61 als Doktor der Theologie.¹⁰⁴ Darunter befinden sich vier dickleibige Dokumentensammlungen, die als *libri chronicarum* bezeichnet werden. Zwar sind drei dieser Codices bereits für die Urkundenbücher von Stadt und Universität Leipzig herangezogen worden. Sie bieten aber überwiegend urkundliche Dokumente, die bisher nicht in Editionen zugänglich sind.

Zwar hat dieser kurze Rundblick kaum mehr als illustrativen Wert. Dennoch deutet sich schon hier an, welche neuen Möglichkeiten eine spätmittelalterliche Universitätsgeschichte hätte, die systematisch auch diejenigen Quellen erschließen und verwerten würde, die außerhalb der Institution überliefert sind. Gegenüber dem konventionellen Zugriff, der sich im Wesentlichen doch auf die institutionelle Überlieferung selbst beschränkt hat, würde sich zunächst die Quellengrundlage erheblich verbreitern. Vor allem aber wäre eine solche von außen vervollständigte Universitätsgeschichte quasi von selbst, schon aus heuristischen Gründen in viel höherem Maße auch eine Wirkungsgeschichte – weil und indem sie den Spuren nachginge, die von der Universität ausgehen und die von ihr wegführen. Dies gilt ganz besonders für das 15. Jahrhundert, in dem die Schriftlichkeit der Verwaltungen noch relativ gering ist.

Freilich ist der damit kurz skizzierte heuristische Zugriff sehr aufwändig. Er lässt sich wohl nur oder jedenfalls sehr viel besser verwirklichen, wenn sich Universitätsgeschichte noch stärker als bisher von Jubiläen löst und nicht nur in ihren sozialgeschichtlichen Aspekten, sondern im Ganzen als eigenständige Aufgabe verstanden wird. Erst die konsequente Einbeziehung der verstreuten, aber massenhaften Handschriftenüberlieferung, in der sich ja nicht zuletzt die eigentliche Produktivität der spätmittelalterlichen Hohen Schulen niedergeschlagen hat, würde aber eine Universitätsgeschichte ermöglichen, die die Interaktion und Interdependenz von akademischer Gelehrsamkeit und gesellschaftlicher Umwelt nicht nur quantitativ-statistisch beschreibt, sondern qualitativ verstehen und erklären kann.

¹⁰³ Gedruckt bei ZARNCKE, Statutenbücher (wie Anm. 31), S. 97-151.

¹⁰⁴ Zu Johannes Weiße: KUSCHE, Ego Collegiatus (wie Anm. 15), S. 669-671 (Nr. 116). Zu seinen Dokumentensammlungen und ihrem Stellenwert für die Urkundenbücher für Stadt und Universität Leipzig sowie für die Reichsgeschichte des 15. Jahrhunderts: WEJWODA, Makulatur (wie Anm. 30), S. 16 ff., insbesondere mit Anm. 19.

Edition

Verzeichnis der Doktoren und Magister der Universität Leipzig im Frühjahr 1457

Überlieferung: Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 14139, hinterer Spiegel.

Literatur: Elisabeth Wunderle, *Katalog der lateinischen Handschriften der bayerischen Staatsbibliothek München. Die Handschriften aus St. Emmeram in Regensburg*, Bd. 1: Clm 14000-14130, Wiesbaden 1995, S. 27; Ingeborg Neske, *Katalog der lateinischen Handschriften der bayerischen Staatsbibliothek München. Die Handschriften aus St. Emmeram in Regensburg*, Bd. 2: Clm 14131-14260, Wiesbaden 2005, S. 40.

Zur Gestaltung der Edition: Die zeitgenössisch willkürliche Schreibung von u und v wurde normalisiert. Die Auflösung von Abkürzungen ist bei Namen vollständig gekennzeichnet, ansonsten nur, wenn die Auflösung nicht ganz eindeutig ist.

Zur Gestaltung des Sachapparats: Der Sachapparat dient in erster Linie der Identifizierung der genannten Personen in der Matrikel der Universität Leipzig.¹⁰⁵ Als Nachweis dient das Register der Matrikeledition¹⁰⁶, das hier nur mit der Seitenangabe zitiert wird. Die Namen und Herkunftsbezeichnungen sind normalisiert, wobei in der Regel die Ansetzung des Registers zugrunde liegt. Die tatsächlich belegten Namenformen sind jeweils dort nachzuschlagen. Aufgenommen wurden außerdem die wichtigsten Eckdaten der akademischen Karriere: Immatrikulation (I), Magisterpromotion (MA), Dekanat in der Artistenfakultät (DA), Rektorat der Gesamtuniversität (R), sowie Promotionen und Funktionen in den drei höheren Fakultäten. Für die Kollegiaten, die Theologen und die Juristen sind zusätzlich weitere Quellen und Literatur herangezogen und angegeben:

Beate Kusche, „Ego collegiatus“ – Die Magisterkollegien an der Universität Leipzig von 1409 bis zur Einführung der Reformation 1539. Eine struktur- und personengeschichtliche Untersuchung (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A, Bd. 6), Leipzig 2009.¹⁰⁷ [zitiert: Kusche]

Die Professoren und Dozenten der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig von 1409 bis 2009, hrsg. von Markus Hein/Helmar Junghans (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A, Bd. 8), Leipzig 2009. [zitiert: Hein-Junghans]

¹⁰⁵ Für Unterstützung bei der Identifizierung schwieriger Fälle (z. B. Nr. <101>, <104>, <116>, <120>) danke ich herzlich Thomas Lang, dessen Leipziger Dissertation über den „Einzugsbereich der Universität Leipzig im späten Mittelalter“ vor dem Abschluss steht.

¹⁰⁶ Die Matrikel der Universität Leipzig, Bd. 3: Register, hrsg. von Georg Erler (Codex diplomaticus Saxoniae II 18), Leipzig 1905.

¹⁰⁷ Der Editionscommentar weist allerdings nur die Personen nach, die in der Liste als Kollegiaten genannt werden.

*Emil Friedberg, Die Leipziger Juristenfakultät, ihre Doktoren und ihr Heim, Leipzig 1909.*¹⁰⁸[zitiert: Friedberg]

Gabriel M. Löhr, Die Dominikaner an der Leipziger Universität (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland, Bd. 30), Leipzig 1934. [zitiert: Löhr]

Auf darüber hinausführende Belege zur Person wurde verzichtet.

Anno domini m^occclvii in universitate Lipczensi subsequentes residebant doctores ac magistri:

Collegiati collegii maioris¹⁰⁹

- <1> Doctor Stephanus de Prettin
Stephan Hüffner aus Prettin – I: WS 1422 / MA: WS 1425 / DA: SS 1430 und SS 1432 / R: SS 1433 / Dr. theol.: 1440 (S. 349) / Hein-Junghans, S. 109-110 / Von 1428 bis 1465 Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 198).
- <2> Doctor Stargardia
Jakob Scultetus aus Stargard – I: WS 1418 / MA: WS 1420 / DA: SS 1429 / R: WS 1439 / Lic. theol.: 1442 (S. 798) / Dr. theol.: 1448 / Hein-Junghans, S. 140 / Von 1438 bis 1460 Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 59).
- <3> Doctor Johannes de Rat[ispona]
Johannes Murmann aus Regensburg (alias aus Bayreuth) – I: WS 1425 / MA: WS 1440 / DA: WS 1444 / R: SS 1450 / Lic. theol.: 1450 (S. 572) / Hein-Junghans, S. 124 / Von 1447 bis 1476 Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 96).
- <4> Doctor Johannes Wain[er] de Wrat[islava]
Wohl Andreas Wayner (Wagner) aus Namslau – I: WS 1425 / MA: WS 1432 / DA: WS 1443 und 1447 / R: WS 1448 / Lic. theol.: 1450 (S. 906) / Hein-Junghans, S. 149. Ein Johannes Wayner/Wagner aus Breslau ist an der Universität Leipzig nicht nachweisbar / Seit vor Mai 1447 Kollegiat des Großen Kollegs, resigniert nach Angaben des 18. Jhs. im Jahre 1455 (so Kusche Nr. 7), nach ebensolchen Angaben tritt 1455 oder 1457 Christopher Thyme von Freystadt in dessen Kollegiatur ein (Kusche Nr. 128), dieser ist aber Anfang 1457 noch Angehöriger des Frauenkollegs, siehe Nr. <21>.
- <5> Doctor Mewrer
Johannes Meurer alias Sprottaw aus Krossen – I: WS 1432 / MA: WS 1436 / Bacc. med.: nach 1436 (S. 824) / Dr. med.: 1447 / 1452-1461 Leipziger Ratmann, 1464 Bürgermeister / Von um 1455 bis 1465/66 Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 95).
- <6> Doctor Weida
Johannes Schüpitz aus Weida – I: SS 1430 / MA: WS 1434 / Dr. med.: 1447 (S. 785), seit spätestens 1459 Dekan der med. Fak. / Von 1447/48 bis 1484 Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 105).

¹⁰⁸ Für den Personalbestand der Leipziger Juristenfakultät bis 1463 vgl. künftig auch meine Dissertation über Dietrich von Bocksdorf.

¹⁰⁹ Über der ersten Kolumne steht in der Hs. noch doctores. Möglicherweise beabsichtigte der Schreiber anfänglich, den Lehrkörper in Doktoren und Magister zu untergliedern. Jedenfalls ist er aber dann einem anderen Gliederungskonzept gefolgt, so dass der Eintrag in der Edition als unerheblich entfallen kann.

- <7> Magister Hinr[icus] Bremis
Heinrich Colhoff aus Bremen – I: WS 1432 / MA: WS 1438 (S. 414) / Hein-Junghans, S. 88 / Von 1444 bis 1458 (gest.) Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 38).
- <8> Magister Nicolaus Gerstma[n]
Nikolaus Gerstmann aus Löwenberg – I: SS 1418 / MA: WS 1426 / R: WS 1454 / Von verm. um 1448 bis 1471 Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 162).
- <9> Magister Johannes Weiß
Johannes Weiße aus Rostock – I: WS 1440 (als MA Rost.) / R: SS 1443 / DA: SS 1447 / Lic. und Dr. theol.: 1460 (S. 925) / Hein-Junghans, S. 150-151 / Von 1448 bis 1486 Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 116).
- <10> Dominus lice[n]ci[at]us Eudericz
Johannes Eutritsch alias Meise aus Leipzig – I: WS 1432 / MA: WS 1441 / Lic. theol.: 1456 / Dr. theol.: vor 1461 (S. 175) / Hein-Junghans, S. 95 / Von wohl 1452 bis 1491 (wohl gest.) Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 94).
- <11> Magister Co[n]radus de Nur[emberga]
Conrad Florer aus Nürnberg – I: SS 1446 (als MA Wyenn.) / R: SS 1454 (S. 189) / Von (vor) 1449 bis maximal 1461 Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 131).
- <12> Magister Johannes de Franckfordia
Johannes Schwertmann aus Frankfurt/Main – I: WS 1438 / MA: WS 1442 / DA: SS 1449 (S. 795) / Dieser Liste zufolge von (vor) 1457 bis ca. 1466/70 Kollegiat des Großen Kollegs (Kusche Nr. 106, danach seit „wohl 1458“ Kollegiat), sein Vorgänger Johannes Landschreiber (ebd. Nr. 87) verstarb demnach nicht erst 1458.

Collegiati collegii principis, olim cauda:

- <13> Doctor Groß de Gera
Johannes Große aus Gera – I: WS 1416 (als MA Erff.) / DA: SS 1426 / R: WS 1429 (als Bacc. theol.) / Lic. theol.: 1435 (S. 264) / Hein-Junghans, S. 101-102 / Seit 1416 Kollegiat des Kleinen Kollegs (Kusche Nr. 77), demnach „wohl noch im Jahr 1456“, jedenfalls vor April 1458 verstorben. Der Liste zufolge hat Große Anfang 1457 noch gelebt.
- <14> Doctor Wetter
Konrad Deynhard aus Wetter – I: WS 1432 / MA: WS 1437 / R: SS 1446 / DA: WS 1446 / Dr. med.: 1451 (S. 120) / Von zw. 1445 und 1456 bis 1481 (gest.) Kollegiat des Kleinen Kollegs (Kusche Nr. 130).
- <15> Magister Nicolaus Melczer de Glogovia, rector
Nikolaus Meltzer aus Glogau – I: SS 1421 / MA: WS 1427 / DA: WS 1449 / R: WS 1456 (als Bacc. theol.) (S. 550) / Hein-Junghans, S. 121 / Von um 1440/42 bis um 1457 (gest.) Kollegiat des Kleinen Kollegs (Kusche Nr. 166).
- <16> et lice[n]ciatus] Preslawer
Johannes Breslauer aus Elbing – I: SS 1439 / MA: WS 1442 / R: WS 1452 (als Bacc. theol.) / DA: WS 1453 / Lic. theol.: 1456, bald darauf Dr. theol. (S. 93-94) / Hein-Junghans, S. 86 / Von (nach) 1445 bis 1457/59 Kollegiat des Kleinen Kollegs (Kusche Nr. 67).
- <17> Magister Jo[hannes] Bamberga
Johannes Heberer aus Bamberg – I: WS 1439 / MA: WS 1443 / DA: WS 1450 / R: SS 1452 (als Bacc. theol.) (S. 301) / Hein-Junghans, S. 104 / Von zw. 1445 und 1456 bis 1467/68 Kollegiat des Kleinen Kollegs (Kusche Nr. 79).

- <18> Magister Andreas Gorlicz
Andreas Rüdiger aus Görlitz – I: WS 1439 / MA: WS 1442 / R: WS 1451 / DA: SS 1452 / Lic. theol.: 1456 / Dr. theol.: Ende der 1450er (S. 729) / Hein-Junghans, S. 133 / Von 1447 bis 1465/66 Kollegiat des Kleinen Kollegs (Kusche Nr. 6).
- <19> Magister Nicolaus Smilow
Nikolaus Smilow aus Hamburg – I: WS 1444 (als b.a. Rost.) / MA: 1445 / DA: SS 1451 / R: SS 1453 (S. 815) / Von zw. 1445 und 1450 bis um 1460 Kollegiat des Kleinen Kollegs (Kusche Nr. 169).
- <20> Magister Hinr[icus] de Stargardia
Zweifellos Heinrich Elling aus Stendal – I: WS 1439 / MA: WS 1446 / DA: SS 1453 / R: SS 1455 / Bacc. decr.: (vor) SS 1469, später Dr. decr. (S. 162) / Von (nach) 1447 bis 1460 Kollegiat des Kleinen Kollegs (Kusche Nr. 33); Friedberg, S. 124.

Collegiati <collegii>¹¹⁰ beatae virginis

- <21> Magister Cristoferus de Freie[n]stat
Christopher Thyme aus Freystadt – I: SS 1442 / MA: WS 1444 / DA: WS 1455 / R: WS 1458 / Lic. theol.: 1461 (S. 869) / Hein-Junghans, S. 145-146 / Von Kusche (Nr. 128) nur als Kollegiat des Großen Kollegs nachgewiesen (1455 oder 1457 bis 1498), hat aber dieser Liste zufolge noch Anfang 1457 dem Frauenkolleg angehört. Hier ist er als Schlesier in die 4. Kollegiaturliste einzureihen, zwischen Martin Kurtz von Breslau (Nr. 144, als Kollegiat 1447 nachgewiesen) und Johannes Fabri von Krossen (Nr. 74, als Kollegiat 1465 nachgewiesen, MA: WS 1452).
- <22> Magister Thomas Jawor
Thomas Hertel aus Jauer – I: SS 1444 / MA: WS 1449 / Bacc. med.: 1454 / R: WS 1466 / DA: WS 1467 und WS 1485 (S. 320) / Von nach 1450 bis 1497 (gest.) Kollegiat des Frauenkollegs (Kusche Nr. 199, erster Beleg bisher 1465).
- <23> Magister Stephanus de Prusia
In der Leipziger Matrikel nicht sicher zu identifizieren. Fehlt bei Kusche. Als Preuße in die 6. Kollegiaturliste einzureihen, zwischen Jodocus Hogenstein aus Danzig (Nr. 62, als Kollegiat 1445 nachgewiesen, resigniert sehr wahrscheinlich Ende der 1440er-Jahre) und Nikolaus Clemens von Gollub (Nr. 164, als Kollegiat 1465 belegt, MA: WS 1454, danach 1456/57 in Greifswald).
- <24> Magister Stanislaus de Sweidenicz
Stanislaus Pechmann aus Schweidnitz – I: SS 1447 / MA: WS 1452 / DA: WS 1463 / R: SS 1468 (als Bacc. decr.), später Dr. decr. (S. 639) / Dieser Liste zufolge von vor Frühjahr 1457 bis 1471 Kollegiat des Frauenkollegs (Kusche Nr. 196, setzt den Beginn der Kollegiaturliste mit „wohl um 1460“ an, erster Beleg bisher 1465); Friedberg, S. 124.
- <25> Magister Jeronimus Swoffheim
Hieronymus Schwoffheim aus Liegnitz – I: wohl WS 1442 / MA: WS 1452 / R: WS 1462 (S. 796) / Von nach 1453 bis wohl um 1463/64 Kollegiat des Frauenkollegs (Kusche Nr. 56, 1465 klagt er wegen Entzugs der Kollegiaturliste vor der Kurie, bisher nur dadurch als Kollegiat belegt).
- <26> Magister Henricus de Freienstat
Heinrich Thyme von Freystadt – I: SS 1446 / MA: WS 1454 / DA: WS 1477 / R: WS 1472 (S. 869) / Hein-Junghans, S. 146 / Nach dieser Liste von vor 1457 bis 1484 (gest.) Kollegiat des Frauenkollegs (Kusche Nr. 44, setzt den Beginn der Kollegiaturliste mit „wohl 1. Hälfte der 1460er Jahre“ an, erster Beleg bisher 1465).

¹¹⁰ Emendiert aus Hs. collegiati.

Iuris

- <27> Doctor ordinarius Puxdorff
Dietrich von Bocksdorf – I: SS 1425 / b.a.: WS 1426 / keine Magisterpromotion / bis ca. 1434 wahrscheinlich Rechtsstudium in Leipzig, 1435 bis 1438 in Perugia, dort 1438 Promotion zum Dr. utr. iur. / R: SS 1439 (S. 80) / 1439–63 Ordinarius der Juristenfakultät / 1463–66 (gest.) Bischof von Naumburg / Friedberg, S. 114; Wejwoda, Dietrich von Bocksdorf (wie Anm. 25).
- <28> Doctor Czwisko
Johannes Zwiesigko aus Wittenberg – I: WS 1437 / keine artistische Promotion / Lic. decr.: (vor) 1444 / Dr. decr.: 1446 / R: SS 1447 (S. 995) / Vizeordinarius der Juristenfakultät: (vor) 1457 / Friedberg, S. 123.
- <29> Doctor Greg[orius] de Stragonia
Gregor Steinbrecher aus Striegau – I: SS 1441 / MA: WS 1443 / R: WS 1450 (als Dr. decr.) (S. 832) / Friedberg, S. 123.
- <30> Doctor Thi[m]onis
Thimo von Paserin aus Luckau – I: WS 1427 / keine artistische Promotion / R: WS 1453 (als Dr. decr.) (S. 637) / Friedberg, S. 123.
- <31> Doctor Herma[n]nus, legista
Hermann Steinberg aus Duderstadt – I: SS 1456 (als Dr. leg., in Italien erworben, Padua oder Ferrara) / R: SS 1457 (S. 832) / Friedberg, S. 123.

Religiosi

- <32> Doctor Joh[ann]es Thaut de Curia
Johannes Thaut / Tute aus Hof – I: WS 1451 (als frater ordinis minoritarum in Curia Regnicz) / custos fratrum minorum und Cursor 1451 / MA und Sententiar 1452 / Lic. theol.: 1454 (S. 867) / Hein-Junghans, S. 145.
- <33> Lice[n]ci[at]us Ulric[us], ad p[re]dicatores p[ri]or
Ulrich Smet – in der Leipziger Matrikel nicht nachzuweisen, nach Löhr, S. 51, im WS 1451 in Erfurt immatrikuliert, am 28. Januar 1459 erstmals als Prior der Leipziger Dominikaner nachgewiesen, was hiernach zu korrigieren ist.
- <34> Magister Grundemann, p[re]po[sit]us S[ancti] Tho[m]e
Johannes Grundemann aus Leipzig – I: WS 1439 / MA: WS 1443 / Pleban von St. Nicolai und Cursor 1451 / Sententiar 1454 / Lic.: 1458 (S. 269) / 1454–1470 Propst des Augustiner-Chorherrenstifts St. Thomas (CDS II 10, S. 364) / Hein-Junghans, S. 102.
- <35> Magister Michel, ord[inis] predi[catorum]
Wohl der Nürnberger Lektor Michael Tenteisen, der nach Löhr, S. 50, wie <33> Ulrich Smet aus dem observanten Nürnberger Konvent zur Reformation der Leipziger Dominikaner nach Leipzig kam und hier von 1456 bis 1458 wirkte, in der Matrikel allerdings – wie dieser – nicht nachweisbar ist. In Frage kommt sonst auch frater Michael Haussner, pro tunc prior Blavensis, der sich SS 1452 immatrikulierte (S. 300, vgl. Löhr, S. 48), für den zwar keine weitere Promotion, der aber schon 1445 als Lektor des Plauener Konvents nachgewiesen ist.
- <36> Magister He[r]ma[n]nus Praunsweig
Frater Hermann Bansleve aus Braunschweig – I: SS 1440 / MA: WS 1444 (S. 36).
- <37> Magister Egidius de Cella
Frater Ägidius Herdan aus Altzelle – I: WS 1440 / MA: WS 1443 / Cursor 1447 / Sententiar 1449 (S. 316) / um 1450 Provisor des Bernhardskollegs / Hein-Junghans, S. 106–107.

Conventores

- <38> Magister Hinr[ic]us de Beienreut, conventor burse Bavarorum
Heinrich Herold aus Bayreuth – I: WS 1439 / MA: WS 1445 / DA: 1454 (S. 318).
- <39> Magister Petrus Rode, conventor burse Saxonum
Peter Rode aus Lüneburg – I: SS 1441 / MA: WS 1447 / DA: SS 1459 / R: SS 1461 / Lic. theol.: 1462 (S. 712) / Hein-Junghans, S. 132 / Von um 1460 bis (vor) 1466 Kollegiat des Fürstenkollegs (Kusche Nr. 182).
- <40> Magister Joh[anne]s de Kulmach, conventor burse principis
Johannes Stublinger alias aus Nürnberg – I: SS 1443 / MA: WS 1450 / R: SS 1462 / DA: WS 1462 (S. 851).
- <41> Magister Joh[anne]s de Newinburck, conventor burse Misnensium
Wohl Johannes Taymudt aus Naumburg – I: WS 1438 / MA: WS 1443 / DA: SS 1460 und SS 1478 / R: WS 1457 (als Bacc. decr.), später Dr. decr. (S. 859).
- <42> Magister Jacobus Gorlicz, conventor burse Principis
Wohl Jakob Langejacob alias Lange aus Görlitz – I: SS 1448 / MA: WS 1451 (S. 462).
- <43> Magister Crossen, conventor burse collegii Beate Virginis
Johannes Faber aus Krossen – I: WS 1444 / MA: WS 1452 / R: WS 1470 / DA: WS 1486 (S. 177) / Hein-Junghans, S. 96 / Von vor 1465 bis um 1478/79 (gest.) Kollegiat des Frauenkollegs (Kusche Nr. 74 und oben bei <21>).
- <44> Magister Petrus Herb de Scho[n]gaw, conventor burse collegii [min]or[is]¹¹¹
Peter Herb aus Schongau – I: SS 1443 / MA: WS 1448 / DA: WS 1452 (S. 315).
- <45> Magister Theodericus de Kolb[er]ga, conventor burse collegii [min]or[is]
Dietrich Stephani aus Kolberg – I: SS 1441 / MA: WS 1445 / DA: SS 1457 (S. 837) / Hein-Junghans, S. 143.

Nacio Bavarorum

- <46> Magister Joh[anne]s Nila, decanus, de Nur[emberga]
Johannes Milla aus Nürnberg – I: SS 1441 / MA: WS 1448 / DA: WS 1456 (S. 559) / Hein-Junghans, S. 123.
- <47> Magister Joh[ann]es Torn[er] de Lengfelt
Wohl Erhard Dornier/Darnir aus Lengenfeld (es kommen mehrere Orte in Bayern in Frage) – I: SS 1441 / MA: WS 1446 (S. 135, 490).
- <48> Magister Jo[hannes] Frickel de Marporg
Johannes Frickel aus Marburg – I: SS 1441 / MA: WS 1451 (S. 207).
- <49> Magister Jacobus de Rot[e]nb[er]ga
Jakob Apel aus Rothenburg – I: WS 1452 (als b.a. Erff.) / MA: WS 1453 (S. 724) / Hein-Junghans, S. 79.
- <50> Magister Sewfridus de Nur[emberga]
Siegfried Dietrich aus Nürnberg – I: SS 1448 / MA: WS 1454 (S. 125).
- <51> Magister Leonha[r]dus Vilseck
Leonhard Fabri aus Vilseck – I: SS 1442 / MA: WS 1455 (S. 178) / Hein-Junghans, S. 96.
- <52> Magister Jo[hannes] de Rudishem
Johannes Thome alias Fabri aus Rüdeshem – I: SS 1448 (als b.a. Wyenn.) / MA: WS 1451 / R: SS 1464 / DA: WS 1464 (S. 870) / Hein-Junghans, S. 146.

¹¹¹ Hs.: b[or]is].

- <53> Magister Bernherus Unshus[e]n
Werner Wyken/Wincken aus Unshausen – I: SS 1451 / MA: WS 1454 / DA: WS 1460 (S. 944) / Hein-Junghans, S. 152.
- <54> Magister Hinr[icus] Bernolt de Nur[emberga]
Heinrich Pernolt aus Nürnberg – I: SS 1432 / MA: WS 1437 / R: SS 1460 / Lic. theol.: 1461 (S. 644) / Hein-Junghans, S. 127.
- <55> Magister Symo[n] de Rot[e]nberga
Simon Enthofer aus Rothenburg – I: WS 1450 / MA: WS 1454 (S. 166).
- <56> Magister Conradus Ortel de Nur[emberga]
Konrad Ortel aus Nürnberg – I: WS 1447 / MA: WS 1452 (S. 626).
- <57> Magister Marti[n]us de Sulczpach
Martin Kromer aus Sulzbach – I: WS 1450 / MA: WS 1452 (S. 442).
- <58> Magister Jo[hannes] de Bischofheim
Johannes Cerdonis aus Bischofsheim – I: WS 1448 / MA: WS 1453 (S. 388).
- <59> Magister Jo[hannes] Schucz de Nur[emberga]
Johannes Schütz aus Nürnberg – I: SS 1443 / MA: WS 1446 / DA: WS 1458 / Lic. theol.: 1461 (S. 787) / Hein-Junghans, S. 139.
- <60> Magister Jo[hannes] Balckmach[er] de Bamb[er]ga
Wohl Johannes Balckmacher aus Schauenstein (de Schawinsteyn; wstl. Hof, Diözese Bamberg) – I: SS 1451 / MA: WS 1454 / DA: WS 1468 (S. 32).
- <61> Magister Georgius de Konghof[e]n
Georg Renhart alias Has aus Königshofen – I: SS 1443 / MA: WS 1456 (S. 700).
- <62> Magister Theod[er]icus de Nunkirch[e]n
Dietrich Müller/Molitoris aus Neunkirchen – I: SS 1446 / MA: WS 1456 (S. 567).
- <63> Magister Erhardus de Salina
Erhard Manseher aus Salzburg – I: WS 1451 / MA: WS 1456 (S. 533).
- <64> Magister Nic[olaus] de Mu[n]chb[er]g
Nikolaus Graman aus Münchberg – I: SS 1452 / MA: WS 1456 (S. 255).
- <65> Magister Orte[r]sweil de Straspurg
Johannes Grobe/Gropp aus Ottersweiler – I: WS 1451 / MA: WS 1456 (S. 263).
- <66> Magister Jo[hannes] Wirt de Schongaw
Wohl Johannes Wirt de Lichtinsein – I: SS 1452 / MA: WS 1456 (S. 952).
- <67> Magister Jo[hannes] Adorf
Johannes Permeter aus Adorf – I: WS 1453 / MA: WS 1456 / R: 1468 / DA: WS 1470 (S. 644) / Hein-Junghans, S. 127.
- <68> Magister Kongsberck (!)
Johannes Herold aus Königsberg – I: WS 1455 / MA: WS 1456 / R: SS 1466 / DA: WS 1466 (S. 318).
- <69> Magister Herbren
Wohl Johannes Herberen aus Dülmen (Westfalen) – I: SS 1442 / MA: WS 1447 (S. 315).
- <70> Magister Jo[hannes] Erbe de Curia
In der Leipziger Matrikel nicht zu identifizieren.

Nacio Misnensium

- <71> Magister Marti[n]us Prettin
Martin Hüffner aus Prettin – I: SS 1423 / MA: WS 1436 / Lic. theol.: 1459 (S. 349) / Hein-Junghans, S. 109.
- <72> Magister Luc[as] de Haynis
Lucas Moller aus Großenhain – I: SS 1446 / MA: WS 1452 (S. 568).
- <73> Magister Ma[r]ti[nus] de Su[m]merfelt
Martin Kurczheinrich/Korczheyne aus Sommerfeld – I: SS 1444 / MA: WS 1448 / Lic. (wohl theol.): 1458 (S. 455) / Hein-Junghans, S. 116.
- <74> Magister Ni[colaus] de Beskow
Nikolaus Alberti aus Beeskow – I: WS 1436 / MA: WS 1441 (S. 5).
- <75> Magister Jo[hannes] Schober
Johannes Schober aus Leipzig – I: WS 1441 / MA: WS 1451 (S. 772).
- <76> Magister Jo[hannes] Dyemel
Mit der Leipziger Matrikel nicht zu identifizieren.
- <77> Magister Matheus Kalo
Matthäus Doleatoris (Böttcher) alias Kroger aus Calau – I: SS 1451 / MA: WS 1455 (S. 132) / Hein-Junghans, S. 91.
- <78> Magister Vale[n]ti[n]us Haynis
Valentin Falke aus Großenhain – I: WS 1439 / MA: WS 1447 / Lic. theol.: 1478 (S. 179) / Hein-Junghans, S. 96.
- <79> Magister Petrus Sehusen
Peter Seehausen aus Leipzig – I: WS 1422 / MA: WS 1438 / Bacc. decr.: vor 1445 / R: WS 1455 / DA: SS 1456 (S. 800).
- <80> Magister Jo[hannes] Gedaw
Johannes Göda aus Bautzen – I: SS 1440 / MA: WS 1445 / DA: SS 1458 / R: WS 1459 (als Bacc. decr.) (S. 242).
- <81> Magister Nopel
Paul Nopel aus Leipzig – I: WS 1446 / MA: WS 1452 (S. 604).
- <82> Magister Steit[a]n de Freienberck
Nikolaus Steytan aus Freiberg – I: WS 1449 / MA: WS 1454 (S. 834).
- <83> Magister Geor[glius] Huter
Georg alias Gregor Hutter aus Leipzig – I: WS 1440 / MA: WS 1454 / DA: SS 1464 (S. 352).
- <84> Magister Vinc[encius] de Numburck
Vinzenz Voigt aus Naumburg – I: SS 1446 / MA: WS 1453 / Bacc. med.: 1465 / Dr. med.: 1469 (S. 902).
- <85> Magister Kempnicz
Matthäus Kempnitz aus Leipzig – I: SS 1445 / MA: WS 1455 (S. 387).
- <86> Magister Simo[n] de Leisnick
Simon Lindner aus Leisnig – I: WS 1449 / MA: WS 1453 (S. 502).
- <87> Magister Hinc[ricus] de Rochlicz
Heinrich Heidler alias Koch aus Rochlitz – I: SS 1447 / MA: WS 1455 / DA: 1484 (S. 304).
- <88> Magister Dyonisius Fleck
Dionysius Fleck aus Borna – I: SS 1440 / MA: WS 1450, curs. 1460 / DA: SS 1462 / R: WS 1463 (S. 187) / Hein-Junghans, S. 96-97.
- <89> Magister Benedictus de Czeicz
Benedikt Bulk aus Zeitz – I: SS 1447 / MA: WS 1455 (S. 107).

- <90> Magister Do[n]atus Clug
Donat Clug aus Roßwein – I: WS 1442 / MA: WS 1451 (S. 405) / Hein-Junghans, S. 113.
- <91> Magister Petrus Beskow
Peter Wyle aus Beeskow – I: SS 1448 / MA: WS 1455 (S. 945).
- <92> Magister Donatus Feris
Donat Feris aus Leipzig – I: WS 1447 / MA: WS 1455 (S. 183).
- <93> Magister Nico[laus] Stoczman
Nikolaus Stoczmann aus Görlitz – I: SS 1446 / MA: WS 1452 (S. 844).
- <94> Magister Bruno de Northus[e]n
Wobl Bruno Uelleben aus Waltershausen (westl. Gotha) – I: WS 1446 / MA: WS 1456 / DA: SS 1466 (S. 889) / Hein-Junghans, S. 148. Ein Magister Bruno aus Nordhausen ist in der Leipziger Matrikel nicht nachzuweisen.
- <95> Magister Joh[ann]es de Kamencz
Johannes Jordani aus Kamenz – I: SS 1442 / MA: WS 1456 (S. 362) / Hein-Junghans, S. 110.
- <96> Magister Nico[laus] de Genis
Nikolaus Geier aus Jena – I: SS 1450 / MA: WS 1456 / DA: SS 1470 / R: WS 1471 (S. 223) / Hein-Junghans, S. 99.
- <97> Magister Pelcz
Erasmus Beltz aus Luckau – I: SS 1446 / MA: WS 1456 (S. 51).
- <98> Doctor Jacobus magistracivium in Lipcz¹¹²
Jakob Meseberg aus Stendal – I: SS 1421 / MA: WS 1423 / R: WS 1430 (als bacc. med.) / Dr. med.: 1431 / DA: SS 1431 (S. 555). – Seit 1441 Leipziger Ratsherr, 1442 bis 1463 Leipziger Schöffe, seit 1450 mehrfach Leipziger Bürgermeister (Steinführer, Leipziger Rat, S. 62 [Nr. 198]).
- <99> Doctor Pistoris
Nikolaus Pistoris aus Leipzig – I: WS 1426 / MA: verm. 1433 / Bacc. med.: nach 1433 / DA: SS 1446 / Dr. med.: 1448 (S. 659). Ordinarius der med. Fak. – 1453 und 1457 Ratsherr, 1467 und 1470 Bürgermeister, 1460, 1463–1471 Schöffe (Steinführer, Leipziger Rat, S. 70 [Nr. 259]).

Nacio Saxonum

- <100> Magister Hasenfelt
Johannes Hasenfeld aus Frankfurt – I: WS 1439 / MA: WS 1445 / DA: SS 1463 / R: SS 1465 / Lic. theol.: 1479 / Dr. theol.: 1483 (S. 296) / Hein-Junghans, S. 104.
- <101> Magister Walterus
Walter Wager alias Foit aus Helmstedt – I: WS 1441 / MA: WS 1447 (S. 894).
- <102> Magister Jo[hannes] de Berlin
Johannes Bolte aus Berlin – I: SS 1451 / MA: WS 1455 (S. 74) / Hein-Junghans, S. 82.
- <103> Magister Gerha[r]dus de Buxtehude
Gerhard Halepage aus Buxtehude – I: SS 1451 / MA: WS 1455 (S. 283).
- <104> Magister Ludolfus
Ludolf Langebeck aus Buxtehude – I: SS 1446 / MA: WS 1451 (S. 462).
- <105> Magister La[m]pertus Dyemelen
Lambert Dimel aus Einbeck – I: SS 1445 / MA: WS 1449 (S. 126).

¹¹² <98> und <99> sind unter dem Schriftspiegel nachgetragen.

- <106> Magister Eberhausen
Johannes Eberhausen aus Göttingen – I: SS 1451 / MA: WS 1454 / R: SS 1463 (S. 146) / 1460 Rechtsstudium in Padua, Dr. decr. in Bologna, 1470–1479 Ordinarius der Jur. Fak. / Friedberg, Juristenfakultät, S. 114; Knod, Studenten, Nr. 706 (S. 101).
- <107> Magister Curlebeck de Sund[is]
Johannes Korlebeck aus Stralsund – I: SS 1440 / MA: WS 1443 (S. 426).
- <108> Magister Manschin de Lubeck
Peter Manschin aus Lübeck – I: SS 1441 / MA: WS 1444 / R: SS 1451 / DA: SS 1455 (S. 533) / Hein-Junghans, S. 120.
- <109> Magister Mack
Heinrich Mack aus Magdeburg – I: SS 1448 / MA: WS 1455 (S. 526).
- <110> Magister Dyonysius de Hallis
Dionysius Czaten aus Halle – I: SS 1450 / MA: WS 1455 (S. 972).
- <111> Magister Petrus Sundis
Peter Perkisse aus Stralsund – I: SS 1450 / MA: WS 1456 (S. 644).
- <112> Magister Hinr[icus] de Hildesheim
Heinrich Pyning aus Hildesheim – I: SS 1451 / MA: WS 1456 (S. 654).
- <113> Magister Bernhardus
In der Leipziger Matrikel nicht zu identifizieren. Ein Magister des Vornamens „Bernhard“ ist in dieser Zeit in den Promotionsakten der Artistenfakultät nicht nachweisbar (CDS II 17). Am ehesten in Frage kommen Bernardus Soest de Luneborgh und Bernardus Stake de Luneborg, beide immatrikuliert im SS 1451 und zwar als Vollzahler, was auf eine Promotion hinweist, die aber nicht belegt ist.
- <114> Magister Joh[ann]es de Lundenborck
Im fraglichen Zeitraum sind über ein Dutzend Personen des Vornamens Johannes aus Lüneburg an der Universität Leipzig belegt (Vgl. S. 522–523). Es ist daher kaum zu entscheiden, wer von ihnen mit dem Magisterpromotionseintrag zum WS 1456/57: Johannes Lunenborgch gemeint ist (CDS II 17, S. 167). Erler hat bei der Erstellung des Registers zur Matrikel wohl deswegen auf eine Zuordnung verzichtet. Zu denken wäre in erster Linie an die drei Studenten, die vorher zum Bakkalar promovierten: Johannes Nienkerke (I: SS 1451 / b.a. SS 1455, S. 602), Johannes Obleger/Upleger (I: WS 1447, als b.a. Rost., S. 618), Johannes Wittich (I: SS 1448, b.a. WS 1449, S. 956).
- <115> Magister Sanderus de Belga[r]dia
Sander Kußkaw/Gotczkaw aus Belgard (Pommern) – I: WS 1452 / MA: WS 1456 (S. 456).

Nacio Polonorum

- <116> Magister Mesko de Sweidenicz
Johannes Mescke aus Schweidnitz – I: SS 1446 / MA: WS 1453 / Bacc. med.: WS 1458 (S. 555).
- <117> Magister Herma[n]nus de Prusia
Hermann Dortmunde aus Danzig – I: SS 1433 / MA: WS 1440 (S. 136).
- <118> Magister Marti[nus] de Strog[o]nia
Martin Leipener aus Striegau – I: SS 1454 / MA: WS 1455 (S. 473).
- <119> Magister Marcus de Glogovia
Marcus Sculteti aus Groß-Glogau – I: SS 1447 / MA: WS 1452 / DA: WS 1459 / R: WS 1460 / Lic. theol.: 1466 (S. 798) / Hein-Junghans, S. 140.

- <120> Magister Sigismundus
Sigismund Rothenberg aus Freienstadt – I: WS 1450 / MA: WS 1455 (S. 722).
- <121> Magister Nico[laus] Kotwicz
Nikolaus Johannis Kottwitz aus Freienstadt – I: WS 1451 / MA: WS 1455 (S. 431).
- <122> Magister Tho[m]as de Prawnsweig
Thomas Werner aus Braunsberg¹¹³ – I: SS 1448 / MA: WS 1454 / DA: WS 1461 / R: WS 1464 / Lic. theol.: 1479 / Dr. theol.: 1483 (S. 936) / Hein-Junghans, S. 151.
- <123> Magister Jaco[bus] Meurer
Jakob Meurer aus Breslau – I: WS 1445 / MA: WS 1451 / DA: WS 1457 (S. 557).
- <124> Magister Heyder de Legnicz
Paul Heider aus Liegnitz – I: WS 1446 / MA: WS 1452 (S. 304).
- <125> Magister Bomheckel
Johannes Baumheckel aus Gubrau/Gora – I: WS 1443 / MA: WS 1454 (S. 41) oder Nikolaus Baumheckel aus Gubrau/Gora – I: SS 1442 / MA: WS 1455 (ebd.).
- <126> Magister Joh[ann]es de Gru[n]neburck
Johannes Perewinn aus Grünberg – I: SS 1445 / MA: WS 1456 (S. 644).
- <127> Magister Nicolaus Slibicz
Nikolaus Sutoris aus Gleiwitz – I: WS 1449 / MA: WS 1456 (S. 856).

¹¹³ Die Verballhornung von „Braunsberg“ in „Braunschweig“ kommt bei Thomas Werner übrigens auch sonst vor: vgl. Collijn, *Thomas Werner* (wie Anm. 90), S. 28.

Zu Krankheiten und Tod des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen

von
JOHANNES HERRMANN

Der albertinisch-sächsische Fürstenhof hatte im 16. Jahrhundert wie auch andere Höfe immer Leibärzte im Dienst. In der Korrespondenz des Staates wurde aber nach außen über Krankheiten geschwiegen. Über Krankheiten des Fürstenhauses führte man im 16. Jahrhundert auch noch keine eigenen Akten. Nur im Briefwechsel unter direkten Verwandten oder in den Mitteilungen fremder Gesandter finden sich Bemerkungen, wenn eine Krankheit schwer war oder längere Zeit dauerte. Krankheiten waren Staatsgeheimnis, damit die Tatsachen nicht von irgendjemandem gefunden und gegen den Fürsten und den Staat verwendet werden konnten. Wohl deshalb ist ein Begleitbrief des Blasius Grunwaldt (Magister in Leipzig 1520, † vor 1569) zur Übersendung von Pillen und Kügelchen an Kurfürstin Agnes (1527–1555) unter deren Sammlung der persönlichen Briefe von Moritz an sie abgeheftet.¹ Gegenüber seiner Frau als engstem Angehörigen und vertrautestem Menschen allerdings hat Herzog und Kurfürst Moritz (1521–1553) sein Befinden und seine Krankheiten selbst beschrieben.²

Die Geheimhaltung galt ansonsten bis in die Familie hinein. Als 1552 Ärzte zu Kurfürst Moritz, der sich auf dem Rückweg vom Türkenfeldzug in Ungarn befand, befohlen worden waren, konnte sein Bruder August (1526–1586) dazu beim sächsischen Kanzler Mordeisen (1519–1572) nichts Genaueres erfahren.³ Auch dem Kanzler Dr. Hieronymus Kiesewetter (1512–1586), Schwiegersohn des in Dresden sehr einflussreichen Rates Dr. Georg Komerstadt (1498–1559), wurde von den Dresdner Räten nichts Näheres mitgeteilt.

¹ PKMS 4, S. 768, Nr. 672a. (PKMS, Bde. 1–6 = Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen. Bd. 1: Bis zum Ende des Jahres 1543, hrsg. von ERICH BRANDENBURG, Leipzig 1900, Nachdruck Berlin 1982; Bd. 2: Bis zum Ende des Jahres 1546, hrsg. von ERICH BRANDENBURG, Leipzig 1904, Nachdruck Berlin 1983; Bd. 3: 1. Januar 1547 – 25. Mai 1548, bearb. von JOHANNES HERRMANN/GÜNTHER WARTENBERG, Berlin 1978; Bd. 4: 26. Mai 1548 – 8. Januar 1551, bearb. von JOHANNES HERRMANN/GÜNTHER WARTENBERG, Berlin 1992; Bd. 5: 9. Januar 1551 – 1. Mai 1552, bearb. von JOHANNES HERRMANN/GÜNTHER WARTENBERG/CHRISTIAN WINTER, Berlin 1998; Bd. 6: 2. Mai 1552 – August 1553, bearb. von JOHANNES HERRMANN/GÜNTHER WARTENBERG/CHRISTIAN WINTER, Berlin 2006).

² PKMS 6, S. 557, Nr. 365, 20. November 1552.

³ PKMS 6, S. 558, Nr. 365, Dresden, 31. Oktober 1552, Hieronymus Kiesewetter an Herzog August.

Die übliche Geheimhaltung umgab auch den Tod von Moritz. Nachdem der Kurfürst vor Sievershausen am 11. Juli 1553 verstorben war, schreiben Herren und Ritterschaft vom Feld bei Sievershausen, dass sich der Tod von Moritz nicht habe geheim halten lassen, weil er sich im Feld ereignete.⁴

Hinter allen Erwähnungen von Krankheiten steht kein medizinisches Interesse, selten ein persönliches, sondern vor allem Macht und Politik. Vom Gesandten am kaiserlichen Hof, Magister Franz Kram (1516–1568), wird 1549/50 in fast jedem der wöchentlichen Briefe über das Befinden des Kaisers berichtet, weil man auf dessen Tod hoffte.⁵ Gesundheit oder Schwäche und Tod eines Fürsten waren keine persönliche, sondern eine politische Angelegenheit!

I. Die Ärzte des Kurfürsten Moritz und die ärztliche Kunst der Zeit

Als erster Arzt begegnet uns 1541 der Leibarzt Herzogin Katharinas, Dr. Blasius Sattler, den sie nach Hessen zu ihrem erkrankten Sohn schickte.

Der spätere kurfürstliche Leibarzt von Moritz, Dr. Johann Neefe (1499–1574), stammte aus einem führenden Geschlecht in Chemnitz, das durch den neuen Bergbau in Schneeberg reich geworden war.⁶ Neefes Bruder Paul war Tuchhändler und Bürgermeister.⁷ Für kurze Zeit war Johann auch kaiserlicher Hofarzt bei Kaiser Ferdinand. Er wurde als medizinischer Ratgeber des Kaisers 1566 in den Adelsstand erhoben. Durch seine Tätigkeit gehörte er in die albertinische Hofgesellschaft. Er wurde auch von anderen fürstlichen und adligen Personen zur medizinischen Hilfe ausgebeten.⁸

Dr. Johann Neefe erhielt von Kurfürst Moritz pro Jahr 300 Gulden Gehalt.⁹ Sein Stellvertreter Dr. Blasius Grünwald bekam jährlich 150 Gulden. Beide stehen in den Listen der sonstigen Dienstgeldempfänger der Räte und Juristen. Auf dem

⁴ PKMS 6, S. 1069, Nr. 676. – Auch über Kaiser Karl V. (1500–1558) wurden Nachrichten zur Gesundheit erst mitgeteilt, wenn etwa durch das Hinken die Podagra nicht mehr zu verbergen war. PKMS 4, S. 710, Nr. 621, Augsburg, 7. 9. 1550, Zettel zum Brief: Franz Kram an Dr. Georg Komerstadt.

⁵ Z. B. PKMS 4, S. 554, Nr. 481, 5. Januar 1550; ebd., S. 560, Nr. 486, 12. Januar 1550; ebd. S. 831, Nr. 730, 12. November 1550.

⁶ Johannes Neefe, immatrikuliert Sommersemester 1514, meißnische Nation Nr. 77, baccalaureus Sommersemester 1519, Dr. der medizinischen Fakultät Sommersemester 1526, 13. April; vgl. Codex diplomaticus Saxoniae, II. Hauptteil, Bd. 16–18: Die Matrikel der Universität Leipzig, hrsg. von GEORG ERLER, Leipzig 1895–1902. – Er könnte zwischen 1519 und vor 1526 in Italien wie damals üblich studiert und promoviert haben.

⁷ FRANZ JOSEF BLÜMLING, Dr. med. Johann Neefe – Leibarzt und kaiserlich kurfürstlicher Rat und seine Brüder Paul, Jacob und Caspar, in: Naves Historia, 2006. Zugang am 15.10.2009. [Online: <http://www.moselserver.de/naves-historia/johann-neefe.htm>].

⁸ PKMS 6, S. 589, Nr. 383a, wird Neefe von Heinrich von Plauen, dem Großkanzler der Böhmisches Krone, ausgebeten im Dezember 1552. Auch die Mutter des königlichen Rates Thom Pflug wollte nur von Neefe behandelt sein (PKMS 6, S. 599, Nr. 388a).

⁹ UWE SCHIRMER, Kursächsische Staatsfinanzen (1456–1656). Strukturen – Verfassung – Funktionselemente, Leipzig 2006, S. 571, 573.

Sterbebett setzte Moritz eine Gnadengabe von 1.000 Gulden für Neefe im Kriegstestament fest,¹⁰ da dieser für seine Dienste und Reisen für Moritz und die Kurfürstin Agnes (1527–1555) bisher keine Gnadengabe erhalten habe. Auch unter Kurfürst August und seiner Gemahlin Anna (1532–1582) wurde Neefe für die kurfürstliche Familie herangezogen.¹¹ Er stand in der letzten Zeit seines Lebens ganz auf der orthodox-lutherischen Seite der Kurfürstin Anna gegen die „Kryptocalvinisten“ und es wurde sogar erwogen, ihn zum Nachfolger für den inhaftierten Leibarzt Peuker zu machen.¹²

Krankheiten wurden im 16. Jahrhundert zum Teil mit anderen Namen bezeichnet und mit anderen Mitteln geheilt. Die Bezeichnungen von Krankheiten in Moritz' Zeit sind weithin andere als die heutigen. Während heute die Bezeichnung Pest eindeutig ist, war sie um 1500, nach dem Wort „pestis“ im Lateinischen, noch Bezeichnung für jede schwere epidemische Erkrankung oder Seuche. Es wird ebenso oft auch eine Epidemie eine „Plag“ oder „Plag Gottes“ oder „Landsterben“ genannt.¹³

Der Gebrauch von vielerlei Kräutern, die frisch, getrocknet oder destilliert in Wasser oder Alkohol eingegeben wurden, war wohl nach alten Überlieferungen der Volksmedizin üblich. Ein Rezeptbuch aus der Zeit des Kurfürsten Moritz, das später stark erweitert wurde, liegt heute in der Universitätsbibliothek Heidelberg vor.¹⁴ Behandelt wurde nach den feststellbaren Symptomen wie Fieber, Herzklopfen, Schmerzen an bestimmten Stellen des Körpers. Eingehendere Hinweise zur Behandlung von allgemeinen Krankheiten finden sich auch in der Korrespondenz von Moritz' Schwägerin, der späteren Kurfürstin Anna, die sich durch den Versand von Heilmitteln an viele Fürsten nebst festgehaltenen Vorschriften zur Einnahme hervorgetan hat.¹⁵ Anna besaß neben theologischen Büchern auch solche zur Arzneikunde, Kräuterbücher und naturkundliche Werke.¹⁶

¹⁰ PKMS 6, S. 1067, Nr. 674, Sievershausen, 11. Juli 1553 noch vor Sonnenaufgang.

¹¹ KARL VON WEBER, Anna Churfürstin zu Sachsen, geboren aus Königlichem Stamm zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild aus dem sechzehnten Jahrhundert, Leipzig 1865, S. 425.

¹² HANS-PETER HASSE, Zensur theologischer Bücher in Kursachsen im konfessionellen Zeitalter. Studien zur kursächsischen Literatur- und Religionspolitik in den Jahren 1569 bis 1575, Leipzig 2000, S. 293, Anm. 401.

¹³ PKMS 6, S. 519, Nr. 343a, Zeitung vom 25.10.1552 in Wien: Von Mansfeld, Sachsen, Thüringen, Meißen bis *auf uns heraus* herrscht ein großes „Landsterben“. Im Dorf „Casel“ bei Northeim sind von 400 alle Einwohner bis auf 40 gestorben, um Northeim wurden 150 zu Witwen, 60 Ehepaare und Jugendliche und Kinder sind gestorben. PKMS 6, S. 536, Nr. 351a, 21. Oktober 1552, Andreas Teufel an Erzherzog Ferdinand: Unter den Türken herrscht auch die „plag“, viele sind daran gestorben. Vgl. PKMS 6, S. 535, Nr. 350a, 20. Oktober 1552, Bischof Wolfgang zu Passau an Herzog Albrecht von Bayern: Unter den Türken vor Erlau herrscht Krankheit.

¹⁴ Universitätsbibliothek Heidelberg, Handschriftenabteilung Cod. Pal. Germ. 188. Ein von Moritz gebrauchtes Rezept Bl. 92 r.

¹⁵ Vgl. WEBER, Anna Churfürstin zu Sachsen (wie Anm. 11), S. 425–486.

¹⁶ Vgl. HASSE, Zensur theologischer Bücher (wie Anm. 12), S. 260–270. Exkurs: Die Handbibliothek von Kurfürstin Anna. Von „Walter Hermann Ryff (Rivius): Kurz Hand-

Für Moritz selbst lässt sich in der ediert vorliegenden Politischen Korrespondenz nicht sehr viel zum Gesundheitszustand finden, manchmal Näheres zu Zeitpunkt und Umständen der Krankheiten. Das wenigstens soll hier zusammengetragen werden.

II. Krankheiten des Kurfürsten Moritz

Frühe Krankheiten

Erste Hinweise auf Krankheiten finden sich 1533/34 beim zwölfjährigen Moritz. Er war im Auftrag von Herzog Georg dem Bärtigen (1471–1539) Anfang 1533 durch Christoph von Karlowitz (1507–1578) aus Freiberg, der Stadt seiner Kindheit, nach Halle gebracht worden. In diesem Alter schickte man damals oft Jungen zur Universität. Moritz sollte in Halle Latein lernen. Georg entzog Moritz damit auch der Verfügung seiner Eltern, die sich in Freiberg immer mehr dem evangelischen Glauben zuwandten. Vielleicht lag eine geistliche Laufbahn für Moritz in der Absicht Herzog Georgs.¹⁷ Herzog Georg der Bärtige ließ seinen Neffen aber schon vor Ende 1533 aus Halle wieder abholen. Als Grund dafür ist eine Krankheit zu vermuten,¹⁸ denn am 28. Februar 1534 schreibt Herzogin Elisabeth von Sachsen (1502–1557) aus Dresden an dem Kurfürsten Johann Friedrich in Torgau, dass sich die Krankheitsanfälle bei Moritz wiederholt hätten.¹⁹ Näheres wird freilich nicht bekannt, und bis zum Jahr 1541 bleiben weitere Nachrichten über das gesundheitliche Ergehen des jugendlichen Fürsten in Dresden, Torgau und Freiberg aus.

Die Krankheit von 1541

Als Erwachsener ist Moritz dreimal nachweisbar für längere Zeit erkrankt. Zuerst nachdem er gegen den Willen der Eltern die Ehe mit Agnes von Hessen (1527–1555) am 11. Januar 1541 in Hessen vollzogen hatte. Wahrscheinlich in Dresden und bei seinem Vater steckte sich Moritz 1541 mit einer „Grippe“ an,²⁰ die dann

büchlein und experiment vieler Artzneyen“ waren dort 7 Exemplare vorhanden (S. 262). Auch Kurfürst August besaß in seiner persönlichen Bibliothek 81 Kräuter- und Arzneibücher und 22 Schriften des Paracelsus. Beide Bibliotheken wurden seit 1574 im Schloss Annaburg (bei Torgau), aber getrennt aufbewahrt (S. 244).

¹⁷ PKMS 1, S. 7 f., Nr. 4, Halle, 3. Januar 1533, Kardinal Albrecht an Herzog Georg von Sachsen.

¹⁸ PKMS 1, S. 8, Nr. 5, Halle, 3. Januar 1534, Kardinal Albrecht an Herzog Georg, Anm. 2.

¹⁹ PKMS 1, S. 8, Nr. Nr. 5, Anm. 2, Dresden 28. Februar 1534.

²⁰ PKMS 1, S. 122, Nr. 123, Dresden, 16. April 1541, Anm. 2. (6. April Abreise von Dresden, ab Nacht zu 7. April Herzog Heinrich krank am Schenkel (= Unterschenkel, d. h. Embolie oder Ulkus wegen Herzschwäche?). Warum hätte er das nur vorgewandt?, meint Schönberg; PKMS 1, S. 122, Nr. 123.

auf der umgehenden Rückreise des jungen Herzogs nach Hessen ausbrach.²¹ Die Mutter Herzogin Katharina (1487–1561) teilte ihm am 13. Mai über den Vater mit, dass *das Dyn herr vnd vatter fast [d. h. gut] bey 4 wochgen kranck an husten vnd snrffen geweysen ist und schwach machget*.²²

Moritz war im April von Dresden abgeritten und wird Mitte April in Marburg angekommen sein. Am 23. April 1541 schrieb Landgraf Philipp an Moritz, es wäre ihm von seiner Frau Christine mitgeteilt worden, *dass E. L. krang sein am fiber*.²³ Da der Landgraf meinte, *es leigen vil leut itzt am fiber hir*, gehörte das sicher zu einer allgemeinen Frühjahrsgrippe. Deshalb ermahnte er Moritz dringend, sich vom Trunk fernzuhalten und nach der ersten Genesung zunächst ehelichen Verkehr zu vermeiden. Im Trinken alkoholischer Getränke sah Philipp die Ursache des Fiebers, das auch bis zu einem Jahr danach ausbrechen könne. Landgraf Philipp riet Moritz am 19. Mai dringend, sich unbedingt an den Rat der Ärzte zu halten und keinesfalls vor der völligen Gesundung aus Hessen abzureisen. *Dan das fiber hatt hie die natur, das, wer sich nit helt, das der sein lang nit loss wirdt auch eins teils dran sterben*.²⁴

Am 5. Mai 1541 bot Herzogin Katharina an, Moritz einen Arzt zu schicken.²⁵ Deshalb schrieb Moritz noch am 21. Mai seiner Mutter Katharina, dass die Ärzte ihn nicht an die Luft ließen.²⁶ Der Aufenthalt im Zimmer gehörte damals zu den wichtigen ärztlichen Verordnungen. Katharina scheint gegenüber Moritz misstrauisch gewesen zu sein. Sie verfügte, *unde seyke [schicke] Dyr darwom den Tochter [Doktor]*. Gemeint ist wohl Dr. Blasius Sattler, der Leibarzt der Herzogin. Sie hofft, dass er diesem Arzt folgt, *den eyn gut regement ist besser dan den alle assteneyen [Arzeneien]*.²⁷ Damit spielte die Herzogin wohl auf das als ungestüm empfundene Leben des Sohnes Moritz an. Überdies erhoffte Katharina eine schnelle Rückkehr des Sohnes nach Dresden, wo er das neue Testament des schwerkranken Herzog Heinrichs des Frommen möglichst bald unterschreiben sollte, das dem jüngeren Bruder August (1526–1586) und auch Katharina selbst Vergünstigungen brachte.²⁸ Allerdings wollte Katharina das Leben von Moritz nicht gefährden.²⁹

²¹ Vgl. JOHANNES HERRMANN, Moritz von Sachsen (1521–1553). Landes-, Reichs- und Friedensfürst, Beucha 2003, S. 28–36.

²² PKMS 1, S. 130, Nr. 137, Freitag nach Jubilate, 13. Mai 1541.

²³ PKMS 1, S. 123, Nr. 125, 23. April 1541, Landgraf Philipp an Herzog Moritz.

²⁴ PKMS 1, S. 135, Nr. 142, 19. Mai 1541.

²⁵ PKMS 1, S. 126, Nr. 129, Dresden, 5. Mai 1541.

²⁶ PKMS 1, S. 131, Nr. 139, Anm. 1.

²⁷ PKMS 1, S. 139, Nr. 151, 30. Mai 1541.

²⁸ PKMS 1, S. 145 f., Nr. 159, 7. Juni 1541, Georg von Karlowitz an Landgraf Philipp. Er warnt sehr vor der Teilung für beide Söhne zu gleichen Teilen und den Veränderungen zu Gunsten Katharinas.

²⁹ PKMS 1, S. 136, Nr. 145, 21. Mai 1541, Katharina an Moritz. *Du woldest Dych aufs erste zw S. L. [dem Vater] begeben, so es gescheyn konde an schaden dynes leybes*.

Wahrscheinlich versuchten die Ärzte bei Moritz vor allem durch Diät Besserung zu erreichen. Landgraf Philipp riet Moritz zu halten, *was sie [die Ärzte] E. L. heissen essen und trinken und thun nachkommen, uf dass ja E. L. nichts beschwerlichs begeben möge*.³⁰ Bei Fieber und Schwäche wurde leichte Nahrung wie Hühnerfleisch gereicht und Wasser als Getränk. Man meinte wohl, dass zur Krankheit Bettruhe zu halten sei oder man zumindest in der Stube zu bleiben habe.³¹ Moritz solle deshalb nicht „wandern“ (reisen).

Erst Mitte Juli 1541 fühlte sich Moritz wieder gesund und teilt mit, dass ihn das Fieber verlassen habe, *allein an dem Tag des paroxismi*³² *fülen wirs noch, dass es uns übern Rücken lauft und griesselet*.³³ Beschrieb er damit anfallartige Attacken eines Hustens oder kurzzeitige Temperaturerhöhung?³⁴ Deutlicher ist für *griessellet* der norddeutsche Ausdruck „grieselfieber“ für Schüttelfrost.³⁵ Moritz hatte hin und wieder Schüttelfrost, fühlte aber seine Besserung und hoffte, bald ganz gesund zu sein.

Sein Vater dagegen erholte sich von der Frühjahrsgrippe nicht mehr, auch wenn Katharina am 30. Mai mitgeteilt hatte, dass ihn das Fieber verlassen habe.³⁶ Herzog Heinrich litt allerdings weiter an den Folgen der Grippe, wohl einer Herzschwäche. Er aß nur sehr wenig, am Morgen etwas *von einem gestosse hune* und erhielt sich durch Trinken. Manchmal wurde er im Bett zum Sitzen aufgerichtet.³⁷ Angesichts dieser Leiden kehrte Herzog Moritz gerade rechtzeitig aus Hessen zurück: Am 5. August, knapp 14 Tage vor seinem Tod, konnte Herzog Heinrich doch noch die laufenden Regierungsgeschäfte an Moritz übergeben.

Die Krankheit von 1545

In kleinen Schritten, jedoch unablässig bemühten sich Kurfürst Johann Friedrich und seine Räte darum, die ernestinische Macht gegen Moritz auszudehnen. Man stritt sich um die Rechte auf den Straßen nach Erfurt und wollte z. B. das ehemalige Kloster Eicha (Albrechtshain) bei Leipzig³⁸ zu einer Burg ausbauen. Im immer schwieriger werdenden Verhältnis beider Fürsten konnte Landgraf Philipp nicht vermitteln. Schon seit dem Frühjahr 1545 wuchs bei Moritz die Erfahrung immer weiter, vom Kurfürsten unter dessen Vorherrschaft gedrängt zu werden. Der Zwang, unter großem Druck mit dem übermächtigen Ernestinern verhandeln zu müssen, setzte Moritz psychisch unter Stress.

³⁰ PKMS 1, S. 135, Nr. 142, 19. Mai 1541, Philipp an Moritz.

³¹ PKMS 2, S. 329, Nr. 752. Moritz habe sich nicht der freien Luft enthalten, sondern sei auf die Heide und die Balz gezogen.

³² Fieberanfall, besonders auf seinem Höhepunkt; hier wohl stark übertreibend.

³³ PKMS 1, S. 167, Nr. 180, 19. Juli 1541, Moritz an Landgraf Philipp.

³⁴ Wörterbuch der deutschen Sprache, Gütersloh/München 2004, S. 585, mittlere Spalte.

³⁵ Freundlicher Hinweis von Dr. med. Hans Lauter, Leipzig.

³⁶ PKMS 1, S. 139, Nr. 151.

³⁷ PKMS 1, S. 167, Nr. 180.

³⁸ PKMS 2, S. 290, Nr. 715, Anm. 2.

Nach einem ergebnislosen Treffen von Mitte August in Torgau lud Moritz den ernestinischen Vetter zu neuen Verhandlungen für den 26. August nach Schellenberg (heute Augustusburg) ein. Es ging um das Erzbistum Magdeburg, wo Moritz seinen Bruder August als Koadjutor installieren wollte, vor allem aber um einen geplanten Feldzug Landgraf Philipps und Kurfürst Johann Friedrichs gegen den altgläubigen Herzog Heinrich von Braunschweig. Moritz wollte sich nicht zum bloßen Parteigänger machen lassen, sondern noch einmal als Vermittler im Konflikt aufzutreten, um Krieg zu vermeiden. Trotz großen persönlichen Engagements blieb der junge Albertiner aber mit seinen Schlichtungen erfolglos, und vielleicht nicht zufällig erkrankte er unmittelbar nach den Verhandlungen schwer.

Erich Brandenburg machte vorschnell ein übermäßiges Saufgelage als Ursache für Moritz' zweite große Krankheit vom 27. August bis weit in den September 1545 aus.³⁹ Der Empfang auf dem Schellenberg fand am Donnerstag statt. Am Freitag befand sich Moritz „ungeschickt“. Allerdings wird Erbrechen erst für Sonntag und Dienstag danach genannt. Die Folgen eines alkoholischen Exzesses allein können so kaum vorliegen. Erbrechen durch Alkohol tritt sofort nach zu hohem Genuss ein, nicht erst einen bis drei bzw. fünf Tage später.⁴⁰ Die Erkrankung geht außerdem bis Ende September weiter. Deshalb kann der Alkohol nicht ausschlaggebender Grund gewesen sein, zumal Moritz von Torgau her wohl ahnte, dass Kurfürst Johann Friedrich versuchen würde, ihn verhandlungsunfähig zu trinken, und dadurch gewarnt war.

Scheinbar genauere Informationen hat Herzogin Elisabeth in Rochlitz. Sie schreibt im Brief an Kurfürst Johann Friedrich vom 26. September, also erst spät, ein Rückfall für Moritz in Dresden sei durch Aufenthalt im Freien bei der Jagd in der Heide verursacht und Moritz habe *sich auch sonst mit weintrinken und andern unmessig gehalten*, d. h. er hat keine Diät gehalten.⁴¹ Moritz konnte durch einen geschwollenen Hals zwei Tage nicht essen und trinken. In der Nacht ging sein Puls derartig schwach, dass man für ihn das Schlimmste befürchtete. Moritz *hat ynerliche heytzte ym leyb. Das wasser rott[?] wil sich nicht schecken ser deck und ein schwachen bolst, wan winck geyt*. (Er hat hohes Fieber im Leib. Das Wasser [Urin] ist rot, will sich nicht ordnen [normalisieren], sehr dick, und ein schwacher Strahl, dieweil wenig abgeht).⁴²

³⁹ PKMS 2, S. 314, Nr. 739, Anm. 2.

⁴⁰ PKMS 2, S. 314, Nr. 739, Schellenberg, 3. September 1545, Ernst von Miltitz und Dr. Georg Komerstadt an Landgraf Philipp.

⁴¹ PKMS 2, S. 329, Nr. 752. Elisabeth von Rochlitz berichtet an Kurfürst Johann Friedrich sehr ausführlich über alle Krankheitssymptome, die sie wohl in Dresden in Erfahrung bringen konnte. Am Anfang und am Ende wird erwähnt, dass es Moritz schlechter gehe als auf dem Schellenberg. Ebd., S. 328, Nr. 750, 26. September, schrieb aber Johann Friedrich schon, dass er von Moritz gern hörte, die Krankheit habe sich gebessert, aber nur auf einem beiliegenden Zettel. PKMS 2, S. 328, Nr. 250.

⁴² PKMS 2, S. 329, Nr. 752, 26. September 1545, P.S. Herzogin Elisabeth an Kurfürst Johann Friedrich.

Weil Moritz zwei Tage nicht trinken konnte, mussten die Ausscheidung von Urin und der Puls stark sinken. Das deutet auf hohen Flüssigkeitsverlust durch eine Darminfektion in einer Lebensmittelvergiftung, etwa in der Art der heutigen Salmonellen. Da zu jedem Festmahl Wild gehörte, das immer gut „abgehangen“, d. h. erst einige Tage nach dem Abschuss verarbeitet wurde, war eine Lebensmittelvergiftung im Sommer leicht möglich. Der Aufruhr im Darm bewirkte einen gestörten Wasserhaushalt des Körpers. Die lange Dauer der Krankheit schließt auch den kurzzeitig wirkenden Alkohol als Hauptgrund aus. Es muss an eine gleichzeitige Infektion gedacht werden.

Zu fragen ist allerdings, warum Elisabeth erst am 26. September die scheinbar lebensgefährdenden Befindlichkeiten von Herzog Moritz schilderte, wenn schon zehn Tage vor Elisabeths Brief Moritz selbst sich auf dem Wege der Besserung fühlte und erwartete, bald wieder ganz gesund zu sein.⁴³ Außerdem hatte Moritz schon am 22. September dem Kurfürsten Johann Friedrich sein Kommen zum Tag nach Naumburg angekündigt.⁴⁴ Elisabeths Brief stellt eine Sammlung von Symptomen, aber nicht den Verlauf einer Krankheit dar. Sie gibt Nachrichten aus Dresden wieder, wie sie diese in Rochlitz erhalten konnte. Nach drei Tagen nimmt sie ihre erste Darstellung zurück und schreibt, dass Moritz keinen Arzt mehr brauche.⁴⁵

Der Kurfürst hörte – nach seinem Schreiben vom 26. September – gern von Moritz' Genesungsfortschritt, also noch ehe er den Brief aus Rochlitz erhalten haben konnte. Der Wunsch an Moritz stand aber nur auf einem wohl nachträglich zugefügten Zettel zum Brief, der zur Schonung riet. Moritz müsse sich auch nicht selbst zur Verhandlung in Naumburg bemühen. Elisabeth schreibt am Ende ihrer Symptomliste, dass Moritz sage, sich notfalls mit einer Sänfte in den Krieg gegen Herzog Heinrich tragen zu lassen. Moritz dagegen teilte schon am 23. September selbst an Landgraf Philipp und an den Kurfürsten Johann Friedrich mit, wenn er wegen seiner Krankheit doch nicht kommen könne, wolle er aber einige hundert Pferde und etliche Fähnlein Knechte zur Hilfe schicken.⁴⁶

Aber warum schrieb Herzogin Elisabeth alle schlechten Nachrichten über Moritz erst am 26. September 1545? Kamen diese zu spät aus Dresden bei ihr an? Wollte Elisabeth ihren Bruder Landgraf Philipp mit Herzog Heinrich von Braunschweig zwar im Beisein von Johann Friedrich, aber ohne Moritz verhandeln lassen? Sollte Moritz an seinem eigenen Plan einer Vermittlung zwischen Herzog Heinrich von Braunschweig und Landgraf Philipp gehindert werden? Wollte Elisabeth jede vermittelnde Teilnahme von Moritz verhindern? Eine veröffentlichte schwere Krankheit diene hier jedenfalls ganz offensichtlich als politisches Mittel!

⁴³ PKMS 2, S. 323, Nr. 745.

⁴⁴ PKMS 2, S. 324, Nr. 747, 22. September 1545.

⁴⁵ PKMS 2, S. 329, Nr. 752, 29. September 1545, Brief von Elisabeth an Kurfürst Johann Friedrich, Anm. 4.

⁴⁶ PKMS 2, S. 327, Nr. 749 und Anm. 1.

Landgraf Philipp schrieb Moritz in eigenhändigem Postskriptum: *wolt got, das E. L. gesundt wer; es wirdt ein ernstlicher, grosser handel [gegen Herzog Heinrich] werden.*⁴⁷ Allerdings wandte sich auch Moritz' Gemahlin Agnes aus Sorge um ihren Mann an den Vater, damit Moritz sich vorsichtig verhalte. Diese Bitte von Agnes ist eine echte Nachricht über das angeschlagene Befinden Moritz'.⁴⁸ Der hatte Ende September seine Krankheit noch nicht überwunden. Am 20., 26. und 29. September⁴⁹ konnte er die hessischen Gesandten wegen Schwäche durch seine Krankheit nicht empfangen. Philipp möge bei Moritz dafür sorgen, *das er sich nicht tzu rusch rausser machen; den er ist wahrlich noch mat und kranck*. Alle Doktoren und die Räte rieten ab. Philipp möge Moritz schreiben und abraten, doch solle Moritz nicht erfahren, dass sie Philipp gebeten habe.⁵⁰ Landgraf Philipp riet deshalb am 5. Oktober, Moritz möge nicht gegen den Rat der Ärzte ins Feld rücken.⁵¹ Noch am 11. Oktober schrieb Landgraf Philipp von der Krankheit Moritz' als möglichem Hinderungsgrund für dessen Mitwirken gegen Herzog Heinrich.⁵² Wohl um seinen Einfluss zu behalten, brach Moritz doch schon am 3. Oktober 1545 von Dresden auf.⁵³ Moritz ist nach all diesen Meldungen in der ersten Oktoberhälfte 1545 noch nicht völlig genesen gewesen.

Die teilweise konträren Mitteilungen und Erwähnungen der Krankheit Moritz' im Jahre 1545 erstreckten sich jedenfalls insgesamt über mehr als einen Monat und entsprangen vor allem politisch-herrschaftlichen Interessen.⁵⁴

Die Krankheit 1552

Die dritte Nachricht einer schweren Erkrankung gehört in den November 1552. Diesmal schildert Moritz selbst die Krankheit, die ihn auf der Heimreise vom Feldzug gegen die Türken in Ungarn ereilte. Im Lager vor Raab schrieb er am 8. Oktober 1552 an die Gemahlin Agnes. Er höre aus deren letzten Schreiben, dass es ihr, Gott habe Lob, wohl gehe. Was seine Person angehe, stehe es noch im alten Stand. Welch trefflicher Buhler er geworden ist, merke sie an den Reisetaschen, Hemden und Handschuhen, die mitgeschickt wurden. Doch so höflich ist er nicht geworden, dass er dem spanischen Frauenzimmer dafür Handküsse gegeben

⁴⁷ PKMS 2, S. 329, Nr. 751, Kassel, 26. September 1545, PS.

⁴⁸ PKMS 2, S. 337, Nr. 760, Dresden, 30. September 1545, Herzogin Agnes an Landgraf Philipp.

⁴⁹ PKMS 2, S. 360, Nr. 779, 2, 13. 10 1545, Bericht von Dr. Günderode an Landgraf Philipp.

⁵⁰ PKMS 2, S. 337, Nr. 760, Dresden, 30. September 1545, Agnes an Landgraf Philipp.

⁵¹ PKMS 2, S. 341, Nr. 767, Kassel, 5. Oktober 1545, Landgraf Philipp an Moritz.

⁵² PKMS 2, S. 353, Nr. 775, 11. Oktober 1545, Landgraf Philipp an Moritz.

⁵³ PKMS 6, S. 1132, Itinerar, 3. Oktober 1545.

⁵⁴ Zum politischen Umfeld vgl. SIMON ISSLEIB, Herzog Moritz von Sachsen und der braunschweigische Handel 1545, in: Ders., Aufsätze und Beiträge zu Kurfürst Moritz von Sachsen (1877–1907), Bd. 1, Köln/Wien 1989, S. 267–336, hier S. 302. „Herzog Moritz steuerte, wir dürfen solches sicher annehmen, auf das Hauptziel seiner Bemühungen, auf einen billigen Vertrag ohne Wanken los“.

hätte.⁵⁵ Ebenso teilte Moritz seinem Bruder August mit, dass er gesund sei,⁵⁶ und auch am 27. Oktober schreibt Moritz an Herzog August noch, dass er frisch und gesund ist.⁵⁷

Am 30. Oktober 1552 wollte Moritz vom König beurlaubt werden, weil er seine Aufgabe mit dem Abschluss des Befestigungsbaus für Raab und das Schütt als erfüllt ansah.⁵⁸ Da der Türke seit Moritz' Anwesenheit in Ungarn kein Dorf mehr erobert habe und aus dem Felde ziehe, hoffte Moritz, dass ihm König Ferdinand (1503–1564) bald die Heimreise gestattete.⁵⁹ Die Rückreise scheint er angetreten zu haben, denn Burggraf Heinrich von Plauen (1510–1554), Oberster Kanzler der Böhmisches Krone, setzte voraus, dass der König mit ihm in Wien sprechen werde.⁶⁰

Von Ende Oktober bis in den November wird in der Korrespondenz manches über eine weit verbreitete Krankheit (die „plag“) berichtet, die vielleicht als Pest verstanden werden kann. „Plage“ war im 16. Jahrhundert eine Krankheit als eine göttliche Strafe. Im Jahr 1552 wütete diese als „plag“ bezeichnete Krankheit von Ostungarn bis nach Wien.⁶¹ An Landgraf Wilhelm schrieb Moritz aus dem Feldlager vor Raab am 30. 10. auch, dass der Türke besonders wegen der „Plag“ die Belagerung von Erlau (Ostungarn) aufgegeben habe.

In Wien, wohin sich Moritz auf seiner Rückreise zuerst wandte, kursierte noch am 15. Oktober eine Seuche mit täglich 120–150 toten Personen. König Ferdinand wollte ihretwegen die Stadt verlassen.⁶² König Maximilian war mit seiner Familie schon von Wien nach Graz gegangen. Auch eine Zeitung, die wohl aus Niedersachsen kam, meldete:⁶³ Von Mansfeld, Sachsen, Thüringen, Meißen „bis auf uns heraus“ herrsche ein großes „Landsterben“. In Katlenburg bei Northeim sind von 400 nur 40 Menschen leben geblieben. In Northeim sind 150 Frauen zu Witwen geworden, 60 Ehepaare sind gestorben, dazu Kinder und Jugendliche. 15 bis 20 Personen sterben noch täglich.⁶⁴ Nachrichten von einer epidemischen Krankheit finden sich also an vielen Orten. Graf Wolfgang von Barby trifft den Barbier Hans Bechler nicht in Barby, sondern auf dem Dorf Werkleitz in der Nähe, wohin er

⁵⁵ PKMS 6, S. 500, Nr. 331. Spanisches Frauenzimmer: Maria? Gemahlin König Maximilians, Tochter von Karl V. (1528–1603).

⁵⁶ PKMS 6, S. 501, Nr. 332, 8. Oktober 1552.

⁵⁷ PKMS 6, S. 535, Nr. 350.

⁵⁸ PKMS 6, S. 545, Nr. 357.

⁵⁹ PKMS 6, S. 535, Nr. 350.

⁶⁰ PKMS 6, S. 546, Nr. 358, Raab, 1. November 1552.

⁶¹ PKMS 6, S. 536, Nr. 350a, Innsbruck, Andreas Teufel an Erzherzog Ferdinand.

⁶² PKMS 6, S. 535, Nr. 350a, 15. Oktober 1552, Bischof Wolfgang von Passau an Herzog Albrecht von Bayern.

⁶³ PKMS 6, S. 519, Nr. 343a, 25. Oktober 1552, Beilage zu Innsbruck 12. November 1552, Statthalter und Räte zu Innsbruck an König Ferdinand. Wien Kriegsakten 18, 398a. Ausf.

⁶⁴ PKMS 6, S. 519, Nr. 343a, Zeitung: Von Mansfeld, Sachsen, Thüringen, Meißen.

wegen der Seuche geflohen war.⁶⁵ – Vielleicht handelte es sich bei der im Herbst 1552 mehrfach aus verschiedenen Bereichen Deutschlands und Ungarns gemeldeten „Plage“ um eine Erkrankung an epidemisch auftretender Pest. Im Englischen wird heute noch *plague* für Pest verwendet. Es könnte aber auch eine neue sehr virulente Grippe vorliegen.

König Maximilian von Böhmen (1527–1576) dankte in einem Brief vom 5. November 1552 Moritz für sein Erbieten, ihn in Graz zu besuchen, wenn nicht Krankheit und Entlegenheit des Hoflagers es verhindert hätten. Er hoffte, dass der Zustand des Kurfürsten Moritz sich gebessert habe.⁶⁶ Demzufolge hat Moritz am 31. Oktober, vor seiner Abreise von Raab an König Maximilian (1527–1576) geschrieben und Krankheit und Entfernung als Hindernis genannt, Maximilian zu besuchen. Da Maximilian aber Besserung für Moritz wünscht, könnte nicht die allgemein umgehende Krankheit, sondern der Beginn einer Krankheit bei Moritz selbst als Reisehindernis gemeint sein, welches ihn dann in „Neustadt in Österreich“ festhielt. Die Krankheit wäre dann schon Ende Oktober spürbar gewesen.

Auf jeden Fall kamen Gerüchte auf: Der Torgauer Bürger Franz Wagner (nachgewiesen 1540–1551) meldet geheim an Herzog Johann Friedrich d. Ä., dass Moritz von einem Schuss getroffen wurde und deshalb seinen Leibarzt Johann Neefe (1499–1574) und den Wundarzt von Freiberg schnellstens zu sich gebeten hat. Außerdem solle die Herzogin Anna (1532–1585), Frau von Herzog August, an einem *pestelenzsch fñwer* erkrankt sein und eine Tochter tot geboren haben.⁶⁷ Diese Meldungen Wagners scheinen mehr aus ernestinischen Wünschen als aus tatsächlichen Nachrichten zu stammen. Das Kind, Herzogin Elisabeth, war nicht gestorben und sollte bis 1592 leben.

Ursprünglich hatte Moritz am 23. November bei seiner Frau sein wollen. Er kam aber erst am 6. Dezember 1552 in Radeberg an. Die Krankheit hat ihn demnach rund 14 Tage aufgehalten. Moritz wollte am 20. November auch nur bis nach Radeberg vor Dresden reisen, weil er so Merkwürdiges über das Sterben hörte. Bis er die Lage in Dresden von den Leuten selbst erführe, wollte er dort im Jagdschloss bleiben. Es ging ihm wohl um die Vermeidung einer neuen Infektion. Er wollte dort spätestens am 4. Dezember eintreffen und auf mehrere Nächte Quartier vorbereitet haben. Er beabsichtigte, sich zu stärken gegen *die dicke hoffart von weimar so frolich vber meinem vngeluck sol sein vnd lest sich horen ich bin geschossen dem gerechten got gib ich's als[o] heim der wirtz wol machen*. Die Nachricht von einer Schusswunde des Kurfürsten Moritz, scheint auf die Falschmeldung Wagners zurückzugehen.

Moritz bestellte bei seiner Frau einige Getränke: „olant wein“, aus Alant gewonnenen, der heute als Inulin noch zur Förderung der Verdauung verwendet

⁶⁵ PKMS 6, S. 557, Nr. 365a, Abend Michaelis 28. September! 1552 (nicht 5. Oktober, Oktav Michaelis wäre 6. Oktober), Graf Wolf von Barby an Kurfürst Moritz.

⁶⁶ PKMS 6, S. 533, Nr. 347a, Graz, 5. November 1552, König Maximilian an Kurfürst Moritz. Der Kammerdiener Adam von Seydlitz war Überbringer.

⁶⁷ PKMS 6, S. 558, Nr. 365a. Herzogin Elisabeth geb. 18. Oktober 1552, gest. erst 1592!

wird; „nelkenwein“ (Gewürznelkenöl), das heute gegen Mundentzündungen und Zahnschmerzen dient; *torgis neu bei bier*, das ein Nebenprodukt der Bierbrauerei sein muss.⁶⁸ Wahrscheinlich handelt es sich um ein Kräuterbier. Wenn es nicht selbstverständlich im kurfürstlichen Dresdner Keller zu finden wäre, sollte es bei der oberen Bürgerschicht in Dresden gesucht werden. Das alles wurde nicht als Gaumenfreude sondern als Arznei zur Stärkung bestellt. Die Fieberzeit war am 20. November gerade abgeschlossen. Die Bestellung aus Neustadt entspricht dem Ende der akuten Krankheit, Mundentzündung und Verstopfung können Folge eines hohen Fiebers sein. Da der Leibarzt Dr. Johann Neefe schon lange vor dem 1. November nach Schlesien abgefordert war, sind die drei Mittel wahrscheinlich auch ärztlich verordnet.⁶⁹ Sie sollten die Genesung befördern.

Welche Krankheit steckt hinter der Krankheit, mit der Gott Moritz prüfte? Für Pest spräche eine schnelle Erkrankung mit hochgradigem Fieber. Moritz schreibt Landgraf Philipp, dass er auf der Rückreise aus Ungarn *mit vnuersehenlicher [unerwarteter] leips schwachheit hart beladen gewesen*;⁷⁰ d. h. es lag eine intensive Infektion vor. Wir wissen zur Krankheit sicher, und ihrer Gefährlichkeit nur,⁷¹ was Moritz selbst seiner Gemahlin aus Neustadt in Österreich nach seiner Genesung, am 20. November 1552 schreibt. Es traten zeitweise Bewusstseinsstörungen und Todeserwartungen auf. Er hat sich zwölf Tage nur durch Trinken ernähren können und hatte heftiges Reißen im Kopf und hohes Fieber: *das mich der almechtig got hart mit einer krankheit ersucht das ich warlich sorg gehabt wir wurden eyinander nit mer sehen dan es hat mir also hart im kopff zureissen auch mit treflicher hitz zugesatz das ich oft nit gewust hab ab ich lebendig aber todt sey ich hab in xii tagen nit konnen gan nach sthan noch essen allein was mich das*

⁶⁸ Beibier wird offiziell nie als Wort verwendet. Es findet sich nicht im Grimmschen Deutschen Wörterbuch und sonst in keinem deutschen Wörterbuch. Entweder könnte es der Bierschaum sein, der stark Hefe- und Vitamin-B-haltig noch nach dem 2. Weltkrieg gegen Furunkulose und ähnliche Hautkrankheiten verwendet wurde, der hier wohl für die Belebung des Darms benutzt wurde, doch schwer transportfähig ist. Oder es war eines der vielen mit üblichen Kräutern versetzten Biere, die in Einzelflaschen abgefüllt transportiert wurden, wie etwa Beifußbier. Beifuß sollte die Fruchtbarkeit von Frauen fördern. Bier mit Hirschzunge sollte gegen Malaria helfen und Bier mit Rosmarien gegen Nierensteine. So gab es vielerlei Gewürzbiere. Im 18. Jahrhundert galten sie als Medizin.

⁶⁹ PKMS 6, S. 558, Nr. 365a, 1. November 1552, Hieronymus Kiesewetter an Herzog August.

⁷⁰ PKMS 6, S. 591, Nr. 385a, Dresden, 18. Dezember 1552, Kurfürst Moritz an Landgraf Philipp.

⁷¹ PKMS 6, S. 557, Nr. 365, *Neustat in Osterreich*, 20. November 1552, Kurfürst Moritz an Kurfürstin Agnes; vgl. besonders Fußnote 1. PKMS 6, S. 590-592, Nr. 385, Dresden, 30. Dezember 1552, Moritz an Philipp von Hessen. Ebd. S. 558 meldet Hieronymus Kiesewetter Oktober 31 an Herzog August, dass Ernst von Miltitz, Georg Komerstadt und Barschwitz zu Moritz bestellt sind. Die Ärzte sollen in Wagen über Bunzlau nach Breslau reisen. War ein Gespräch mit dem Breslauer Stadtarzt Johannes Krafft (nach 1564 geadelt von Kaiser Maximilian II.: Crato von Crafftheim) vorgesehen? Er galt als medizinische Autorität. Er wurde nacheinander kaiserlicher Hofarzt für Kaiser Ferdinand I. und Kaiser Maximilian II. bis zu beider Tode.

trinckken erneret hat aber ich danck dem almechtigen got das er mir wider geholffen. Die Wendung, dass ihn Gott mit dieser Krankheit versuchte, kann noch ein Hinweis auf die „Plag“, d. h. vielleicht die Pest, sein. Am Ende einer Pestepidemie lässt die Virulenz der Infektionen nach, sodass deren Überwindung möglich wäre. Alle anderen Hinweise auf eine Epidemie liegen vor dem Oktober 1552. Die Krankheit auf der Rückreise aus Ungarn entwickelte sich in kurzer Zeit und ist als plötzliche Infektion zu verstehen, denn in den Tagen vor der Abreise hat Moritz mehrfach betont, dass er gesund sei. Dr. Johann Neeff schreibt später sein dreiteiliges Buch über die Pest. Er könnte als Pestfachmann schon im Oktober zu Moritz gerufen worden sein.⁷²

Heftige Kopfschmerzen und hohes Fieber könnten freilich auch für eine starke Grippe sprechen. Die Medikamente, die angefordert wurden, weisen auf einen hohen Flüssigkeitsverlust und nachfolgende Verstopfung hin – durchaus auch Grippesymptome. Doch hätte Grippe keine so hohe Todesrate wie „die Plag“.

Wenn man die bekannten Tatsachen zusammen nimmt, kam die Krankheit Moritz‘ unerwartet schnell. Sie war mit sehr hohem, langem Fieber verbunden, das zeitweise die klare Besinnung raubte. An eine Malariainfektion mit ihrem Dreitage- oder Viertage-Fieber, die bei Raab damals möglich war, ist bei einem gleichbleibend hohen Fieber kaum zu denken, wenn auch bis ins 20. Jahrhundert in Ungarn Malaria auftrat und in den Schilfbereichen des Großen Schütt gut denkbar war. Für ungefähr 14 Tage lebte Moritz nur von Getränken ohne Essfähigkeit. Wenn Moritz über Wien gereist ist, wie erwartet wurde,⁷³ kann er sich dort mit Pest infiziert haben. Wegen der hohen Ansteckungs- und Todesraten in den Berichten wäre das vielleicht zu denken.

Die Mitteilung des päpstlichen Legaten, dass Moritz in dieser Zeit nach Breslau gereist sei,⁷⁴ um sich dort von der Franzosenkrankheit, der Syphilis, kurieren zu lassen, hat für sich, dass der Breslauer Stadtarzt Crato von Crafftheim (1519–1585) in Leipzig und Padua studiert hatte und zu den sächsischen Humanisten gute Beziehungen pflegte. Er galt als Kapazität und wurde bald evangelischer Hofarzt der Kaiser Ferdinand und Maximilian.⁷⁵ Aber Syphilis beginnt nicht mit hohem Fieber. Außerdem würden für die Behandlung damals keine 14 Tage gereicht haben. Einzig die Bemerkung vom Kanzler Herzog Augusts, Kiesewetter, dass es vielleicht eine Krankheit sei, die man wie Krätze nicht gern wissen lasse, könnte als Hautausschlag auf ein erstes Stadium der Syphilis deuten. Das stimmt aber mit den

⁷² Vgl. oben, Anm. 7 und 8.

⁷³ PKMS 6, S. 545, Nr. 357, Lager bei Raab, 1. November 1552, Burggraf Heinrich von Plauen an König Ferdinand.

⁷⁴ PKMS 6, S. 537, Nr. 365, Anm. 1.

⁷⁵ In Breslau war seit 1550 Crato von Crafftheim Stadtsyndikus. Dieser hatte in Wittenberg ab 1534 auch bei Luther und Melanchthon studiert. Er war aber auf Luthers Rat wegen zu schwacher Stimme zur Medizin gewechselt. Diese hatte er in Leipzig und Padua studiert und hatte die damals beste Ausbildung. PAUL TSCHACKERT, Krafft, Johann (Crato von Crafftheim) gest. 1585, in: Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. verb. und verm. Aufl., hrsg. von Albert Hauck, Bd. 11, Leipzig 1902, S. 15-37.

Worten von Moritz, die er an Agnes schrieb, nicht überein.⁷⁶ Ich nehme nicht an, dass Moritz seinen Brief vom 20. November an Agnes als Täuschung geschrieben hat, um seine wahre Krankheit zu verbergen.

Moritz betont außerdem in einem Brief an Landgraf Philipp am 30. Dezember, dass einem Fürsten Unbegründetes nachgesagt werde. Das müsse er dulden, weil er nicht jedem das Maul stopfen könne. Moritz müsse es Gott befehlen *vnd vnuerschult neidt und boser leuth geschwetz so hoch nit achtenn*.⁷⁷

Beim engen Liebesleben von Moritz und Agnes,⁷⁸ das die Briefe von Moritz an Agnes zeigen, hätte Agnes von ihm mit Syphilis infiziert sein müssen. Obwohl der Herzog Johann Friedrich d. Ä. seinem Sohn wegen einer angeblichen Syphilis bei Agnes dringend von einer Ehe abrät, heiratete Johann Friedrich d. M. (1529–1595) die Witwe Moritz' 1555. Die Meldung des päpstlichen Legaten 1552 wird auch deshalb kaum stimmen.

Belastend erwies sich für Moritz und Agnes über die Jahre der Ehe hinweg aber das Ausbleiben weiterer Kinder, vor allem eines weiteren Sohnes. Die Tochter Anna war 1544 geboren worden, der Sohn Albrecht starb 1546 im Säuglingsalter.⁷⁹ Eine weitere Schwangerschaft von Agnes endete 1550 mit einer Fehlgeburt,⁸⁰ und noch 1553 unterzog sich Agnes in Ems einer Badekur, wohl auch gegen ihre Kinderlosigkeit.⁸¹ All dies könnte auf eine Unverträglichkeit des Rhesusfaktors zwischen Moritz und Agnes hinweisen – eine Mutmaßung, die durch die Kinderlosigkeit einer zweiten sächsisch-hessischen Verbindung, der Ehe von Elisabeth,

⁷⁶ PKMS 6, S. 558, Nr. 365a, Dresden, 1. November 1552, Dr. Hieronymus Kiesewetter an Herzog August.

⁷⁷ PKMS 6, S. 590, Nr. 385.

⁷⁸ Z. B. PKMS 4, S. 767, Nr. 670, 11. Oktober 1550: *jn soma jch wil diesen winter bey dir bleiben vnd wollen mit einander birm braten, wan sie Chussen so wollen wir si aus nehmen vnd wollen mit gottes chulff ein guts mutlein haben amen*. PKMS 6, S. 990 f., Nr. 620, Merseburg, 20. Juni 1553, Kurfürst Moritz an Kurfürstin Agnes, eigenhändig: *wan du ankumpst ist es meglich so kom ich zu dir kann es aber nit sein vnd du wollest mich ihe ansprechen so in die nehe zu mir komen so will ich fleis vorwenden das ich dir mog das badt gesegen ich befil dich got der helff uns mit freuden zu samen vnd geb vns genad das wir hinfuro lang lang lang mogen beisamen wonen vnd das vorrichten das wir lang beidt gewunst [gewünscht] haben amen*.

⁷⁹ Albrecht (Albert) lebte vom 28. November 1545 bis 12. April 1546; vgl. PKMS 2, S. 562, Nr. 882, Anm. 2.

⁸⁰ HStA Weimar, D 224, Reg. D pag. 149, fol. 5a/b. – Schon vorher versuchten Moritz und Agnes, den jüngsten Bruder von Agnes, Georg (1547–1596), nach dem Tod der Mutter Christine 1549 in Pflege zu nehmen. Landgraf Philipp schrieb am 27. April 1550 aus Oudenaarde an Agnes: Er stimme schließlich zu, Georg nun in Dresden erziehen zu lassen. Agnes und Moritz sollten aber nicht so faul sein wie in den letzten Jahren und selbst zu einem Sohn und Erben kommen. Das müsse er Agnes „freundlich“ sagen; vgl. PKMS 4, S. 617, Nr. 537 und S. 646, Nr. 565.

⁸¹ Vgl. PKMS 6, S. 735, Nr. 474a, Dresden, 17. März 1553, Kurfürstin Agnes an Landgraf Philipp: Moritz will sie gemäß dem Rat der Ärzte nach Ems schicken. Und PKMS 6, S. 994 f., Nr. 623, Sangerhausen, 21. Juni 1553, Kurfürst Moritz an Kurfürstin Agnes: Moritz hofft, dass ihr das Bad wohl bekommen sei.

der Schwester Landgraf Philipps, mit Johann, dem Sohn Georgs des Bärtigen, zu stützen wäre.

III. Verwundung und Tod 1553

Nach einem im Nachhinein letzten Treffen mit der geliebten Gemahlin Agnes in Kindelbrück ritt Moritz von Sangerhausen über Nordhausen und weiter nach Walkenried. Er traf am Abend des 30. Juni 1553 im Feldlager von Osterode im Westharz ein. Von dort zog das Heer am 2. Juli nach Einbeck und vereinigte sich mit den braunschweigischen Kontingenten Herzog Heinrichs.⁸² Die verbündeten Truppen marschierten am 4. Juli nach Grohnde und am 5. Juli weiter nach Elze, Kreis Hildesheim.⁸³

Der Gegner, Markgraf Albrecht Alcibiades, konnte 1553 nur noch als Kriegsherr, als Condottiere im Kampf gegen andere Reichsstände überleben. Sein Land vermochte nichts mehr zu seinen Plänen aufzubringen. Seine Machtbasis war nur noch ein Heer gut geschulter Söldner mit einer großen Zahl von Hakenschützen. Moritz sah mit Albrecht im Mai 1553 keine friedliche Lösung mehr und suchte die militärische Entscheidung. Schon am 5. Juli zeigte er sich bei Alfeld in Schlachtordnung gegenüber dem Markgrafen.⁸⁴ Am 7. Juli marschierten die vereinigten Truppen – nach einem nächtlichen Aufbruch – Richtung Sarstedt, rund 30 km südwestlich von Sievershausen, wo das letzte große Lager der vereinigten Sachsen, Hessen und Braunschweiger aufgeschlagen wurde. Von dort rückte man auf Horst (heute Stadtteil von Peine) vor,⁸⁵ das als Lager in einem Brief von Moritz genannt wird.⁸⁶ Von Horst erhob sich das Heer am 9. Juli sehr zeitig Richtung Sievershausen und traf erst am späten Vormittag des Tages langsam ein. Es musste auf der Straße von Braunschweig nach Burgdorf von Landwehr her westlich des langen Bruchs der Fuhse bis westlich Sievershausen heranziehen.

Markgraf Albrecht hatte am 9. Juli von Nordwesten von Burgdorf her einen leichteren Anmarsch und genügend Zeit zur Schlachtaufstellung vor Arpke Richtung Sievershausen. Albrecht wollte die sichere Zuflucht in die ihm verbundene

⁸² PKMS 6, S. 1160, Itinerar, 23.– 25. Juni 1553.

⁸³ PKMS 6, S. 1039, Nr. 662, Feldlager bei Elze, 6. Juli 1553 früh, Kurfürst Moritz an Landgraf Philipp.

⁸⁴ PKMS 6, S. 1041, Nr. 663, 7. Juli 1553.

⁸⁵ Zum Umland der Schlacht vgl. Messtischblatt: Lehrte/Haimar/Peine, Preußische Landesaufnahme 1898 (mit Nachträgen bis 1936) und Landesaufnahme des Herzogtums Braunschweig 18. Jahrhundert. Nach 1930 gab es (laut Messtischblatt) südwestlich von Peine die Flurnamen „Horst“ und „Horstbruch“. Es ist die Flur des westlichen Stadtteils „Horst“ der Stadt Peine. Nur von Horst aus sind der zeitige Aufbruch und die Ankunft Moritz' mittags bei Sievershausen verständlich. Albrecht zog von seinem Lager bei Burgdorf nach Südwesten.

⁸⁶ PKMS 6, S. 1040, Nr. 663, Lager zu Horst, 7. Juli 1553, Kurfürst Moritz an die kurfürstlichen Räte in Torgau.

Stadt Braunschweig sichern. Moritz verstellte ihm den Weg. Zwei Straßendämme bei Landwehr durch sumpfiges Gelände der Fuhsenaue und bei Ambostel durch einen Teich verzögerten südlich Sievershausen den Anmarsch. Die Truppen von Moritz konnten sich danach erst langsam – voran die Reiter – westlich von Sievershausen entfalten. Moritz wird mit den Hauptleuten die Aufstellung befehligt haben.

Im 18. Jahrhundert findet sich auf der Kurhannoverschen Landeskarte der Flurname „Heldenkühle“ südlich der Straße von Arpke nach Sievershausen;⁸⁷ wohl ein Hinweis auf das Massengrab nach der Schlacht. Dort wird der linke Flügel der Verbündeten gestanden haben. In dem benachbarten Waldstück hatte Markgraf Albrecht vor der Schlacht Hunderte Hakenschützen verdeckt im Hinterhalt („Vorteil“)⁸⁸ am südlichen Rand seiner Schlachtordnung aufgestellt.⁸⁹ Dieses Waldstück ist als „Vogelherd“ noch auf einer Schlachtdarstellung aus dem 16. Jahrhundert zu finden.⁹⁰ Entsprechend ist der letzte Brief von Moritz mit „Feldlager am Vogelherd“ datiert.⁹¹

Hakenbüchsen waren eine weittragende Waffe mit langem Rohr, die zum Zielen durch eine Gabelstange gestützt wurden. Es gab nicht nur die normalen Hakenbüchsen, sondern auch die leichteren Halbhaken. Die Hakenschützen hatten den Befehl Albrechts, auf die Menschen zu schießen, nicht auf Pferde wie sonst bei Reiterkämpfen üblich, um von gestürzten Reitern Lösegeld zu erhalten.⁹²

Ehe Moritz die Truppen und Kanonen aufstellen konnte, eröffnete Albrecht gegen 13.00 Uhr mit kleinen Kanonen westlich von Sievershausen die Schlacht. Die Truppen unter Moritz' Führung hatten viel Zeit durch die Straßendämme verloren, wo man neben der Straße nicht reiten oder fahren konnte, besonders am

⁸⁷ Kurhannoversche Landesaufnahme des 18. Jahrhunderts, Karte Nr-118, Uetze 1781, Reproduktion Hannover 2002.

⁸⁸ PKMS 6, S. 1052, Nr. 669, 9. Juli 1553, Kurfürst Moritz an den Bischof von Würzburg: *vnnnd hat alsßpalde ein vorthieill an einem holtz in genhommen, seine Schlachtordnung von Reutter Knechtenn vnnnd geschutz gemacht*; PKMS 6, S. 1055 f., Nr. 670, 10. Juli 1553, Berichte über die Schlacht bei Sievershausen 1. Der Markgraf hatte seine Schlachtordnung neben dem kleinen Waldstück „Vogelherd“ aufgerichtet und dieses mit Hakenschützen belegt; CHRISTA BAUFELD, Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch, Tübingen 1996: „Vorteil“ ist eine „gedeckte Stellung der Truppen“. Vgl. auch PKMS 6, S. 1052, Nr. 669, 9. Juli 1553 nachts, Kurfürst Moritz an Bischof Melchior von Würzburg: *Wie wir nuhn zum ersten vber den Teich dham khommen, vnnnd vnserere hauffenn all herruber bracht, Ist er vnser zeitlich inne wordenn, vnnnd hat alsßpalde ein vorthieill an einem holtz ingehommen*. PKMS 6, S. 1056, Nr. 670, Wolfenbüttel, 10. Juli 1553, 5.00 Uhr morgens, Gesandte an Bischof Weigand von Bamberg, Bischof Melchior von Würzburg und die Stadt Nürnberg.

⁸⁹ Zwei Abschriften in Bamberg des Moritzbriefes über die Schlacht haben die Wendung *allain im holtz ingehommen*; PKMS 6, S. 1052, Nr. 669, Anm. 11.

⁹⁰ Im Germanischen Museum in Nürnberg.

⁹¹ PKMS 6, S. 1063, Nr. 671, An Amtmann und Schosser zu Langensalza.

⁹² PKMS 6, S. 1058, Nr. 670, 4, Kundschaft aus dem Lager Markgrafen Albrechts; ebenso PKMS 6, S. 1058, Nr. 670, Absatz 2/3, 13. Juli 1553, Kundschaft aus dem Lager Markgraf Albrechts.

Teichdamm neben Ambostel. Durch einen zurückweichenden Schwenk lenkten die markgräflichen Reiter die angreifenden sächsisch-hessischen Reiter in der Flanke vor die Hakenschützen.⁹³ Die schossen wie befohlen auf die Reiter. Dadurch wurden sehr viele Adlige und besonders die Führer der Reiterfahnen getroffen wie Daniel von Hatzfeld (nachgewiesen 1532/1553), Oswald von Krumsdorf († nach 1553) und Wilhelm von Schachten (†1553). Es wurde anscheinend besonders auf die Führer der Reitergeschwader gezielt. Die Hakenschützen entschieden das erste Treffen der Reiter für den Markgrafen.

Auf diese versteckten Hakenschützen ist höchstwahrscheinlich auch die Verwundung des Kurfürsten am Beginn des zweiten Treffens der beiden Großen Haufen zurückzuführen. Bei diesem zweiten Treffen mit dem Angriff der braunschweigischen und der kurfürstlichen Hoffahnen stand nach seiner eigenen Aussage Moritz vor dem Großen Haufen.⁹⁴ Die markgräflichen Hakenschützen waren durch Flucht und Verfolgung der beiderseitigen Reiter des südlichen Flügels der Schlacht nicht betroffen. Sie befanden sich – gedeckt vom Wald – bei Beginn des zweiten Treffens nun seitlich leicht hinter den vorrückenden Linien der Verbündeten. Zwischen erstem und zweitem Treffen hatten die Hakenschützen Zeit nachzuladen. Aus dieser Position würde sich die Verwundung des Kurfürsten von schräg links hinten erklären. Moritz bot in seiner schwarzgoldenen Rüstung ein hervorragendes Ziel.⁹⁵ Der Kurfürst war von Süden her beleuchtet und gut zu erkennen. Der Staub vom Kampf des ersten Treffens auf dem linken Flügel hatte sich etwas gelegt. Der Schuss des markgräflichen Schützen ging von schräg hinten links in den freien Raum zwischen den Großen Haufen beider Seiten hinein, die aufeinander zu zogen, bis man das Weiße im Auge des Gegners erkannte. Der Schuss auf Moritz konnte gezielt werden und wollte die Wendung der Schlacht verhindern.

Warum Kurfürst Moritz von hinten links den Schuss erhielt, wird nirgends in der Literatur erörtert. Aber der Treffer in den Rücken sorgte schon früh für allerlei Mutmaßungen: Der Bericht eines Bamberger Bediensteten etwa sagt richtig aus, dass der Haufen um die kurfürstliche Hauptfahne von den Markgräflichen schon von Weitem beschossen wurde.⁹⁶ In dem Bamberger Bericht wird dann aber, um den Schuss von hinten, also aus den eigenen Reihen zu erklären, betont, dass die Feldbinden sich sehr ähnlich gewesen wären⁹⁷ und, im Gefecht verschmutzt, an diesem staubigen Julitag leicht zu verwechseln. Wurde Moritz deshalb von eigenen Leuten beschossen?

Dagegen steht vor allem seine eigene Aussage, *seindt wir alß vor dem gewaltigenn hauffenn gehaltenn, mit einem Schuß vber den Lenden getroffen worden, der*

⁹³ PKMS 6, S. 1056, Nr. 670, 1.

⁹⁴ PKMS 6, S. 1053, Nr. 669, Feldlager im Gericht Peine, 9. Juli 1553 nachts.

⁹⁵ PKMS 6, S. 1053, Nr. 669, Moritz an den Bischof von Würzburg, 9. Juli 1553.

⁹⁶ PKMS 6, S. 1056, Nr. 670, 2, Immensen (2. Dorf von Sievershausen), 11. Juli 1553.

⁹⁷ PKMS 6, S. 1057, Nr. 670, 2, Immensen, 11. Juli 1553, Bericht (eines bambergischen Bediensteten?).

*durch auß gangen, dauon dann wir fast schwach seindt.*⁹⁸ Als er getroffen wurde, wollte Moritz den Gegenangriff der Hauptmacht führen, um die Schlacht herumzureißen. Er war gut erkennbar für jeden Schützen mit Übersicht, vor allem natürlich für die Hakenschützen an der Flanke.⁹⁹ Moritz' Ausscheiden aus der Schlacht in der vordersten Reihe des Gewalthaufens, der gerade die Wende zum Sieg bringen sollte, hätte durch seine Signalwirkung verheerende Folgen haben können. Deshalb blieb Moritz im Kampf und ließ sich zunächst nicht verbinden.¹⁰⁰ Daraus ergab sich die Meinung, Moritz wäre im Getümmel des Gefechts und allein von einer Handwaffe getroffen worden, woraus die Erörterungen über Staub und Unkenntlichkeit der Feldbinden und die Verwirrungen des Nahkampfes entstanden sind. Entsprechend wird im Bericht von Anton Pestel betont, dass der Schuss nur aus einer Handfeuerwaffe und nicht aus einer Hakenbüchse habe stammen können. Eine Handfeuerwaffe müsste allerdings aus den eigenen Reihen hinter Moritz abgeschossen worden sein. Wer aber konnte ohne aufzufallen auf den Kurfürsten schießen, wo doch nach Moritz mit dem Schießen gewartet wurde, bis man das Weiße im Auge des Gegners sah?¹⁰¹ Das eigentliche Kampfgetümmel, das später als Grund des Schusses von hinten angeführt wurde, hatte noch nicht begonnen.¹⁰²

Der Harnisch des Kurfürsten mit seinem Einschuss auf der linken Seite befindet sich heute in Dresden,¹⁰³ wie die Feldbinde Nr. 370.¹⁰⁴ Die Einblutung in die Feldbinde wird während der kurzen Zeit des Reitens nach der Verwundung geschehen sein, ehe die Versorgung der Wunde möglich war. Feldbinden wurden vom ganzen Heer einer Partei als Kennzeichen der Zugehörigkeit von der rechten Schulter zur linken Hüfte getragen. Moritz und Heinrich von Braunschweig trugen die rotweißen Farben des Königs Ferdinand. Markgraf Albrecht maßte sich die rote kaiserliche Farbe des Reiches an.

⁹⁸ PKMS 6, S. 1053, Nr. 669.

⁹⁹ PKMS 6, S. 1056, Nr. 670, 1, Wolfenbüttel, 10. Juli 1553, 5 Uhr früh, Bericht ihrer Gesandten an die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und der Stadt Nürnberg. Das ist ein nicht redigierter Bericht der Schlacht. Er legt auf die markgräflichen Hakenschützen wert.

¹⁰⁰ PKMS 6, S. 1059, Nr. 670, 5, Würzburg, 19. Juli 1553, Bericht über die Schlacht von Sievershausen und den Tod Kurfürst Moritz'.

¹⁰¹ PKMS 6, S. 1052, Nr. 669, Feldlager im Gericht Peine, 9. Juli 1553 nachts, Kurfürst Moritz an Bischof Melchior von Würzburg.

¹⁰² SIMON ISSLEIB, Von Passau bis Sievershausen 1552–1553, in: NASG 8 (1887), S. 41–103, hier S. 99. Nachdruck in SIMON ISSLEIB, Aufsätze und Beiträge zu Kurfürst Moritz von Sachsen (1877–1907), Bd. 2, Köln/Wien 1989, hier S. 865; HILDEGARD JUNG, Kurfürst Moritz von Sachsen. Aufgabe und Hingabe. 32 Jahre deutscher Geschichte 1521–1553, Hagen 1966, S. 326.

¹⁰³ Siehe dazu: Glaube und Macht. Sachsen im Europa der Reformationszeit, Katalog 2. Sächsische Landesausstellung, hrsg. von HARALD MARX/ECKHARD KLUTH, Dresden 2004, S. 239, Nr. 367. Der Harnisch blieb anfangs ohne Bezeichnung und erhielt auch im Katalog nur eine undeutliche Herkunftsangabe ohne Erklärung.

¹⁰⁴ Ebd., S. 239, Nr. 370.

Die Verwundung wurde von anderen erst wahrgenommen, nachdem Moritz zum Verbinden beiseite geritten war. Der Einschlag des Schusses über der Lende oberhalb des Beckenknochens wurde durch die Rüstung nach schräg unten abgelenkt und muss die große, innen am Bein laufende Vene getroffen haben. Venen ziehen sich bei Verletzung zusammen und bluten dann nicht so schnell und stark wie Arterien. Es kommt zur Sickerblutung.¹⁰⁵ Durch die Verzögerung bei der Wundversorgung und diese Sickerblutung also wurde Moritz in den Stunden bis zur Nacht sehr schwach, wie er es an den Bischof von Würzburg schrieb. Erst einige Zeit nach seiner Verwundung ließ sich Moritz aus dem Kampf bringen. Auf dem Schlachtfeld wurde ein Zelt zur Versorgung des verwundeten Kurfürsten aufgeschlagen.

Außer den Aussagen von Moritz selbst und von Karlowitz, der sich im Zelt des Kurfürsten aufhielt, gibt es keine unmittelbaren medizinischen Hinweise auf das Befinden und die Behandlung des Kurfürsten. Bereits hier liegen allerdings Differenzen vor: Karlowitz meinte am Vormittag des 10. Juli, dass Moritz die Kugel noch im Leibe habe.¹⁰⁶ An allen andern Stellen wird aber zur Todeswunde immer von Einschuss und Ausschuss geredet.¹⁰⁷ Moritz selbst betonte, dass der Schuss als Durchschuss *durch auß gangenn*¹⁰⁸ sei, und dem Selbstzeugnis des Kurfürsten ist wohl Glauben zu schenken. Die Mär von der steckengebliebenen Kugel verselbstständigte sich jedoch: Die Rüstkammer der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden bewahrt eine verformte Pistolenkugel und zwei Harnischsplitter auf, die aus der Wunde von Moritz stammen sollen, allerdings erst 1610 nachweisbar sind, heute als Memorialstücke eingeordnet werden und als Zeugnisse einer frühen Mythisierung des Todes von Moritz gelten können.¹⁰⁹

Glaubhafter erscheint der restliche Bericht von Karlowitz, der noch am Vormittag des 10. Juli an König Ferdinand meldete: Der Kurfürst ist *leider etwas geschossen worden, doch trösten die wundärzte, es werde sein Churfürstlichen Gn. nicht schaden, dann sein Churf. Gn. redet ganntz frisch und vnkhreblich, ist auch nicht weiter wundt.*¹¹⁰ Man wolle ihn nur zwei Tage nicht fahren. Karlowitz berichtet auch, dass Moritz *nicht wait wundt* sei.¹¹¹ Waidwund oder weidwund meint eine Verletzung des Bauchraumes.¹¹² Nach dieser Aussage von Karlowitz

¹⁰⁵ Für diesen Hinweis danke ich Herrn Dr. med. Hans Lauter, Leipzig.

¹⁰⁶ PKMS 6, S. 1064, Nr. 672, 10. Juli 1553: *hat aber die Khugl noch im Leib.*

¹⁰⁷ Z. B. PKMS 6, S. 1106, Nr. 704, 27. Juli 1553, Anton Pestel an Herzog Johann Friedrich d. Ä.

¹⁰⁸ PKMS 6, S. 1055, Nr. 669, 9. Juli 1553 nachts, Moritz an Bischof Melchior von Würzburg. Abschriften in Marburg, Bamberg, Augsburg, Wien, Brüssel.

¹⁰⁹ Vgl. dazu Glaube und Macht. Katalog 2. Sächsische Landesausstellung (wie Anm. 103), S. 240, Nr. 371, mit Hinweis auf einen weiteren zeitgenössischen Beleg, dass die Kugel nicht gefunden wurde.

¹¹⁰ PKMS 6, S. 1065, Nr. 672, Feldlager auf der Walstatt, 10. Juli 1553, Christoph von Karlowitz an König Ferdinand.

¹¹¹ Ebd.

¹¹² ALFRED GÖTZE, Frühneuhochdeutsches Glossar, 7. Aufl., Berlin 1967, S. 225. Weidwund als Adjektiv = durchs Eingeweide geschossen; (weidbruch = Hernie; weiddarm =

erscheint eine Verletzung der Blase abwegig. Es gibt auch keine Aussage über eine Verletzung der Knochen des Beckens. Weil der Kurfürst endlich noch am Vormittag des 10. Juli *ganntz frisch vnnd vnkhrenkblich* redete,¹¹³ ist auch kein hohes Fieber durch eine Wundinfektion anzunehmen.

Die Reihe von ausführlichen Berichten zur Schlacht ist desto ungenauer, je größer ihr zeitlicher Abstand vom Ereignis ist.¹¹⁴ Der in München liegende Bericht vom 24. Juli¹¹⁵ ist zwar sehr anschaulich in erklärenden Einzelheiten, verlegt aber die Wunde auf die rechte Seite: *ist an der rechten seit hinein am Rucken gegen der weichen zu durch die blassen vnnd den Maßdarm der Schuß gerathen, das die kugel vnden Im leib bei dem gescheft [Genitalien] ganntz zurschmelzt gefunden*. Aus den Verletzungen im Bauchraum wurde hier auf den Schuss auf der rechten Seite geschlossen.

Eine recht genaue Schilderung für den ernestinischen Hof bietet auch Anton Pestel: Das Geschoss habe Moritz die Blase zertrümmert, weil er darüber geschrien habe, dass er den Urin nicht lassen könne. Aber Moritz konnte keinen Harndrang haben, wenn ihm die Blase zerschossen worden wäre. Bei einem Durchschuss von Unterbauch oder Blase hätte sich Moritz überdies nicht mehr im Sattel halten können. Die mehrfach behauptete Blasenverletzung ist auch durch die Ausschussstelle am inneren linken Oberschenkel neben den Hoden unwahrscheinlich.

Moritz benutzte als Reiter für den Kampf den damals üblichen „spanischen Bocksattel“, der vorn und hinten nach oben ging und den Reiter stützte. Auf ihm konnte Moritz im Augenblick der Verwundung mit hochgestellten Steigbügeln und hohen Knien im Sattel sitzen – ähnlich wie heute noch Jockeys reiten – weil er den Angriff beginnen wollte. Der vom Panzer in seiner Bahn abgelenkte und stark gebremste Schuss ist in den angespannten Muskel am Hinterteil des Reiters eingedrungen, bis zur Innenseite des Oberschenkels gerutscht und erst neben der *Hurnuß* (Hoden, Hodensack) heraus getreten.¹¹⁶

Moritz ist nicht an der Zerstörung einer großen Arterie gestorben. Sonst wäre kein längeres Überleben von rund 40 Stunden möglich gewesen. Es wurde in der Nähe der Ausschussstelle wohl eine große Beinvene verletzt. Die Venen haben sich nach ihrer Verletzung unter dem hohen Adrenalinpiegel zusammengezogen und damit sehr hohen, schnellen Blutverlust verhindert. Die Verwundung wurde dadurch von Moritz anfangs nicht ernst genug genommen und er ließ sich zu spät verbinden. Todesursache werden allmählicher Blutverlust der Sickerblutung, Infektion durch den Schusskanal und die Stauung des Harns wegen des Druckes

Mastdarm); CHRISTA BAUFELD, Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch (wie Anm. 88), S. 244: Weidwunde = Verletzung des Baueingeweidcs.

¹¹³ PKMS 6, S. 1065, Nr. 672, 2. Beilage.

¹¹⁴ Vgl. PKMS 6, S. 1055-1063, Nr. 670, Berichte zur Schlacht 1.–7.

¹¹⁵ PKMS, 1060 f., Nr. 670, 6, 24. Juli 1553, München: Archiv 4305, 102a-105a.

¹¹⁶ PKMS 6, S. 1106, Nr. 704: *Der schuß, wehre am hindern, mith zuchten, neben der hueffen, hart vnder der guertel ein, vnd furnn bey der haydtnuß [dem Hoden] zwischen dem pauch, vnd paine wider heraus gangen*.

des Wundbereiches auf den Harnleiter gewesen sein. Moritz blieb bis in die letzten Stunden seines Lebens bei klarem Bewusstsein, wie in allen Schilderungen seines Sterbens betont wird. Es ist damit keine Urämie eingetreten.

In das Zelt wurde am 10. Juli wohl am späteren Nachmittag oder eher gegen Abend der Feldprediger Johannes Albinus (1498–1561) zum Hören der Beichte und dem Erteilen der Absolution gerufen. Spät in der Nacht hat Moritz Albinus wieder rufen lassen und das Abendmahl dringend mit großer Andacht und guter Vernunft begehrt.¹¹⁷ Moritz bereitete sich als Christ bewusst auf sein Sterben vor. Am späteren Abend des 10. Juli sagte der Kurfürst, wenn er nicht mehr sprechen könne, solle man ihn um ein Zeichen bitten. Man solle auch, wenn er sprachlos sei, nicht aufhören, ihn zu trösten. Im Sterben am 11. Juli gegen 8 Uhr hat er auf den Spruch „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ bewusst genickt und ist danach verstorben. Er ist demnach bis zum letzten Atemzug bei klarem Verstand gewesen. Es war aber ihm und anderen schon am Abend vorher ganz deutlich, dass seine Kräfte sehr schnell abnahmen. Albinus hatte deshalb auf eine Aufzählung aller Sünden bei der Beichte verzichtet, obwohl damit Moritz beginnen wollte.¹¹⁸

Einen Teil der ausführlichen Nachrichten vom Sterben des Kurfürsten Moritz verdanken wir der forschenden Hoffnung des ernestinischen, ehemaligen Kurfürsten Johann Friedrich, er werde durch die letzte Beichte von Moritz wieder in seine Stellung als Kurfürst von Sachsen erhoben. Johann Friedrich nannte sich seit 1547 nur noch ‚geborener Kurfürst‘, nachdem Kaiser Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg Moritz zum Kurfürsten hatte ausrufen lassen. 1553 ließ Johann Friedrich Ende Juli durch Anton Pestel (nachgewiesen 1551) im albertinischen Kursachsen die Umstände zur Schlacht und zum Sterben Moritz’ ausforschen. Hofprediger Johannes Weiß gab Pestel im privaten Gespräch Auskünfte. Pestel bat Johann Friedrich, das nicht zu dessen Schaden zu gebrauchen.¹¹⁹

Die Darstellung von Hofprediger Weiß für Anton Pestel entspricht insgesamt einer geglätteten Darstellung der Ereignisse, die in einen dramatischen und deutenden Erzählfaden eingebunden werden:¹²⁰ So wird betont, dass man vor diesem Angriff des Großen Haufens Moritz ermahnt habe, in der Mitte des Haufens zu reiten. Er antwortete aber, er wolle ehrlich sich selbst neben seinen getreuen Untertanen einsetzen, die er selbst ins Feld zu gehen gedrängt habe. Und so sei der Kurfürst vor dem Haufen in den Kampf und seinen Tod geritten.¹²¹

¹¹⁷ PKMS 6, S. 1070–1072, Nr. 678.

¹¹⁸ PKMS 6, S. 1072, Nr. 678.

¹¹⁹ PKMS 6, S. 1105–1107, Nr. 704, Weimar, 27. Juli 1553, Anton Pestel an Herzog Johann Friedrich d. Ä.

¹²⁰ PKMS 6, S. 1106, Nr. 704, Abschnitt 1.

¹²¹ PKMS 6, S. 1106, Nr. 704: Moritz sei *auch* letztlich, *vnnd* vor dem *ahngriff*, *auszuruckenn*, *aber mitten in den hauffen sich zu begebenn ermanet worden*. *Ehr hette aber geantwortet Ehr wollte ehrlich handeln, vnd neben seinen liben, vnd getreuen vntterthanen, dy ehr pershonlich ins velldt vormocht hette, hineinsetzen, wy er auch fuer dem Hauffen, im angriff gewest wehre*.

Die Hoffnung, wieder Kurfürst zu werden, ruhte für Johann Friedrich und seine Berater auf einer komplizierten Konstruktion: 1. Moritz müsse vor dem Tode seine Sünden gebeichtet und diese alle haben revidieren wollen. 2. Deshalb hätte er in einem Testament seinen unrechten Besitz, die Kurfürstenwürde und die zugehörigen Lande an den rechtmäßigen Besitzer Johann Friedrich d. Ä. zurückgeben müssen. 3. Das müsse mit der Auffindung des Testaments zur Vergebung für Moritz und zur Wiederherstellung der alten Macht- und Besitzverhältnisse für Johann Friedrich führen.

Die Glaubenshandlung der Beichte wird mit privatem Erbrecht und Reichsrecht vermischt; denn Johann Friedrich war 1546 zusammen mit Landgraf Philipp vom Kaiser in die Reichsacht getan worden, deshalb hatte er 1547 die Kurfürstenwürde mit dem Sieg des Kaisers verloren. Moritz aber war mit der Zustimmung des Reichstages 1548 endgültig Kurfürst geworden und vom Kaiser in Augsburg öffentlich gleichzeitig mit seinem Bruder August belehnt worden. Im Gegensatz zur ernestinischen Konstruktion werden die Stellungnahmen zum Tod Moritz' in der Nähe der ersten Todesnachricht wohl einigermaßen objektiv, ohne neue politische Absichten gesagt worden sein. Man war nur erschüttert durch das plötzliche Geschehen. Wahrscheinlich hegte Landgraf Philipp anfangs noch die Hoffnung auf eine posthume Geburt eines Enkels in Dresden.

Es ist eine Konstruktion Leopold von Ranke aus den Worten Christoph von Karlowitz', *Vnd als sich die schmerzen gemeheret, hat s. ch. g. gantz andechtiglich gesagt, Ach lieber god. Wilstu nicht schir komm, Vnd bald darnach mit solcher gedult vnd sanftmutikeit auch in so bestendiger anruffung vnd glauben in vnsern hern Ihesum Christum In got verscheiden*¹²², zu schließen: „Man sagt sein letztes Wort sei gewesen: ‚Gott wird kommen!‘ Ob zu Strafe, oder zur Belohnung, oder zur Lösung dieser irdischen Händel; man hat ihn nicht weiter verstanden.“¹²³ Moritz hoffte in seinen äußersten Schmerzen nur auf seine Befreiung von seinen Qualen durch Gottes Handeln.

Kurfürst August ließ als mitbelehnter Erbe gleich nach seinem Amtsantritt für Dresden ein Denkmal entwerfen und an der östlichen Bastion der Stadtmauer ab 1553 errichten, auf dessen Zentralbild Moritz seinem Bruder unter dem Segen der göttlichen Trinität das Kurschwert als Zeichen der Herrschaft übergibt.¹²⁴

¹²² PKMS 6, S. 1100, Nr. 700, Freiberg, 24. Juli 1553, Christoph von Karlowitz an Landgraf Philipp.

¹²³ LEOPOLD VON RANKE, *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation*, 5. Aufl., Leipzig 1873, S. 235.

¹²⁴ HEINRICH MAGIRIUS, *Die Monumente für Kurfürst Moritz an der Festung in Dresden und im Freiburger Dom*, in: *Moritz von Sachsen – Ein Fürst der Reformationszeit zwischen Territorium und Reich. Internationales wissenschaftliches Kolloquium vom 26. bis 28. Juni 2003 in Freiberg (Sachsen)*, hrsg. von Karlheinz Blaschke, 2007, S. 260–270. – In dem heute nur noch erhaltenen Zentralbild ist die ursprüngliche Wirkung der breiten Gestaltung nicht mehr vorzustellen.

IV. Krankheiten im Lebenszusammenhang

Alle uns bekannten größeren Krankheiten fügen sich bei Moritz in besondere Ereignisse seines Lebens ein. Die monatelang dauernde, wohl grippeähnliche Erkrankung Moritz' 1541 gehört in die Auseinandersetzung mit seiner Mutter und dadurch auch mit seinem Vater wegen der Hochzeit mit Agnes von Hessen.

Im Herbst 1545 beginnt seine innere Trennung von den Führern des Schmalkaldischen Bundes. Da Moritz sich schon im Wurzener Fladenkrieg 1542 dem Landgrafen Philipp zum ersten Feldzug gegen Herzog Heinrich verpflichtete, meinten Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp, ihm befehlen zu können. Kurfürst Johann Friedrich fühlte sich 1545 auf der Höhe seiner Macht. Die Zwangsverwaltung von Braunschweig-Wolfenbüttel war seit 1542 eingerichtet. Das Bistum Naumburg unterstand seiner Macht. Er wollte nun Moritz im Sommer 1545 de facto in den Schmalkaldischen Bund einordnen, auch wenn er kein Mitglied zur aktiven Verteidigung war. Moritz sollte mit ihm und Landgraf Philipp 1545 die Rückkehr des Braunschweigers verhindern. Das drängte Moritz in einen Konflikt zwischen seinem Willen zur Eigenständigkeit und seiner Vertragspflicht gegenüber Philipp und Johann Friedrich.¹²⁵ Der Kurfürst Johann Friedrich verschloss sich im August 1545 jedem Versuch Moritz', mit ihm über Magdeburg und über einen Ausgleich mit Herzog Heinrich zu verhandeln. Deshalb lud ihn Moritz nach Schellenberg ein. Doch Moritz scheiterte auch am 25. August 1545 in Schellenberg mit seinem Versuch, eigenständig zu handeln. Danach wurde Moritz Ende August 1545 krank. Er suchte aber doch während des Feldzuges zwischen Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Landgrafen zu vermitteln. Als Moritz nun Heinrich zur Verhandlung bewegte, nutzte dabei der Landgraf Herzog Heinrichs Kommen aus, um Heinrich und dessen Sohn zu verhaften. Eine offene Verteidigung von Moritz gegen das Handeln des Landgrafen blieb bei den Reichsständen für Moritz ohne Erfolg.¹²⁶ Auch deshalb konnte Karl V. ihn im Juni 1546 für sich gewinnen.

Im November 1552 hat die Ansteckung ihren Grund auch in der Erschöpfung nach den zwei Feldzügen mit deren Vorbereitung in Hessen und Torgau und den lebenswichtigen Verhandlungen für einen Konfessionsausgleich in Linz und Passau. Moritz konnte im Passauer Vertrag sein Konzept eines gleichberechtigten Friedens zwischen evangelischen und katholischen Ständen im Reich bei seinen Verbündeten und seinem Gegner Karl V. durchsetzen. Nachdem alle wichtigen Aufgaben und Pläne in einem Jahr sinnvoll in Gang gesetzt waren, machte die Erschöpfung nach dem Ungarnzug ihn anfällig für die heftige, aber späte Infektion

¹²⁵ Aus dem Fladenkrieg von 1542 um den Einfluss in Wurzener Gebiet des Bistums Meißen. PKMS 1, S. 412 f., Oschatz, 11. April 1542, Vertrag zwischen Herzog Moritz und Landgraf Philipp über die Beihilfe zum Feldzug gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig.

¹²⁶ Vgl. die sehr genaue Darstellung in ISSLEIB, Der braunschweigische Handel (wie Anm. 54).

einer in Mitteleuropa seit Monaten umlaufenden „Plag“-Epidemie, die vielleicht als Pest oder auch als Grippe anzusehen ist.

Die Berücksichtigung der feststellbaren Krankheiten und seines Planens kann das Gewicht der Ereignisse im Denken für Moritz als Person verdeutlichen: zuerst bei dem Weg zum eigenständigen Leben durch die Ehe 1541, dann beim Kampf um den eigenen Weg in der Politik ab 1545 und schließlich auf dem Weg für das Reich 1552. Das alles führte schließlich zur Schlacht von Sievershausen 1553. Andere Krankheiten als diese an Wendepunkten wurden in der Korrespondenz nicht verzeichnet.

Moritz ist der letzte deutsche regierende Fürst, der durch eine Feldschlacht starb. Er setzte in dieser Schlacht sein Leben für die Wendung zum Sieg ein. Bei Moritz liegen Eifer, erreichte Leistungen und Ergebnisse für sein Fürstentum und für das Reich weit über dem Normalmaß seiner Zeitgenossen, zumal er bestrebt war, an allen wichtigen Geschehnissen persönlich handelnd mitzuwirken. Es war sonst nicht üblich, die eigene Person bis zur Krankheit und schließlich bis zum Tod einzusetzen. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der 1553 mit Moritz' Gegner, Markgraf Albrecht sympathisierte,¹²⁷ schrieb eigenhändig auf die Rückseite eines Briefes an Herzog Philipp von Pommern: *Pennae Germaniae incisae sunt, quae non facile renascentur*. (Die Flügel Germaniens sind beschnitten worden, die nicht leicht wieder wachsen werden).¹²⁸ Das bezieht sich auf alle Toten der Schlacht von Sievershausen, vor allem aber auf Moritz von Sachsen, der 1553, im Jahr seines Todes zum bedeutendsten Fürsten des Reiches und zum Garanten eines erhofften Friedens der Religionen geworden war.

¹²⁷ PKMS 6, S. 1101, Nr. 701, Dresden, 25. Juli 1553, Christoph von Karlowitz an König Ferdinand, PS.

¹²⁸ PKMS 6, S. 1078, Nr. 681, Anm. 1.

Aufklärerische Soziabilität
und universitär-urbane Gelehrsamkeit
Beobachtungen und Briefe zu Christian Wolffs
Aufenthalt in Leipzig 1744
(mit Edition)

von
JOHANNES BRONISCH

Christian Wolff (1679–1754) gilt als die „zentrale Gestalt der deutschen Aufklärungsphilosophie“.¹ Ausführlich hat sich die Forschung der letzten Jahrzehnte dem Wolffschen Denken, niedergelegt im wohl umfangreichsten Werk eines einzelnen philosophischen Autors überhaupt, gewidmet.² Deutlich geringer ist hingegen der Kenntnisstand zur Biografie des Philosophen.³ Auch über Wolffs Schülerschaft und seine Korrespondenzpartner und damit über die Netzwerke, auf denen die weite Verbreitung und Anerkennung seines Aufklärungsdenkens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beruhten, existieren kaum umfassende Untersuchungen.

¹ Vgl. CLEMENS SCHWAIGER, Christian Wolff. Die zentrale Gestalt der deutschen Aufklärungsphilosophie, in: Philosophen des 18. Jahrhunderts. Eine Einführung, hrsg. von Lothar Kreimendahl, Darmstadt 2000, S. 48–67.

² CHRISTIAN WOLFF, Gesammelte Werke, hrsg. und bearb. von Jean Ecole u. a., Hildesheim u. a. 1965ff. Reihe I: Deutsche Schriften; Reihe II: Lateinische Schriften; Reihe III: Materialien und Dokumente [im Folgenden: WGW]. Die Forschungsliteratur bis ins Jahr 2004 zu Wolff und seiner Philosophie fasst GERHARD BILLER, Wolff nach Kant. Eine Bibliographie, in: WGW III, S. 87, zusammen.

³ Am ausführlichsten noch immer: HEINRICH WUTTKE, Über Christian Wolff den Philosophen. Eine Abhandlung, in: Christian Wolffs eigene Lebensbeschreibung, hrsg. mit einer Abhandlung über Wolff von Heinrich Wuttke, Leipzig 1841, ND Königstein/Ts. 1982, ND auch in: WGW I, 10, S. 1–106. Daneben sind fast ausschließlich zeitgenössische Darstellungen einschlägig, v. a. FRIEDRICH CHRISTIAN BAUMEISTER, Vita Fata et Scripta Christiani Wolfii Philosophi, Leipzig u. a. 1739, ND in: WGW I, 10; JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED, Historische Lobschrift des weiland hoch- und wohlgebohrnen Herrn Christians, des H. R. R. Freyherrn von Wolf [...], Halle 1755, ND in: WGW I, 10; sowie [CARL GÜNTHER LUDOCIVI], Artikel: Wolf (Christian Reichs-Frey- und Edler Herr von), in: Johann Heinrich Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden [...] [im Folgenden: Zedler], Bd. 58, Sp. 549–677, ND in: WGW III, 68. Siehe zudem folgende biografische Artikel: WILHELM SCHRADER, Artikel: Wolff, Christian, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 44, S. 12–28; WERNER SCHNEIDERS, Artikel: Wolff, Christian, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 10, S. 571; HANS POSER, Artikel: Wolff, Christian Freiherr von (1679–1754), in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 36, S. 277–281.

Wie die deutsche Aufklärung im Allgemeinen, so differenzierte sich auch der „Wolffianismus“ im Besonderen nach lokalen und regionalen Schwerpunkten. Leipzig kam innerhalb dieses Spektrums von „Zentren“ eine besondere und vor allem in den 1740er-Jahren ausschlaggebende Bedeutung zu. Diese These mag mit Blick auf die Biografie des Philosophen erstaunen, denn Wolffs persönliches Verhältnis zu Leipzig war offenbar nicht sonderlich eng. Verglichen mit dem hessischen Marburg oder dem preußischen Halle, seinen langjährigen Wirkungsstätten, scheint das sächsische Leipzig für ihn eine deutlich geringere Rolle gespielt zu haben. Zwar hielt sich Wolff in jungen Jahren, 1703 bis 1706, als Magister legens an der Leipziger Universität auf und predigte in den Kirchen der Stadt – zuletzt am Dienstag nach Pfingsten 1706 in der Nikolaikirche.⁴ Danach jedoch sind kaum noch längere persönliche Aufenthalte Wolffs in Leipzig bekannt. Vielmehr scheiterten zwei unterschiedlich weit gediehene Berufungsversuche des inzwischen durch sein Werk ebenso wie durch die sich daran entzündenden Auseinandersetzungen, vor allem mit den Hallenser Pietisten, berühmt gewordenen Philosophen: Sowohl 1723 bei seinem erzwungenen Weggang aus Halle nach Marburg als auch 1740 bei der Rückkehr an seine vorherige Wirkungsstätte schlug Wolff einen Ruf nach Leipzig aus und blieb gegenüber den sächsischen Avancen eher skeptisch.⁵

Bekannt ist allerdings auch, dass Christian Wolff sich als eifriger Beiträger zu den Leipziger *Acta Eruditorum* betätigte – von seinen frühen Leipziger Jahren an bis etwa zum Tod des Herausgebers Johann Burckhardt Mencke (1674–1732).⁶ Dies kann als ein erstes Indiz gelten, auf welchem Feld die Bedeutung Leipzigs für die Wolffsche Aufklärung zu suchen ist: Die einflussreichen gelehrten Journale der Leipziger „Presselandschaft“ waren ein Sprachrohr des Philosophen und seiner Anhänger und boten den öffentlichen Debatten der Aufklärung die notwendigen Foren. In den 1740er-Jahren standen hierfür nicht nur die *Acta Eruditorum*, inzwischen die „Grand Old Lady“ der Leipziger Wissenschaftspublizistik, sondern mehr noch die jüngeren deutschsprachigen Zeitschriften wie etwa Jöchers „Zuverlässige Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachstum der Wissenschaften“, Gottscheds Rezensionjournal „Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste“ oder die bekannten „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen“.⁷

⁴ Christian Wolffs eigene Lebensbeschreibung (wie Anm. 3), S. 107–201, hier S. 128.

⁵ Ebd., S. 152 ff. Eine eingehendere Untersuchung dieser Vorgänge auf der Grundlage des einschlägigen Quellenmaterials des Sächsischen Staatsarchivs – Hauptstaatsarchiv Dresden [im Folgenden: HStA Dresden] und der Universitätsbibliothek in Leipzig [UB Leipzig] fehlt bislang.

⁶ CHRISTIAN WOLFF, *Sämtliche Rezensionen in den Acta Eruditorum (1705–1731)*, 5 Bde., ND in: *WGW II*, 38.

⁷ Siehe weiterführend hierzu u. a. GABRIELE BALL, *Moralische Küsse. Gottsched als Zeitschriftenherausgeber und literarischer Vermittler (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa 7)*, Göttingen 2000; RÜDIGER OTTO, *Johann Gottlieb Krause und die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen*, in: *Die Universität Leipzig und ihr gelehrtes Umfeld 1680–1780*,

Zudem weist die neuere wissenschaftsgeschichtliche Forschung verstärkt auf die Leipziger Universität als einen Sammelpunkt von Anhängern des Wolffianismus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hin und würdigt damit einen wesentlichen Beitrag der Hochschule zur Aufklärung im 18. Jahrhundert.⁸ Wolffs Denken, rezipiert in der akademischen Lehre und im Schrifttum der Professoren, beherrschte die geistige Atmosphäre der Alma mater zwar nicht unangefochten. Jedoch wird zunehmend deutlich, dass der Ruf der Universität als „eines der großen Bollwerke lutherischer Orthodoxie“,⁹ der sich in den innerprotestantischen theologischen Auseinandersetzungen des 16. und des 17. Jahrhunderts verfestigt hatte, spätestens ab den 1720er-Jahren allenfalls noch einen Teil der Wirklichkeit zutreffend beschrieb. Von größtem Einfluss auf diese Entwicklung war zweifellos das Wirken des im Februar 1724 aus Königsberg geflohenen Magisters Johann Christoph Gottsched (1700–1766), der in den folgenden Jahren in Leipzig eine universitäre Karriere bis hin zur Erlangung der ordentlichen Professur für Logik und Metaphysik absolvierte.¹⁰ Dies verstärkte den allgemeinen, in Leipzig jedoch besonders ausgeprägten Trend der universitären Aufklärung zur Aufwertung der Philosophischen Fakultät.¹¹ In Leipzig standen Männer wie Christian Gottlieb Jöcher, Johann Heinrich Winkler, Georg Friedrich Richter, Carl Günther Ludovici und Johann Friedrich May als Professoren der „Artistenfakultät“ an Gottscheds Seite und nutzten den „literarischen Freiraum“¹² für eine dezidierte Positionierung im Sinne der wolffianischen Aufklärung.

Charakteristisch für die Geistesgeschichte Leipzigs im betrachteten Zeitraum ist indes nicht die Entwicklung an der Universität allein, sondern vielmehr die

hrsg. von Hanspeter Marti/Detlef Döring (Texte und Studien, Bd. 6), Basel 2004, S. 215–328.

⁸ Siehe die ausführliche Darstellung und Kritik der Forschungslage bei DETLEF DÖRING, Die Universität Leipzig im Zeitalter der Aufklärung. Geschichte, Stand und Perspektiven der Forschung, in: *Historisches Jahrbuch* 122 (2002), S. 413–461; sowie DERS., Universitäten und Aufklärung. Das Beispiel Leipzig, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 9 (2006), S. 149–164. Zum Wolffianismus in Leipzig siehe DERS., Der Wolffianismus in Leipzig. Anhänger und Gegner, in: *Aufklärung. Interdisziplinäre Halbjahresschrift zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte* 12/2 (1997), S. 51–76; sowie DERS., Die Philosophie Gottfried Wilhelm Leibniz' und die Leipziger Aufklärung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse 75/4), Stuttgart u. a. 1999.

⁹ NOTKER HAMMERSTEIN, Die Universität Leipzig im Zeichen der frühen Aufklärung, in: *Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit*, hrsg. von Wolfgang Martens (Zentren der Aufklärung, Bd. 3/Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. 17), Heidelberg 1990, S. 125–140, hier S. 126.

¹⁰ Siehe DETLEF DÖRING, Johann Christoph Gottsched in Leipzig. Ausstellung in der Universitätsbibliothek Leipzig zum 300. Geburtstag von J. Chr. Gottsched, Stuttgart u. a. 2000, S. 47 ff.

¹¹ NOTKER HAMMERSTEIN, Universitäten, in: *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, hrsg. von dems./Ulrich Herrmann, Bd. 2: 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800, München 2005, S. 369–400, hier S. 381 ff.

¹² HAMMERSTEIN, Die Universität Leipzig (wie Anm. 9), S. 137.

enge und fruchtbare Symbiose, die die universitäre Gelehrsamkeit mit den sozialen und kommunikativen Strukturen ihres urbanen Umfeldes einging. Aufklärung war auch in der Variante des Wolffianismus keine auf den geschlossenen akademischen Raum beschränkte Angelegenheit, sondern gestaltete sich im mehrfachen Sinne „soziabel“. Gerade im Leipzig der 1740er-Jahre lässt sich mustergültig beobachten, wie Aufklärung zum Phänomen einer größeren Öffentlichkeit, einer „gelehrten Alltagskultur“ wurde – in Privatgesellschaften, Salons, studentischen Zirkeln oder zufälligen Gesprächsrunden in den sich rasch ausbreitenden Kaffeehäusern.¹³ Leipzig bot für die Entwicklung einer derartigen Symbiose aus aufklärerischer Soziabilität und universitär-urbaner Gelehrsamkeit von vornherein gute Voraussetzungen. Das Spektrum der existierenden Vereinigungen reichte vom Zieglerschen Salon über diverse Rede- und Predigergesellschaften und den auf eine längere Tradition zurückblickenden Kollegien – etwa dem seit 1655 bestehenden „Collegium Anthologicum“ – bis hin zu der durch Gottsched umgestalteten „Deutschen Gesellschaft“. Insbesondere die Kollegien wiesen grundsätzlich eine enge personelle Verzahnung mit der Universität auf. In ihnen sammelten sich fast ausschließlich Akademiker, teilweise wurden hier universitäre Lehrveranstaltungen fortgeführt und ergänzt. Dieser spezifische gelehrt-wissenschaftliche Sozietätstypus stellte etwa für Christian Gottlieb Jöcher schon in den 1720er-Jahren einen Rahmen zur Verfügung, in welchem die Philosophie Leibniz’ und Wolffs öffentlich behandelt werden konnte. Vor allem unter Gottscheds Einfluss wurden führende Leipziger Gesellschaften, etwa das wiederbelebte „Collegium Conferentium“, wolffianisch dominiert. Die Aufklärung in Leipzig ist deshalb als Ergebnis eines engen Zusammenspiels von Hochschule und ausdifferenziertem sozietär-gelehrten Umfeld, welches je nach Lage der Universität den Ton vorgab oder einen Resonanzkörper universitärer Gelehrsamkeit darstellte, zu verstehen.¹⁴ Auf diese

¹³ Siehe neben der bereits angeführten Literatur auch: DETLEF DÖRING, Die Leipziger Lebenswelt der Luise Adelgunde Victorie Gottsched, in: Diskurse der Aufklärung, Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched, hrsg. von Gabriele Ball/Helga Brandes/Katherine R. Goodman (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 112), Wiesbaden 2006, S. 39-63; MARTIN MULSOW, Freigeister im Gottsched-Kreis. Wolffianismus, studentische Aktivitäten und Religionskritik in Leipzig 1740–1745, Göttingen 2007.

¹⁴ Siehe hierzu v. a. DETLEF DÖRING, Die Leipziger gelehrten Sozietäten in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts und das Auftreten Johann Christoph Gottscheds, in: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlhpfordt, hrsg. von Erich Donnert, Bd. 5: Aufklärung in Europa, Köln u. a. 1999, S. 17-42; DETLEF DÖRING, Johann Christoph Gottsched und die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig, in: Gottsched-Tag. Wissenschaftliche Veranstaltung zum 300. Geburtstag von Johann Christoph Gottsched, hrsg. von Kurt Nowak/Ludwig Stockinger, Stuttgart/Leipzig 2002, S. 111-130; DETLEF DÖRING, Die miteldeutschen Kollegien des 17. und frühen 18. Jahrhunderts als Vorläufer und Vorbilder der wissenschaftlichen Akademien, in: Sozietäten, Netzwerke, Kommunikation. Neue Forschungen zur Vergesellschaftung im Jahrhundert der Aufklärung, hrsg. von Holger Zaunstöck/Markus Meumann (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, Bd. 21), Tübingen 2003, S. 13-42. Siehe weiterführend die Beiträge in MARTI/DÖRING, Die Universität Leipzig und ihr gelehrtes Umfeld (wie Anm. 7).

Weise wurde die Stadt zum Brennpunkt der mitteldeutschen Sozietätslandschaft im 18. Jahrhundert.¹⁵

Gerade für den Wolffianismus der 1740er-Jahre ist die Bedeutung der aufklärerischen Soziabilisierungstendenzen kaum zu überschätzen. Durch die 1741 erfolgte Transferierung der knapp fünf Jahre zuvor in Berlin von dem früheren sächsisch-polnischen Kabinettsminister und Reichsgrafen Ernst Christoph von Manteuffel (1676–1749) gegründeten „Societas Alethophilorum“ – der wohl „wolffianischsten“ Gesellschaftsgründung der Aufklärung – nach Leipzig rückten die dortigen Anhänger Wolffs in den Mittelpunkt eines einflussreichen Netzwerks, das in den Folgejahren weiter ausgebaut und verdichtet wurde. Mit Tochtergesellschaften in Weißenfels und Stettin und auswärtigen Mitgliedern unter anderem in Berlin, Halle, Braunschweig und Wolfenbüttel zählten die „Alethophilen“ insgesamt mindestens 50 Mitglieder.¹⁶ Ihr Initiator und Leiter Manteuffel residierte in Leipzig im Palais „Kurprinz“ am Roßmarkt, einem noch bis in die 1880er-Jahre vorhandenen barocken Herrenhof nahe der Universität. Hier trafen sich die Gesellschaftsmitglieder zu einer „philosophischen Tafelrunde“, die sich in verschiedenen Zusammensetzungen beinahe täglich versammelte und zu der ganz vorrangig die wolffianisch gesinnten Professoren der Universität gehörten. Neben Gottsched und seinen bereits genannten Fakultätskollegen zählten zu diesem Kreis der „Liebhaber der Wahrheit“ u. a. auch Gottscheds Frau Luise Adelgunde Victorie, die Professoren und Dozenten Gottfried Heinsius, Johann Friedrich Christ, Karl Andreas Bel und Abraham Gotthelf Kästner sowie der französisch-reformierte Prediger Pierre Coste. Ihre Versammlungen ähnelten den auf geistreiche ebenso wie auf unterhaltsame Konversation zielenden Salons des Adels. Gottsched beschrieb das gesellige Leben im Palais Manteuffels rückblickend wie folgt: „Sein Haus, seine Zimmer, seine Tafel stunden allen Liebhabern der Wissenschaften offen. Kein Tag gieng bey ihm vorüber, darin er nicht etliche Lehrer derselben viele Stunden lang um sich hatte, und sich mit ihnen von gelehrten Materien, von neuen Büchern und Erfindungen unterredete. Oft gab er ihnen seine eigenen Aufsätze, auch die Briefe seiner abwesenden gelehrten Freunde zu lesen; oft hörte er ihre Gedanken über beydes [...]“¹⁷

¹⁵ HOLGER ZAUNSTÖCK, Sozietätslandschaft und Mitgliederstrukturen. Die mitteldeutschen Aufklärungsgesellschaften im 18. Jahrhundert (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, Bd. 9), Tübingen 1999, S. 114 ff., zählt im 18. Jahrhundert 46 Neugründungen von „Aufklärungssozietäten“ in Leipzig, gefolgt von 43 Gründungen in Halle und 38 in Jena.

¹⁶ Siehe v. a. DETLEF DÖRING, Beiträge zur Geschichte der Gesellschaft der Alethophilen in Leipzig, in: Gelehrte Gesellschaften im mitteldeutschen Raum (1650–1820), hrsg. von dems./Kurt Nowak, Teil I (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Bd. 76/2), Stuttgart u. a. 2000, S. 95–150.

¹⁷ Ehrenmaal welches Dem weiland erlauchten und hochgebohrnen Reichsgrafen und Herrn, Herrn Ernst Christoph, des Heil. Röm. Reichs Grafen von Manteuffel, Welchem sein bloßer Namen statt aller Titel ist, Nach Seinem ruhmvollen Ableben, aus wahrer Hochachtung, von verschiedenen seiner Freunde und Diener wehmühtigst aufgerichtet worden, [hrsg. von JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED], Leipzig [1750], S. 12.

Mit Blick auf dieses hier nur mit wenigen Strichen nachgezeichnete Bild der Soziabilität des Leipziger Wolffianismus in den 1740er-Jahren erschließt sich rasch die Bedeutung des etwa eine Woche – vom 14. bis 20. Mai 1744 – währenden Aufenthalts Christian Wolffs, des „Hauptes“ der Schule, in der Stadt an der Pleiße. Es handelt sich nicht nur um eine kurze Episode der vernachlässigten Biografie des Philosophen, der 1740 nach Halle zurückgekehrt und dort zum „Professore Juris Naturae & Gentium, auch Matheseos ordinario“¹⁸ und 1743 auch zum Kanzler der Universität¹⁹ ernannt worden war. Vielmehr wirft der Aufenthalt Wolffs – der einzige belegbare Besuch des Philosophen in der Stadt nach seiner Rückkehr nach Halle – ein erhellendes Schlaglicht auf die Intensität und Qualität der aufklärerisch-urbanen Geselligkeit Leipzigs. Wolff stieß hier auf den „verschworenen“ Kern der engsten und engagiertesten Anhänger seines Denkens. Und diese trafen – teilweise, wie etwa Gottsched²⁰ oder Kästner,²¹ zum ersten oder gar einzigen Mal – persönlich auf den Begründer jenes die deutsche Aufklärung so stark und nachhaltig prägenden Lehrsystems. Diese Begegnung muss demnach ein markanter und bedeutsamer Moment für die Leipziger Wolffianer gewesen sein. Der Philosoph logierte während dieser Tage direkt im „Kurprinz“ bei Manteuffel, mit dem ihn seit vielen Jahren ein intensiver Briefwechsel verband.²² Im „Kurprinz“ fanden sich auch die anderen Alethophilen ein, von hier aus besuchte Wolff in steter Begleitung des Reichsgrafen die Einrichtungen der in jenen Jahren besonders anziehungstarken Universität, traf auf ihre Professoren und tauchte in das anregende urban-gelehrte Leben Leipzigs ein.

Dieser Aufenthalt Christian Wolffs in Leipzig fand in der überregionalen gelehrten Presse vielfältigen Widerhall. Üblicherweise beschränkten sich die dortigen Meldungen jedoch auf wenige Angaben – etwa, wie in den „Franckfurtischen gelehrten Zeitungen“ vom 23. Juni, auf Wolffs Aufnahme durch Ernst Christoph von Manteuffel, „als einem besondern Liebhaber und Beförderer der Gelehrsamkeit und seinem alten Gönner und guten Freunde“, und auf das Interesse des Philosophen für die Elektrizitätsforschungen des Leipziger Professors Winkler.²³ Bislang unbekannte Quellen erlauben es hingegen, den Besuch Wolffs wesentlich detaillierter und beinahe Tag für Tag zu rekonstruieren. Dabei handelt es sich um Briefe, die der gastgebende Manteuffel kurz vor, während und direkt im Anschluss an den Aufenthalt Wolffs an verschiedene seiner regelmäßigen Korrespondenz-

¹⁸ GOTTSCHED, Historische Lobschrift (wie Anm. 3), Beylagen 71-72, hier 71.

¹⁹ Ebd., Beylagen 77-78.

²⁰ Ebd., S. 145.

²¹ Kästner an Johann Ephraim Scheibel, Göttingen, 19.4.1797, in: ABRAHAM GOTTHELF KÄSTNER, Briefe aus sechs Jahrzehnten. 1745–1800, Berlin 1912, Nr. 121, S. 209–217, hier 212.

²² Vgl. JOHANNES BRONISCH, „La trompette de la vérité“. Zur Korrespondenz Ernst Christoph Graf von Manteuffels mit Christian Wolff 1738–1748, in: Adlige Ausbildung. Die Herausforderung der Aufklärung und die Folgen, hrsg. von Ivo Cerman/Velek Lubos (Studien zum mitteleuropäischen Adel, Bd. 1), München 2006, S. 257–278.

²³ Franckfurtische gelehrte Zeitungen 9, Nr. 50 vom 23.6.1744, S. 296.

partner richtete. Diese Schreiben gewähren einen Blick aus nächster persönlicher und zeitlicher Nähe auf den späten Christian Wolff. Der ehemalige Gesandte und Minister Manteuffel war Wolff geistig und persönlich eng verbunden, er beobachtete aufmerksam und genau seinen berühmten Besucher. In der sentenzenhaften Treffsicherheit und der beiläufigen Eleganz seiner Beschreibungen zeigt sich der geschliffene Stil eines gebildeten, durch jahrzehntelange geheimdiplomatische Korrespondenzen geübten Aristokraten. Manteuffels Briefe über Wolff, von denen im Anhang eine Auswahl wiedergegeben wird, entstanden oft in direktem Anschluss an ein gemeinsames Gespräch, nach einem geselligen Diner der Alethophilen oder nach einem gemeinsamen Besuch. Sie enthalten die nahezu einzigen ausführlicheren Charakterisierungen des Philosophen nach 1740, der gerade in dieser Phase ein zurückgezogenes Leben führte und dem eine nachlassende Anziehungskraft, nicht zuletzt als akademischer Lehrer nachgesagt wurde.²⁴

In einem Brief Manteuffels an Wolff vom 18. April 1744 wurde erstmals ein Aufenthalt des Philosophen während der bevorstehenden Pfingstfeiertage in Leipzig erwähnt.²⁵ Dabei handelte es sich nicht um die erste Einladung Manteuffels an Wolff. Frühere Pläne hatten sich allerdings stets, zuletzt noch im Februar 1744, zerschlagen.²⁶ Mit Briefen Wolffs vom 7. und 10. Mai wurden die Verabredungen für die Pfingstfeiertage nun konkretisiert.²⁷ In seinen Briefen vom 11., 12. und 13. Mai an den Kabinettsminister Heinrich Graf von Brühl in Dresden und an die Herzogin Luise Dorothee von Sachsen-Gotha-Altenburg kündigte Manteuffel den bevorstehenden Besuch bereits als eine „visite d’un maitre-savant, dont l’apparition fera quelqu’honneur à nos Muses“²⁸ an und erwartete mit Blick auf die geplanten Zusammenkünfte Wolffs mit Leipziger Gelehrten in seinem Palais „une espece de Congrès-de-savans, où je croirai représenter Periander, qui assembla un jour chez luy les 7. sages de la Grèce.“²⁹

²⁴ Diese Einschätzung durch JOHANN STEPHAN PÜTTER, *Selbstbiographie zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorsstelle zu Göttingen*, 2 Bde., Göttingen 1798, hier Bd. 1, S. 32 ff., ist oft aufgenommen, aber bislang nicht eingehender überprüft worden.

²⁵ UB Leipzig Ms 0346, 114r-v, Manteuffel an Wolff, Leipzig, 18.4.1744, hier 114v; UB Leipzig Ms 0346, 116r-v, Wolff an Manteuffel, Halle, 21.4.1744, hier 116v.

²⁶ UB Leipzig Ms 0346, 98r-99v, Manteuffel an Wolff, Leipzig, 21.2.1744; UB Leipzig Ms 0346, 100r-101v, Wolff an Manteuffel, Halle, 22.2.1744.

²⁷ UB Leipzig Ms 0346, 119r-120r, Wolff an Manteuffel, Halle, 7.5.1744, hier 119r-v; UB Leipzig Ms 0346, 121r-v, Wolff an Manteuffel, Halle, 10.5.1744, hier 121r. Offenbar äußerte Manteuffel zudem den Wunsch, Wolffs Sohn Ferdinand, der zuvor bereits mehrfach in Leipzig gewesen war, möge seinen Vater begleiten. Dazu scheint es indes nicht gekommen zu sein, eine Anwesenheit Ferdinand Wolffs in jenen Tagen in Leipzig wird in den Quellen nirgends erwähnt.

²⁸ HStA Dresden, 10026 [GK], loc. 721/03, 379r-380r, Manteuffel an Brühl, Leipzig, 12.5.1744, hier 379v.

²⁹ Thüringisches Staatsarchiv Gotha [ThStA Gotha] GA, E. XIII a, 21, 130r-131v, Manteuffel an Herzogin Luise Dorothee von Sachsen-Gotha-Altenburg, Leipzig, 11.5.1744, hier 131r; ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 132r-v, Manteuffel an Luise Dorothee, Leipzig, 13.5.1744.

Am Morgen des Donnerstags, 14. Mai, erwartete Manteuffels Adoptiv- und Ziehsohn Christian Friedrich von Mihlendorf (1727–1803)³⁰ mit der Equipage und Bediensteten des Reichsgrafen auf etwa halber Strecke bei Schkeuditz den aus Halle kommenden Philosophen und geleitete ihn zum Palais „Kurprinz“, wo man zusammen gegen 10 Uhr eintraf.³¹ Wolff, müde und „un peu incommode du voyage“³² zog sich vorerst auf das für ihn hergerichtete Zimmer zurück und bat sich aus, zum mittäglichen Diner im Hause Manteuffels in kleiner Gesellschaft bleiben zu dürfen.

Der folgende Tag, Freitag, der 15. Mai, brachte eine ausgiebige Tafelrunde im großen Kreis der Alethophilen, bei welchem vor allem Jöcher, Winkler und die beiden Gottscheds, die wegen der Anwesenheit Wolffs eine seit Langem geplante Reise nach Königsberg um einige Tage verschoben hatten, zugegen waren. Den Nachmittag füllte ein zwei- bis dreistündiger Besuch der gesamten Gesellschaft in der Universitätsbibliothek, deren großzügiger Förderer Manteuffel seit vielen Jahren war. Auch Wolff versprach bei dieser Gelegenheit die Übereignung einiger Bände.³³ Offenbar jedoch fiel es dem Philosophen nicht leicht, auf Anhieb frei und ungezwungen in den Leipziger Kreisen aufzutreten. Manteuffel fügte seinem Bericht an die Gothaer Herzogin über diesen zweiten Tag des Besuchs eine kurze, aber bezeichnende Beschreibung Wolffs bei. Dieser sei „un original“, denke stets nur an seine Bücher und könne in fremder Gesellschaft dermaßen einsilbig und unbeholfen sein, dass man ihn für einen „franc Niai“ halten müsste, würde man seine Schriften nicht kennen.³⁴ Allerdings sollte sich dieser Eindruck noch gründlich wandeln.

Von den Ereignissen des 16. Mai wird kaum etwas berichtet. Möglicherweise fand an diesem Tag das durch Manteuffel später ausführlich geschilderte Tischgespräch Wolffs mit Charlotte, der ältesten Tochter des Reichsgrafen statt, in dem

³⁰ Siehe zu Christian Friedrich von Mihlendorff: GEORG SCHMIDT, *Die Familie v. Manteuffel (Freiherrlich Sächsisch-Niederlausitzer Linie)*, Berlin 1905, S. 29 ff., und Nachtrag, S. 2 ff. Zu seiner Abstammung auch: VON HOUWALD, *Zur Abstammung des preußischen Ministerpräsidenten Otto und des Generalfeldmarschalls Edwin Freiherren von Manteuffel*, in: *Ahnentafeln berühmter Deutscher* 1, 1929/1932, S. 107-113.

³¹ ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 133r-134v, Manteuffel an Luise Dorothee, Leipzig, 15.5.1744, hier 133v.

³² ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 133r-134v, Manteuffel an Luise Dorothee, Leipzig, 15.5.1744, hier 134r.

³³ ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 135r-136v, Manteuffel an Luise Dorothee, Leipzig, 16.5.1744, hier 136v. Vgl. UB Leipzig Archiv, *Rationes Bibliothecae Academiae Lipsiensis Paulinae, 1711–1751*, 117.

³⁴ ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 135r-136v, Manteuffel an Luise Dorothee, Leipzig, 16.5.1744, hier 136v: „Je voudrais bien que vous connoissiez ce Philosophe. Cest un original, si jamais il en fut. Uniquement attentif à ses meditations, et aux livres qu’il écrit, il est si peu fait aux manières du monde; sur tout quand il se trouve avec des visages, qui ne luy sont pas familiers; qu’il s’explique ordinairement par des Monosyllabes, ou qu’il fait et dit quelques fois des choses, qui le feroient passer pour un franc Niai, si l’on ne le connoissoit par ses écrits.“

Wolff „aufzutauen“ begann und in ironischer Weise über „galante Themen“ wie die Anziehungskraft schöner Frauen auf gelehrte Männer dozierte.³⁵

Sehr detailliert nachvollziehbar ist dagegen der Verlauf des folgenden 17. Mai. Er begann damit, dass Wolff an diesem Pfingstsonntag, ebenso wie am folgenden Pfingstmontag, am Gottesdienst teilnahm. Man hörte zuerst den Leipziger Superintendenten Salomo Deyling, über dessen Predigtkunst sich Manteuffel eine scharfe Bemerkung nicht versagen konnte, am Folgetag dann den zu den Alethophilen zählenden Leipziger Theologieprofessor Romanus Teller predigen.³⁶ Die – so längst nicht mehr in allen Kreisen übliche – Genauigkeit, mit der der Lutheraner Wolff hier seine religiösen Pflichten erfüllte, ist ein Beleg seiner bislang wenig bekannten, jedoch vielfach nachweisbaren persönlichen Frömmigkeit.³⁷ Zugleich wurde Wolff nun offensichtlich auch im persönlichen Umgang mit der Leipziger Gesellschaft immer aufgeschlossener. Während einer Visite bei der zeitweise in der Stadt lebenden verwitweten Herzogin Johanna Magdalena von Kurland (1708–1760) zeigte sich der Philosoph sehr gesprächig und trat, wie Manteuffel in seinem Schreiben an den Dresdner Hofrat und geheimen Kabinettssekretär Georg Wilhelm von Walther wenige Tage danach voll Anerkennung schrieb, bei aller gebotenen Bescheidenheit mit der Gewandtheit und dem Charme eines „homme-de-cour“ auf.³⁸

Das aufsehenerregendste Ereignis dieses Pfingstsonntages 1744 waren allerdings die ausführlichen physikalischen Experimente, die Johann Heinrich Winkler (1703–1770) in Gegenwart Wolffs, Manteuffels, der Alethophilen und weiterer Gäste – vermutlich im Palais „Kurprinz“ selbst – anstellte. Seit einiger Zeit bereits hatte man sich in Leipzig verstärkt der für die Zeitgenossen ob ihrer Unerklärlichkeit so faszinierenden Elektrizität gewidmet. Die in Anwesenheit Wolffs durchgeführten Versuche widerspiegeln den Stand der damaligen Experimentalphysik.³⁹ Die gelehrte Presse berichtete hierüber ausführlich, ja es hieß sogar, Winkler habe bei dieser Gelegenheit „ein neues und sonst noch nirgends versuchtes Phänomenon“ entdeckt: „Er hatte nämlich mit vieler Geschicklichkeit erwie-

³⁵ HStA Dresden, 10026 [GK], loc. 3293, 73r-74v, Manteuffel an Walther, Leipzig, 21.5.1744, hier 73v-74r.

³⁶ ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 137r-138r, Manteuffel an Luise Dorothee von Sachsen-Gotha-Altenburg, Leipzig, 18.5.1744, hier 137r.

³⁷ Vgl. JEAN ECOLE, Wolff et la Bible, in: DERS., *Nouvelles études et nouveaux documents photographiques sur Wolff*, in: *WGW III*, 35, S. 194-211; AUGUST THOLUCK, *Geschichte des Rationalismus. Erste Abtheilung: Geschichte des Pietismus und des ersten Stadiums der Aufklärung*, Berlin 1865, S. 170.

³⁸ HStA Dresden, 10026 [GK], loc. 3293, 73r-74v, Manteuffel an Walther, Leipzig, 21.5.1744, hier 73v.

³⁹ Vgl. OLIVIER HOCHADEL, *Öffentliche Wissenschaft. Elektrizität in der deutschen Aufklärung*, Göttingen 2003, S. 42 ff.; MICHAEL SCHLOTT, „Einer meiner damaligen geschicktesten Zuhörer“. Einblicke in Leben und Werk des Gottsched-Korrespondenten Abraham Gottlob Rosenberg (1709–1764), in: Johann Christoph Gottsched in seiner Zeit. Neue Beiträge zu Leben, Werk und Wirkung, hrsg. von Manfred Rudersdorf, Berlin u. a. 2007, S. 155-337, hier S. 199 f.

sen, wie die Feuerfuncken, so aus den meisten electrisirten Metallen, wenn man sie gelinde berühret, herausfahren, einen gewissen Spiritum anzuzünden fähig sind; massen solches auch bereits zu Berlin und zu Dantzic vielfältig probiret worden. Als nun jemand unter den Zuschauern fragte: ob denn auch die aus einem electrisirten Menschen elicirte Funcken eben dergleichen Flamme zuwege bringen könnte? versuchte solches der Herr Prof. mit seiner eigenen Person, und erwieß, daß ein electrisirter Mensch, so bald er einen Finger in einen mit dergleichen Spiritu angefüllten Löffel duncket, denselben fast noch hurtiger, als durch electrisirtes Metall, zum brennen bringen kan. Wie er denn dieses Experiment in Gegenwart des Herrn Geheimen Raths Wolf und vieler anderer Zuschauer wohl zehen oder zwölf mahl wiederhohlet hat.“⁴⁰ Bereits am Folgetag beschrieb Mantuffel ebenjene außergewöhnlichen Experimente ausführlich gegenüber der Herzogin von Gotha und fügte hinzu, auch Wolff sei von den beobachteten Phänomenen „tres surpris“ gewesen.⁴¹

In der Tat errege Winkler mit seinen Elektrizitätsforschungen erhebliches Aufsehen bei den Zeitgenossen. Schon während der Ostermesse 1743 waren seine Experimente den beiden sächsischen Kurprinzen vorgeführt worden. Auch in den folgenden Jahren war Winklers Forscherdrang kaum zu bremsen: Am 16. August 1746 etwa „elektrisierte“ er über eine Personenkette das Wasser der Leipziger Pleiße: „Sobald die erste Person den Schlag des electricischen Funkens empfand; so fühlte ihn auch die letzte an der Hand im Wasser mit allen übrigen Personen. [...] An statt der Hand hielt sie mit derselben einen Degen in den Strom; auch so dann empfand sie in dieser Hand einen Stoß.“⁴² – Zu Recht ist daran erinnert worden, dass jene frühen Elektrizitätsforschungen sich in einem „Spannungsfeld von wissenschaftlich-akademischen Forschungsdrang, Spieltrieb, Amusement, Sensationslust, Profitstreben, Salonkultur und höfischer Patronage“⁴³ entwickelten.

Christian Wolff zeigte sich in Leipzig wohl vor allem aus Höflichkeit gegenüber seinen Gastgebern an derartigen, Wissenschaft gleichsam zur Jahrmarktsattraktion machenden Darbietungen interessiert. Die Erforschung der elektrischen Phänomene, die der Philosoph, der auch ein begabter Experimentator war, bereits vor längerer Zeit selbst betrieben hatte, schien ihm inzwischen vielmehr in eine Sackgasse geraten zu sein, da sie zunehmend frei von der Frage nach den Gründen und dem eventuellen Nutzen der beobachteten Kräfte geschah. Das grassierende „Elektrisierungsfieber“ stieß bei Wolff auf Vorbehalte. Die Jagd nach

⁴⁰ Franckfurtische gelehrte Zeitungen 9, Nr. 50 vom 23.6.1744, 296. Siehe auch: JOHANN HEINRICH WINKLER, Gedanken von den Eigenschaften, Wirkungen und Ursachen der Electricität, nebst einer Beschreibung zwo neuer Electricischen Maschinen [...], Leipzig 1744, ND 1983, Vorrede, unpaginiert.

⁴¹ ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 137r-138r, Mantuffel an Luise Dorothee, Leipzig, 18.5.1744, hier 137r-v.

⁴² DANIEL GRALATH, Geschichte der Electricität, dritter Abschnitt, in: Versuche und Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, Bd. 3, Danzig u. a. 1756, S. 492-556, hier S. 504.

⁴³ SCHLOTT, „Einer meiner damaligen geschicktesten Zuhörer“ (wie Anm. 39), S. 190.

möglichst verblüffenden Effekten, so der Philosoph, führe nicht weiter in der Erkenntnis der Ursachen und Wirkweisen der Elektrizität. Die öffentlichen Versuche hielt Wolff deshalb in dem Sinne für „kindisch“, als sich dadurch zwar spielerisch ein Interesse an der Natur ausdrücke, dabei aber noch keine methodisch-wissenschaftliche Weise des Forschens zum Tragen komme.⁴⁴ Vor allem aber störte sich der Hallenser Philosoph daran, dass die Elektrizität inzwischen von den so genannten „Newtonianern“, die die Ansichten Isaac Newtons vertraten und weiterentwickelten, dazu verwendet werde, um die von ihm, Wolff, bestrittene Existenz einer universalen Anziehungskraft der Materie zu belegen – ein Vorwurf, den Wolff kurz nach seinem Aufenthalt in Leipzig und der Beobachtung der Winklerschen Experimente auch brieflich noch einmal gegenüber Manteuffel festhielt: „Ich habe eben deswegen vor mehr als 20 Jahren die elektrischen Experimente nicht geachtet, weil man sie zur Zeit nicht nutzen können, und der Misbrauch der Engelländer die vim attractivam universalem materiae dadurch zu behaupten mir einen Eckel davor erwecket, wie ich dann auch glaube, daß keine andere Ursache ist, warum [man] darauf durch fast ein gantzes seculum keine attention gehabt, ob gleich Guericke längst diesselbe nach seiner Art gemacht, und sie hochangepriesen, und die causam physicam motuum coelestium daher leiten wollen.“⁴⁵ Die ihm durch Manteuffel übersandte Elektrisiermaschine⁴⁶ rührte Wolff deswegen auch gar nicht erst an, sondern vertiefte sich weiter in die Niederschrift des fünften Bandes seines voluminösen lateinischen *Ius naturae*.⁴⁷

Am Pfingstmontag, dem 18. Mai 1744, folgte nach dem Gottesdienst ein Diner bei Friederike Charlotte von Mihlendorf. Hierzu wurden auch die beiden Gottscheds erwartet⁴⁸ – eindeutig bestätigende Aussagen über ihre Teilnahme finden sich zwar nicht, jedoch kam es einer späteren Angabe zufolge während dieser Tage auf jeden Fall zu wiederholten Zusammenkünften Gottscheds mit Wolff, vermut-

⁴⁴ CHRISTIAN WOLFF, Schreiben von der Electricität an den Herrn Pro-Dechant Wolfshofern zu Rostall auf Hochf. Brandenb. Anspachische Veranlassung 1745, in: Des weyländ Reichs-Freyherrn von Wolff übrige theils noch gefundene Kleine Schriften und Einzele Betrachtungen zur Verbesserung der Wissenschaften, Halle 1755, ND in: WGWI, 22, S. 77-82, hier S. 82: „Denn wenn auch die Kinder spielen, verfähret die Natur doch im Ernste, und kan dieser durch ihr Spielen uns bekannt werden, da er uns sonst würde verborgen geblieben seyn.“ Siehe zu diesem Schreiben auch: DANIEL GRALATH, Elektrische Bibliothek, Zweytes Stück, in: Versuche und Abhandlungen (wie Anm. 42), Bd. 3, S. 265-328, hier S. 325 ff.

⁴⁵ UB Leipzig Ms 0346, 127r-128v, Wolff an Manteuffel, Halle, 8.6.1744, hier 127v. Vgl. WOLFF, Schreiben von der Electricität (wie Anm. 44), S. 79.

⁴⁶ WINKLER, Gedanken von den Eigenschaften, Wirkungen und Ursachen der Electricität (wie Anm. 40), Vorrede, unpaginiert: „Indem Se. Excellenz [= Manteuffel] wahrnahmen, wie der Herr Geheime Rath [= Wolff] über die Electricität überhaupt, und über die Maschine zum Electrisiren, und die electricischen und zündenden Funken insonderheit, ein sehr großes Vergnügen bezeigte: so schickten Sie ihm die Maschine, welche Sie auf das neue hatten verfertigen lassen, in sein physicalisches Instrumenten-Zimmer nach Halle.“

⁴⁷ UB Leipzig Ms 0346, 127r-128v, Wolff an Manteuffel, Halle, 8.6.1744, hier 127r-v.

⁴⁸ ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 137r-138r, Manteuffel an Luise Dorothee, Leipzig, 18.5.1744, hier 138r.

lich sogar zu einem Besuch des Philosophen im Hause des Leipziger Professors.⁴⁹ Nicht exakt datierbar sind auch die beiden Gespräche, die Wolff im Palais „Kurprinz“ mit dem jungen Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800) führte und die für die 1746 schließlich erfolgte Berufung Kästners auf den seit dem Tod Christian August Hausens vakanten Mathematiklehrstuhl in Leipzig ausschlaggebend wurden. Denn Wolff sprach sich, obwohl sein Marburger Schüler Georg Friedrich Baermann um die Stelle konkurrierte, am Dienstag, dem 19. Mai, dem Tag vor seiner Abreise, gegenüber Manteuffel äußerst positiv zu Kästner aus. Manteuffel teilte dieses Urteil des berühmten Philosophen sogleich in Dresden mit und bat mit Nachdruck um die Berufung Kästners.⁵⁰

In der Frühe des Mittwochs, des 20. Mai 1744, reiste Wolff schließlich aus Leipzig zurück nach Halle.⁵¹ Seinem Gastgeber und Mäzen Manteuffel gegenüber zeigte er sich mit dem Verlauf der vergangenen sechs Tage sehr zufrieden. Der Herzogin von Gotha schrieb Manteuffel: „Mon Wolff retourna avant hier matin à Halle, paroissant plus que charmé du petit séjour qu’il a fait icy.“⁵² Er hoffe deshalb auf einen weiteren Besuch Wolffs zur Michaelismesse, denn ganz offenbar hätte die Leipziger Geselligkeit dem ansonsten verschlossenen und „entre 4. murailles“ lebenden Philosophen erheblich aufgemuntert. „Tant il est vrai, qu’une vie trop retirée et solitaire rend insensiblement les plus grans esprits bourrus et impraticables; tout comme des compagnies trop fréquentes les rendent ordinairement dissipez et dissolus.“⁵³ Es zeugt von der engen und freundschaftlichen Beziehung zwischen beiden Männern, zugleich aber auch vom ständisch geprägten Unterschied zwischen der Lebenswelt des welterfahrenen Reichsgrafen und derjenigen des universitären Lehrers und Gelehrten, wenn Manteuffel Wolff ans Herz legte, sein Leben nicht ausschließlich mit Nachdenken, Schreiben und Unterrichten zu verbringen. Man müsse daneben auch einen Kontakt zum Rest der Menschheit aufrechterhalten und sich stets mit einer wenigstens kleinen Schar „vernünftiger“ Leute umgeben. Dies verhindere, dass man missmutig, trübselig

⁴⁹ GOTTSCHED, Historische Lobschrift (wie Anm. 3), S. 145: „[...] und ich selbst habe ihn damals zuerst gesehen, verschiedenemale mit ihm gegessen, und die Ehre seines Besuches genossen.“ Allerdings sind die Angaben der Gottschedschen Wolff-Biografie in vielen Punkten ungenau. Auch den Wolff-Aufenthalt in Leipzig bringt Gottsched irrtümlich mit Wolffs erst 1747 erfolgten Kauf des sächsischen Rittergutes Kleindölzig – Wolff war 1745 nobilitiert worden – in Verbindung. Vgl. hierzu auch: WOLF oder WOLFF, Artikel: ein Reichs-Freyherrliches Geschlecht, in: Zedler (wie Anm. 3), Bd. 58, Sp. 526-531; GOTTSCHED, Historische Lobschrift (wie Anm. 3), Beylagen, 80-83.

⁵⁰ HStA Dresden, 10026 [GK], loc. 3293, 73r-74v, Manteuffel an Walther, Leipzig, 21.5.1744, hier 74r. Hierzu bereits: HStA Dresden, 10026 [GK], loc. 3293, 72r-v, Manteuffel an Walther, Leipzig, 17.5.1744.

⁵¹ HStA Dresden, 10026 [GK], loc. 3293, 73r-74v, Manteuffel an Walther, Leipzig, 21.5.1744, hier 73r.

⁵² ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 140r-141r, Manteuffel an Luise Dorothee, Leipzig, 22.5.1744, hier 140r.

⁵³ Ebd., hier 140r.

und „mysantropen“ werde.⁵⁴ Und in der Tat scheint es, als habe Wolff diesen „lebenspraktischen“ Hinweisen innerlich durchaus zugestimmt, bedauerte er doch wenig später ganz ausdrücklich das Fehlen der Gesellschaft seiner alethophilen Anhänger in Halle und schrieb bekümmert an Manteuffel: „Es ist hier schlimm, daß man keinen Umgang mit Liebhabern der Wahrheit haben kan, der doch sehr zur Erfrischung des Gemüthes dienet, und dem Leibe selbst gleichsam neue Kräfte giebet.“⁵⁵

Der Aufenthalt Christian Wolffs in Leipzig im Mai 1744 und der vielfältige und anregende Umgang mit den dortigen Anhängern seiner Philosophie war zweifellos ein bedeutsamer Moment. Wolff traf hier auf das Netzwerk seiner engagiertesten Verteidiger, er tauchte ein in das anregende gelehrte Leben der Stadt und genoss ihre urbane Qualität im Spannungsfeld zwischen Universität, aufklärerischen Sozietäten, Salons, Tafelrunden und öffentlichen Experimenten. Der direkte menschliche Kontakt stärkte die Loyalität zwischen ihm und seinen Anhängern unter den Leipziger Gelehrten. So muss, auch wenn es bei diesem einzigen Aufenthalt Wolffs in der Stadt an der Pleiße bleiben sollte, die Bedeutung Leipzigs für Wolff und seine Lehre in den 1740er-Jahren doch nachdrücklich betont werden. Denn nicht von Halle oder irgendeiner anderen deutschen Stadt, sondern eben von Leipzig gingen in den folgenden Jahren alle wesentlichen Bemühungen aus, den Wolffianismus in den gelehrten publizistischen Debatten der Aufklärung zu verteidigen und zu verbreiten. Jöcher, Gottsched, Kästner und Bel, im Mai 1744 an der Tafel Manteuffels um Wolff versammelt, ergriffen wenig später als einflussreiche Publizisten und Herausgeber wiederholt und dezidiert Position für dessen Philosophie. Sei es im bekannten „Monadenstreit“, den die Berliner Akademie der Wissenschaften 1746 eröffnete, sei es bei der Verteidigung Wolffs gegen die Angriffe des Freidenkers Hatzfeld, sei es in den religionskritischen Debatten jener Jahre – stets befand sich die Partei der entschiedenen „Wolffianer“ in Leipzig, agierte mit Hilfe der Leipziger gelehrten Presse und versammelte sich an Manteuffels „philosophischer Tafelrunde“ im Palais „Kurprinz“, deren Mittelpunkt Wolff während jener Maitage des Jahres 1744 selbst gewesen war.⁵⁶

⁵⁴ Ebd., hier 140v.

⁵⁵ UB Leipzig Ms 0346, 205r-206v, Wolff an Manteuffel, Halle, 10.1.1745, hier 206r.

⁵⁶ Siehe hierzu jetzt ausführlich: JOHANNES BRONISCH, *Der Mäzen der Aufklärung. Ernst Christoph von Manteuffel und das Netzwerk des Wolffianismus 1730–1750* (Frühe Neuzeit, Bd. 147), Berlin/New York 2010.

Anhang

Zur Edition:

Die folgenden Briefe Ernst Christoph Graf von Manteuffels aus dem Sächsischen Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (HStA Dresden) und dem Thüringischen Staatsarchiv Gotha (ThStA Gotha) werden diplomatisch getreu wiedergegeben. Zusätze, wie etwa offensichtlich fehlende Buchstaben innerhalb eines Wortes, stehen in „[...]“, Seitenwechsel werden durch „|“ bezeichnet. Alle anderen notwendigen Angaben erfolgen in den Anmerkungen. Den Briefen wird jeweils eine deutschsprachige Inhaltsangabe vorangestellt.

1.

Leipzig, 11. Mai 1744

Ernst Christoph Graf von Manteuffel an Luise Dorothee Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg

Manteuffel deutet eingangs brief- und posttechnische Probleme der Korrespondenz an. Die beiden folgenden Absätze rekurrieren auf eine zuvor begonnene Diskussion über die Elektrizität betreffende Thesen des Mediziners und Gelehrten Georg Erhard Hamberger, zu denen Christian Wolff sich kritisch geäußert habe. Manteuffel kommt anschließend auf den bevorstehenden Besuch Wolffs in Leipzig zu sprechen und nimmt dies zum Anlass, der Herzogin die Anschaffung der lateinischen Werke Wolffs für die herzogliche Bibliothek auf Schloss Friedenstein in Gotha – die Manteuffel offenbar von einem Besuch im vergangenen September her gut kennt – nachdrücklich zu empfehlen: „Es wäre beschämend, wenn solche bedeutenden Schriften in einer so berühmten Bibliothek nicht vorhanden wären.“ Das Ehepaar Gottsched habe seine Abreise aus Leipzig nach Königsberg verschoben, um beim Besuch Wolffs anwesend sein zu können. Im Postskriptum folgen ausführliche und dem „galanten“ Charakter der gesamten Korrespondenz entsprechende Grüße an verschiedene Hofdamen der Herzogin, die – wie Manteuffel selbst – dem Gothaer Hoforden der „Ermites de bonne humeur“ angehörten.

Quelle: ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 130r-131v.

[unten links:] à S. A. Mad. la D. [d]e S. G.

à L. ce 11. May 1744.

J'ai la satisfaction de voir, Adorable Amie; par Vôtre lettre du 8. d. c., que vous avez fait la même reflexion que moi, sur le derangement de nôtre correspondance, et que vous l'avez faite presqu'en même tems que moi. Mais comme je ne doute

pas, que vous ne vous en soiez consolée par la même Morale que Vous devez avoir trouvée dans une de mes lettres précédentes, nous n'en parlerons plus s'il v. pl.

Vôtre Hamberger⁵⁷ n'est pas bien entré dans l'idée de mon Wolff. Celuy-cy ne se contredit nullement dans son sentiment sur le Phénomène Danois. Il dit seulement; tant au commencement, qu'à la fin de sa lettre, qu'il luy semble, que l'imagination de l'observateur y a eu principalement part: Mais que si l'on admettoit la justesse de l'observation, il croit qu'elle donneroit occasion au raisonnement, qu'il en fait. Il me semble, que c'est tout ce qu'on peut dire de plus raisonnable et de plus prudent, en pareille occasion.

En attendant, je rejoins icy la lettre de Hamb., que je me serois bien gardé de communiquer à W., quand même vous ne me l'auriez pas défendu. Quoique celuy-cy n'ait pas le coeur moins Philosophe, que l'esprit, lorsqu'il a affaire à des gens ordinaires, je ne sai, si une fausse imputation de la part de Hamb. (qui a la réputation d'une étoile du premier ordre dans la Repbl. des lettres; ou, pour mieux dire, parmi les Physiciens) ne luy feroit pas oublier son sens-froid, ny s'il seroit homme à regarder avec des yeux indifferens, ce qui luy seroit venu de la part d'un tel connoisseur.

J'attens W. dans le cours de cette semaine, et peutêtre arrivera-t-il jeudi prochain, pour passer les fêtes avec moi, et pour se delasser, pendant 5. ou 6. jours. Mais, à propos de luy: Aiant eu l'honneur de vous entretenir des livres, qu'il faudroit que le cher Duc⁵⁸ fit achepter pour la grande Bibliothèque, je me souviens, que je n'y ai vu aucun des ouvrages latins de W. C'est pourquoi, adorable amie, informez vous, s'il v. pl., s'ils s'y trouvent, et faites en sorte, que S. A. S. les fasse venir tous, s'ils ne s'y trouvent pas. Ils consistent en 17. volumes in quarto; savoir, en 4. tomes de ses Mathematiques⁵⁹; sa Logique⁶⁰; l'Ontologie⁶¹; la Cosmologie⁶²;

⁵⁷ Georg Erhard Hamberger (1697–1755).

⁵⁸ Friedrich III. Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg (1699/1732–1772).

⁵⁹ Christian Wolff, *Elementa matheseos Universae*, 5 Bde., Halle 1713–1715, ²1730–1741, ND in: *WGW II*, 29–33.

⁶⁰ Christian Wolff, *Philosophia rationalis sive Logica, methodo scientifica pertractata, et ad usum scientiarum atque vitae aptata. Praemittitur discursus praeliminaris de philosophia in genere*, Frankfurt/Leipzig 1728, ³1740, ND in: *WGW II*, 1.

⁶¹ Christian Wolff, *Philosophia prima sive Ontologia methodo scientifica pertractata, qua omnis cognitionis humanae principia continentur*, Frankfurt/Leipzig 1730, ²1736, ND in: *WGW II*, 3.

⁶² Christian Wolff, *Cosmologia generalis, methodo scientifica pertractata, qua ad solidam, inprimis Dei atque naturae, cognitionem via sternitur*, Frankfurt/Leipzig 1731, ²1737, ND in: *WGW II*, 5.

la Psychologie, en deux tomes⁶³; la Theologie-naturelle, en deux tomes⁶⁴; la Philosophie universelle, en 2. tomes⁶⁵; et le Droit de la Nature, en 4. tomes⁶⁶. Il seroit honteux, que des écrits si importants ne fussent pas dans une Bibliothéque si celebre que celle-là.

J'oublois de Vous dire, que je me suis acquité de Vos ordres pour la Gottsched, qui est entierement rëtablie de sa fievre. Elle est extrêmement charmée, de ce que vous avez daigné accepter avec tant de bonté la petite marque, qu'elle a osé vous donner de sa devotion et de sa reconnoissance.⁶⁷ Elle se prëpare au voiage, qu'elle fera dans une quinzaine de jours, avec son Mary, qui a obtenu la permission, d'aller pour 3. mois, chez ses parents à Koenigsb. en Prusse. Ils seroient même partis avant les fêtes, si la curiosité de connoitre personnellement Wolff, ne les avoit determinez, à attendre la visite, qu'ils savent qu'il viendra me rendre.

Cette visite fera de mon logis; tant qu'elle durera; une espece de Congrès-de-savans, où je croirai représenter Periander, qui assembla un jour chez luy les 7. sages de la Grèce. Que ne puis je transporter tout ce Congrès à Gotha! Nous vous prouverions tous demonstrativement, que le Roi a dit la pure verité, en me disant ce que vous savez, et que je suis, autant par raisons, que par inclination, Vôtre loial et invariablement fidelle Chevalier.

ECCM.

P.S.

Cette lettre ne pouvant partir, que tantôt à 2. heures, je la rouvre, pour me donner le plaisir d'y ajouter, qu'on vient de m'apporter une expedition de vôtre secretaireirie du Cabinet, du 9. d. c. J'y trouve, non sans douleur, que le siege ennuiant, que vous avez à soutenir, dure toujours. Je vous en fais mes condoléances, en me rapportant à ce que j'ai eu l'honneur de vous mander là-dessus le 7. d.c.

⁶³ Christian Wolff, *Psychologia empirica, methodo scientifica pertractata qua ea, quae de anima humana indubia experimentiae fide innotescunt, per essentiam et naturam animae explicantur, et ad intimiorem naturae ejusque autoris cognitionem profutura proponuntur*, Frankfurt/Leipzig 1732, ²1738, ND in: *WGW II*, 5; Ders., *Psychologia rationalis, methodo scientifica pertractata, qua ea, quae de anima humana indubia experimentiae fide innotescunt, per essentiam et naturam animae explicantur, et ad intimiorem naturae ejusque autoris cognitionem profutura proponuntur*, Frankfurt/Leipzig 1734, ²1740, ND in: *WGW II*, 6.

⁶⁴ Christian Wolff, *Theologia naturalis methodo scientifica pertractata*, 2 Bde., Frankfurt/Leipzig 1736/1737, ²1739/1741, ND in: *WGW II*, 7-8.

⁶⁵ Christian Wolff, *Philosophia practica universalis methodo scientifica pertractata*, 2 Bde., Frankfurt/Leipzig 1738/1739, ND in: *WGW II*, 11.

⁶⁶ Christian Wolff, *Ius naturae methodo scientifica pertractatum*, 8 Bde., Frankfurt/Leipzig 1740-48, ND in: *WGW II*, 17-24. Bis 1744 waren die ersten vier Bände des Naturrechts erschienen.

⁶⁷ *Der Herzogin gewidmet ist: Luise Adelgunde Victorie Gottsched, Herrn Alexander Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht. Aus dem Englischen in deutsche Verse übersetzt [...]. Nebst einem Anhang zweier freyen Uebersetzungen aus dem Französischen, Leipzig 1744.*

La soeur florissante⁶⁸, ou, pour mieux dire, votre secretaire privé, m'apprenant aussi la mort de vótre grand Echanson Berchtolsheim, je luy en fais mes condoléances, puisqu'elle dit, qu'il étoit de ses amis. Mais à cela prés, le coeur me dit, que cette mort me donnera lieu de feliciter bientôt notre bon frere Badin, qui me paroít fait exprès, si non pour succeder au defunt, au moins, pour succeder au frere Eveillé, au cas que celuy-cy soit avancé á cette occasion.

Je vous supplie d'ailleurs, de baiser vous même la chere amie au beau-milieu de son front, et de donner aux soeurs, Tranquille et florissante, le petit doigt de vótre main-gauche, à baiser tour-à tour á chacune 3. fois, pour les remercier; la premiere et la seconde, de m'avoir honoré de leurs complimens, et l'autre, de ce qu'elle s'acquie si bien de son secretariat. Et, de peur que la distribution de ces faveurs ne cause de la discorde ou de la jalousie parmi les soeurs de vótre gynécée, je vous prie, de donner le même doigt à baiser; mais une seule fois seulement; à la soeur Esperante. Ce que j'en fais est uniquement un effet de mon affection fraternelle; car, si je voulois proceder selon la rigueur des loix, elle n'en croqueroit que d'une dent, parcequ'elle ne pense jamais au frere Manfrede.

Finalemt je joins icy la réponse que je ferai demain à la question, que m'a fait Germ.⁶⁹, touchant l'Electricité. Il n'e[s]t pas besoin d'en savoir davantage. Mon ami Wolff arrivera jeudi matin, à ce qu'il m'écrit en ce moment.

2.

Leipzig, 12. Mai 1744

Ernst Christoph Graf von Manteuffel an Heinrich Graf von Brühl

Dem Geheimen Kabinettsminister Graf von Brühl übermittelt Manteuffel verschiedene Nachrichten über die sächsische Landesuniversität Leipzig. Hierzu zählt vor allem der Anstieg der Immatrikulationszahlen. Seit Beginn des Semesters am 24. April hätten sich fast 100 junge Leute eingeschrieben, meist wohlhabende Ausländer, darunter zwei Söhne des Fürsten von Fürstenberg. Um der Ordnung des studentischen Lebens willen sei es wünschenswert, ein königliches Verbot der in den Leipziger Kaffeehäusern verbreiteten Glücksspiele und der dortigen Anwesenheit professioneller Spieler – „eine wahre Pest für die Jugend“ – zu erlassen. Die Blüte, in der sich die Leipziger Universität befindet, sei neben den weitgediehenen Leipziger Elektrizitätsexperimenten der Hauptgrund für den anstehenden Besuch Christian Wolffs.

Quelle: HStA Dresden, 10026 [GK], loc. 721/03, 379r-380r.

⁶⁸ Zum Orden der „Ermites de bonne humeur“ und seinen in der Folge genannten Mitgliedern siehe Franz Brumme, *Das Dorf und Kirchspiel Friedrichswerth (ehemals Erffa genannt) im Herzogtum Sachsen-Gotha. Mit besonderer Berücksichtigung der Freiherrl. Familie von Erffa. Eine thüringische Ortschronik*, Gotha 1899, S. 111 ff.

⁶⁹ *Germania, i. e. Friedrich Heinrich Graf von Seckendorff (1673–1763)*. Vgl. Paul Haake, *La Société des Antisobres*, in: NASG 21 (1900), S. 241–254.

[unten links:] à S. E. Msgr. le C. de Bruhl.

à L. ce 12. May 1744.

Monseigneur

Rien de plus glorieux ny de plus agréable pour moi, que la reponse que Vôtre Excellence a daigné faire le 10. d. c. à ma lettre du 24.: Mais de peur de me perdre en de complimens inutiles, je me reserverai, Monseigneur, de Vous en témoigner ma reconnaissance, lorsque je pourrai m'en acquiter de bouche.

Nôtre Université vient d'être illustrée par deux nouveaux membres Académiques, qui ne laisseront pas de luy faire quelque honneur. Ce sont deux fils du Pr. de Furstenberg⁷⁰, qui étoit cy-devant commissaire-principal à la Diète de l'Empire. Ils ne sont icy que depuis 8. ou 10. jours, et prétendent de s'y arrêter une couple d'années; et, s'ils continuent, comme ils ont commencé, ils ne manqueront pas d'y profiter. Ils ont debuté par se mettre sur le pied d'Etudiens ordinaires, étant allé, sans façon, chez le Recteur, pour se faire immatriculer, et m'étant venu voir trois fois, tout familièrement, pour me consulter | sur le manière d'étudier et de se conduire.

Il semble que l'état florissant de cette Academie croisse de jour en jour, depuis que Messrs les Princes Roiaux⁷¹ montrent tant d'inclination pour les savants et les sciences. Une marque evidente de cet accroissement, cest que, depuis le commencement de ce semestre; c. à. d., depuis le 24. d'Avr., jusques à hier inclusivement, le Recteur a immatriculé jusques a 100. jeunes gens, la plupart étrangers, et gens fort à leur aise. Peutêtre n'y a-t il pas d'exemple, depuis une vintaine d'Années, que l'affluence ait été si nombreuse dans un espace de 18. jours.

S'il m'étoit permis de donner, à cet[te] occasion, un petit avis, qui feroit grand bien à cet[te] Université, s'il pouvoit être suivi, je dirois qu'il seroit d'un effet extrêmement salutaire, si le Roi⁷² vouloit bien faire defendre tout jeu-de-hazard dans les Caffez publics, et enjoindre au Magistrat, de n'y plus souffrir des joueurs de profession, dont la société est une vraie peste parmi la jeunesse, dont le plus grand nombre se conduit, à cet article près, fort sagement.

⁷⁰ *Joseph Wilhelm Ernst Fürst von Fürstenberg (1699–1762). Die beiden Söhne sind Joseph Wenzel Johann Nepomuk (1728–1763) und Karl Borromäus Egon (1729–1787). Sie immatrikulierten sich am 5.5.1744. Vgl. Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig. Als Personen- und Ortsregister bearbeitet und durch Nachträge aus den Promotionslisten ergänzt, hrsg. von Georg Erler, 3 Bde., Leipzig 1909, hier Bd. 3, S. 103.*

⁷¹ *Die beiden ältesten sächsisch-polnischen Prinzen, Friedrich Christian (1722–1763) und Franz Xaver (1730–1806) nahmen in den 1740er-Jahren regelmäßig während der Messen an speziell für sie veranstalteten „Actes académiques“ der Universität teil. Weiterführend siehe hierzu vom Verfasser: Adel und Wissenschaft in der Aufklärung, in: Erleuchtung der Welt. Sachsen und der Beginn der modernen Wissenschaften, hrsg. von Detlef Döring/Cecilie Hollberg, Dresden 2009, S. 152–159.*

⁷² *König August III. von Polen, als Friedrich August II. Kurfürst von Sachsen (1696/1733–1763).*

Je recevrai d'ailleurs, jeudi prochain, une visite d'un maitre-savant, dont l'apparition fera quelqu'honneur à nos Muses, puis que cest principalement leur reputation, qui me l'attire. Le fameux Chancelier Wolff de Halle, viendra icy, non seulement par bonne l Amitié pour moi; qui vais le loger et defrayer; mais aussi pour se donner le plaisir, d'être témoin oculaire de l'état florissant, où on l'a assuré, m'écrit-il, que cette Academie se trouve, sur-tout, depuis quelques années, et pour voir nos experiences-électriques, que nous avons, en effet, poussées aussi loin, qu'elles peuvent, à mon avis, l'avoir été par-tout ailleurs. Je vien[s] d'en envoyer la courte description cy-jointe au Marechal, C. de Seckend.⁷³, qui me l'avoit demandée, comme Vôtre Excellence l'aura vu par la copie d'une de ses lettres, que je communiquai samedi-passé à Mr. de Walther.⁷⁴ [links:] la voici

Je vous demande pardon, Monseigneur, de ce que je ne vous entretiens aujourd'huy, que de Pedanteries. Manquant de matieres plus dignes de Vôtre attention, je fais fleche de tout bois, poir avoir occasion de vous repeter les assurances de mon attachement invariable, et celles de la consideration sincere et parfaite, avec la quelle j'ai l'honneur d'être

Monseigneur
de Vôtre Excellence

le tr. hbl. et tr. ob. servit.
ECCManteuffel.

3.

Leipzig, 15. Mai 1744

Ernst Christoph Graf von Manteuffel an Luise Dorothee Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg

Manteuffel berichtet, nach einführenden Überlegungen zu seine Korrespondenz mit der Herzogin stimulierenden und hemmenden Faktoren, über die Ankunft Christian Wolffs in Leipzig am Vortag. Sein Adoptivsohn und dessen Gouverneur haben den Philosophen am Morgen bei Schkeuditz empfangen und in die Stadt geleitet. Wolff habe keinerlei Lust verspürt, sogleich einer Einladung der Juristischen Fakultät zur Feier der Promotion vier neuer Doktoren zu folgen. Man sei deshalb zum Mittagessen zusammen mit zwei Töchtern Manteuffels zu Hause geblieben. Verschiedene Besuche unterbrechen Manteuffel in der Niederschrift des Briefes, zudem steht ein großes Diner der Alethophilen mit Wolff an. In aller Kürze

⁷³ Friedrich Heinrich Graf von Seckendorff (1673–1763).

⁷⁴ Vgl. das obenstehende Schreiben Manteuffels an die Herzogin von Gotha, Leipzig, 11.5.1744.

antwortet Manteuffel deshalb abschließend auf Fragen der Herzogin nach dem Hintergrund des Verzichts Hessen-Kassels auf englische Subsidienzahlungen.

Quelle: ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 133r-134v.

[unten links:] à S. A. S. Mad. la D. de S. Gotha

à L. ce 15. May 1744.

Avant que répondre; Adorable Amie; à Vôtre lettre du 11. d.c., Vous me permettez de faire sur le derangement de nôtre correspondance, une remarque, dont j'éprouve actuellement la justesse et que vous ne trouveriez peutêtre pas moins juste que moi, si vous y donniez quelqu'attention. C'est que nous sommes moins empechez de nous entre-écrire, quand nous sommes entourez de compagnies qui nous font plaisir, que quand nous sommes accablez de visages qui nous ennuiet. La raison en est même très naturelle: Des personnes, dont la presence nous fait plaisir, nous egaiet, et rendent, par consequent, nôtre esprit plus actif, plus attentif et plus propre à saisir les moments vuides, qu'elles ne sauroient manquer de nous laisser par-cy par-là; au lieu que des individus de contrebande, que nous ne souffrons que par bienséance, nous gênent, nous affadissent le coeur, et nous appéranissent tellement l'esprit, que; quand même ils nous laisseroient quelque moment libre; nous n'avons pas, pour ainsi dire, la force d'en profiter.

A l'application: Tant qu'a duré la foire⁷⁵, et principalement, ce que j'ai appelé son Apostille, les objets désagrèables, qui m'obsedoient, me mirent hors d'état de vous écrire, pendant je ne sai combien de jours; quoique je me sois souvenu depuis, qu'ils m'avoient laissé plus d'un intervalle, que j'aurois pu mettre à profit, si j'avois eu le courage de le tenter. Aujourd'huy, cest tout le contraire: Mon amy Wolff, arrivé hier matin, et logeant chez moi, ne me quite presque pas un moment. Cependant, bien-loin de me faire oublier nôtre correspondance, il m'y fait penser quasi doublement. Dès hier p.e., dès qu'il fut monté pour un moment à sa chambre, pour changer d'habit, la premiere chose qui me tomba dans l'esprit, ce fut de quitter le reste de la compagnie, pour commencer une lettre à l'incomparable Doriméne⁷⁶, quoique je susse d'avance, qu'elle ne partiroit qu'aujourd'huy, et que mon gaste me laisseroit, à peine, le tems d'en achever les 10. ou 12. premières lignes.

Mais, sans vous ennuiet plus long-tems, par ces sortes de reflexions, contentons la curiosité, que vous aurez apparemment, d'apprendre quelque détail de cette visite:

⁷⁵ *Die vergangene Leipziger Ostermesse 1744.*

⁷⁶ *Name der Gothaer Herzogin innerhalb der Korrespondenz mit Manteuffel.*

W. m'ayant mandé, qu'il arriveroit hier matin, j'envoiai mon jeune Lieutenant, et son Gouverneur (qui ont été, pendant un an et demi, ses Auditeurs à Halle)⁷⁷ avec mon equipage, à sa rencontre jusques à Skeidiz⁷⁸, petite Ville à 2. lieues d'icy, et ils arriverent ensemble à 10. h. du matin. Nous eumes d'abord une grande consultation à expedier. La faculté Juridique m'ayant fait inviter la veille à un diner de Ceremonies, qu'elle avoit à donner; à l'occasion des 4. jeunes Docteurs, qui furent créés la foire | passée; et aiant fait inviter aussi Mr. W., dés qu'ils avoient pu être instruits de son arrivée, il fut mis en deliberation, si nous y irions ensemble, ou non? Il n'avoit nulle envie de s'y rendre; et je luy declarai, que je n'y irois point sans luy. Enfin, il me pria si serieusement de l'en dispenser, que je me rendis à ses raisons, et que; malgré ses instances, pour m'y faire aller sans luy; j'envoiai faire nos excuses communes, et nous dinames avec mes deux filles chez moi.

Comme il étoit effectivement un peu incommodé du voiage, il remonta, d'abord après le caffé, à sa chambre, pour se réposer, et je me rendis encore au festin de la Faculté. Comme l'on ne m'y attendoit plus, toute la petite compagnie (elle consistoit dans une centaine de personnes, qui dinoient à 3. tables) en témoigna; soit dit sans vanité; une aussi grande joie, que si je leur étois venu faire un grand present.

Mais voila qui est drole. Je comptai, qu', après ce préambule, je répondrois à vótre lettre du 11., et à celle du 13. d. c., qu'on vient de m'apporter en ce moment même: Mais je suis obligé d'y renoncer pour aujourd'huy. Je reçois quantité de visites, qui m'en empechent, et une, sur-tout, qui me fait grand plaisir. Cest celle du frère Complaisant, qui partira demain-matin, pour retourner à Gotha. Je l'ai engagé à diner avec moi, en compagnie de mon Wolff, | du D. Joecher, de Mr. et de Md. Gottsched, du Prof. Winckler pp. tous, personnages que je suis bien aise de luy faire connoitre, afin qu'il puisse vous en faire son rapport, quand il aura l'honneur de vous revoir. Bref, adorable amie, je finirai en cet endroit, après vous avoir dit á la hâte, que la raison suffisante, pourquoi les 6000. Hessois sont rayez de la liste des subsidiaires du R. d'Angl.⁷⁹, est principalement, l'ambition du Pr. Guillaume de Cassel⁸⁰. S'étant mis dans l'esprit, qu'il faut qu'il devienne Electeur; et l'Empr.⁸¹ le flatant, qu'il le sera, s'il ne fait pas marcher ses troupes contre la Fr.⁸², il aime mieux se bercer de cette esperance, et renoncer aux beaux subsides qu'il tiroit depuis tant d'années, que de continuer de marcher dans le chemin des bons patriotes. Le reste à un autre jour. Je vais porter mon verre favori au frere

⁷⁷ *Christian Friedrich von Mibhlendorf (1727–1803) hatte in Begleitung seines Gouverneurs Christian Gottlieb Spener im April 1741 seine Studien bei Wolff in Halle begonnen und dort auch Freundschaft mit Wolffs Sohn Ferdinand geschlossen. Nach anderthalb Jahren setzte er sein Studium in Leipzig fort.*

⁷⁸ *Schkeuditz, nordwestlich von Leipzig.*

⁷⁹ *Georg II. König von England (1673/1727–1760).*

⁸⁰ *Wilhelm VIII. Landgraf von Hessen-Kassel (1682/1751–1760), Bruder Friedrichs I. König von Schweden, ab 1730 bereits Statthalter in Hessen-Kassel.*

⁸¹ *Franz I. Stephan, Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation (1708/1745–1765).*

⁸² *Frankreich.*

Complaisant, et le charger de vous assûrer, que votre Chevalier ne cessera jamais, d'être cordialement dévoué á l'adorable Doriméne.

ECCM

4.

Leipzig, 17. Mai 1744

Ernst Christoph Graf von Manteuffel an Georg Wilhelm von Walther

Manteuffel berichtet von der Zufriedenheit Wolffs mit den Leipziger Gelehrten, die der Philosoph „viel gelehrter und liebenswürdiger und weniger spottlustig“ fände, als man es ihm zuvor beschrieben habe. Für die vakante Leipziger Mathematikprofessur empfehle Wolff, nicht nach renommierten auswärtigen Gelehrten zu suchen, da wissenschaftlicher Ruhm nicht zwangsläufig mit einer Begabung zur Lehre einhergehe und sich berühmte Wissenschaftler wohl schwerlich zu einem Ortswechsel nach Leipzig überzeugen ließen. Vielmehr sei ein eigenes Mitglied der Universität vorzuziehen, zumal Leipzig zwei geeignete Magister habe und so die vakante Stelle zum Nutzen der Universität und der studierenden Jugend rasch wiederbesetzt werden könnte.

Quelle: HStA Dresden, 10026 [GK], loc. 3293, 72r-v.

[unten links:] Mr. de Walther.

a L. ce 17. May. 44

Monsieur

Un billet que je reçus hier au soir du bar. de Z.⁸³ de Merseb. m'ayant fait écrire la lettre cy-jointe à S. E. le C. de Br.⁸⁴, j'accuse en même tems vos lignes du 15. d. c., qui me rejouissent fort, en m'apprenant l'heureuse arrivée de mes asperges.

J'espere que vous m'apprendrez encore, comment elles auront été reçues á la table du Roi, et si on les a trouvées réellement assez belles, pour meriter d'y être servies, ou si elles ne l'ont été, que par un effet de la politesse de Mr. de Schoemb.⁸⁵ Ce qu'il y a de sûr, cest que je ne les aurois point envoiées, si j'en avois vu icy de meilleures cette année.

⁸³ *Ludwig Adolf Freiherr von Zech (1683–1760).*

⁸⁴ *Heinrich Graf von Brühl (1700–1763).*

⁸⁵ *Vermutlich Adam Rudolf von Schönberg (1712–1795), 1743–1745 Kammerjunker in Dresden.*

Mon Gaste-Philosophe⁸⁶ paroît se plaire beaucoup icy, d'autant plus qu'il trouve nos gens bien plus savans, plus complaisans, et moins moqueurs qu'on les luy avoit depeints. Il paroît un peu surpris de ce que la chaire des Mathematiques est toujours vacante, depuis la mort de feu Hausen⁸⁷, et sur ce qu'on luy a dit, que la cour voudroit la conferer à quelque sujet de reputation, il a répondu, que la cour luy sembloit avoir tort, par ce qu'un Mathematicien d'une habileté déjà reconnue seroit trop difficile à persuader, de changer de l domicile; qu'il est trop rare d'en trouver, qui joignent á un[e] grande erudition le donum docendi, qui est une des qualités les plus necessaires á un bon Professeur; que s'il avoit un avis á donner lá dessus, il conseilleroit de conferer cette vacance a quelque savant Magister legends de cette Université; qu'un tel sujet, pourveu qu'il eut du genie, de l'application, et le don d'enseigner et de s'expliquer facilement, seroit de plus d'utilité á cette Academie, qu'un savant étranger, de quelque réputation qu'il put être; que l'exemple de feu Hausen luy sembloit prouver la justesse de cet avis, puisqu', au tems qu'il parvint á sa Profession, il avoit été bien éloigné d'avoir la reputation, qu'il s'étoit acquise depuis pp. Enfin, il croit qu', aiant icy 2. Maitres-és-arts (dont l'un s'appelle Beerman⁸⁸, et l'autre Kaestner⁸⁹) l'un et l'autre forts bons Mathematiciens, et qui enseignent actuellement., nous aurions tort d'en faire venir d'ailleurs pp. En effet, l'on dit generalement beaucoup de bien de ces deux hommes, et je suis quasi du sentiment de W., qu'il vaudroit mieux choisir l'un des deux, que de laisser vaquer plus long- tems une Profession si utile à la jeunesse et à toute l'Université.

Je ne sais, pourquoi je vous ennuie de cette matiere, qui vous est apparemment fort indifferente. Mais quod scriptum, scriptum. Je n'en suis pas moins sincerement,

Monsieur

Vótre tr. hbl. et ob. servit.

ECCManteuffel

5.

Leipzig, 18. Mai 1744

Ernst Christoph Graf von Manteuffel an Luise Dorothee Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg

Manteuffel berichtet, er habe gemeinsam mit Christian Wolff und auf dessen ausdrücklichen Wunsch hin gestern den Leipziger Superintendenten und heute, am Pfingstmontag, den Theologen Teller im Gottesdienst predigen hören. Die Ge-

⁸⁶ Christian Wolff.

⁸⁷ Christian August Hausen (1693–1743).

⁸⁸ Georg Friedrich Baermann (1717–1769).

⁸⁹ Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800).

sprache im um Wolff versammelten Kreis der Leipziger Gelehrten drehten sich, so Manteuffel wohl auf Nachfrage der Herzogin, nur zu einem Teil um wissenschaftliche und philosophische Themen. Meist herrsche in solchen Angelegenheiten ein Einverständnis, das nicht vieler Worte bedürfe. Man spreche daneben auch viel über Alltägliches. Ausführlich beschreibt Manteuffel sodann die in Anwesenheit Wolffs durchgeführten Elektrizitätsexperimente Winklers, durch die sich die elektrischen Funken als „echtes elementares Feuer“ erwiesen. Anschließend rät Manteuffel der Herzogin, die bevorstehende Neuverteilung von Hofchargen in Gotha nicht nach Anciennität, sondern nach Verdienst vorzunehmen. Manteuffel bedauert die Erkrankung Graf Gotters und endet den Brief mit einem Hinweis auf das bevorstehende Diner mit Wolff und den Gottscheds bei Frau von Miblenndorf.

Quelle: ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 137r-138r.

[unten links:] S.A.S. Md. la D. de G.

a L. ce 18. May 44.

Aiant été tout ce matin à l'Eglise, avec mon Gaste-Philosophe⁹⁰, qui a absolument voulu entendre precher hier nôtre Surintendant⁹¹ (qui, pour le remarquer en passant, est le plus pitoyable declamateur de toute la Saxe) et aujourd'huy, le Dr. Teller⁹²; qui preche assez raisonnablement, je profite de l'intervale, entre le sermon et le diner, pour accuser; adorable Amie; la reception de votre lettre du 15. d.c.

Vous auriez tort d'etre toute oreille, si je pouvois me trouvez, avec ma compagnie presente, en vôtre Societé.⁹³ Vous croiez apparemment, que nous ne passons des jours entiers, qu'à cracher des sentences. Mais cest ce qui vous trompe. W. étant l'homme du monde le moins pressé de parler d'Erudition, nous passons ordinairement les deux tiers de nôtre tems, à nous entrétenir de choses très ordinaires. Et si nous tombons quelques fois, par hasard, sur quelque matiere Philosophique, nous nous y arrêtons d'autant moins, que nous nous entendons presque toujours á demi-mot, et que nous ne sommes presque jamais de sentimens differens.

Nous vimes hier, après souper, force [sic] experiences Electriques, que W. n'avoit jamais eu occasion de faire luy-même, ny de voir faire ailleurs. Il fut tres surpris, sur-tout, de voir, que les étincelles electriques allument de l'Esprit-anodin, et, plus encore, de voir | que ce ne sont pas seulement les étincelles d'un corps metallique, qui mettent cet esprit en flammes, mais que le doigt d'une personne electrisée fait la même effet. Le Prof. Winckler en répeta 10. ou 12. fois

⁹⁰ Christian Wolff.

⁹¹ Salomo Deyling (1677–1755).

⁹² Romanus Teller (1703–1750).

⁹³ Vgl. das obenstehende Schreiben Manteuffels an die Herzogin von Gotha, Leipzig, 11.5.1744.

l'experience, en notre presence, et en celle de toute ma maison. C'est un phenomène très curieux á voir. L'on ne fait qu'approcher une cuillere pleine d'esprit; du corps elect[r]isé, de sorte que les étincelles, qui en rejaillissent, puissent tomber dans cette liqueur, et dés lors (c. a. d. au bout d'une ou de deux minutes, souvent dans la moitié d'une) la liqueur brule d'une flame si forte, qu'elle allume, à son tour, du papier, et toutes sortes d'autres choses combustibles, et qu'elle continue de bruler; quoiqu'on la porte d'un bout de la chambre à l'autre; tant qu'il en reste une goutte dans la cuillere. Enfin il n'y a plus à douter, que ces étincelles ne soient du vrai feu elementaire. Cela embarasse extrêmement les phisiciens, qui ne savent, ny où git ce feu, avant l'electrisation des corps, ny comment il peut s'allumer en si peu de tems.

Je fais mes condoléances à la soeur Esperante⁹⁴. Mais, plus elle est affligée de sa perte, plus elle devrait chercher à s'en consoler en votre presence et dans la compagnie de ses amis. Cela luy vaudroit toutes les epitres consolatoires, qu'on pourroit luy écrire, et qui ne servent souvent, qu'à aigrir la douleur.

Je vois par ce que vous me faites l'honneur de me dire, au sujet du frere Badin⁹⁵, que l'on est en- | core imbu chez vous d'une maxime, qui, dans un sens est fondée sur beaucoup d'Equité; mai[s] qui d'ailleurs est très prejudiciable aux Maitres, qui voudroient être bien servis. J'entens celle, de n'avancer des serviteurs, que selon leur ancienneté, sans avoir egard á leur plus ou moins de merite. J'avoue que, si j'étois consulté en pareilles occasions, je conseillerois à tout maitre sensé, de ne s'en tenir à cette maxime, que dans les occasions où l'ancienneté et le merite se rencontrent dans le même sujet; mais de donner toujours la preference au merite, lorsqu'il est le partage d'un moins ancien, et de consoler le plus ancien par quelqu'autre bienfait, plutôt que d'en être mal servi, en le preferant à l'homme de merite. Mais ländl. sittlig.

J'ignorois absolument la maladie du Tourbillon⁹⁶. Je serois très fâché, qu'il vint à nous faire faux-bond. Quoiqu'il étourdisse et ennuie quelques fois ses amis, à force de brailler, et de raisonner decisivement sur tout ce qu'il entend, et qu'il n'entend pas, je l'aime veritablement á cause de la noblesse de ses sentimens.

On m'avertit qu'il est tems d'aller diner. Je dis, d'aller, parceque W. et moi nous irons diner chez la mere de mon petit lieutenant⁹⁷, où nous trouverons peutêtre Mr. et Md. Gottsched, avec les quels nous boirons infailliblement à la santé de l'adorable Doriméne, que je ne cesserai d'adorer, que quand je ne pourrai plus m'appeller son loial et fidelle Chevalier ECCM.

⁹⁴ Vgl. *ebd.*

⁹⁵ *Wahrscheinlich der Gothaer Oberhofmarschall Hans Adam von Studnitz (1711–1788); vgl. Brumme, Das Dorf und Kirchspiel Friedrichswerth (wie Anm. 68), S. 116 f.*

⁹⁶ *Gustav Adolf Graf von Gotter (1692–1762).*

⁹⁷ *Friederike Charlotte von Mibeldorf (1702–?).*

6.

Leipzig, 21. Mai 1744

Ernst Christoph Graf von Manteuffel an Georg Wilhelm von Walther

Wolff, der gestern aus Leipzig nach Halle zurückgekehrt sei, habe sich „sehr zufrieden“ gezeigt mit seinem Aufenthalt und dem Empfang, den „ganz Leipzig“ ihm bereitet habe. Während der letzten vier Tage sei der Philosoph bester Stimmung und äußerst gesprächig gewesen, während viele ihn von Halle her als sehr nachdenklich und schweigsam in Erinnerung gehabt hätten. So sei er formvollendet bei der Herzogin von Kurland aufgetreten und habe ein längeres humorvolles Gespräch mit Manteuffels Tochter Charlotte geführt. Nach zwei langen Diskussionen mit Kästner habe Wolff am Vorabend seiner Abreise ausdrücklich dessen großen mathematischen Verstand gelobt. Fast die ganze Universität Leipzig wünsche, so Manteuffel, nun die Übernahme der vakanten Mathematikprofessur durch Kästner.

Quelle: HStA Dresden, 10026 [GK], loc. 3293, 73r-74v.

[unten links:] Mr. de Walther

a L. ce 21. May. 44.

Monsieur

Quoique vous ne vous attendiez pas apparemment, à recevoir encore de mes lettres avant mon depart d'icy, il faut que je me donne encore l'honneur d'accuser la reception de la vôtre du 19. d. c.

Je suis ravi d'avoir si bien recontrè avec mes asperges, et bien fachè, en même tems, de ce que la secheresse, survenue depuis, empeche de croitre celles, que mon jardinier comptoit de me fournir encore cette semaine, parcequ', à moins de cela, j'en aurois encore envoié quelques unes par maniere de récuës.

Mon Gaste-Philosophe⁹⁸ rétourna hier-matin á Halle, très content du sejour qu'il avoit fait icy, et de l'accueil que tout le monde de Leipsig s'est empressé de luy faire. Son contentement étoit tel, que bien des gens; qui l'avoient vu à Halle, et qui l'y avoient trouvé fort pensif et taciturne; ont pen- | sè le mènconnoitre, en le voiant icy, pendant les derniers quatre jours, étant de fort bonne humeur, et ne cessant presque pas de parler sur toutes sortes de sujets. Il fut même, le premier jour des fêtes, avec moi, chez Md. la D. de Cour.⁹⁹, et s'y comporta; quoiqu'avec beaucoup de modestie; comme un homme-de-cour, et sans marquer le moindre embaras. Un

⁹⁸ Christian Wolff.

⁹⁹ Johanna Magdalena Herzogin von Kurland (1708–1760).

soir qu'il soupoit avec ma fille Charlotte¹⁰⁰, et le Prof. Christ¹⁰¹, il fit quelque chose de plus. Ma fille, pour entamer une conversation qui le put mettre en train de parler, luy demanda, par quelle raison suffisante certains objets, quoique d'une beauté generalement reconnue; plaisent souvent beaucoup moins á un homme de bon-sens, qu'á un autre? et pourquoi un savant de profession, continuellement enfermé avec ses livres, est ordinairement moins frappé d'un bel objet; lorsqu'un hasard le luy fait rencontrer, que ne l'est un ignorant, qui voit tous les jours des objets pareils? Mr. W. y répondit si galamment; et prouva par tant de raisons, qu'il ne suffit pas pour plaire, d'avoir de la beauté; que toute la compagnie fut obligée d'y applaudir. Et quant aux savans de profession, il plaيدا si bien leur cause, qu'il prouva par quantité de raisons, qu'ils sont naturellement plus sensibles aux charmes d'une veritable beauté, que le reste des hommes, quoiqu'ils aient ordinairement trop de discretion et de modestie, pour le donner à connoitre. | Il n'en seroit pas demeuré là, mais auroit, tout en badinant, débité un systeme complet de l'art de plaire[,] si la Dame du logis¹⁰², qui survint, ne s'étoit avisée de se meler de la conversation, en luy faisant des objections, qui le firent changer de discours, parcequ'il n'eut pu y répondre, sans commettre l'indiscretion d'en faire voir le ridicule.

Excusez, s'il v. pl., cette tirade. Elle a pensé me faire oublier un trait plus réel, que celui-lá. Vous savez ce que je vous mandai ces jours passez, au sujet des Maitres-és-arts, Beerman et Kaestner.¹⁰³ Je dois y ajouter, que d'abord W. paroissoit plus porté pour le premier; qui a été pendant 3. ans son disciple à Marbourg; que pour l'autre, qu'il n'avoit jamais vu. Mais Kaestner l'étant venu voir 2. fois, et aiant eu, chaque fois, une assez longue conversation avec luy, sur les Mathematiques, mon Gaste me dit, la veille de son depart, qu'il se croioit obligé en conscience, de rendre justice à Kaestner; qu'il n'avoit guéres trouvé de genie aussi heureux que le sien, pour les Mathematiques; qu'il le trouvoit même plus fort, sans comparaison, que son auditeur Beerman, qui cependant y étoit très versé; et que, s'il avoit a choisir entre ces deux hommes, il se determineroit absolument. pour Kaestner pp. Cest aussi le sentiment de presque toute cette academie.

Je ne sai plus, si je pourrai encore partir après-demain.¹⁰⁴ J'attendois par l'ordinaire d'hier ma pension du mois courant: Mais Sander, au lieu de me l'envoyer, m'écrit, qu'on ne la luy fait esperer qu'au bout d'une quinzaine de jours, ce qui me derange derechef extrémement. Car, aiant compté sur cet argent, | parcequ'il faut que j'en laisse icy pour l'entretien de ma maison, je suis obligé d'en

¹⁰⁰ *Charlotte Sophie Albertine Gräfin von Manteuffel (1714–1768).*

¹⁰¹ *Johann Friedrich Christ (1701–1756).*

¹⁰² *Gottliebe Agneta Charlotte Gräfin von Manteuffel, geb. Baronin von Bludowsky, verw. Baronin von Trach (1690–1756).*

¹⁰³ *Vgl. das obenstehende Schreiben Manteuffels an von Walthers, Leipzig, 17.5.1744.*

¹⁰⁴ *Tatsächlich findet die Abreise wie vorgesehen statt. Manteuffel hält sich vom 23.5. bis 10.6.1744 in Dresden auf: ThStA Gotha GA, E. XIII a, 21, 142r-144v, Manteuffel an Luise Dorothee, Dresden, 27.5.1744.*

chercher, avant que de partir, et il se pourra facilement, que cela me fasse differer mon depart jusques á dimanche ou lundi. J'en serai trés faché, s'il en arrive ainsi, mais necessitas non habet legem. Je suis de tout mon coeur,
Monsieur

Vótre tr. hbl. ob. servir.
ECCManteuffel

Vier Leipziger Stammbücher aus dem 18. Jahrhundert

von
GERHARD SEIBOLD

Die ursprünglichen Eigner der nachstehend vorgestellten Libri amicorum haben eines gemeinsam: Nach Ausweis ihrer Stammbücher¹ haben alle vorübergehend in Leipzig gelebt, ihre Tage aber hier nicht beschlossen, sondern die Stadt irgendwann verlassen, um ihr Heil anderenorts zu suchen. Als einziger aus diesem Kreis wurde Wolfgang Ephraim Jacobsen hier geboren und Wilhelm Ludwig Webers Familie hatte, mindestens zeitweise, ihren Lebensmittelpunkt an der Pleiße. Christian Friedrich Hartz und Johann Georg Hahn haben berufsbedingte Notwendigkeiten hierher geführt: Der erste hat in Leipzig Erfahrungen im kaufmännischen Bereich gesammelt und Hahn war mehrere Jahre an der hiesigen Universität eingeschrieben.

Jedenfalls war Leipzig während der fraglichen Zeit sowohl als Gelehrtenstadt als auch als Wirtschaftsstandort gleich bedeutungsvoll. Die Hochschule war weit über Deutschland hinaus berühmt und namhafte Gelehrte, allen voran Joachim Camerarius, haben hier zeitweise unterrichtet. Dieses hohe Niveau konnte die Universität einigermaßen bewahren und die Landesherren in Gestalt der sächsischen Herzöge und Kurfürsten protegierten die Einrichtung seit ihrer Gründung im Jahr 1409 nachhaltig. Ähnlich lagen die Gegebenheiten in Bezug auf die Bedeutung Leipzigs als Handelsstadt. Schon 1458 kam es zur Abhaltung eines ersten Marktes, womit die spätere Messe geboren war. Als Umschlagzentrum zwischen Ost und West gewann das Gemeinwesen rasch an Bedeutung und diese Stellung geriet trotz mancher Rückschläge niemals grundsätzlich ins Wanken.²

Hier ließe sich natürlich noch vieles sagen, wobei das den gegebenen Rahmen sprengen würde. Immerhin sei zusammenfassend festgestellt, dass die Stadt auch im Verlauf des 18. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, als die hier interessierenden Alben entstanden sind, einen unverändert hohen Stellenwert nicht nur innerhalb des sächsischen Kurfürstentums, sondern darüber hinaus für ganz Mitteldeutschland hatte. Dies ging so weit, dass Leipzig, was Wirtschaft und Wissenschaft anbelangte, noch vor der sächsischen Landeshauptstadt Dresden den ersten Rang einnahm und dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, dass man deutlich offener seiner Umwelt gegenüberstand.

¹ Vgl. WERNER WILHELM SCHNABEL, *Das Stammbuch*, Tübingen 2003.

² WOLFGANG SCHNEIDER, *Leipzig. Dokumente und Bilder zur Kulturgeschichte*, Leipzig/Weimar 1990.

Leider können die Lebensumstände der vier Stammbuchbesitzer nicht im gewünschten Maße nachvollzogen werden, was sicherlich manches Erhellende auch zu den Gegebenheiten in der Stadt, welche zu den großen im Reich gehörte, beitragen könnte. Hierfür reicht die vorhandene Quellenlage nicht aus, was aber durchaus typisch für die *Alba amicorum* aus dieser Zeit ist. Das hängt vor allem damit zusammen, dass die Stammbuchpflege mittlerweile von einem Publikum verinnerlicht wurde, welches ansonsten kaum Spuren hinterlassen hat. Das ging weiter mit dem Umstand einher, dass die Stammbucheigentümer jetzt allem Anschein nach keinerlei Interesse mehr hatten, Zelebritäten, welche ihren Weg kreuzten, um eine Widmung zu bitten. Vor allem in den Fällen der Studenten Ephraim Wolfgang Jacobsen und Johann Georg Hahn ist das verwunderlich, denn diesen wäre es sicherlich ein Leichtes gewesen, ihre akademischen Lehrer in entsprechendem Sinne zu bitten. Das war um die Mitte des 18. Jahrhunderts allemal noch weit verbreitete Übung.

Insoweit beruht der große Reiz der vier Bände auch weniger in den Personen der Eigner und dem Wert der hier ihren Niederschlag findenden Inskriptionen, als vielmehr in der zum Teil herausragenden Qualität der den Texten beigelegten Malereien. Diese zeugen von einem gesteigerten Gespür der Stammbuchbesitzer für Derartiges, vor allem im Falle der Alben von Weber und Jacobsen. Gleichzeitig wird daran deutlich, dass es allem Anschein nach in Leipzig damals einen Kreis von Künstlern gegeben hat, welcher entsprechende Aufträge in der gegebenen Qualität auszuführen in der Lage war. Und dass dies mittels unterschiedlicher künstlerischer Handschriften belegt werden kann, zeugt von der Vielseitigkeit dieser Szene vor Ort. Bedauerlich ist in diesem Zusammenhang allein, dass die diesbezügliche wissenschaftliche Forschung noch nicht soweit fortgeschritten ist, als dass man hier Grundsätzliches feststellen könnte. Die einschlägige Literatur ist bescheiden und wie so oft bleibt der Kleinkunst, welche wenig präventios daherkommt, nur ein Schattendasein. Insoweit kann bis auf Weiteres auch nur wenig über die ausführenden Künstler berichtet werden. Immerhin mag aber damit ein erster Schritt getan sein, welcher im Kontext mit den Bemühungen Dritter vielleicht irgendwann dazu führt, dass neue Erkenntnisse zustande kommen.

Nachstehend werden die vier Alben unter den Namen ihrer jeweils ersten Besitzer vorgestellt und parallel die Lebensumstände der fraglichen Personen zur Kenntnis gebracht, ergänzt jeweils um eine Liste der Inskribenten.

I. Wilhelm Ludwig Weber (um 1680 – nach 1715)

Wilhelm Ludwig war der Sohn des Kurfürstlich Sächsischen Oberpostverwalters Johann Weber und von dessen Ehefrau Sophia. Weitere Kinder waren dem Paar in Gestalt der Söhne Johann Gottlieb und Johann Friedrich sowie einer Tochter Johanna Sophia geboren worden. Die Familie scheint durchaus begütert gewesen zu sein, denn zum Besitz gehörten immerhin das Haus Katharinenstraße 370,

heute Nummer 13, und ein Garten in der Sandgasse. Der Vater war bereits 1693 in Leipzig verstorben, die Ehefrau folgte ihm 1711, 55-jährig, nach. Dies lässt vermuten, dass Wilhelm Ludwig nach 1675 geboren wurde, als seine Mutter in etwa 20-jährig war, und vor 1687, als er an der örtlichen Universität eingeschrieben wurde. In jedem Fall muss er zum zuletzt genannten Zeitpunkt in einem Alter gestanden haben, welches ihn noch nicht dazu befähigte, eine Hochschule zu beziehen. Das war durchaus nicht ungewöhnlich, denn die Immatrikulationen erfolgten auch im Hinblick darauf, wann das hierfür notwendige Geld zur Verfügung stand. Insoweit kam es auch immer wieder vor, dass die Einschreibungen vor dem Hintergrund der Absicherung zukünftiger Fährnisse erfolgten, vielleicht finanziert von einem Paten oder im Rahmen einer vorweggenommenen Erbfolge. 1703 wurde Weber an der Leipziger Universität promoviert, womit auch deutlich wird, dass er vermutlich um 1680 geboren sein muss.³

1716 wird er einmal im Rahmen einer Rechtsstreitigkeit als *Cand. jur. utr.* bezeichnet.⁴ Daran kann man erkennen, in welchem beruflichen Metier er sein Auskommen gefunden hatte und verwunderlich ist höchstens, dass sich weder ein Tauf- noch ein Todesdatum für Weber in den Leipziger Kirchenbüchern feststellen lassen. Auch eine Ehe oder gar Kinder können für ihn nicht ermittelt werden. Insoweit bleibt die Frage nach dem Woher und Wohin unbeantwortet im Raum stehen wie auch der Umstand, dass Weber erst nach Beendigung seines Studiums damit begann, ein Stammbuch zu führen. Das bringen sowohl eine Datierung auf dem unteren Außendeckel mit 1703 als auch Webers Widmungsinschrift vom 1. März desselben Jahres zum Ausdruck. Ein erster datierter Eintrag erfolgte 1705. Aus dem Jahr 1710 stammt ein letzter Text, welcher mit einer Zeitangabe versehen ist. Alle 30 Widmungen kamen in Leipzig zustande. Eine vergleichsweise geringe Zahl von Einträgen war nicht in Deutsch, sondern in Französisch und Latein verfasst. Leider ergeben sich aus den Widmungen keine Hinweise darauf, in welchem Verhältnis die Inskribenten zu Weber standen. Man kann wohl am ehesten vermuten, dass es sich dabei um Berufskollegen von Wilhelm Ludwig handelte. Familiäre Bezüge sind jedenfalls auszuschließen.

Insoweit erwächst die Bedeutung des Bandes vor allem aus den den Texten beigefügten 27 Malereien (ohne das mit künstlerischem Zierrat versehene Widmungsblatt), welche den eigentlichen Stellenwert des Stammbuchs ausmachen. Diese erfolgten weitestgehend auf Pergament und wurden allem Anschein nach erst im Nachhinein dem ansonsten papierenen Buchblock beigefügt. Dabei lassen sich im Wesentlichen drei Serien ausmachen, welche sich thematisch mit alttestamentarischem Geschehen, Erotischem und Szenen beschäftigen, welche dem beruflichen Umfeld Webers als Jurist entlehnt sind. Insoweit kann man sich auch vorstellen, dass diese Bilder vom Eigner bei wenigstens drei Briefmalern in Auftrag gegeben

³ Ev.-Luth. Kirchengemeindeverband Leipzig – Kirchliches Archiv Leipzig, Schreiben vom 8.7.2008; GEORG ERLER (Hg.), *Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809*, Bd. 2, Leipzig 1909, S. 484.

⁴ Stadtarchiv Leipzig, Schreiben vom 26.6.2008.

worden sind und mehr oder weniger gleichzeitig später dem Stammbuch beigegeben wurden. Leider verzichteten alle Ausführenden auf eine Signierung ihrer Werke.

Wann eine Nummerierung der Buchseiten erfolgte, ist unbekannt und deshalb besteht auch Unklarheit, ob die Anordnung möglicherweise im Zusammenhang mit einer später erfolgten Restaurierung des Bandes verändert wurde. Jedenfalls ist erkennbar, dass der grüne Pergamenteinband, der auf dem Vorderdeckel die Initialen Webers aufweist, nachdem er schadhaft geworden war, auf einen stabileren Untergrund aufgezogen wurde. Dadurch wird der Gesamteindruck nicht negativ beeinträchtigt und auch ein farblich abgestimmter Schuber wird wohl später hinzugekommen sein. Sieht man von diesem Umstand ab, kann der Erhaltungszustand des 10,1x12,1cm messenden Querformatbandes als vorzüglich angesehen werden. Eine ornamentale Punzierung von Ober- und Unterdeckel und der Goldschnitt erhöhen die Wertigkeit des Bandes, wobei von den insgesamt 266 Seiten (die Bilderseiten sind zumeist nicht paginiert) die meisten ungestaltet blieben.

Seite	Einträger	Ort	Datum	Bemerkungen
1 r	Widmungsinschrift	Leipzig	1.3.1703	Deckblatt
2 v				Zeichnung
				Zeichnung auf Pergament
14 v	Johann Naumann	Leipzig	4.6.1707	
15 r				Zeichnung
16 v	H. L. de Koenitz	Leipzig	10.7.1710	
				Zeichnung auf Pergament
17 v	Christian Friedrich Carl Bose	Leipzig	1.3.1710	
				Zeichnung auf Pergament
18 v	August Ferdinand de Güntherodt	Leipzig	1.5.1710	wohl Günderode
				Zeichnung auf Pergament
				Zeichnung auf Pergament (nicht für sich, sondern das Vaterland)
				Zeichnung auf Pergament
24 v	Christian Jacob Behrnauer			aus Bautzen
				Zeichnung auf Pergament
32 v	Johann Baptista Mutzenbecher	Leipzig	4.10.1709	aus Hamburg
34 v	Heinrich Wilhelm von Pannwitz	Leipzig	5.10.1708	
35 v	F. D. E. de Romberg			aus Westfalen
				Zeichnung auf Pergament
38 v	Gotthard Vegesack	Leipzig	1.10.1709	
				Wappen auf Pergament
39 v	Johann von ?	Leipzig	28.3.1709	
				Zeichnung auf Pergament
40 v	Johann Friedrich Scharf	Leipzig	21.5.1708	
				Zeichnung auf Pergament

41 v	Anton ?	Leipzig	3.5.1708	
				Zeichnung auf Pergament
43 v	Nils Billingscholoh	Leipzig	17.4.1708	
				Zeichnung auf Pergament
45 r				Zeichnung
48 v	J. C. Mitternacht			Jura-Student, vermutlich aus Leyden
49 r				Zeichnung (Ansicht von Leyden)
51 v	Heinrich Lange	Leipzig	14.10.1708	aus Holstein
				Zeichnung auf Pergament
53 r	Johann Conrad Stieglitz	Leipzig	24.9.1707	aus Leipzig, Zeichnung
54 r	Johann Georg Ernst Weissenbach	Leipzig	30.4.1709	
55 v	J. G. W.		1708	
56 r				Zeichnung
58 r	F. Neumann	Leipzig	12.2.1708	aus Pommern, Zeichnung
	A. W. M.	Leipzig	3.8.1708	Zeichnung auf Pergament
61 r- 63 v	ohne Namen	Leipzig		aus Leipzig, mehrseitiger Eintrag
65 v	G. C. Kütemeyer			Student
				Zeichnung auf Pergament
66 v	M. G. L. Behmayer			
				Zeichnung auf Pergament
68 v	Günther de Büнау	Leipzig	23.10.1709	
				Zeichnung auf Pergament
72 v	Nathanael Gottfried Ferber	Leipzig	28.1.1710	aus Danzig
				Zeichnung auf Pergament
74 v	Nathan. Gottl. Gnosp	Leipzig	10.3.1710	aus Danzig
119 r	Rudolph Albert Wichmanshausen	Leipzig	14.10.1705	
120 r	Johann Conrad Lang	Leipzig	1705	
121 r	Johann Christian Petersen	Leipzig	3.6.1707	aus Rostock
122 r	Andreas Alstrin	Leipzig	12.8.1707	aus Schweden
128 v	Melchior Zirsovius	Leipzig	18.12.1708	aus Pommern

II. Ephraim Wolfgang Jacobsen (1727– nach 1765)

Ephraim Wolfgang wurde am 24. Januar 1727 als Sohn des Handelsmanns Wolfgang Heinrich Jacobs und seiner Ehefrau Johanna Regina Preis getauft. Der Kreis der Paten Ephraim Jacob Glatte, Handelsmann aus Hirschberg, Barbara Vergleite, Ehefrau des Leonhard, Handelsmann in Nürnberg, und Wolfgang Tobias, ebenfalls Handelsmann an der Pegnitz, macht deutlich, in welchem Rahmen man sich bewegte. Entsprechendes war auch schon zwei Jahre zuvor im Zusammenhang mit dem Taufeintrag für Ephraim Wolfgangs älteren Bruder Erasmus Gottlob zum Ausdruck gekommen.⁵

⁵ Ev.-Luth. Kirchengemeindeverband Leipzig – Kirchliches Archiv Leipzig, Taufbuch St. Nicolai.

1742 immatrikulierte sich Jacobsen, wie er sich mindestens seit diesem Zeitpunkt nannte, gemeinsam mit seinem Bruder an der Leipziger Universität.⁶ Das hatte allerdings nicht, wie es allgemein üblich war, zur Folge, dass dies auch mit der Benutzung eines Stammbuchs einherging, denn jene Übung nahm Jacobsen erst unter dem Datum vom 23. Januar 1748 auf. Entsprechendes ergibt sich jedenfalls aus der wohl von Ephraim Wolfgang formulierten, aber von einem Briefmaler geschriebenen Eingangswidmung und dem Deckblatt (1748), die beide auf Pergament nicht nur Texte, sondern im Falle des Letzteren auch eine prachtvolle Malerei wiedergeben. Dem folgen 82 Einträge, welche in Leipzig während der Zeit vom 6. Januar 1748 bis 10. Januar 1752 und in Dresden zwischen dem 10. Februar 1752 und dem 3. Februar 1766 zur Ausfertigung gelangten.

Die Einträge sind in deutscher, lateinischer, französischer und italienischer Sprache abgefasst. Geschrieben wurden die Widmungen vor allem von Militärs, gelegentlich auch von Studenten. Entsprechend sind die Sujets der Bilder und die begleitenden Texte, in denen Bezüge zu Jacobsens Beruf, zum Soldatenleben und erotischen Abenteuern hergestellt wurden. „Das Damespiel ist zweierlei eins auf dem Brette, eins im Bette“ oder „Lasst uns doch bei grünen Jahren, dieses Alters Lust erfahren, eh die Folge grauer Zeit, diese Herrlichkeit zerstreut“ sind entsprechende Sentenzen, ebenso wie die Darstellung einer Kutschenfahrt nach Eutritzsch, bei der auf „muntere Jahre, wo wir oft genug beisammen waren. Da und dort lacht jener Saft, den uns Merseburg verschafft. Doch in Eutritzsch Gose trinken, stehen bleiben und nicht sinken, überwiegt oft Helden Kraft“ Bezug genommen wird. So geht es weiter mit ein „Gläschen Wein vertreibt die Grillen“ und schließlich „Wer da will sein gesund und werden nicht malade, der trinke Kaffee, Tee und gute Schokolade“.⁷

Allem Anschein nach hat Jacobsen Anfang 1752 seine Heimatstadt verlassen, wohl um im Rahmen seiner beruflichen Laufbahn in der sächsischen Hauptstadt neuen Ufern zuzustreben. Diese lagen wohl im militärischen Bereich und man geht sicher nicht fehl in der Annahme, dass der Mann in Dresden Angehöriger eines Ingenieurcorps der sächsischen Armee war. Darauf deutet jedenfalls mehreres hin. Zunächst weist sich ein Großteil der Inskribenten aus dieser Zeit entsprechend aus und, indem Jacobsen diese Einträge im Nachhinein zum Teil um die Todesdaten seiner Freunde ergänzte, wird weiter deutlich, dass jene mitunter im Verlauf von militärischen Auseinandersetzungen ihr Leben ließen. Allerdings gibt es auch bereits aus der Leipziger Zeit entsprechende Bezüge, zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Eintrag eines Premierlieutenants, welcher sich 1749 verewigte und nach Ausweis des Nachtrags von Jacobsen am 1. August 1759 in der Schlacht bei (Preußisch) Minden in Westfalen als Kapitän sein Leben ließ.⁸ Damals besiegten die Alliierten Preußen, Hannover und Großbritannien die Gegner

⁶ ERLER (Hg.), *Jüngere Matrikel* (wie Anm. 3), S. 179.

⁷ Stammbuch Jacobsen, S. 59v, 75v, 63r, 83r, 19r.

⁸ Stammbuch Jacobsen, S. 44r.

Frankreich und das Kurfürstentum Sachsen. Mittlerweile war nämlich seit 1756 der Siebenjährige Krieg zwischen Österreich und Preußen in vollem Gange, in welchen auch das Kurfürstentum Sachsen verwickelt war. Dieser Krieg ging 1763 mit der Niederlage Österreichs zu Ende, wobei Jacobsen augenscheinlich nicht zu den Opfern jener militärischen Auseinandersetzung zählte.

Ein Ingenieurkorps existierte in Sachsen bereits seit 1712. Dieses war immer in Dresden stationiert. Hier gab es auch seit 1742 eine speziell für die Bedürfnisse dieser Einheit ausgerichtete Akademie, wo möglicherweise Jacobsen nach seinem Umzug in die sächsische Landeshauptstadt Aufnahme fand. Darauf könnte auch eine Zeichnung in Jacobsens Stammbuch hindeuten, welche die Belagerung der niederländischen Festung Bergen op Zoom zum Gegenstand hat. Während des Österreichischen Erbfolgekrieges wurde die Anlage 1747 von französischen Truppen belagert und gestürmt. Vermutlich war Jacobsen an der Auseinandersetzung nicht selber beteiligt, hat aber vielleicht im Rahmen einer militärischen Ausbildung von diesem Vorgang Kenntnis genommen. Sollte der Mann also tatsächlich dem sächsischen Ingenieurkorps angehört haben, dann wäre er lediglich bis zur Einkesselung und Gefangennahme fast der gesamten sächsischen Armee durch die Preußen am 17. Oktober 1756 unterhalb des Liliensteins in der Nähe von Pirna sächsischer Soldat gewesen. Falls Ephraim Wolfgang von der Kapitulation betroffen war – in dem Lager bei Pirna befanden sich 55 Angehörige des Ingenieurkorps –, dann wäre er, dem damaligen Usus entsprechend, in die preußische Armee integriert worden, allerdings nicht unbedingt als Ingenieur. Eine ganze Reihe sächsischer Soldaten in preußischer Uniform desertierte übrigens bei erster Gelegenheit, um österreichische oder französische Dienste zu nehmen oder um in Böhmen zur sächsischen „Exil-Armee“ unter Prinz Xaver zu stoßen. 1763, nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, wurde das sächsische Ingenieurkorps in eine Landbrigade, in der die Festungsingenieure zusammengefasst waren, und in eine Feldbrigade, der die Pioniere und Topografen angehörten, aufgeteilt.⁹

Das alles scheint sich durch die Stammbucheinträge zu bestätigen, denn zwischen dem 23. Oktober 1756 und einer nächsten Widmung unter Datum vom 4. März 1765 kam es zu keinen weiteren Inskriptionen. Vermutlich war Jacobsen während der neun Jahre dazwischen mit anderem befasst, wozu vor allem eine Beteiligung am Kriegsgeschehen gehört haben mag. Allerdings kamen dann die Einträge bereits 1766 zu ihrem Ende, vielleicht weil Ephraim Wolfgang seine irdischen Tage beschloss, eventuell als Spätfolge einer militärischen Auseinandersetzung.

Ein weiteres Indiz, welches in die dargestellte berufliche Richtung zielt, ist die Berufsbezeichnung, der sich Jacobsen im Zusammenhang mit einer aus dem Jahr 1748 datierenden Widmungsinschrift in das Stammbuch des Paul Joachim Siegmund Bauriedel aus Altdorf¹⁰ bediente, gab er sich damals doch als Math. Cult. zu

⁹ Freundliche Mitteilung von Gerhard Bauer vom Militärhistorischen Archiv der Bundeswehr, Dresden, vom 11. und 14.7.2008.

¹⁰ Stadtbibliothek Nürnberg, Will III 497 c 8°.

erkennen. Bauriedel hat sich drei Tage später im Album des Freundes verewigt.¹¹ Insoweit darf vermutet werden, dass Jacobsen im Rahmen eines Studiums der Philosophie Mathematik hörte und, insoweit mag auch naheliegend sein, in dem Mann, sieht man einmal von einem militärischen Rang ab, einen Visierer, Landvermesser oder auch Geometer zu vermuten.

Darauf deutet hin, und dies mag zum Dritten der eindrucklichste Beweis für die vorstehend dargelegte Annahme sein, dass in einem Teil der in Jacobsens Stammbuch vorhandenen Zeichnungen entsprechende Hinweise unübersehbar sind. Nicht ausgeschlossen werden kann deshalb, dass Jacobsen die einfacheren Maleien selbst angefertigt hat. Die von ihm berufsbedingt verlangte Präzision bei der Darstellung von Landkarten und Plänen könnte dies jedenfalls nahe legen, vor allem nachdem sich unter den 32 Zeichnungen auch immer wieder Schlichteres befindet.

In ihrer Mehrheit können die Darstellungen allerdings nur als superb bezeichnet werden. Hier waren vorwiegend ausgewiesene Künstler am Werk, die es offensichtlich verstanden, Technisches, dem Beruf des Ingenieurs Entlehntes, wirkungsvoll mit Allegorischem zu verbinden. Wie im Fall des Albums von Wilhelm Ludwig Weber waren auch in diesem Fall mit Sicherheit wenigstens drei Maler tätig. Neben Situationen aus dem beruflichen Alltag des Ingenieurs tritt vor allem Militärisches und gelegentlich eher Privates, was sich in Gastwirtschaften, Bordellen und Ähnlichem manifestiert. Dass man auf der Höhe seiner Zeit war, beweist die Darstellung von Robinson Crusoe, Daniel Defoes berühmter Romanfigur, welche 1719/20 das Licht der Welt erblickt hatte.¹² Diese Zeichnung wird von einem am 18. Januar 1752 in Leipzig niedergeschriebenen Text begleitet, welcher mit der Erkenntnis anhebt „Wer nichts besitzt, kann nichts verlieren“ und mit der Feststellung endet „mein Schatz ist die Zufriedenheit“. Zwar handelte es sich hier nicht um die zeitlich letzte Widmung in Jacobsens Album, aber zufällig kommt der Band mit diesem Eintrag zu seinem Ende. Mit etwas Fantasie konnte Jacobsen diese Lebensweisheiten auch für sich selbst gelten lassen, nachdem er allem Anschein nach viele seiner Freunde infolge der Kriegereignisse verloren hatte.

Immerhin können mehrere Zeichnungen bestimmten Künstlern zugewiesen werden. Dazu gehört ein Quodlibet, dessen Schöpfer vermutlich Johann Gottfried Lange (1718–1786)¹³ ist, steht doch dessen Widmung der entsprechenden Malerei direkt gegenüber. In feinsten Kalligrafie lässt sich dieser hier parallel in einem Text aus, welchen er unter das Motto „Ars longa, vita brevis“ (Die Kunst ist lang, das Leben ist kurz) stellte. Parallel hatte sich der Künstler den folgenden Reim ausgedacht, dem er im Rahmen seiner Malerei Ausdruck verlieh: „Was hilft dem Auge Licht und Brill, wenn es nicht selber sehen will.“ Der Leipziger Architekt, Schriftsteller und Universitätsbaumeister Lange könnte durchaus ein Kollege von Jacob-

¹¹ Stammbuch Jacobsen, S. 47r.

¹² Stammbuch Jacobsen, S. 105v.

¹³ ULRICH THIEME/FELIX BECKER, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 22, Leipzig 1929, S. 326.

sen gewesen sein, nachdem sich beide als Math. Cult. bezeichnen. Ausdrücklich identifiziert sich Lange mit einer Zeichnung auf Pergament, welche das Album eröffnet und mit einem Blatt, welches Archimedes bei der Erleuchtung der Welt und eine Fortuna auf einer Kugel wiedergibt, indem er diese mit „Lange inv. et delin.“ (erfunden und gezeichnet) signiert.¹⁴ Man geht wohl nicht fehl, wenn man in ihm den Schöpfer weiterer Darstellungen im Stammbuch von Jacobsen vermutet.¹⁵ Allerdings hat sich auch der Dresdner Kupferstecher und Inspektor am dortigen Kupferstichkabinett Carl Gottfried Nestler (1730–1780) mit Quodlibets hervorgetan.¹⁶ Das ist in diesem Zusammenhang insoweit von Bedeutung, als sich Nestler, wie wir gleich sehen werden, in Jacobsens Stammbuch anderweitig verewigt hat. Damit kommt dieser möglicherweise als Autor der Quodlibets in den Alben von Christian Friedrich Hartz und Johann Georg Hahn in Frage.

Beide Künstler weisen sich im Übrigen in Jacobsens Stammbuch mit weiteren Zeichnungen, welche von ihnen signiert worden sind, aus. Im Falle Nestlers weicht allerdings der 1749 genannte Vorname Jac. Gottfried von der vorstehend gemachten Angabe ab, doch darf wohl trotzdem Personenidentität vermutet werden. Die Zeichnung zeigt einen Blick auf Leipzig mit der Thomaskirche. Im Vordergrund sind mehrere Paare in enger Verbundenheit dargestellt.¹⁷ Zwei Zeichnungen benennen 1765 F. G. Dorint und im Jahr darauf Friedrich Wilhelm Martini als Autoren. Diese beiden Bilder und ein weiteres von dem zuletzt Genannten sind in Dresden entstanden. Eine undatierte Malerei steht mit einem Autor Siberger (?) in Verbindung.¹⁸

Die meisten der insgesamt 32 Bilder wurden dem Album mittels Stegen im Nachhinein hinzugefügt. Dies ermöglichte es den jeweiligen Künstlern, mit entsprechender Akkuratess die Zeichnungen zur Ausfertigung zu bringen. Allerdings finden sich auch drei Darstellungen, welche direkt in das Buch gemalt wurden.¹⁹ 25 Zeichnungen bedecken jeweils die gesamte Seite, was bei dem für ein Stammbuch vergleichsweise großen Buchformat von 17,1 x 23,6 cm als relativ opulent empfunden werden kann. Weitere sieben sind kleiner. Im Übrigen ist hier alles aufgeboten, was in Grisaille, Gouache und mit der Feder möglich ist, und natürlich fehlen auch Beispiele gelungener Kalligrafie nicht. In diesen Fällen haben sich Ephraim Wolfgangs Freunde darauf beschränkt, ihre Unterschrift unter einen von einem Briefmaler geschriebenen Text zu setzen, welcher nicht selten die ganze Blattseite bedeckt.

Der Erhaltungszustand des in braunes Leder gebundenen und 210 Seiten umfassenden Stammbuchs ist sehr gut. Die Paginierung erfolgte von späterer Hand.

¹⁴ Stammbuch Jacobsen, S. 3r, 85r.

¹⁵ Stammbuch Jacobsen, S. 62v, 69v, 80r.

¹⁶ THOMAS W. GAETGENS/VOLKER MANUTH/BARBARA PAUL, *Deutsche Zeichnungen des 18. Jahrhunderts*, Berlin 1987, S. 174–175; THIEME/BECKER, *Allgemeines Lexikon (wie Anm. 13)*, Bd. 25, Leipzig 1931, S. 397.

¹⁷ Stammbuch Jacobsen, S. 78r.

¹⁸ Stammbuch Jacobsen, S. 22r, 24v, 55r.

¹⁹ Stammbuch Jacobsen, S. 60r, 78r, 85r.

Man hat den Eindruck, dass das Album unbeschadet die Zeiten überdauert hat, also, abgesehen von der Seite 2, keine Blätter entfernt wurden. Rücken, Ober- und Unterdeckel sind gepunzt. Goldschnitt erhöht weiter die Wertigkeit. Im Vorsatz ist Buntpapier verwendet.

Seite	Einträger	Ort	Datum	Bemerkungen
1 r				Buntpapier
3 r	Ephraim Wolfgang Jacobsen		1748	aus Leipzig, Zeichnung auf Pergament von Johann Gottfried Lange
4 r	Ephraim Wolfgang Jacobsen		23.1.1748	Zeichnung auf Pergament
8 v	ohne Namen			
11 v	Johann Carl Horn	Dresden	7.12.1752	Cand. jur. aus Langensalza in Thüringen
12 r				Zeichnung
15 v	Rudolph Andreas Löbniz	Dresden	4.3.1765	Leutnant
16 v	A. G. Selms	Dresden	15.12.1754	Unteroff. Ingen.
18 v				Zeichnung
19 r	Johann Sigismund Wachter	Dresden	16.12.1753	Secretarius
20 v	Christian Gottfried Angermann	Dresden	23.2.1755	Unteroff. Ingen.
22 r	F. G. Dorint	Dresden	23.12.1765	Zeichnung
23 r				Zeichnung vom Nachstehenden gemalt
24 v	Friedrich Wilhelm Martini	Dresden	3.2.1766	bei der Art. Truppe in Sachsen
25 r				Zeichnung von der Hand des Vorstehenden
26 r	Friedrich Gottfried Kühnhardt	Dresden	27.3.1753	
29 r				Entwurf zu einer Zeichnung
30 v	Erasmus Gottlob Jacobsen	Leipzig	22.2.1749	Bruder, gest. 1757
31 r				Zeichnung
32 r	J. Grohmann	Leipzig	6.1.1750	
33 v	Christian Wilhelm Krause	Dresden	18.12.1755	
35 v	J. J. Terras			gest. 1761, Dr. med., Verwandlungsbild
37 r	Christoph Balthasar von Unruh	Dresden	30.5.1752	im Regiment von Rochow
38 v				Zeichnung in Form eines Quodlibet
39 r	Johann Gottfried Lange	Leipzig	25.6.1749	Math. Cult., aus der Oberlausitz
40 r	Wilhelm Keck	Leipzig	10.5.1751	gest. 1760
40 v	G. E. de Türckel	Leipzig	28.4.1750	Fähnrich
41 v	Carl Erdmann von Globig	Leipzig	11.11.1748	Fähnrich
42 r	N. B. R. de Marschall	Leipzig	20.12.1748	
42 v	F. E. von Kiesenwetter	Leipzig	4.6.1749	Gardelieutenant, gest. 1762
43 v				Zeichnung

44 r	Carl Ernst von Kiesenwetter	Leipzig	5.9.1749	Pr. Lieutenant, gest. 1.8.1759 in der Bataille bei Preußisch Minden als Kapitän
44 v	G. L. von Laubenheim	Leipzig	10.11.1748	Unter-Lieutenant
45 r	Rudolf von Büнау	Leipzig	10.11.1748	Premier-Lieutenant
45 v	Andreas Sigismund Mojarzensky			
46 r	Heinrich de Feriet	Leipzig	6.5.1749	aus Berlin
46 v	Daniel August Zimmermann	Leipzig	2.10.1748	
47 r	M. Paul Joachim Sigmund Bauriedel	Leipzig	2.10.1748	aus Altdorf
48 r	J. F. Braun	Leipzig	12.12.1750	
49 r	J. Brunst	Dresden	23.10.1756	Fähnrich beim Rochowschen Regiment
49 v				Entwurf für eine Zeichnung
50 v				Zeichnung
51 r + v	Carl Ludwig Pfeiffer	Leipzig	6.1.1748	aus Leipzig
53 r	Christian Heinrich Langenberg	Leipzig	28.1.1749	
54 r	J. G. Naumann	Leipzig	10.10.1748	aus Leipzig, Zeichnung
54 v	Ludwig Cornelius Ritter	Leipzig	7.10.1748	aus Regen
55 r				Zeichnung von Siberger? fecit
56 v	Johann Caspar Ritter	Leipzig	3.11.1748	aus Mainz, gest. 1755
57 r				Zeichnung (Attaque von Bergen op Zoom)
58 r	Charles Goffroy Zschaschler			
59 v	George Friedrich Petzolt	Leipzig	26.9.1748	aus Gerau, Stud. med.
60 r				Zeichnung
60 v	J. C. Schweiger	Dresden	1.9.1753	Unterofff. Ingen.
61 r				Zeichnung
62 v				Zeichnung
63 r	Christian Friedrich Nitzahner	Leipzig	1.1.1751	
64 v				Zeichnung
65 r	David Siegel	Leipzig	12.5.1751	
66 v	Immanuel Traugott Engelmann	Leipzig	15.10.1748	gest. 1754
67 r				Zeichnung
67 v	J. F. Schleusner	Leipzig	26.2.1750	Gren. Lieutenant
68 r	M. C. von Schönberg	Leipzig	19.2.1750	Lieutenant, gest. 1757 in Ungarn
68 v	J. F. Büнау	Leipzig	25.2.1751	gest. 1751
69 v				Zeichnung
70 r	Johann Carl Beerbaum jun.	Leipzig	1.7.1749	gest. 1756
71 r	Michael Heinrich Glandenberg	Leipzig	4.11.1748	aus Leipzig, Cand. jur.
72 v	Johann Georg Beerbaum	Leipzig	3.5.1749	
73 r				Zeichnung
74 r	Friedrich Jost Edelmann	Dresden	10.2.1752	
75 v	Johann Gottlieb Bellger	Leipzig	10.1.1749	
76 r				Zeichnung

77 r	Hieronymus David Friedrich	Leipzig	15.8.1750	aus Hamburg
77 v	Johann Georg Rother	Leipzig	29.8.1749	aus Leipzig, der Arzneikunst Beflissener
78 r				Zeichnung, sign. Jac. Gottfried Nestlerus, fecit et invenit, 1749
79 r	Johann Friedrich Hansch	Leipzig	3.10.1749	
79 v	Georg Rudolph Rühl	Leipzig	7.8.1748	
80 r				Zeichnung
81 r	Carl Andreas Kersten	Leipzig	17.8.1743, Datum vermutlich verschrie- ben, richtig wohl 1748	
82 v				Zeichnung
83 r	Johann Adolph Wölbling	Leipzig	19.9.	
83 v	Friedrich Traugott Schreyer	Leipzig	11.5.1748	
84 r	Christian Gottfried Grundmann	Leipzig	1.5.1748	
84 v	Christian Friedrich Ranfft	Leipzig	23.4.1748	gest. 1749, Zeichnung
85 r				Zeichnung, sign. Lange inv. et delin.
86 r	Andreas Benjamin Schmidt	Leipzig	7.7.1749	aus Dresden
87 r	Andreas Georg Beck	Leipzig	21.11.1748	aus Nürnberg
87 v	D. E. Gado	Dresden	19.7.1752	Unteroff. Ingen.
89 r	Jungk	Leipzig	8.10.1750	aus Anhalt-Zerbst
90 r	Carl Friedrich Schubert	Leipzig	12.6.1749	
91 r	Carl Christ. Fr. Collmann	Leipzig	7.4.1751	Sekretär
92 v	Johann Christian	Leipzig	20.2.1748	
93 r				Zeichnung
93 v	J. G. Faber	Leipzig	16.5.1748	Fähnrich unter den königl. franz. Truppen von dem löbl. fürstl. Nassauischen Infantrie- regiment
94 r	J. F. Stauffenbuhl	Dresden	29.4.1752	
95 v	Johann Heinrich Scherl	Leipzig	20.2.1748	
96 r				Zeichnung
97 r	Ernst Heinrich Hausdörfer	Leipzig	11.3.1751	Stud. phil. und med.
98 r	Friedrich Wilhelm Beyer	Leipzig	28.9.1750	aus dem Weimarischen
98 v	Johann August Fritzsch	Leipzig	1.10.1749	
99 r	Johann Conrad Heinrich Hopf	Leipzig	14.6.1750	
100 r	J. C. G. de Walther et Croneck	Leipzig	25.8.1750	
100 v	W. H. Ferber	Leipzig	27.8.1750	
101 r	Christian August Eckhardt	Leipzig	13.12.1750	Not. publ. caes.
101 v	J. C. H.	Leipzig	15.10.1749	aus Leipzig, gest. 1757
102 r	F. V. J. von R. in P.	Leipzig	13.9.1749	
103 r	Christ. August Lucht	Leipzig	10.3.1749	
103 v	Johann Adam Theophil Köhler	Leipzig	8.5.1749	

104 r	M. Johann Gottlieb Schmidt	Leipzig	17.11.1748	von Hilbersdorff bei Freiberg
104 v	Samuel Benjamin Walther	Leipzig	2.6.1750	Stud. med.
105 r	Christian Friedrich Schütze	Dresden	12.5.1756	
105 v				Zeichnung
106 r	Johann Christoph Ziegler	Leipzig	18.1.1752	aus Baruth
106 v				Buntpapier

III. Christian Friedrich Hartz (1746–1794)

Im Gegensatz zu den beiden vorstehend vorgestellten Männern werden die Lebensumstände des Kaufmanns Christian Friedrich Hartz vergleichsweise umfassend überblickt. Dieser wurde am 5. Juli 1746 in Borna als Sohn des Kaufmanns Heinrich Christian und der Johanna Elisabeth Burckhardt geboren. Die beiden Großväter betätigten sich in Croppenstedt bei Halberstadt und in Borna als Gastwirte.

Von Borna nach Leipzig ist es nur ein kleiner Schritt, und wenn ab 1769 an der Pleiße Einträge in Hartzens Stammbuch zustande kamen, darf vermutet werden, dass sich dieser in Verfolgung wirtschaftlicher Interessen hier aufgehalten hat. Studiert hat er jedenfalls vor Ort nicht. Erste Erfahrungen im Kaufmannsstand wird er wohl im elterlichen Betrieb gemacht haben. Danach strebte er in die Fremde mit all ihren Risiken und Chancen, wobei es naheliegend war, sich zunächst in Leipzig zu versuchen. Diese Zeit ist mittels seines Stammbuches eindrucksvoll nachvollziehbar. Man geht wohl auch nicht fehl, wenn man annimmt, dass der erste Aufenthalt fern der engeren Heimat von Hartz dazu benutzt wurde, sich ein Stammbuch zuzulegen. Ein sich aus den Einträgen ergebendes Itinerar dokumentiert die Anwesenheit des Eigners in Leipzig vom 24. April 1769 bis zum 22. April 1774. Diese Zeit wurde mindestens am 28. Juli 1773 durch einen Aufenthalt in Borna unterbrochen. Danach ging es nach Hamburg, wo Hartz am 20. Juli des folgenden Jahres festgestellt werden kann. Am 4. Januar 1775 machte er sich wieder in Leipzig bemerkbar, um dann zwischen dem 20. Mai und dem 3. Oktober 1775 erneut in Borna zu sein.

Kurz darauf reiste Hartz nach Bautzen (Budißin), wo er nach Ausweis seines Albums vom 25. Oktober 1775 bis zum 28. März 1776 festgestellt werden kann. Diese Phase mag auch insoweit für Hartz bedeutungsvoll gewesen sein, als er während dieser Monate vielleicht bereits Kontakt zu seiner späteren Ehefrau erhielt. Es folgte wieder Leipzig vom 10. September bis 10. Dezember 1776 und 29. Mai 1777 bis 3. Februar 1778. Anschließend ist vom 29. März 1778 bis 26. März 1779 erneut Bautzen an der Reihe. Am 25. Dezember 1779 hielt sich Hartz einmal in Zittau auf. Dann scheint Hartz seinen Lebensmittelpunkt endgültig in Bautzen gefunden zu haben, wo letzte Inskriptionen in der Zeit vom 9. Mai 1781 bis 17. Oktober 1782 erfolgten. Damit deckt das Album den langen Zeitraum von mehr als 13 Jahren ab, also die Phase zwischen Hartzens 23. und 36. Lebensjahr.

Natürlich sind Rückschlüsse unter dem Eindruck der Widmungen alles in allem dem Zufall ihrer Entstehung unterworfen, und wenn deshalb vorstehend gesagt wird, dass sich der Stammbuchbesitzer während einer bestimmten Zeitspanne an einem spezifischen Ort aufgehalten hat, so muss dies nicht bedeuten, dass keine Unterbrechungen stattfanden. Man könnte sich also durchaus auch vorstellen, dass Hartz von circa 1769 bis 1775 seinen Lebensmittelpunkt in Leipzig hatte und nach diesem Zeitraum dauerhaft in Bautzen ansässig war und sich fallweise in der Verfolgung beruflicher Interessen anderswo aufhielt. Ein Quodlibet aus dem Jahr 1776 könnte immerhin darauf hindeuten. Da ist unter anderem von einem „Monsieur Hartz chez M. Prenzel & Associé, Bautzen“ die Rede. Hier werden gleichzeitig die Leipziger Zeitung gezeigt, auf Christian Fürchtegott Gellerts Schriften verwiesen und kaufmännische Sachverhalte wie Wechsel, Geldkurs, Banco, Breslau 18.3.1776, Amsterdam, Berlin, H. Abraham ... Amsterdam, Wechselbrief, Berg & Comp. thematisiert.²⁰

1780 hat sich Hartz in Bautzen mit Henriette Sophia Prenzel verheiratet, der Tochter des Johann Christoph, Ratsherr, Stadtkämmerer, Kauf- und Herrscher, Lehn- und Gerichtsherr auf Lohna, Jauernick und Oehna, und der Johanna Christina Ferber. Insoweit darf wohl vermutet werden, dass Hartz, seit er 1775 erstmals in Bautzen aufgezogen, im Unternehmen seines zukünftigen Schwiegersvaters beschäftigt war und im Laufe der Zeit zu dessen Nachfolger avancieren konnte, möglicherweise in Ermangelung anderer Erben. 1780 hat er sich jedenfalls an der „Grosso-Tuchhandlung“ beteiligt. Für die Verfolgung seiner beruflichen Interessen blieben ihm allerdings nur 14 Jahre, denn bereits mit 48 Jahren ist er 1794 in Bautzen verstorben.

Seit dem 3. Oktober 1788 wohnte die Familie Hartz in der Reichengasse 12. Aus der Ehe gingen wenigstens eine Tochter und zwei Söhne hervor. Der älteste der männlichen Nachkommen, Christian Friedrich, betätigte sich später als Kaufmann und Stadthauptmann in Leipzig. In Würdigung seiner Stiftung zu Gunsten der Leipziger Armenanstalt ist noch heute vor Ort eine Straße nach ihm benannt. Der jüngere Sohn, Ernst Friedrich, übte Verwaltungstätigkeiten aus, zunächst als Bürgermeister von Bautzen, später als Regierungsrat in Zwickau.²¹

85 Einträge weist Hartzens Album auf, welche wohl vorwiegend von Freunden, Arbeitskollegen und Geschäftspartnern stammen, die in der Mehrheit, sofern eine Herkunftsbezeichnung vermerkt ist, in Mitteldeutschland beheimatet waren, aber auch von Familienangehörigen, wie den Eltern und eventuell seiner Schwester. Alles in allem handelte es sich dabei um ein gebildetes Publikum, denn die Texte sind nicht nur in Deutsch, sondern auch in Französisch und Italienisch abgefasst. Zumeist sind Gedichtzitate Teil der Widmungen. Da spricht zum Beispiel der Kaufmann Ernst Friedrich Arnoldi aus Gotha 1769 von der „Undankbarkeit des männlichen Geschlechts“:

²⁰ Stammbuch Hartz, Nr. 3.

²¹ Stadtarchiv Leipzig, Schreiben vom 9.6.2008; Archivverbund Bautzen, Schreiben vom 8.7.2008.

Mit Laurette seiner Freude
 sitzt am Alsterfluß Siren,
 da sie auf der nächsten Weide
 zwee Spatzen buhlen sehen.
 Voll von zärtlichem Gefühle
 scheinen beide gleich vergnügt,
 als nach einem kurzen Spiele
 einer schnell von dannen fliegt.
 Seht doch, seht doch spricht Laurette
 ist der Undank zu verzeihn,
 der itzt wegflog, wird, ich wette,
 ganz gewiß das Männchen sein“.²²

Vermutlich kannte Hartz den Schreiber aus seiner Hamburger Zeit. So muss wohl der Bezug auf den Fluss Alster verstanden werden. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang auch der Eintrag des Bornaer Lehrers Johann Friedrich Korbinsky, zu dessen Schülern Hartz vermutlich gehörte. Dieser wurde von dem Literaten Johann Gottfried Seume, einem seiner weiteren Eleven, in einer Erzählung unsterblich gemacht.²³

Auch in diesem Album finden sich Zeichnungen unterschiedlichster Qualität. Neben dem bereits erwähnten Quodlibet, welches wie im Falle des Stammbuchs Jacobsen von der Hand Johann Gottfried Langes stammen könnte oder auch von Carl Gottfried Nestler,²⁴ finden sich drei weitere Tuschfederzeichnungen, davon zwei laviert, drei Aquarelle, ein montierter Kupferstich und zwei Gouachen auf Pergament. Gerade letztere sind in ihrer Qualität und vor allem, indem diese signiert sind, bemerkenswert. Als Autor macht sich der Leipziger Kupferstecher Johann August Rosmäslar (1752–1783) kenntlich, der auch als Urheber einer Federzeichnung in Erscheinung tritt.²⁵ Daneben gibt es eine ganze Reihe weiterer signierter Zeichnungen, welche von durchaus talentierten Dilettanten stammen. Auch eine mit einem Brokatband verzierte Widmung eines Johann Friedrich Krüger kann festgestellt werden.²⁶

Anscheinend hat der Band die Zeiten vollständig unbeschadet überdauert. Weder wurden Blätter herausgeschnitten, noch lassen sich andere Beeinträchtigungen feststellen. Der Buchblock in einer Größe von 20,6 x 13,5 cm ist in rotes Maroquin gebunden, welches mittels reicher Goldpunzierung weiter optisch hervorgehoben wird. Die Innendeckel sind mit blauer Seide kaschiert. Goldschnitt

²² Stammbuch Hartz, Nr. 67.

²³ JOHANN GOTTFRIED SEUME, Prosaschriften, Darmstadt 1974, S. 78 ff.; Stammbuch Hartz, Nr. 86.

²⁴ Stammbuch Hartz, Nr. 3.

²⁵ THIEME/BECKER, Allgemeines Lexikon (wie Anm. 13), Bd. 29, Leipzig 1935, S. 77; Stammbuch Hartz, Nr. 5, 9 und 69.

²⁶ Stammbuch Hartz, Nr. 19.

ist die naheliegende Ergänzung. Auch der ursprüngliche Schuber, der den Band seit mehr als zwei Jahrhunderten schützt, ist, wenn auch etwas beschädigt, erhalten geblieben.

Nr.	Einträger	Ort	Datum	Bemerkungen
1	Christian Samuel Mende	Leipzig	3.2.1778	aus Görlitz
2	Carl Ferdinand Simon	Bautzen	28.3.1776	aus Dresden
3			1776	Zeichnung in Gestalt eines Quodlibet
4	Christian David Weiner	Leipzig	26.8.1772	aus Görlitz
5				Zeichnung auf Pergament, R(osmäslar). fecit
6	Daniel Christian Meißner	Leipzig	30.8.1769	
7	Christian Andreas Lebrecht Nagel	Leipzig	1.6.1772	aus Annaberg
8	Georg Gottfried Kern	Leipzig	1.6.1777	aus Wernigerode
9				Zeichnung auf Pergament, J. A. Rosmäslar fecit
10	Christoph Friedrich Britzner	Leipzig	27.6.1769	aus Leipzig
11				Zeichnung, J. G. F. pinx.
12	Charles Henry Schubert	Leipzig	28.6.1769	aus Leipzig
13	Ernest Gottlob Meisner	Leipzig	29.6.1769	
14	Carl Ambrosius Thierbach	Leipzig	20.1.1778	
15	Johann Christian Dünckler	Leipzig	7.4.1773	
16	Christian Gottlob Schmidt	Leipzig	4.1.1775	aus Altenburg, Theologe, 1746–1823
17	Johann Conrad Huch	Leipzig	25.9.1772	aus Quedlinburg
18	Christoph Ludwig Schmidt	Leipzig	19.1.1778	aus Frankfurt/Oder
19	Johann Friedrich Krüger	Leipzig	22.7.1771	aus Dresden
20	Gottlob Carl Springisfeldt	Leipzig	21.7.1771	aus Weißenfels
21	Johann Carl Kunst	Leipzig	1.9.1769	aus Leipzig
22				Zeichnung
23	Johann Gottlob Erlar	Leipzig	29.6.1769	aus der Lausitz
24	Jean Louis Preidl	Leipzig	30.6.1769	aus Regensburg
25	Johann Christian Gottlieb Feilgenhauer	Borna	28.7.1773	
26	Jean Frederic Haymann	Leipzig	15.10.1776	
27	Gottfried Feilgenhauer	Borna	28.7.1773	
28	Carl Friedrich Meusel	Leipzig	26.8.1772	aus Annaberg
29	Johann Carl Kessler	Leipzig	17.4.177 (?)	aus Sangershausen
30	G. J. C. Kloz	Leipzig	15.7.1771	aus Petruschen, evt. in der Lausitz
31	Johann Gottfried Culitz	Leipzig	27.10.1772	aus Zetta bei Meißen
32	Carl Gottlieb Schmidt	Leipzig	25.9.1774	aus Auerbach
33	Johann Wilhelm Blumenau	Hamburg	20.7.1774	aus Rosswein
34	Johann Gottfried Barchewitz	Leipzig	26.8.1769	aus Görlitz
35	Tobias Gottfried Hildebrand	Leipzig	29.5.1777	aus Meuselburg
36	Carl Friedrich Rasch	Leipzig	15.12.1777	
37	Johann Gottlieb Krause	Leipzig	6.11.1773	aus Gera

38	Henri Gotthold Schiffner	Leipzig	26.1.1778	aus Borna
39	Theodor Gotthelf Schiffner	Leipzig	26.1.1778	aus Borna
40	Jacques Louis Bassenge	Leipzig	18.10.1770	aus Dresden
41	Fredric Samuel Rhost	Leipzig	22.4.1774	
42	Christian Gotthold Brückner	Leipzig	30.11.1773	von Königswalde bei Annaberg, Kaufmann, 1745–1824
43	Carlo Catel	Leipzig	28.9.1776	aus Stargard
44	Carl Gottlob Hinzke	Leipzig	24.4.1769	
45	Carl Friedrich Riedeler			aus Hamburg
46	Friedrich von Roth	Borna	29.9.1775	Leutnant
47				Tuschfederzeichnung
48	Christian Friedrich Schubert	Leipzig	17.9.1776	1747–1791, Mediziner
49				Zeichnung (Köllenpfehl, Micke, Hans, das verwünschte Schloss, superbe)
50	J. T. St.	Leipzig	4.12.1770	
51	Johann Jacob Winckler	Leipzig	15.4.1772	
52	Heinrich Erhard Scharnbach			aus Braunschweig
53				Kupferstich
54	Ludwig Samuel Jacob Petersen	Leipzig	10.9.1776	
55	Christoph Heinrich Auerbach	Leipzig	20.11.1770	aus Chemnitz
56	Chretien Frederic Haenel	Leipzig	22.11.1776	
57	Johann Adam Fritzsch	Leipzig	20.2.1773	aus Plauen
58				lavierte Tuschfederzeichnung, J. A. F. (vermutlich der Vorstehende der Einträger)
59	Christian Friedrich Kirchhof	Leipzig	25.12.1777	aus Leipzig
60	Johanna Sophia Hutzer	Leipzig	9.1.1778	
61	Christiana Josepha Hartz	Borna	3.10.1775	
62	Christian Gottlob Hecker	Leipzig	22.2.1777	aus Schönheyda
63	M. Johann Georg Brigel	Bautzen	9.5.1781	
64	Johanna Elisabeth Hartz	Borna	3.10.1775	Mutter des Stammbuchbesitzers
65	Dorothea Concordia Hennig	Leipzig	9.1.1778	
66	Joachim Hennig	Leipzig	9.1.1778	
67	Ernst Friedrich Arnoldi	Leipzig	Leipziger Jubiläumsmesse 1769	aus Gotha, Kaufmann, 1747–1827
68	Adolph Wilhelm von Fereil/Feral/Ferul	Leipzig	13.3.1771	aus Dresden
69				lavierte Tuschfederzeichnung, Rosmäslers fecit
70	Johann Hieronymus Hetzer	Leipzig	13.3.1771	aus Leipzig
71	Lebrecht Lorbeer	Leipzig	1.12.1772	Kaufmann, gest. 1809
72	Joseph David Baron von Rohr	Zittau	25.12.1779	
73	Saverio Giuliani	Leipzig	31.3.1773	
74	D. Giuseppe Mazzoleni	Leipzig	10.4.1772	

75	Johann Ernst Simon	Bautzen	29.3.1778	aus Oener/Uenermünde, jetzt in Cadiz bei J. L. Ahrens
76	Carl Heinrich Lampe	Leipzig	7.9.1774	aus Dresden
77	Johann Heinrich Christoph Noltemeyer	Leipzig	4.9.1774	aus Eltze
78	C. G. Seidel	Leipzig	24.4.1772	
79	August Const. von Ferber	Bautzen	17.10.1782	
80	Friedericka Emilia Büchert	Bautzen	12.10.1775	
81				Zeichnung, fecit Keilberg
82	Johann Gottlieb Keilberg	Leipzig	16.2.1772	aus Sangershausen
83	Ch. W. D. Bregentzer	Bautzen	26.3.1779	
84	M. Christian Traugott Seyfert	Bautzen	14.11.1775	
85	Jean F. Ludewig	Leipzig	10.12.1776	aus Gera
86	Johann Friedrich Korbinsky	Borna	20.5.1775	Rektor der Lateinschule in Borna
87	Carl Friedrich Barth. C.	Borna	28.8.1775	
88	Johann Joachim Hennig	Leipzig	8.1.1778	
89	Charlotte Hering	Bautzen	12.9.1778	
90	Hieronymus Hercules Enderlin	Leipzig	1.8.1771	aus Lindau, gest. 1796, Kaufmann
91	Gottfried Traugott Beutner	Leipzig	16.12.1773	aus Bernstadt
92	Gottlob Heinrich Klosen	Leipzig	17.12.1773	aus Breslau
93	Georg Magnus Graff	Leipzig	3.11.1774	aus Nürnberg
94	Heinrich Christian Hartz	Borna	3.10.1775	Vater des Stammbuchbesitzers
95	Theodor Gottlob Stöckel	Leipzig	26.11.1777	
96	Johann Georg Mägel	Leipzig	16.9.1777	aus Leipzig

IV. Johann Georg Hahn (1758–1824)

In Hahn haben wir den typischen Stammbuchbesitzer vor uns, welcher als Ausfluss seiner Studienzeit dieser Sitte frönte. Nach dem Juristen Weber, dem Ingenieur/Soldaten Jacobsen und dem Kaufmann Hartz wird unsere Palette damit um ein weiteres Element bereichert, vor allem nachdem sich Hahn nach Beendigung seiner Universitätsausbildung als Theologe und Lehrer betätigen sollte.

Am 1. Januar 1758 wurde der Mann in Schweinfurt als Sohn des Drechslers Johann und der Sattlerstochter Margarete Barbara Uhl geboren. Damit stammte er im Vergleich zu den schon vorgestellten drei anderen Bucheignern, was seine Herkunft anbelangt, sicherlich aus den bescheidensten Verhältnissen. Dies mag für ihn Ansporn gewesen sein, diese Gegebenheiten mittels eines Studiums zu überwinden und durch Bildung Anschluss an höhere gesellschaftliche Kreise zu bekommen. Praktisch sah dies so aus, dass sich Hahn am 22. April 1779 in Leipzig im Fach Theologie immatrikulierte.²⁷ Dieses Datum korrespondiert mit einem ersten

²⁷ ERLER (Hg.), Jüngere Matrikel (wie Anm. 3), Bd. 3, Leipzig 1909, S. 134.

vor Ort entstandenen Eintrag in sein Stammbuch vom 24. Juli des Jahres. Dem sollten weitere in Leipzig abgefasste Widmungen bis zum 18. Mai 1781 folgen. Diese Phase wird von Texten unterbrochen, welche in Schweinfurt und Halle zur Ausfertigung gelangten. Im Übrigen erfolgte ein erster Eintrag unter Datum vom 6. April 1779 in seiner Heimatstadt, also unmittelbar bevor Hahn sein Studium aufnahm. Entsprechendes wird auch auf dem Deckblatt zum Ausdruck gebracht, welches in allegorischer Manier vielleicht die Göttin der Weisheit zeigt, die eine Krone zu vergeben hat. Diese streckt sie einem Hahn entgegen, welcher hinter einem in feinstem Rokoko gestalteten Sockel hervorschaut, auf welchem der Thron der Frau steht. Vielleicht wurde dieses Bild von einem Würzburger Briefmaler gestaltet, der damit dem Vogel stellvertretend für den Auftraggeber einen Platz in diesem Geschehen zuwies.

Auf dem Weg an seinen Studienort Leipzig hat sich Hahn nach Ausweis seines Stammbuches am 19. April 1779 kurz in Jena aufgehalten. Wollte er das dortige Terrain sondieren, weil er vielleicht noch zwischen zwei möglichen Studienorten hin- und herschwankte? Entsprechenden Überlegungen mag auch ein Aufenthalt in Halle im September 1780 gedient haben. Diese Hochschule wurde anscheinend als geeignet empfunden, denn Hahn entschloss sich dazu, sich am 15. März 1781 hier zu immatrikulieren²⁸ und blieb bis mindestens zum 29. Januar 1782 in Halle.

Die Heimreise ins Fränkische erfolgte in ähnlicher Weise wie die Hinfahrt nach Sachsen, indem Hahn Anfang Februar 1782 wieder kurz in Jena Station machte. Vielleicht hat er das zum Anlass genommen, um sich hier mit drei für diesen Ort typischen Stadtansichten in Gouache-Technik einzudecken, welche dann dem Stammbuch nachträglich beigelegt wurden. Diese stellen, wie es vielfach üblich war, bekannte Örtlichkeiten dar. In unserem Fall sind das die Raßmühl an der Saale, Ketschau, Dornburg und Dorndorf.²⁹ Am 4. Februar 1782 erfolgte ein Eintrag in Coburg. Bereits am 9. Februar weilte Hahn wieder im heimatlichen Schweinfurt und kurz darauf wurde er hier zum Nachmittagsprediger an St. Salvator bestellt. Diese Phase hat nach Ausweis seines Stammbuches mindestens bis September 1783 angehalten.

Wir wissen nicht, was Hahn bewogen hat, danach erneut die früheren Studienorte aufzusuchen. Jedenfalls kann er aufgrund seines Albums am 2. September 1784 in Halle und am 18. März 1785 in Leipzig festgestellt werden. War ihm die Heimat zu eng geworden? Behagte ihm seine berufliche Laufbahn nicht? Hat er seine theologischen Kenntnisse an der philosophischen Fakultät um weitere Lerninhalte erweitert? Am 4. März 1786 war er jedenfalls wieder in Schweinfurt und noch im selben Jahr wurde er zum Lehrer am örtlichen Gymnasium bestellt. Damit hatte er vermutlich das Metier für sich entdeckt, welches ihn dauerhaft befriedigen sollte. Dafür war es durchaus an der Zeit, war er doch mittlerweile 28 Jahre alt und auch eine Verhehlung ließ jetzt nicht mehr lange auf sich warten.

²⁸ Archiv Pfännerhöhe, Halle, Schreiben vom 1.7.2008.

²⁹ Stammbuch Hahn, S. 12, 140 und 165.

1789 ging er mit der Schweinfurter Apothekerstochter Johanna Barbara Kopp den Bund fürs Leben ein. Zwei Söhne und zwei Töchter wurden dem Paar geschenkt. Dass Hahn in der Zeit vom 9. Februar 1793 bis 22. September 1796 erneut sein Stammbuch hervorholte, um es vor Ort ihm wichtigen Personen zwecks Vornahme einer Widmung vorzulegen, ist jedenfalls untypisch. Immerhin sind in Schweinfurt 28 von insgesamt 162 Widmungen verfasst worden. Möglicherweise hat er in der beschaulichen Reichsstadt, indem er die Übung erneut aufnahm, von Vergangenen geträumt, was vielleicht auch daran deutlich wird, dass 84 der Einträge in Leipzig, 35 in Halle, 12 in Jena und einer in Coburg vorgenommen wurden. Zwei weitere Widmungen weisen keine Ortsangabe auf. Aufgefallen ist Hahn ansonsten nur noch aufgrund seiner Beteiligung an der Schweinfurter Stadtchronik, welche von ihm und dem Mitautor A. Mühlich 1817 zum Druck gegeben wurde. 1824, innerhalb weniger Monate, sind die Eheleute Hahn kurz hintereinander verstorben.³⁰

Soweit erkennbar haben sich in Hahns Album nur Männer verewigt, wobei es für einen gebildeten Beiträgerkreis natürlich selbstverständlich war, dass diese Texte neben Deutsch auch in Englisch, Griechisch, Latein und Hebräisch zur Niederschrift gelangten. Das wird auch in einem Notenauftrag deutlich, das ein G. F. Mer in Leipzig zum Besten gab.³¹ Die gesellschaftliche Stellung des hier vertretenen Publikums wird in fünf Silhouetten kenntlich, mit welchen die Erinnerung ergänzend zum Eintrag bewahrt werden sollte. Auch ein Quodlibet gehört, wie im Falle der Stammbücher von Ephraim Wolfgang Jacobsen und Christian Friedrich Hartz, zum Repertoire und sieben zusätzliche Bilder, darunter mehrere Kupferstiche, ergänzten das vorstehend dargelegte Programm von insgesamt 19 bildhaften Darstellungen. Eine der Malereien ist signiert. Als Autor gibt sich ein Georg Mathäus Heilmann zu erkennen, wobei man wohl davon ausgehen kann, dass dieser mit dem Kupferstecher Georg Mathias Heilmann deckungsgleich ist.³² Am Schluss des Bandes hat Hahn die Einträge in einem alphabetisch geordneten Register erfasst. Drei Seiten wurden im Nachhinein aus dem Band entfernt.³³

Der 11,4 x 17,5 cm große, 238 Seiten ohne Vorsatz umfassende Band ist in rotes Maroquin mit Goldpunzierung gebunden. Goldschnitt vervollständigt dieses Bild.

³⁰ HANNS BAUER/FRIEDRICH BLENDINGER/WILHELM DANNHEIMER/JOHANN HOPFENGÄRTNER/MATTHIAS SIMON/WILHELM ZAHN, Pfarrerbuch der Reichsstädte Dinkelsbühl, Schweinfurt, Weißenburg i. Bay. und Windsheim sowie der Reichsdörfer Gochsheim und Sennfeld, Nürnberg 1982, S. 34.

³¹ Stammbuch Hahn, S. 142-143.

³² THIEME/BECKER, Allgemeines Lexikon (wie Anm. 13), Bd. 15, Leipzig 1923, S. 274.

³³ Stammbuch Hahn, S. 99/100, 131/132, 137/138.

Seite	Einträger	Ort	Datum	Bemerkungen
1		Schweinfurt	1779	Zeichnung
12				Zeichnung
13	J. F. Schöner	Jena	Februar 1782	aus Schweinfurt, Cand. theol.
14	J. Ph. Frauenholz	Jena	2.2.1782	aus dem Kanton Oden- wald in Franken
15	Ph. Fr. Schmid	Jena	2.2.1782	aus Zweibrücken
16	C. Lichtenberger	Halle	28.1.1782	aus dem Salmischen
17	Johann Andreas Hahn	Halle	28.1.1782	aus Bergzabern
18	ohne Namensangabe			
19	Ph. J. Karrer	Halle	28.1.1782	aus Schwaben
20	G. W. Köhler	Halle	14.6.1781	aus der Wetterau
-				Zeichnung
21	C. Friedrich	Halle	31.12.1781	aus dem Reußischen
22	C. H. Kühnbaum	Halle	19.12.1781	aus Pommern
23	C. G. Krautwickel	Halle	1781	aus Pommern
24	M. Krüger	Halle	19.12.1781	aus Pommern
25	C. J. Geißler	Halle	Dezember 1781	aus Anhalt-Köthen
26	E. G. Berendt	Halle	1781	
27	B. L. Becker	Halle	20.1.1782	aus der Pfalz
28	Burchardi	Halle	26.1.1782	aus Prun
30	Ernst Bendleb	Schweinfurt	22.9.1796	aus Erfurt
31	Andreas Plachy			aus Ungarn
33	J. F. Neminger	Leipzig	1781	
35	Johann Friedrich Burscher	Leipzig	April 1781	Prof. theol., Domkapi- tular in Meißen
36	Ch. H. Naumann	Schweinfurt	4.3.1786	aus Thüringen
37				Zeichnung
38	J. Ph. Hoepfner	Halle	28.1.1782	aus der Pfalz
39	P. L. Dieffenbach	Halle	31.10.1781	aus dem Naussauschen
40	J. I. H. Seufferheld	Halle	28.1.1782	aus Franken
41	M. Georg Chr. Metz	Schweinfurt	1779	Pastor
42	Chr. E. Schmidt	Schweinfurt	25.8.1783	
43	D. Karl Friedrich Bahrdt		1782	
44				Eintrag über 2 Seiten
45	A. G. Dünckler			Zeichnung
47	Johann Salomo Semler	Halle	28.1.1782	
49	Johann Wilhelm Walch	Jena	1.2.1782	aus Franken, vielleicht bei Nic. d. Hazfelt angestellt
50				Zeichnung vermutlich vom Nachstehenden gemalt
51	Johann Carl Raabe	Leipzig	30.3.1781	aus Leipzig, des Mühlenbaus Beflissener
52	J. G. F. Heusinger	Jena	3.2.1782	aus Meiningen
53	Friedrich Wilhelm von Schütz		Leipzig	18.10.1779 aus Erdmannsdorf
54	Ernst Sal. Neilson	Schweinfurt	1.1.1795	aus Brühl bei Köln

55	J. E. Fr. Zimmermann	Leipzig	14.3.1781	aus Hubertusburg
56	David Gottlieb Niemeyer	Halle	29.1.1782	
57	M. Elias Christian Schmidt	Schweinfurt	7.4.1779	Archidiakon und Professor
58	J. P. Dörhöffer	Schweinfurt	2.1.1796	aus Weilbach bei Mainz
59	Johann Adam Schüssler	Schweinfurt	7.4.1779	Diakon in Erlangen
61	Sprenkel	Halle	26.9.1781	Prof. für Geschichte
63	A. Hartwig	Leipzig	29.3.1781	aus Merseburg, Stud. chir.
64	Constantin Dervar	Halle	27.1.1782	Griechen aus Mazedonien
65	Johann Laurentz Schmid	Schweinfurt	7.4.1779	Subdiakon
67	J. M. Marold	Jena	19.4.1779	aus Schweinfurt
68	Johann Schmidt	Halle	24.1.1782	
69	J. C. Neidhart	Halle	2.9.1780	aus Wertheim
70	Johann Georg Kleinfeller	Leipzig	1.5.1781	Weinhändler aus Kitzingen
71	Johann G. Kleinfeller	Leipzig	1.5.1781	aus Kitzingen
73	Büchner	Leipzig	4.5.1781	aus der Oberlausitz
75	J. N. Thaut	Jena	19.4. (?)	aus Schweinfurt
76	Peter Paul Pollich	Leipzig	18.4.1780	aus Schweinfurt
77	G. P. Englert	Jena	19.4.1779	aus Schweinfurt
78	Johann Englert	Halle	16.9.1780	aus dem Wertheimischen
79	Johann Lov. Kolb	Halle	21.9.1781	aus Wertheim
80	T. L. Schneider	Leipzig	9.4.1781	aus Bautzen
81	Friedrich Willhem Bäntsch	Schweinfurt	12.9.1793	aus Bremen, geb. im Anhalt-Köthenschen
82	Christ. Theod. Gott. Quehl	Leipzig	16.4.1781	aus Thüringen
83	F. G. V. Quehl	Leipzig	16.4.1781	aus Thüringen
86	Johann Friedrich Wagner	Leipzig	16.12.1780	aus Franken, Silhouette
87	Friedrich Wilhelm Hammer			Silhouette
89	Johann Philipp Raßdörfer	Schweinfurt	10.4.1779	
91	Johann Gotthelf Laue	Leipzig	7.4.1781	
92	Johann Petrich	Leipzig	20.2.1781	aus der Lausitz
93	J. B. E. v. D.	Leipzig	6.6.1780	
94	Johann Heinrich Hoffmeier	Halle	2.9.1784	aus Anhalt-Köthen
95				Zeichnung in Form eines Quodlibet (Seite überklebt)
97	Johann Wilhelm Christ. Berendt	Halle	27.9.1781	aus Anhalt-Köthen
98	C. O. Müller	Schweinfurt	9.2.1793	aus Anhalt-Zerbst
101	Johann Christian Neubert	Leipzig	11.3.1781	aus Frohendorf in Thüringen
103	Friedrich Wolfgang Reiz	Leipzig	3.5.1781	Professor
104	J. Christ. Trautmann	Leipzig	8.3.1781	aus Thüringen
105	Christ. Daniel Baur Schmidt	Leipzig	11.2.1781	aus Franken
106	August Leberecht Schmidt	Leipzig		aus Thüringen
107	J. A. Sixt	Schweinfurt	17.11.1779	Pharmazeut
109	M. Johann Casper Bundschuh	Schweinfurt	6.4.1779	

110	Johann Csp. Madre	Leipzig	19.11.1780	aus Thüringen, Stud. theol.
111	C. S. Kisbye	Leipzig	1.10.1779	aus Dänemark
112	Johann Carl Schöner	Coburg	4.2.1782	
113	J. F. Fischer	Leipzig	2.3.1780	aus Leipzig
114	Gottfried Baur	Schweinfurt	9.2.1782	Apotheker aus Nürnberg
115	Fr. August Unger	Leipzig	Januar 1781	Theologe
116	J. G. L. Middeldorff	Halle	30.8.1781	aus Westfalen
117	A. G. Haberstolz	Leipzig	5.3.1781	aus Mühlhausen
118	C. G. Fleckeisen	Leipzig	12.4.1781	aus Rosswein im Meißnischen
119	J. M. Scholze	Leipzig	15.3.1781	aus Bernschwitz im Meißnischen
121	Johann Adolph Bielinsky	Leipzig	6.4.1781	
122	Levi	Leipzig	9.12.1780	aus Dresden
123	Hartewig	Leipzig	9.12.1780	
124	M. Wille	Leipzig	24.2.1781	
125	Johann Carl Heiligenschmidt	Leipzig	22.2.1781	aus Naunhof
126	W. M. Köllner	Halle	28.1.1782	aus Eisenach
127	M. Carl Friedrich Lohding	Leipzig	15.2.1780	theol. bacc.
128	JK	Schweinfurt	15.4.1779	
129	J. M. Fr. Hornschuch	Leipzig	3.3.1780	
130	Voit	Schweinfurt	22.9.1783	
133	G. A. K. Bürger	Leipzig	15.12.1780	aus dem Meißnischen
134	Johann Gottfried Günther	Leipzig	9.10.1779	aus Raspenburg im Weimarischen
135	Schöner	Leipzig	25.9.1779	Theologe aus Gochsheim
136	Sieg. G. Diller	Leipzig	20.12.1779	
140				Zeichnung
141	Ch. L. Dürbig	Leipzig	13.1.1780	aus Schweinfurt
142		Leipzig	29.11.1780	zweiseitiger Eintrag, Notenautograph
143	G. F. Mer			
145	Fr. G. Schulze	Leipzig	2.12.1780	
146	Georg Andreas Kastrow	Leipzig	8.11.1773, vermutl. 1779	aus Thüringen
147	Johann Petrus Voit	Schweinfurt	9.4.1779	
148	J. P. Franck	Leipzig	6.10.1780	
149	Johann Philipp Cramer	Jena	Januar 1782	
151	Chr. Fr. Trycr	Leipzig	20.2.1781	
152	Johann Christian Sommer	Leipzig	29.9.1780	Zeichnung
153	August Wilhelm von Röhn	Leipzig	12.3.1780	aus Stettin
154	H. S. Sulzberger	Leipzig	12.3.1780	aus Salzungen
155	Johann Georg Kalbe	Halle	23.1.1782	aus dem Meißnischen
156	Johann Georg Christian Hagen	Leipzig	12.9.1780	
157	Abraham Gels	Leipzig	12.2.1780	aus Lindau
159	Gustav Ernst Wilhelm Kötzschky	Leipzig	18.5.1781	aus Wurzen

160	Johann W. Morold	Schweinfurt	9.5.1782	
161	Leonhard August Holland	Schweinfurt	5.4.1779	
162	J. E. Freytag	Schweinfurt	17.2.1782	
163	J. M. Göbel	Schweinfurt	10.4.1779	
164	L. C. Merck	Jena	1.2.1782	aus Schweinfurt
165				Zeichnung
166	Johann Moritz Albertus	Leipzig	21.12.1779	aus Schleusingen
167	J. M. Schirmer	Leipzig	28.9.1779	aus Schweinfurt
168	Friedrich Erdmann Stoll	Leipzig	11.2.1781	aus Franken
169	Heinrich Beutler	Leipzig	14.2.1781	aus Hennebergischen
170	Christian Gottlieb Ritter	Leipzig	23.6.1780	aus Dresden
171				Zeichnung
172	David Ernst Voigt	Leipzig	März 1781	aus dem Stift Merseburgischen, Cand. theol., Silhouette
173	Johann Gottl. Heynold	Leipzig	21.3.1781	aus Merseburg
174	Johann Friedrich Thorwarth	Leipzig	12.2.1781	aus Schmalkalden
176				Kupferstich Kaiser Josef II.
177	Anton Joachim Merz	Leipzig	8.10.1779	
178	Conrad Gottfried Nürnberg	Leipzig	12.4.1781	aus Eisleben
179	Johann Friedrich Schwennicke			
180				Zeichnung
181	Johann Christoph Gottlieb Störr	Schweinfurt	16.4.1779	
182	Johann Nicolaus Prückner	Leipzig	20.9.1779	Stud. theol.
183	Laurentz Mühlig	Schweinfurt	15.4.1779	aus Thüngen
184	J. F. Seyd	Halle	4.10.1781	aus Franken
185	Jean Louis Klüber	Schweinfurt	16.4.1779	aus Wehrde bei Herford
186	G. G. Beck	Leipzig	September 1779	aus Franken
187	Andreas Eugen Küspert	Leipzig	September 1779	aus Wunsiedel
188	Adam Christoph Müller	Leipzig	Dezember 1779	aus Schleusingen, Silhouette
189	Johann Klapßia	Leipzig	Dezember 1779	aus Teschen, Silhouette
190	Johann Friedrich Hartmann	Leipzig	5.2.1781	
192				Zeichnung
193	Johann W. Heil	Schweinfurt	12.4.1779	
194	Johann Gottlieb John			aus Querfurth
195	Johann Gottfried Köhler	Leipzig	März 1781	Einnehmer bei der Wollwaage und Auktionskassier in Leipzig
196	Z. G. Schmidt	Halle	1.11.1781	aus der Niederlausitz
197	Christian Carl Böttiger	Leipzig	24.7.1779	aus dem Altenburgischen
198	E. F. M. Mayer	Leipzig	20.9.1779	aus Kulmbach
199	Samuel Hossany	Leipzig	20.8.1779	aus Ungarn

200	J. S. Th. Zandt	Halle	8.10.1781	aus Baden
201	J. C. Weigand	Schweinfurt	14.4.1779	
202	F. G. Müller	Halle	3.9.1781	
203	L. S. A. Berendt	Halle	3.8.1781	aus Anhalt
204	Caspar Brecht	Leipzig	24.11.1779	aus Leipzig
205	Gottlob Fritzsens	Leipzig	10.12.1779	aus Nauendorf bei Zeitz
206	Johann Christian Friedrich Methschiedler	Leipzig	8.5.1781	
207	Adolph Wilhelm Hahn	Leipzig	9.12.1779	aus Wersenstein in Meißen
208	Johann G. Fr. Lützelberger	Leipzig	(?)2.1781	aus Schwarzbach in Franken
209	Johann Theophil Joseph Böttcher	Leipzig	13.11.1779	
210	Friedrich Johann Adam Thoellden	Leipzig	13.2.1781	aus Widersbach im Hennebergischen
211	Johann Wilhelm Ludwig Thoellden	Leipzig	13.2.1781	
212	J. S. Stemphinus?	Leipzig	2.6.1780	aus Görlitz
213	J. L. L. Niemann	Halle	22.1.1782	aus Magdeburg
214	Johann Michael Tschoppe	Leipzig	17.3.1781	aus Horka in der Oberlausitz
215	J. F. D. Spaman	Leipzig	18.3.1785	aus Niederspier in Thüringen
216	Georg Matthäus Heilmann	Leipzig	18.9.1779	Kupferstecher aus Dresden
217				Zeichnung G. M. Heilmann pinx.
218	von Lilienstein	Jena	1.2.1782	aus Hildburghausen
219	Johann P. Leeder?	Halle	28.1.1782	aus dem Nassauischen
220	Michael Friedrich Friedlein	Jena	1.2.1782	aus dem Kanton Odenwald
221	F. Bäumlein	Jena	1.2.1782	aus Hohenlohe

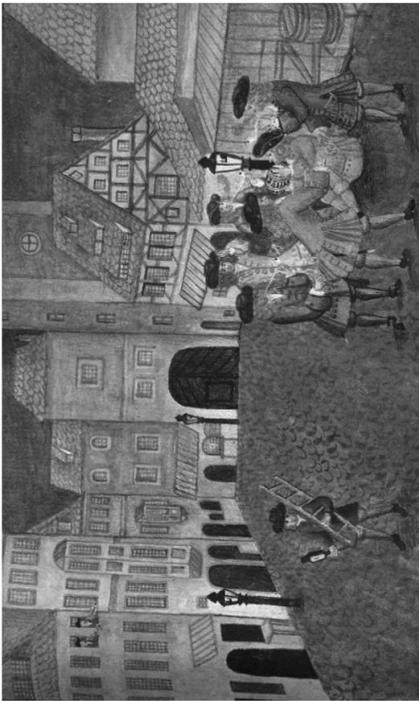


Abb. 1: Stammbuch Weber, S. 43r.

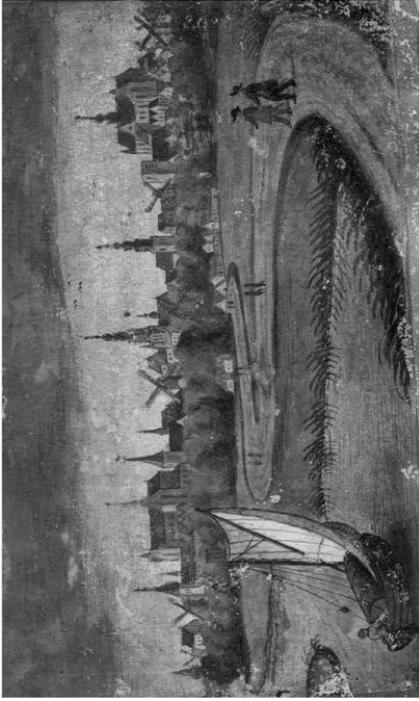


Abb. 2: Stammbuch Weber, S. 49r.



Abb. 3: Stammbuch Weber, nach S. 39v.

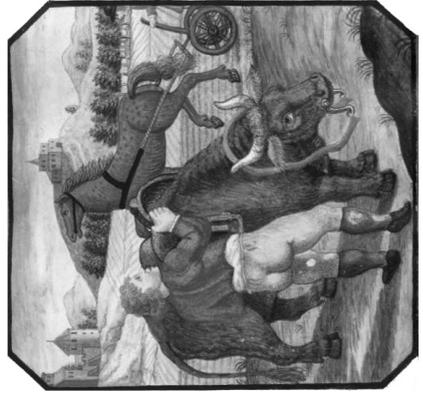


Abb. 4: Stammbuch Weber, nach S. 51v.



Abb. 6: Stammbuch Weber, nach S. 60v.



Abb. 8: Stammbuch Weber, nach S. 17v.



Abb. 5: Stammbuch Weber, nach S. 40v.



Abb. 7: Stammbuch Weber, nach S. 18v.



Abb. 9: Stammbuch Weber, nach S. 35v.



Abb. 10: Stammbuch Weber, nach S. 16v.



Abb. 11: Stammbuch Weber, nach S. 68v.



Abb. 12: Stammbuch Weber, nach S. 72v.



Abb.13: Stammbuch Jacobsen, S. 3r.



Abb. 14: Stammbuch Jacobsen, S. 64v.

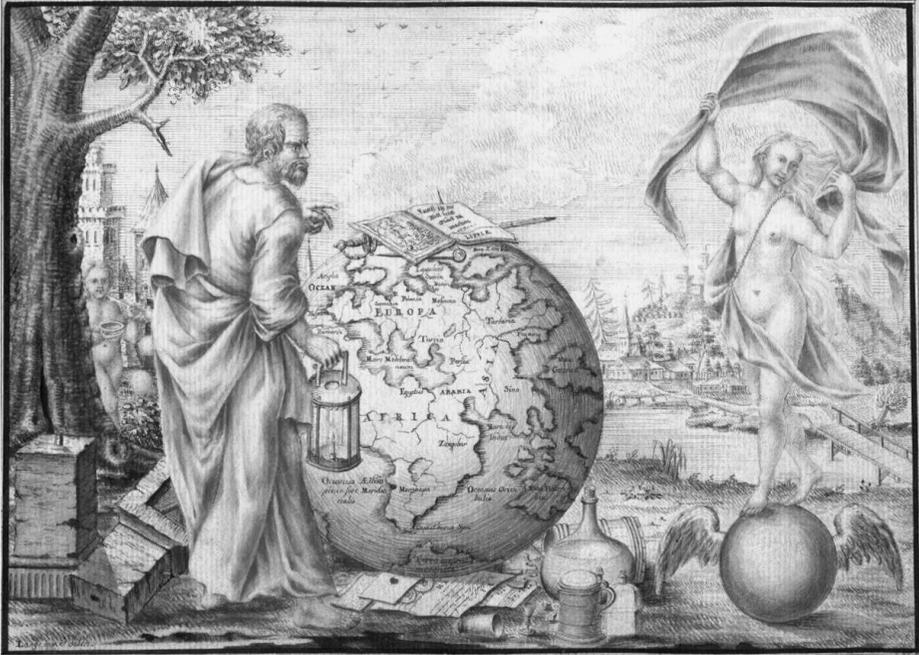


Abb.15: Stammbuch Jacobsen, S. 85r.

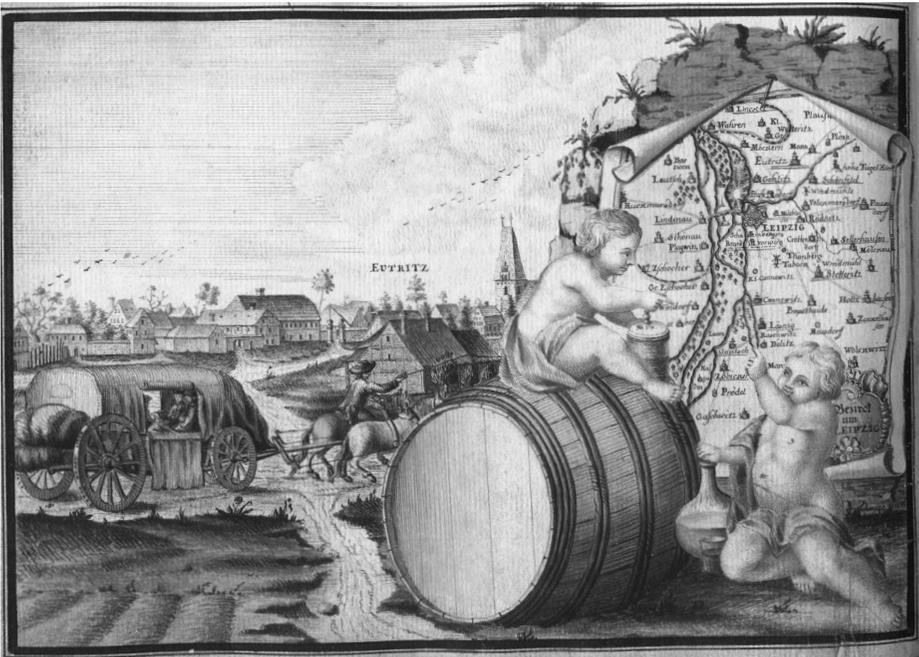


Abb. 16: Stammbuch Jacobsen, S. 62v.

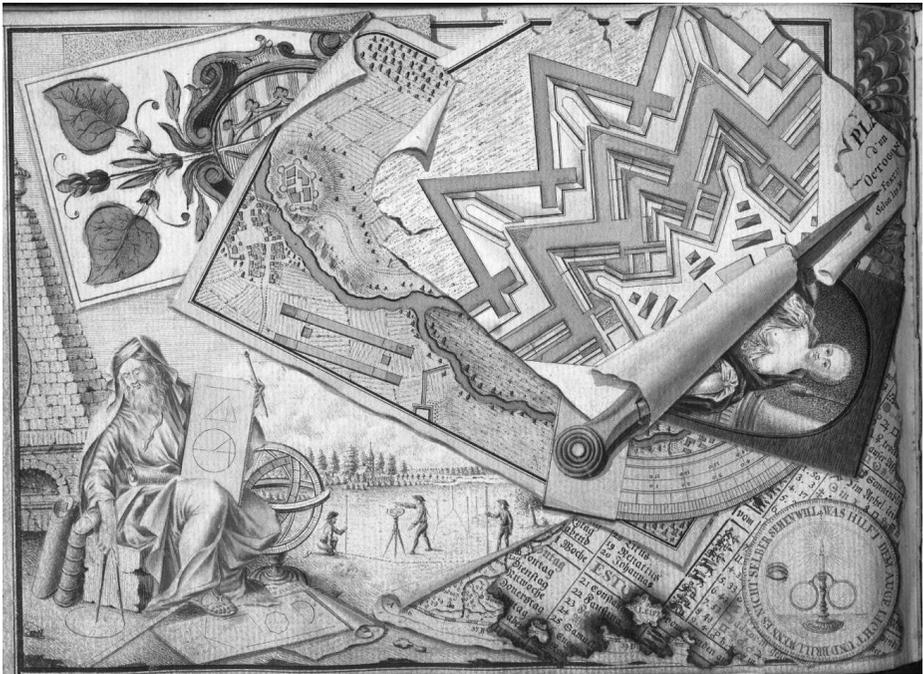


Abb. 17: Stammbuch Jacobsen, S. 38v.



Abb. 18: Stammbuch Jacobsen, S. 31r.



Abb. 19: *Stammbuch Jacobsen*, S. 73r.

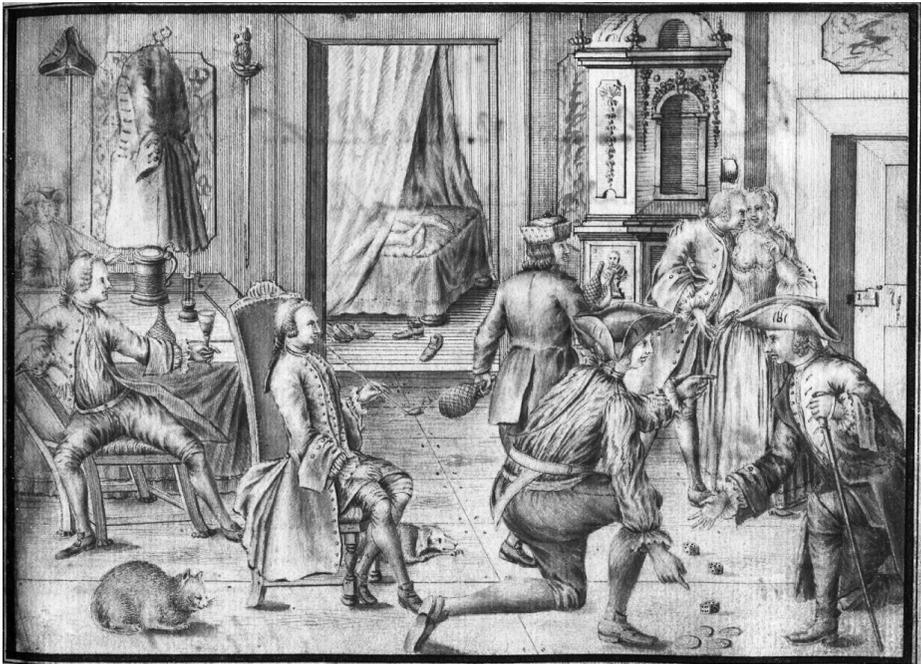


Abb. 20: *Stammbuch Jacobsen*, S. 67r.

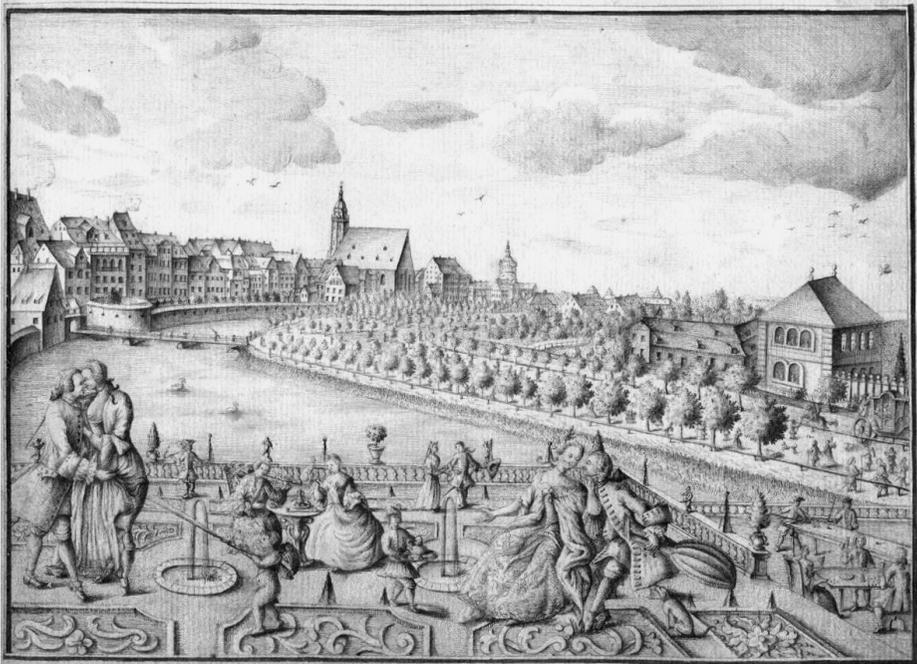


Abb. 21: Stammbuch Jacobsen, S. 78r.



Abb. 22: Stammbuch Jacobsen, S. 105v.



Abb. 23: *Stammbuch Hartz, Nr. 5.*



Abb. 24: *Stammbuch Hartz, Nr. 9.*



Abb. 25: Stammbuch Hahn, S. 1.



Abb. 26: Stammbuch Hahn, S. 95.

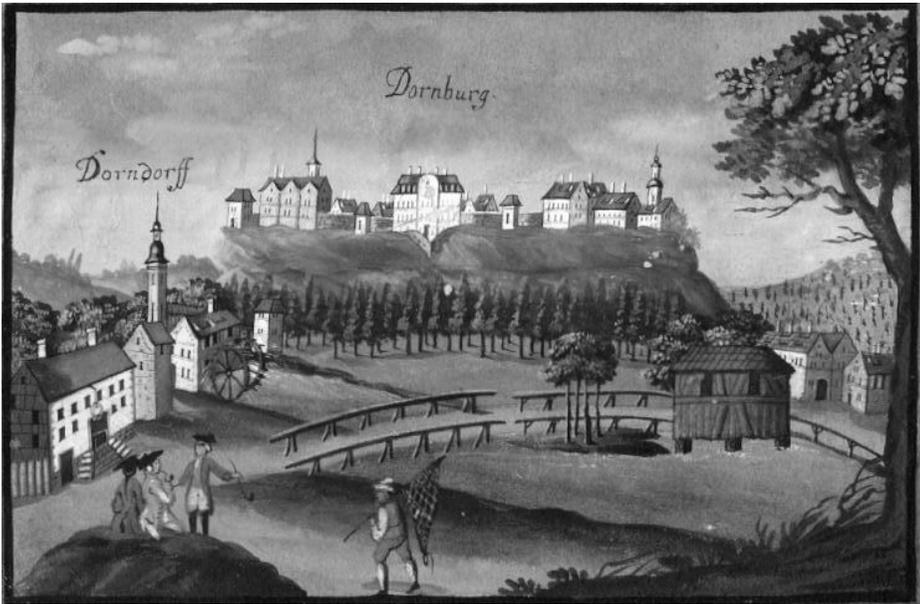


Abb. 27: Stammbuch Hahn, S. 12.



Abb. 28: Stammbuch Hahn, S. 140.

Der Lebensweg des Leipziger Nationalökonomien Gerhard Kessler (1883–1963)

Praktische Sozialpolitik und politisches Engagement in Deutschland und türkischem Exil

von
RONALD LAMBRECHT und ULF MORGENSTERN

„Deutschland, erwache!“, so betitelte Gerhard Kessler, Professor für Nationalökonomie an der Universität Leipzig, einen von ihm verfassten und am 28. November 1932 in der „Neuen Leipziger Zeitung“ veröffentlichten Artikel. Unter dem Eindruck der Reichstagswahl vom 5. November 1932, die den Nationalsozialisten einen Verlust von mehr als zwei Millionen Stimmen gebracht hatte, wandte sich Kessler in einer für die damalige, auf politische Zurückhaltung bedachte Professorenschaft geradezu unerhörten Art und Weise gegen die NSDAP und namentlich gegen Adolf Hitler. Nichts anderes als politische „Phrasendrescher und Rattenfänger“ seien der „Führer“ und seine Partei, die den Wählern die Umsetzung ihrer hochgesteckten Ziele schuldig geblieben seien, und nun die entsprechende Quittung bekommen hätten.¹

Der couragierte Aufruf machte den Leipziger Professor zum roten Tuch für die nationalsozialistischen Studenten der Universität Leipzig. Die Lehrveranstaltungen Kesslers wurden gestört, er selbst in mehreren Artikeln in der Studentenspresse verunglimpft. Im Senat der Universität und bei Kollegen fand er kaum Unterstützung. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten gehörte Gerhard Kessler im Frühjahr 1933 zu den ersten Hochschullehrern, die von der Universität Leipzig entlassen wurden.² Zeitweise musste er untertauchen, bevor er durch die Vermittlung von Freunden eine Anstellung an der damals neu gegründeten Universität Istanbul als Professor für Sozialpolitik erhielt. In der Türkei sollte Kessler dann mehr als 17 Jahre lang wirken; die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Istanbuler Universität ehrt ihn heute noch mit einer Bronzebüste und bei den

¹ Vgl. GERHARD KESSLER, Artikel „Deutschland, erwache!“, in: Neue Leipziger Zeitung (im Folgenden: NLZ) vom 28. November 1932.

² Vgl. RONALD LAMBRECHT, Politische Entlassungen in der NS-Zeit. Vierundvierzig biographische Skizzen von Hochschullehrern der Universität Leipzig (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Reihe B, Bd. 11), Leipzig 2006, S. 113-114.

türkischen Gewerkschaften, zu deren Taufpaten Kessler gehörte, ist sein Name ebenfalls noch ein Begriff.³

In Deutschland ist Gerhard Kessler hingegen – abgesehen von einigen kurzen Einträgen in einschlägigen biografischen Nachschlagewerken sowie einem Vermerk in Helmut Heibers bekanntem Faktenkompendium „Universität unterm Hakenkreuz“ – kaum noch bekannt.⁴ Andreas Hänlein hat dankenswerter Weise vor kurzem in einer größeren Publikation wieder auf Person und Werk Gerhard Kesslers verwiesen, wenn auch mit Schwerpunkt auf seine Zeit im türkischen Exil.⁵

Der vorliegende Beitrag zeichnet auf der Grundlage des umfangreichen, bisher unbekanntes Nachlasses Kesslers, neu erschlossener Unterlagen in Familienbesitz sowie zahlreicher Gespräche mit Zeitzeugen und Verwandten erstmals ein detailliertes und facettenreiches Bild des Wissenschaftlers und der Privatperson Gerhard Kessler, in dessen spannungsreichem Lebensweg sich die Umbrüche und Widersprüche des 20. Jahrhunderts in außergewöhnlicher Weise spiegeln. Denn der Mann, der als wohl einziger Professor der Universität Leipzig in der Zeit vor der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ öffentlich Stellung gegen Hitler und die NSDAP bezogen hatte und dafür den Gang in die Emigration antreten musste, wäre durch seine konservativ geprägte Sozialisation, die in seiner Persönlichkeit sein ganzes Leben lang verankert geblieben ist, durchaus auch für einen „anderen“, seinerzeit normalen akademischen Lebensweg prädestiniert gewesen.

³ Der Verweis auf die Bronzebüste Kesslers findet sich in dem 2001 für das ZDF produzierten Dokumentarfilm „Zuflucht am Bosphorus“ von Nedim Hazar und Pavel Schnabel, der das Schicksal deutscher Emigranten in der Türkei behandelt und intensiv auf Gerhard Kessler und seine Familie eingeht. Zur Rezeption von Kesslers Wirken in der Türkei, vor allem unter Berücksichtigung seiner sozialpolitischen Verdienste vgl. CEM DALAMAN, Die Türkei in ihrer Modernisierungsphase als Fluchtland für deutsche Exilanten, Diss. phil., Berlin 1998, hier S. 194 ff.; ORHAN TUNA, Prof. Dr. Gerhard Kessler. Sahsiyeti ve Eserleri (Persönlichkeit und Werk), in: Istanbul Üniversitesi İktisat Fakültesi Mecmuası/Revue de la Faculté des Sciences Économiques de l'Université d'Istanbul 23 (1963), S. 1-16. Kessler selbst hat einen kurzen Lebensbericht verfasst, der in einer türkischen Übersetzung 1951 erschienen ist. Vgl. GERHARD KESSLER, Kendi Hayat Yolum, in: IS. Üç aylık ahlâk ve ictimaiyat mecmuasi, Heft Nr. 113 (1951), S. 33-44.

⁴ Vgl. MATTHES BUHBE, Artikel: Gerhard Kessler, in: Harald Hagemann/Claus-Dieter Krohn (Hg.), Biographisches Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933, Bd. 1, München 1999, S. 321-322; HELMUT HEIBER, Universität unterm Hakenkreuz, Teil 1. Der Professor im Dritten Reich, München 1991, S. 52 ff.; GERHARD LÜPKES, Artikel: Gerhard Kessler, in: Neue Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 11, Berlin 1977, S. 549-550.

⁵ Vgl. ANDREAS HÄNLEIN, Gerhard Kessler – ein deutscher Sozialpolitiker im türkischen Exil, in: Winfried Boecken (Hg.), Sozialrecht und Sozialpolitik in Deutschland und Europa. Festschrift für Bernd Baron von Maydell, Neuwied 2002, S. 253-267.

I.

Gerhard August Paul Bartholomäus Kessler, so sein vollständiger Name, wurde am 24. August 1883 im ostpreußischen Groß-Wilmsdorf, Kreis Mohrungen, geboren.⁶ Dort war sein Vater Hans Kessler nach einem Theologiestudium an den Universitäten Königsberg und Erlangen 1879 Pfarrer der reformierten Gemeinde geworden und hatte noch im selben Jahr die Tochter des schlesischen Kreisgerichts- und Justizrats Paul Schneider aus Glatz, Meta Schneider, geheiratet.⁷ Die väterlichen Vorfahren der Familie Kessler stammten ursprünglich aus einer Gruppe Salzburger Emigranten, die sich 1732 in Ostpreußen angesiedelt hatten.⁸ Nur wenige Wochen nach der Geburt Gerhard Kesslers zog die Familie nach Berlin, wo der Vater die Stelle des dritten Geistlichen an der Parochialkirche angenommen hatte. Es war der Beginn der erfolgreichen kirchlichen Karriere Hans Kesslers, die zwar nicht wie ursprünglich beabsichtigt in einer Habilitation in Berlin, nach der Ernennung zum Oberkonsistorialrat 1904 aber schließlich in der Berufung zum Generalsuperintendenten für die Neumark und Niederlausitz durch Wilhelm II. im Jahr 1909 gipfelte.⁹

In diesem bürgerlich-konservativen und finanziell gut gestellten Umfeld wuchs Gerhard Kessler mit seiner älteren Schwester, der 1880 geborenen Gertrud, die von 1930 bis 1932 als Abgeordnete des Christlich-Sozialen Volksdienstes dem Deutschen Reichstag angehörte,¹⁰ sowie seiner jüngeren, im Jahr 1890 geborenen Schwester Hannah auf.¹¹ Vor dem familiären Hintergrund hätte eine kirchliche

⁶ Vgl. Lebenslauf Gerhard Kessler (Universitätsarchiv Leipzig, Phil. Fak., Prom. 787, Bl. 2).

⁷ Vgl. Nachweis der persönlichen und dienstlichen Verhältnisse von Hans Kessler, 1893 (Evangelisches Zentralarchiv Berlin, Bestand 7, Nr. 11010, Bl. 182).

⁸ Aus genealogischer Perspektive beschäftigte sich Gerhard Kessler immer wieder mit der Geschichte seiner Familie. Vgl. GERHARD KESSLER, Die Familiennamen der ostpreußischen Salzburger, Königsberg 1937. Er trug eine umfangreiche Materialsammlung zu den deutschen Familiennamen zusammen, die heute in der Handschriftenabteilung der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen lagert.

⁹ Vgl. Angelegenheiten der Berliner Parochialgemeinde 1878 bis 1923 (Evangelisches Zentralarchiv Berlin, Bestand 7, Nr. 11549, Bl. 237); vgl. dazu auch den Artikel zu Hans Kessler in: Wer ist's, Jg. 1935, Bd. 1, S. 804.

¹⁰ Nach dem Studium der Geschichte, Philosophie und Geografie an der Universität Berlin heiratete Gertrud Kessler den evangelischen Theologen Martin Eitner, der zunächst in Burg (Spreevald), später in Breslau Pfarrer war. In den 1920er-Jahren trat Gertrud Eitner in den Christlich-Sozialen Volksdienst (CSVD) ein, der sich als dezidiert evangelische Partei verstand. Zeitweise war sie auch Vorstandsmitglied des CSVD. Nach der Reichstagswahl 1930 zog Eitner als eine von 14 CSVD-Abgeordneten in den Reichstag ein, musste ihn nach der Wahl im Juli 1932, als der Volksdienst nur noch vier Mandate erringen konnte, aber wieder verlassen. Vgl. Reichstags-Handbuch, Wahlperiode 5, Jg. 1930, S. 614. Zum CSVD vgl. GÜNTHER OPITZ, Der Christlich-Soziale Volksdienst. Versuch einer protestantischen Partei in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1969. Auch die jüngere Schwester Hannah Kessler heiratete einen Theologen, den protestantischen Pfarrer Ernst Tettenborn.

¹¹ Eine weitere Schwester Charlotte ist sehr früh (1882–1883), ein Bruder Wilhelm (geb. 1888) mit 16 Jahren verstorben. Vgl. Handschriftliches Manuskript „Eltern und Ahnen.“



Abb. 1: Gerhard Kessler (1883–1963) [Privatbesitz].

Berufslaufbahn des einzigen Sohnes nahegelegen. Nach dem Besuch des Köllnischen Gymnasiums in Berlin studierte dieser jedoch seinen Neigungen entsprechend Geschichte, Volkswirtschaft und Geografie in Berlin und Leipzig, was als Zeichen der elterlichen Toleranz kaum unterschätzt werden kann. Im Studium dominierten zwar noch seine historischen Interessen, doch die Leipziger Nationalökonomens Wilhelm Stieda und Karl Bücher, beides Vertreter der „Historischen Schule“ der Nationalökonomie, zählten bereits zu seinen prägenden akademischen Lehrern.¹²

Hatte der Vater Hans Kessler die Entscheidung des Sohnes, nicht in seine beruflichen Fußstapfen zu treten, noch relativ gleichmütig hingenommen, stand er dem Beitritt des Sohnes zum Verein deutscher Studenten (VDSt) kritisch gegenüber. Er hätte den Sohn lieber in einer dezidiert protestantischen und vor allem nichtschlagenden Studentenverbindung wie dem Wingolf oder der Leipziger Schwarzburgverbindung Nordalbingia gesehen.¹³ Gerhard Kesslers Mitgliedschaft im antisemitisch ausgerichteten VDSt muss dem Vater, der sich sein ganzes Kirchenleben für die Judenmission engagierte, in seinen diesbezüglichen Schriften aber jeglichen Antisemitismus vermissen ließ, mehr als unlieb gewesen sein.¹⁴

Allerdings wäre es verfehlt, dem jungen Gerhard Kessler eine grundsätzliche antisemitische Gesinnung zu unterstellen. Vielmehr hielt Kessler während seines Studiums freundschaftlichen Kontakt zu jüdischen Kommilitonen: „Überhaupt herrscht hier friedlichere Stimmung. In Berlin sollen öfters Konflikte zwischen Juden und dem VDSt vorkommen; hier in Leipzig habe ich noch nichts Derartiges erlebt [...] Mein jüdischer Kompennäler Wunderlich und ich wanderten gemütlich zur Universität, in Berlin wäre das letztere kaum möglich!“¹⁵ Generell scheint Kessler kein typischer Verbindungsstudent gewesen zu sein. Vieles spricht dafür, dass seine Entscheidung, in eine Studentenverbindung einzutreten, dem Geist der Zeit geschuldet war: „Nach meinem innersten Empfinden würde ich überhaupt

Ostpreußische und schlesische Familiengeschichten von Gerhard Kessler, Istanbul 1941“ [249 S.], hier S. 189, Privatbesitz der Tochter Adelheid Scholz, Wetter a. d. Ruhr, Kopie im Besitz der Autoren. Weitere Ausführungen zu den Verlusten der beiden Kinder im Interview der Autoren mit Herta Voss vom 28. Oktober 2007. Herta Voss ist die Tochter von Martin und Gertrud Eitner.

¹² Vgl. FRITZ NEUMARK, *Zuflucht am Bosphorus. Deutsche Gelehrte, Politiker und Künstler in der Emigration 1933–1953*, Frankfurt am Main 1980, hier S. 79. Kessler hielt 1930 eine Rede bei den Trauerfeierlichkeiten für seinen akademischen Lehrer Bücher. Vgl. GERHARD KESSLER, *Rede zur Trauerfeier am 15. November 1930*, in: Gerhard Kessler/Otto von Zwiedenick-Südenhorst, *Zum Gedächtnis von Karl Bücher*. Gestorben den 12. November 1930, Leipzig 1930.

¹³ Vgl. Schreiben Gerhard Kesslers an seine Eltern, ohne Datum (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 45, o. Bl.).

¹⁴ Vgl. HANS KESSLER, *Das Evangelium und die Juden der Gegenwart*, Gütersloh 1918. Zum VDSt und seiner antisemitischen Ausrichtung vgl. NORBERT KAMPE, *Studenten und „Judenfrage“ im Deutschen Kaiserreich* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 76), Göttingen 1988, hier S. 44 ff.

¹⁵ Schreiben Gerhard Kesslers an seine Eltern vom 7. Dezember 1901 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 45, o. Bl.).

nicht aktiv werden; denn ich liebe zwar hier und da die Geselligkeit, aber am liebsten bin ich allein – nicht in Kneipen, nicht in Stuben – nein, in der Natur. Ich will einsam sein, denn ich bin es doch, auch wenn ich äußerlich zu anderen gehöre. Aber es mag vielleicht besser sein, diese äußerliche Zugehörigkeit zu fühlen [...].“¹⁶ Auch die Tatsache, dass Kessler bereits in diesen jungen Jahren ein strikter Gegner des Alkoholkonsums war – auf diesem Felde engagierte er sich auch sozialpolitisch – dürfte nicht dem Standard des wilhelminischen Verbindungsstudenten entsprochen haben.¹⁷

Ob Kessler bereits während seiner Leipziger Studentenzeit im VDSt Kontakt zu Friedrich Naumann geschlossen hatte, dessen Person und Werk tiefen Eindruck auf ihn ausübten, kann aufgrund des vorliegenden Quellenmaterials weder bestätigt noch ausgeschlossen werden.¹⁸ Naumann gehörte zum sozialreformerischen Flügel des VDSt, dem sich auch Kessler verbunden fühlte, so dass es in dieser Beziehung Berührungspunkte gegeben haben dürfte.¹⁹

Quellenmäßig belegt ist hingegen, dass Kessler von 1908 bis 1911 zusammen mit dem späteren Bundespräsidenten Theodor Heuss Assistent von Friedrich Naumann in dessen Funktion als Reichstagsabgeordneter war.²⁰ Kessler hatte zunächst 1905 seinen historischen Interessen folgend sein Studium an der Universität Leipzig mit einer althistorischen Dissertation abgeschlossen.²¹ Er blieb danach noch mindestens zwei Jahre in Leipzig, wo er vornehmlich die Seminare des Nationalökonomens Karl Bücher besuchte, der die erste größere Beschäftigung

¹⁶ Schreiben Gerhard Kesslers an seine Eltern, ohne Datum (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 45, o. Bl.).

¹⁷ Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006. Adelheid Scholz ist die jüngste Tochter (geb. 1926) von Gerhard Kessler.

¹⁸ Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006. Sie konnte sich gut an den Einfluss Naumanns auf Gerhard Kessler erinnern, nicht jedoch daran, wann die beiden zum ersten Mal aufeinander trafen.

¹⁹ Vgl. Schreiben Gerhard Kesslers an seine Eltern, ohne Datum (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 45, o. Bl.). Naumann hatte 1881 zu den Gründern des Leipziger VDSt gehört. Das politische Engagement Naumanns, vor allem nach der von ihm initiierten Gründung des Nationalsozialen Vereins im Jahr 1896, wurde innerhalb des VDSt mit der Zeit aber immer kritischer gesehen. Insbesondere befürchtete man ein zu starkes Hineinwirken des Nationalsozialen Vereins und seiner Ideen in den VDSt bzw. eine Gleichsetzung des Nationalsozialen Vereins mit dem VDSt in der öffentlichen Wahrnehmung. Naumann trat schließlich 1906 aus dem VDSt aus. Vgl. THOMAS SCHINDLER, *Studentischer Antisemitismus und jüdische Studentenverbindungen 1880–1933* (Historia Academica, Bd. 26), Nürnberg 1988, hier S. 44–45. Zu Kesslers Studienzeiten wirkte Naumann nicht mehr in Leipzig, allerdings ist es natürlich möglich, dass sich die beiden auf Verbandstagungen, Stiftungsfesten u. ä. getroffen haben.

²⁰ Vgl. HÄNLEIN, Gerhard Kessler (wie Anm. 5), S. 254.

²¹ Die Dissertation zum Thema „Eine Tradition über Germanicus“ wurde von den beiden Historikern Wilhelm Wachsmuth und Erich Marcks betreut. Vgl. Promotionsakte Gerhard Kesslers (Universitätsarchiv Leipzig, Phil. Fak., Prom. 787, Bl. 1a-1b). Beide Gutachter bewerteten die Arbeit mit der Note „gut“. Die Rigorosumsprüfungen bestand Kessler in den Fächern Alte Geschichte, Geografie und Nationalökonomie, Letzteres geprüft durch Karl Bücher, jeweils mit der Note „sehr gut“.

Kesslers mit einer wirtschaftswissenschaftlichen Thematik, einer Studie zu den Arbeitgeberverbänden, gefördert haben dürfte. 1907 erschien in der Schriftenreihe des Vereins für Socialpolitik Kesslers umfangreiche Abhandlung „Die deutschen Arbeitgeberverbände“, die auch Grundlage seiner späteren Habilitation werden sollte.²² Am 1. Oktober 1907 aber endete für Kessler zunächst seine Zeit in Leipzig, als er seinen freiwilligen Militärdienst antrat, den er beim 1. Westpreußischen Fußartillerieregiment Nr. 11 in Thorn absolvierte.²³

Nach Ablauf seiner Militärzeit im Spätsommer 1908 tauschte er das beschauliche Thorn gegen das geschäftige Berlin, der Stadt seiner Kindheit und Jugend, ein. Hier bekleidete er die bereits erwähnte Assistentenstelle bei Friedrich Naumann, beschränkte sich aber nicht nur auf diese Tätigkeit. Immer stärker traten bei Kessler die vornehmlich praxisorientierten sozialpolitischen bzw. sozialreformerischen Interessen hervor. Kurz nach seiner Ankunft in Berlin wurde er Geschäftsführer der Ortsgruppe der 1901 von Männern um den liberalen Journalisten und Staatswissenschaftler Ernst Francke und den Sozialreformer und ehemaligen preußischen Handelsminister Hans Hermann von Berlepsch gegründeten „Gesellschaft für Soziale Reform“. Francke war auch Schriftleiter der Zeitschrift „Soziale Praxis“, dem wichtigsten Organ der Exponenten einer bürgerlichen Sozialreform im ausgehenden Kaiserreich, dessen Redaktionsmitglied Kessler in den Jahren von 1909 bis 1911 war.²⁴

Die „Gesellschaft für Soziale Reform“ hatte sich u. a. dem Ausgleich der unterschiedlichen Klasseninteressen verschrieben und trat für eine Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Industriearbeiter ein, eine Thematik, mit der sich Kessler sein ganzes akademisches Leben lang intensiv beschäftigen sollte. Im Rahmen seiner Tätigkeit als Leiter der Berliner Ortsgruppe veröffentlichte er 1910 eine Studie über die Auswirkungen der Nachtarbeit auf jugendliche Arbeitnehmer.²⁵

Trotz seines sozialpolitischen Engagements verfolgte Kessler weiterhin akademische Ambitionen und habilitierte sich 1911 mit einer Arbeit über „Die Arbeits-

²² Vgl. GERHARD KESSLER, Die deutschen Arbeitgeberverbände (Schriftenreihe des Vereins für Socialpolitik, Bd. 124), Leipzig 1907. Seit 1990 liegt ein im Vaduzer Topos-Verlag erschienener Nachdruck der Arbeit vor.

²³ Vgl. Personalakte Prof. Gerhard Kessler (Universitätsarchiv Jena, Bestand D, Nr. 1553, Bl. 3). Allerdings zog es Kessler vor, nach der Grundausbildung in einem teuer angemieteten Zimmer zu wohnen, anstatt in der Kaserne zu übernachten. Vgl. Schreiben Gerhard Kesslers an seine Eltern vom 27. Oktober 1907 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 45, o. Bl.).

²⁴ Vgl. Lebenslauf Prof. Gerhard Kessler vom 1. Juni 1951 (Universitätskuratorium Göttingen, XVII. II. A. c. 4. Dr. Kessler, Bl. 2). Zu Ernst Francke und seinen sozialpolitischen Positionen vgl. KLAUS-PETER HOEPCKE, Artikel: Ernst Francke, in: Neue Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 5, Berlin 1961, S. 325-326.

²⁵ Vgl. GERHARD KESSLER, Die Nachtarbeit jugendlicher Arbeiter in Glashütten, Walz- und Hammerwerken. Nach den Berichten des deutschen Gewerbeaufsichtsbeamten 1909, Berlin 1910.

nachweise der Arbeitgeberverbände“ – der überarbeiteten Darstellung eines Teilespektes seiner 1907 in Leipzig erschienenen Studie – an der Technischen Hochschule Braunschweig im Bereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.²⁶

Kessler musste nicht das Schicksal vieler Privatdozenten jener Zeit teilen, die nach der Habilitation jahrelang auf eine Professur warteten. Bereits im Frühjahr 1912 erfolgte die Berufung auf ein Extraordinariat für Sozialpolitik und Nationalökonomie an der Universität Jena. Freilich hatte Kessler dies vor allem dem plötzlichen Tod seines Vorgängers Robert Schachner zu „verdanken“, welcher die thüringische Landesuniversität zum schnellen Handeln zwang. Dennoch überrascht die Berufung des zu diesem Zeitpunkt gerade einmal 28-jährigen, der zudem erst eine größere Arbeit publiziert hatte. In den Berufungsgutachten wurden zwar Kesslers Fleiß und Kenntnisreichtum gewürdigt, vor allem aber hoffte man mit dem „temperamentvoll sprechenden“ Wissenschaftler eine „anregende Lehrkraft“ für die Universität Jena gewinnen zu können.²⁷ Es ist aber gut möglich und zu einem gewissen Grade auch wahrscheinlich, dass im Hintergrund Karl Bücher, der zu diesem Zeitpunkt auf dem Gipfel seines Einflusses stand, den Weg für Kessler geebnet hat.

In Jena befand sich Kessler – er bezog als Extraordinarius im Jahr 1912 ein Gehalt von gut 3.000 Mark – erstmals auf wirtschaftlich soliden Füßen.²⁸ Ein Jahr nach seiner Berufung heiratete er Dorothea Rauff, die um ein Jahr ältere Tochter des Geheimen Bergrates Hermann Rauff, eines Professors für Geologie und Paläontologie an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg.²⁹ Dem jungen Eheglück war allerdings nur eine kurze sorglose Zeit beschieden, da Kessler als 31-jähriger Reserveleutnant bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges mit seiner alten Einheit ausrückte und bereits im Spätsommer 1914 an der Westfront in Frankreich kämpfte.

²⁶ Vgl. GERHARD KESSLER, *Die Arbeitsnachweise der Arbeitgeberverbände*, Leipzig 1911. Die Umstände der Habilitation Kesslers in Braunschweig können nicht genau geklärt werden, da im Universitätsarchiv Braunschweig kein entsprechendes Material mehr überliefert ist. Auch der Nachlass Kesslers schweigt sich in diesem Punkt aus. Kessler muss aber spätestens seit Ende 1911 als Privatdozent an der Technischen Hochschule Braunschweig gewirkt haben, so dass davon auszugehen ist, dass seine Tätigkeit in Berlin und seine Assistenz bei Naumann ungefähr zu diesem Zeitpunkt endeten. Vgl. den Berufungsvorgang Gerhard Kessler (Universitätsarchiv Jena, BA 925, Bd. 20, Bl. 121). Die Arbeit selbst wurde von Gustav von Schmoller, der Kessler freilich durch ihre gemeinsame Tätigkeit im Verein für Socialpolitik gut kannte, vorteilhaft besprochen. Vgl. GUSTAV VON SCHMOLLER, *Besprechung von G. Kessler, Die Arbeitsnachweise der Arbeitgeberverbände*, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich* 36 (1912), S. 1453-1456.

²⁷ Vgl. Berufungsvorgang Gerhard Kessler (Universitätsarchiv Jena, BA 925, Bd. 20, Bl. 121).

²⁸ Vgl. Personalakte Prof. Gerhard Kessler (Universitätsarchiv Jena, Bestand D, Nr. 1553, Bl. 4).

²⁹ Vgl. LÜPKES, *Gerhard Kessler* (wie Anm. 4), S. 549.

Das „Augusterlebnis“, welches so viele seiner Zeitgenossen gepackt hatte, ging auch an Kessler nicht vorüber. In Briefen an seine Familie berichtete er voller Begeisterung von seinen Erlebnissen im Felde. In dem für diese Zeit wohl typischen, schnoddrigen, von der eigenen Überlegenheit überzeugten Tonfall berichtete er von den deutschen Waffentaten, dem französischen Kleinmut, und hoffte stets, dass „es morgen wieder feste Dresche“ geben würde.³⁰ Kessler diente zwei Jahre an der Westfront, wo er mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet wurde, bevor er im Herbst 1916 zur deutschen Militärverwaltung nach Rumänien versetzt wurde.³¹ Hier erlebte er auch das Kriegsende. Seine Eindrücke von Südosteuropa hielt Kessler in Reisererinnerungen fest, die er mit der ihm eigenen Ausführlichkeit niederschrieb.³² In die Zeit des Ersten Weltkrieges fallen auch die Geburten der ersten Kinder des Ehepaars Kessler. 1915 wurde die Tochter Gerhild geboren, im Sommer 1918 der Sohn Hans. 1921 und 1926 sollten noch der Sohn Gottfried sowie die Tochter Adelheid folgen.³³

Nach seiner Rückkehr nach Jena im Dezember 1918 wurde seitens der Universität beim Thüringischen Kultusministerium der Antrag gestellt, das Extraordinariat Kesslers unter Berücksichtigung seines sich über die gesamte Kriegsdauer erstreckten Militärdienstes sowie der „gestiegenen Bedeutung der Sozialpolitik für die kommenden Jahre“ in eine ordentliche Professur umzuwandeln. Das Ministerium willigte am 20. Juni 1919 ein, so dass Kessler von nun an ein Ordinariat für Sozialpolitik und Nationalökonomie bekleidete. Seine Antrittsvorlesung hielt Kessler am 1. November 1919 zum Thema „Der Neuaufbau des deutschen Wirtschaftslebens“.³⁴

Wissenschaftlich gesehen, lässt man einmal die spätere Zeit in der Türkei außen vor, waren die Jahre in Jena vom Ende des Krieges bis zur Berufung auf das Leipziger Ordinariat für Nationalökonomie im Jahr 1927 die produktivsten im akademischen Leben Gerhard Kesslers. Zusammen mit dem Rechts- und Staatswissenschaftler Adolf Günther betreute er als Herausgeber das mehrere Bände umfassende „Handbuch für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“, welches in

³⁰ Schreiben Gerhard Kesslers vom 29. August 1914 (Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 293, o. Bl.).

³¹ Eine genaue Rekonstruktion von Kesslers militärischen Einsätzen im Ersten Weltkrieg ist durch die zahlreich überlieferten Briefe sowie durch seine Reisebeschreibungen und tagebuchartigen Aufzeichnungen in seinem Nachlass möglich. Auch ein umfangreicher Lebenslauf in seiner Göttinger Personalakte enthält militärische Details, wie etwa den Rückzug aus Rumänien im Herbst 1918 mit der Armee Mackensen. Vgl. Lebenslauf Prof. Gerhard Kessler vom 1. Juni 1951 (Universitätskuratorium Göttingen XVII. II. A. c. 4. Dr. Kessler, Bl. 29).

³² Vgl. Reisebeobachtungen in Rumänien 1916–1918 (Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 9, o. Bl.); vgl. dazu auch BUHBE, Gerhard Kessler (wie Anm. 4), S. 321.

³³ Vgl. Personalakte Prof. Gerhard Kessler (Universitätsarchiv Jena, Bestand D, Nr. 1553, Bl. 15).

³⁴ Vgl. Beförderung Prof. Gerhard Kessler (Universitätsarchiv Jena, Bestand M, Nr. 628, Bl. 10 und Bl. 115).

Berlin bei Walter de Gruyter erschien.³⁵ Ein großes Werk, eine große nationalökonomische Theorie, welche die wirtschaftswissenschaftliche Diskussion nachhaltig bestimmt hätte, ist von Kessler in dieser Zeit allerdings nicht vorgelegt worden. Dies sollte sich auch an seinen späteren Wirkungsstätten Leipzig, Istanbul und Göttingen nicht ändern. Der Vertreter der „a-theoretischen ‚Historischen Schule‘“, wie es sein Jenenser Student und späterer Exil-Kollege Fritz Neumark einmal ausdrückte, machte auch keinen Hehl daraus, dass ihn Probleme der sozial- und wirtschaftspolitischen Praxis viel stärker interessierten als theoretische Aspekte der Nationalökonomie.³⁶ Im Mittelpunkt seiner Vorlesungen, Seminare und Vorträge standen daher Fragen zum Wohnungs- und Mietpreiswesen, zur Sozialhygiene, zur Lage der Arbeiterschaft und zum Genossenschaftswesen. Die Ergebnisse dieser Beschäftigung mündeten aber vorwiegend in kleineren Schriften; umfangreichere Abhandlungen entstanden nicht.³⁷

Kesslers Stärken lagen in seinem temperamentvollen Auftreten, seiner lebendigen Vortragsweise und dem engen Verhältnis zu seinen Studenten, „um die er sich auch außerhalb der Übungen und Seminare sachlich wie menschlich ungewöhnlich intensiv zu kümmern pflegte“ und somit für viele zum „unvergessenen Vorbild“ wurde, wie sich Fritz Neumark erinnerte.³⁸

Die Beschäftigung mit sozialpolitischen Fragen hatte bei Kessler stets sozialpolitisches aber auch politisches Engagement zur Folge. Besonders stark engagierte er sich in dieser Beziehung im Heimstättenwesen, welchem in Jena durch die Zeiss-Werke eine hervorgehobene Rolle zukam. In der Heimstättengenossenschaft sah Kessler „einen Bahnbrecher für gesunde Hausformen“ und eine Absage an die „volksverderbenden Massenmiethäuser und die Stadterweiterungen mit ‚Millionärsvierteln‘ und ‚Arbeitervorstädten‘“. In den neuen Siedlungen sollten in genossenschaftlichem Geist Arbeiter und Beamte, Angestellte und Professoren zusammenleben – ein Konzept, welches die bereits von Kessler während seiner Berliner Tätigkeit in der „Gesellschaft für Soziale Reform“ verfolgten Ansätze zum Abbau der Klassengegensätze weiterführte, das aber auch seinen christlichen Überzeugungen entsprach, die bei ihm stets eine wichtige Rolle spielten.³⁹

Zeigten sich bei den wissenschaftlichen und sozialpolitischen Interessen Kesslers keine größeren Veränderungen, so präsentierte sich in Bezug auf seine politischen Überzeugungen nach dem Ende des Krieges ein gänzlich anderes Bild. Der Kriegsbegeisterung des Jahres 1914 war höchstwahrscheinlich schon während des Militärdienstes eine nüchterne Betrachtungsweise der Ursachen und Folgen des

³⁵ Vgl. ADOLF GÜNTHER/GERHARD KESSLER, Handbuch für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Einzelbänden, Leipzig 1922 ff.

³⁶ Vgl. NEUMARK, Zuflucht am Bosphorus (wie Anm. 12), S. 79.

³⁷ Vgl. beispielhaft GERHARD KESSLER, Die Mietpreise und ihre Preisbestimmungsgründe, Spandau 1920.

³⁸ Vgl. NEUMARK, Zuflucht am Bosphorus (wie Anm. 12), S. 77.

³⁹ Vgl. GERHARD KESSLER, Die Siedlung der Heimstättengenossenschaft zu Jena, Jena 1919, hier S. 20; vgl. zu diesem Aspekt auch LÜPKES, Gerhard Kessler (wie Anm. 4), S. 550.

Ersten Weltkrieges gefolgt.⁴⁰ Doch die Veränderungen gingen bei Kessler deutlich weiter: Aus dem Monarchisten – der am 27. Januar 1914 noch eine Festrede auf den Kaisergeburtstag gehalten hatte – wurde ein Verfechter und Verteidiger der Weimarer Republik.⁴¹ Kurz nach Ende des Krieges trat er in die Deutsche Demokratische Partei (DDP) ein, weil nur der von ihr verfolgte Weg, so war Kessler überzeugt, „dahin führen wird, wohin Deutschland kommen muss“.⁴²

Als 1922 Außenminister Walter Rathenau von Studenten und ehemaligen Freikorpskämpfern ermordet wurde, verfasste Kessler ein Redemanuskript – wir wissen nicht, ob er die Rede auch gehalten hat – in dem er nicht nur den Mord verurteilte, sondern ein Bekenntnis zur Weimarer Republik einforderte:

„Wir bekennen uns zu unserem Staate, zu unserer deutschen Republik. Nicht als Theoretiker, sondern als politisch pflichtbewusste, gewissenhafte Menschen. Wir bekennen uns zur Republik, nicht um des 9. November willen, an den viele unter uns mit Schmerz dachten, sondern um der Reichsverfassung willen, die der freie Wille unserer frei gewählten Nationalversammlung 1919 geschaffen hat [...]. Wir bekennen uns zur Republik, weil sie die vom freien Volkswillen gebilligte Staatsordnung ist – und es gibt keinen Weg nach oben für das niedergeworfene Deutschland als den Weg des Rechts und der Ordnung.“⁴³

Vor diesem Hintergrund ist auch der Eintritt Kesslers in das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold zu sehen, der vermutlich 1924 erfolgte.⁴⁴ Die Mitgliedschaft in

⁴⁰ Vgl. Handschriftliches Manuskript „Kriegsgründe und Kriegsziele 1914–1918, ohne Datum (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 295, o. Bl.).

⁴¹ Vgl. Rede Prof. Gerhard Kesslers zum Kaisergeburtstag, in: Jenaer Volksblatt, Nr. 24. vom 29. Januar 1914. Die Rede, gehalten vor studentischen Mitgliedern der Jenenser Freischar, des Wandervogels und der Freistudentenschaft, kann allerdings als eine eher ungewöhnliche Geburtstagsrede angesehen werden, da Kessler in den Mittelpunkt seiner Ansprache die Aufforderung an seine Zuhörer stellte, den Geburtstag des Kaisers ohne Alkoholgenuß zu begehen!

⁴² Rede Prof. Gerhard Kesslers, gehalten auf der Jugendversammlung der DDP, in: Jenaer Volksblatt, Nr. 10 vom 12. Januar 1919. In seiner Rede betonte Kessler, dass ein Hauptgrund für seine Entscheidung, in die DDP einzutreten, die Tatsache gewesen wäre, dass sie keine „Klassenpartei“ sei.

⁴³ Redemanuskript „Universität und Republik“, 1922 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 298, o. Bl.). Das klare Statement Kesslers steht im starken Gegensatz zu den oft ambivalenten Äußerungen zeitgenössischer deutscher Hochschullehrer und Akademiker zum Rathenau mord im Besonderen sowie zur Weimarer Republik im Allgemeinen. Erinnerung sei an dieser Stelle nur an den Physiker Philip Lenard, der seinen Studenten die Teilnahme an den Trauerfeierlichkeiten für Rathenau mit den Worten verbot, für einen „toten Juden gebe er seinen Studenten nicht frei“. Vgl. MARTIN SABROW, Der Rathenau mord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Weimarer Republik (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 69), München 1994, hier S. 165–166.

⁴⁴ Vgl. Rede Gerhard Kesslers vor dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold vom 6. August 1924 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 301, Nr. 298, o. Bl.).

dieser mehrheitlich sozialdemokratisch geprägten Organisation, im Übrigen Beleg dafür, dass Kessler, der sich selber stets als bürgerlich-konservativ definierte, keine Berührungsgängste kannte, hat vermutlich dazu beigetragen, dass er in einigen biografischen Nachschlagewerken und Erinnerungsberichten als Sozialdemokrat bezeichnet wurde.⁴⁵

Das politische Engagement Kesslers sollte sich mit seinem Wechsel an die Universität Leipzig, wo er 1927 ein Ordinariat für Nationalökonomie mit dem Schwerpunkt Sozialpolitik übernahm, noch verstärken. Die Berufung nach Leipzig war zustande gekommen, weil die sächsische Landesuniversität und nicht zuletzt auch das sächsische Volksbildungsministerium die sozialpolitische Komponente im Bereich der Wirtschaftswissenschaften verstärken wollten. Mit Bruno Moll, Kurt Wiedenfeld und Alexander Hoffmann waren bis zur Berufung Kesslers an die Universität Leipzig ausschließlich Exponenten der „harten“ Nationalökonomie – Finanzwissenschaft, Volkswirtschaft und Betriebswirtschaft – vertreten gewesen.⁴⁶

Das wissenschaftliche Betätigungsfeld Kesslers – mit seinem Ordinariat war zugleich der Vorsitz des Statistischen Seminars verbunden – änderte sich in Leipzig kaum. Neben altbekannten Themen wie dem Wohnungs- und Genossenschaftswesen oder den Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiterschaft beschäftigte sich Kessler verstärkt mit der Genealogie aus wirtschaftsgeschichtlicher Perspektive, verknüpfte also private mit beruflichen Interessen.⁴⁷ Besonders geeignet war Leipzig freilich für den Ausbau dieses Forschungsschwerpunktes durch die dortige „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“, der heutigen „Zentralstelle für Genealogie“, in der Kessler bald eine gewichtige Rolle spielte. Eng mit dem Direktor, dem Historiker Johannes Hohlfeld, befreundet, rückte der besonders für ostdeutsche Familien- und Namenforschung ausgewiesene Kessler

⁴⁵ Vgl. Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

⁴⁶ Zu den Umständen der Berufung Kesslers nach Leipzig vgl. HENDRIK WAGNER, Die Nationalökonomie an der Universität Leipzig in der Zwischenkriegszeit. Eine Untersuchung ihrer wirtschaftswissenschaftlichen Institute 1918–1939 (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Reihe B, Bd. 13), Leipzig 2008, hier S. 81 ff. Die Berufung Kesslers auf das durch den Tod Ludwig Pohles frei gewordene Ordinariat war innerhalb der Leipziger Philosophischen Fakultät nicht unumstritten. Größere Teile der Berufungskommission wollten erneut einen Vertreter der theoretischen Nationalökonomie. Letztlich konnte sich aber die Fraktion um Bruno Moll, Alexander Hoffmann und den Statistiker Eugen Würzburger durchsetzen, die eine Verschärfung des sozialpolitischen Profils der Fakultät befürworteten, zumal kein konsensfähiger Theoretiker gefunden werden konnte. Der Philosoph und Psychologe Felix Krueger begründete in seiner Funktion als Dekan der Philosophischen Fakultät in einem Sondergutachten seine Bedenken gegenüber Kessler mit dessen mangelnder wissenschaftlicher Publikationstätigkeit.

⁴⁷ Vgl. GERHARD KESSLER, Genealogie und Wirtschaftsgeschichte, Leipzig 1932. Die Genealogie blieb Kesslers größtes Steckenpferd. Über all die Jahre hinweg hatte er weiter am Ausbau seiner genealogischen Materialsammlung gearbeitet, deren Früchte dann aber erst in der Zeit des türkischen Exils in Form etlicher Publikationen erscheinen sollten.

bald in den Vorstand der Zentralstelle auf, dem er bis in den März 1933 angehörte.⁴⁸

Auffallend ist jedoch, dass die schriftliche Produktivität Kesslers selbst im Vergleich zu den in dieser Beziehung nicht gerade üppigen Jahren in Jena stark nachließ. Neben einem größeren Aufsatz zur Lage der deutschen Arbeiterschaft und kleineren Abhandlungen zum Alkoholmissbrauch – die Beschäftigung mit Letzterem kann aber auch als persönlicher Spleen angesehen werden – ist aus der Leipziger Zeit Kesslers nichts Wesentliches überliefert.⁴⁹ Sein starkes politisches und sozialpolitisches Engagement, seine rege Mitarbeit in der akademischen Selbstverwaltung der Universität Leipzig und private Probleme haben womöglich dazu beigetragen, dass Kessler in nochmals verringertem Umfange mit Fachpublikationen an die akademische Öffentlichkeit trat.

Die genannten familiären Belastungen ergaben sich vor allem durch einen schweren, nicht korrekt verheilten Sturz Dorothea Kesslers, der durch die verursachten Wirbelsäulenverletzungen dazu führte, dass sie ständig unter schweren Schmerzen litt. Daraus hat sich, so sind mehrere Aussagen von Familienangehörigen zu deuten, mit der Zeit eine manisch-depressive Erkrankung entwickelt. Der im Verhältnis mit seinen Studenten als herzlich und fürsorglich geltende Kessler konnte innerhalb der Familie allerdings sehr herrisch, barsch und stur auftreten. Schwäche duldete er nicht, und es ist davon auszugehen, dass er der Erkrankung seiner Frau z. T. mit Unverständnis begegnete, die aber sicherlich auch als eine Form der Ohnmacht interpretiert werden kann, bedenkt man den seinerzeitigen Kenntnisstand bzw. die öffentliche Meinung bezüglich des Krankheitsbildes Depression. Als Resultat der Erkrankung der Frau und des nicht einfachen Wesens von Gerhard Kessler waren die familiären Verhältnisse Ende der 1920er-, Anfang der 1930er-Jahre deutlich angespannt, was in der Zeit des türkischen Exils noch eine entscheidende Rolle spielen sollte.⁵⁰

Ebenfalls stark eingebunden war Kessler in der akademischen Selbstverwaltung der Universität Leipzig, hier vor allem im Bereich der studentischen Fürsorge. Im Jahr 1929 wurde er in den Verwaltungsrat des Vereins Wirtschaftsselbsthilfe der Leipziger Studenten gewählt, ab dem Wintersemester 1930/31 stand er dem Gre-

⁴⁸ Vgl. dazu die Vorstandsprotokolle der Jahre 1932/33 (Deutsche Zentralstelle für Genealogie Leipzig, Bestand Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, 21942, 03/32, o. Bl.). Zu Person und Werk Johannes Hohlfelds, der wie Kessler Mitglied der DDP war vgl. HARALD LÖNNECKER, Johannes Hohlfeld (1888–1950). Deutscher Sängerkongress, Genealogie und Politiker, in: *Einst und Jetzt* 46 (2001), S. 186–226.

⁴⁹ Vgl. GERHARD KESSLER, Die Lage der deutschen Arbeiterschaft seit 1914, in: Bernhard Harms (Hg.), *Strukturwandlungen der deutschen Volkswirtschaft*, Bd. 1, Berlin 1928, S. 433–466; DERS., *Das Interesse von Handel und Gewerbe an der Bekämpfung des Alkoholmissbrauchs*, Berlin 1930. Allerdings betreute Kessler in seiner nur gut sechs Jahre währenden Zeit an der Universität Leipzig 41 Dissertationen. Vgl. WAGNER, *Die Nationalökonomie an der Universität Leipzig* (wie Anm. 46), S. 89.

⁵⁰ Interview der Autoren mit Herta Voss vom 28. Oktober 2007; Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

mium schließlich als Vorsitzender vor. Zusätzlich saß Kessler auch im Vermögensbeirat der Leipziger Studentenschaft.⁵¹

Besonders die Stellung im Verein Wirtschaftsselbsthilfe war exponiert, denn der Verein nahm an der Universität Leipzig eine sehr machtvolle Position ein. In ihm waren alle Institutionen der studentischen Fürsorge (Mensa, Einzelförderung, Wohnheime etc.) organisatorisch und betriebswirtschaftlich zusammengefasst. Darüber hinaus hatte der Verein entscheidenden hochschulpolitischen Einfluss. Nach einer Reform der studentischen Selbstverwaltung im Jahr 1923 war man an der Universität Leipzig von einem Ein-Kammer-Modell, wie es an der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Hochschulen praktiziert wurde, zu einem Drei-Kammer-Modell für den Allgemeinen Studentenausschuss (AStA) übergegangen. Eine Kammer des Leipziger AStA war ausschließlich den Mitgliedern des Vereins Wirtschaftsselbsthilfe vorbehalten. Da diese sich bis weit zu Beginn der 1930er-Jahre vornehmlich aus Mitgliedern der Freistudentenschaft, des Wandervogels und weiterer moderater hochschulpolitischer Kräfte zusammensetzte, galt der Verein durch seinen mäßigenden Einfluss im AStA als „Bollwerk“ gegen radikale hochschulpolitische Bestrebungen innerhalb der organisierten Studentenschaft der Universität Leipzig.⁵²

Das bekam auch der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund zu spüren, als er sich 1931/32 anschickte, die hochschulpolitische Macht an der Universität Leipzig zu übernehmen. Im Verein Wirtschaftsselbsthilfe konnte der NS-Studentenbund nicht Fuß fassen, so dass ihm eine absolute Mehrheit im Leipziger AStA verwehrt blieb. Daher nutzte der Studentenbund jede Gelegenheit, um gegen den Verein vorzugehen. Gerhard Kessler, durch sein Engagement im demokratischen Spektrum zwangsläufig im Visier der nationalsozialistischen Studenten, bot sich als Angriffsfläche geradezu an.

Bereits 1929 hatte Kessler auf Druck der zu diesem Zeitpunkt schon deutlich mit rechtswölkischen Kreisen sympathisierenden studentischen Aktivitas des Leipziger VDSt, aber auch aufgrund kritischer Stimmen aus der Altherrenschaft, der Kessler angehörte, aus dem Reichsbanner austreten müssen. Er war damit einem drohenden Antrag auf Ausschluss aus dem VDSt zuvorgekommen.⁵³ Das hinderte Kessler jedoch nicht daran, sich weiter und sogar verstärkt politisch zu

⁵¹ Vgl. Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Leipzig, Wintersemester 1930/31, S. 71 ff. Zum Leipziger Verein Wirtschaftsselbsthilfe vgl. RONALD LAMBRECHT, Der Verein Wirtschaftsselbsthilfe der Leipziger Studenten e. V. 1921–1933, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins, Jg. 2006, S. 157–175.

⁵² Vgl. dazu ausführlich RONALD LAMBRECHT, Studentische Selbstverwaltung und Studentenpolitik an der Universität Leipzig in den Jahren der Weimarer Republik, in: Ulrich von Hehl (Hg.), Sachsens Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur. Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig vom Kaiserreich bis zur Auflösung des Landes Sachsen 1952 (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Reihe A, Bd. 3), Leipzig 2005, S. 449–473, hier S. 459 ff.

⁵³ Vgl. Mitteilungen des Altherren-Bundes des VDSt Leipzig, Februar 1930, S. 2, sowie ein Schreiben des Reichsstatthalters in Sachsen vom 30. Oktober 1937 (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin, Inland A/B, R 100095, o. Bl.).

engagieren. Für die Deutsche Staatspartei, unter diesem Namen firmierte die DDP ab 1930, war er Kandidat für die sächsischen Landtagswahlen und auch noch für die Reichstagswahlen am 5. März 1933, ohne aber letztendlich ein Mandat gewinnen zu können.⁵⁴

Im Zuge der aufgeheizten politischen Stimmung des Jahres 1932 kam es schließlich zu jener Episode, die in der historischen Nachbetrachtung Gerhard Kessler wohl am bekanntesten gemacht haben dürfte, die zugleich auch eines der wenigen Beispiele dafür ist – für die Universität Leipzig muss man sogar von dem einzigen Beispiel reden – dass sich ein deutscher Hochschullehrer offen gegen die Nationalsozialisten wandte.⁵⁵

Im Nachgeläut der Reichstagswahl vom 5. November 1932 publizierte er den bereits zitierten Artikel „Deutschland, erwache!“, der weniger eine Generalabrechnung mit dem Nationalsozialismus war, sondern vielmehr der Öffentlichkeit zeigen sollte, welch unseriöse politische Kraft die NSDAP darstellte.⁵⁶ Das Erscheinen des Artikels am 28. November 1932 war für den NS-Studentenbund ein willkommener Anlass, um gegen Kessler vorzugehen – der „Fall Kessler“ nahm seinen Lauf.⁵⁷

Bei einer Vorlesung Kesslers kam es zu derartigen Störungen durch nationalsozialistische Studenten, dass sich Rektor Hans Achelis gezwungen sah, die Vorlesung auszusetzen.⁵⁸ In einem Beschluss des Akademischen Senats wurden

⁵⁴ Vgl. HÄNLEIN, Gerhard Kessler (wie Anm. 5), S. 255. Ob Kessler unter Kanzler Heinrich Brüning tatsächlich für den Posten des Wirtschaftsministers gehandelt worden ist, wie dies im biografischen Abriss von Gerhard Lüpkes in der Neuen Deutschen Biographie formuliert wird, ist quellenmäßig nicht zu belegen. Vgl. LÜPKES, Gerhard Kessler (wie Anm. 4), S. 550. Seine sächsische Spitzenkandidatur bei den Märzahlen 1933 anstelle des langjährigen Landesvorsitzenden der DDP, des Dresdner Oberbürgermeisters Dr. Wilhelm Külz, der auf eine erneute Kandidatur verzichtet hatte, war vom Leipziger Historiker und DDP-Mitglied Walter Goetz arrangiert worden. Goetz galt neben Theodor Litt als bekanntester demokratischer Professor der Universität Leipzig und gab das Angebot der im Grunde (aussichtslosen) Kandidatur an seinen Fakultätskollegen Kessler weiter. Vgl. dazu die knappen Ausführungen in einem späteren Lebenslauf Kesslers (Universitätskuratorium Göttingen XVII. II. A. c. 4. Dr. Kessler, Lebenslauf vom 1. Juni 1951, Bl. 29); vgl. dazu auch MICHAEL PARAK, Hochschule und Wissenschaft in zwei deutschen Diktaturen. Elitenaustausch an sächsischen Hochschulen 1933–1952 (Geschichte und Politik in Sachsen, Bd. 23), Köln 2004, hier S. 203.

⁵⁵ Bereits in einem kurz zuvor erschienenen Aufsatz hatte Kessler sich gegen die Überbetonung des Völkischen an der Universität, besonders aber gegen die Nationalsozialisten, gewandt. Vgl. GERHARD KESSLER, Hochschule und Staat, in: Oscar Müller (Hg.), Krisis. Ein politisches Manifest, Weimar 1931, S. 277–284.

⁵⁶ Vgl. GERHARD KESSLER, Artikel „Deutschland, erwache!“, in: NLZ vom 28. November 1932. Für den gesamten Vorgang vgl. ULF MORGENSTERN, Politische Publizistik Leipziger Ordinarien in der Weimarer Republik, in: von Hehl (Hg.), Sachsens Landesuniversität (wie Anm. 52), S. 221–237, hier S. 234–235.

⁵⁷ Vgl. dazu umfassend WAGNER, Die Nationalökonomie an der Universität Leipzig (wie Anm. 46), S. 126 ff.

⁵⁸ Überliefert sind die Vorgänge in einem eigenen Konvolut in den Beständen des Universitätsarchivs Leipzig (Bestand Rektor, Rep. I/VIII/242).

zwar die Ausschreitungen der Studenten verurteilt, gleichzeitig drückte man aber sein Bedauern darüber aus, dass der Artikel Gerhard Kesslers für diese Unruhen Anlass gegeben habe.⁵⁹ Nur wenige seiner Leipziger Kollegen waren dazu bereit, sich mit Kessler zu solidarisieren und ihn gegen die Auswüchse eines radikalisierten studentischen Mobs zu verteidigen. Der Germanist Theodor Frings, der Anglist Levin Ludwig Schücking und der Geologe Karl Hermann Scheumann stellten in der Senatssitzung zwar die Frage, seit wann der Akademische Senat über die Tätigkeit eines Kollegen außerhalb der Universität Werturteile fällen würde, erhielten aber nur eine belanglose und ausweichende Antwort.⁶⁰ Einen Tag nach der Senatssitzung legte Kessler sein Amt als Vorsitzender des Verwaltungsrats des Vereins Wirtschaftsselbsthilfe nieder.⁶¹

Damit hatten die nationalsozialistischen Studenten ihr Hauptziel erreicht, den unliebsamen Kessler im Verein Wirtschaftsselbsthilfe loszuwerden. Aus internen Papieren des NS-Studentenbundes geht eindeutig hervor, dass es vor allem darum gegangen war, dass Kessler „seinen Einfluss im studentischen Wirtschaftskörper verlieren“ würde. Die für die nationalsozialistischen Studenten positive Erklärung des Akademischen Senats sei „unter Mithilfe freundlich gesinnter Dozenten“ zustande gekommen, wie der Leipziger NS-Hochschulgruppenführer Kurt Wagner in einem vertraulichen Bericht schrieb.⁶²

Kessler ließ sich aber weder durch seinen quasi erzwungenen Rückzug aus dem Verein Wirtschaftsselbsthilfe noch durch die mangelnde Unterstützung aus dem Kollegenkreis einschüchtern oder abschrecken. Seine kritischen Artikel aus der „Neuen Leipziger Zeitung“, er veröffentlichte um die Jahreswende 1932/33 gut ein Dutzend, brachte er im Februar 1933 noch als Sammelband unter dem Titel „Kampf und Aufbau“ heraus.⁶³

Doch die nationalsozialistische „Machtergreifung“ bedeutete für Kessler letztlich das Ende seiner Tätigkeit an der Universität Leipzig. Aufgrund seines unbeirrbar demokratischen, publizistischen und politischen Engagements gehörte er zu den ersten Hochschullehrern der sächsischen Landesuniversität, die von einer nationalsozialistischen Zwangsmaßnahme betroffen waren. Bereits am 20. März 1933, zu einem Zeitpunkt als es noch gar keine gesetzliche Handhabe für ein Vorgehen gegen Kessler gab, wurde er vom sächsischen Ministerium für Volksbildung von seinen Lehrverpflichtungen entbunden und beurlaubt.⁶⁴

⁵⁹ Vgl. Beschluss des Akademischen Senats vom 30. November 1932 (Universitätsarchiv Leipzig, Personalakten, PA 79, Bl. 56).

⁶⁰ Vgl. LAMBRECHT, Politische Entlassungen (wie Anm. 2), S. 114.

⁶¹ Vgl. Schreiben Prof. Gerhard Kesslers vom 1. Dezember 1932 (Universitätsarchiv Leipzig, Personalakten, PA 79, Bl. 57).

⁶² Vgl. Schreiben Kurt Wagners vom 12. Dezember 1932 (Bundesarchiv Berlin, NS 38, II 128, o. Bl.).

⁶³ Vgl. GERHARD KESSLER, Kampf und Aufbau. Junge deutsche Politik, Leipzig 1933.

⁶⁴ Vgl. Aktennotiz Wilhelm Hartnackes vom 27. Juli 1933 (Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, Ministerium für Volksbildung, 10281/135, Bl. 90-91); vgl. dazu auch PARAK, Hochschule und Wissenschaft (wie Anm. 54), S. 203 ff. Der allgemein ver-

Auf Anordnung des sächsischen Gauleiters Martin Mutschmann kam es im Juli 1933 sogar zu einer Verhaftung Kesslers.⁶⁵ Zuvor hatte es bereits Angriffe auf sein Haus in Markkleeberg bei Leipzig gegeben, wobei ihm die Scheibe seines Arbeitszimmers mit Steinen eingeworfen worden war.⁶⁶ Die Inhaftierung Kesslers sorgte selbst beim nunmehr nationalsozialistisch geführten Reichsinnenministerium für einigen Unmut, da parteiamtliche Gliederungen nicht berechtigt waren, einen solchen Schritt anzuordnen.⁶⁷ Schon einen Monat später wurde Kessler aus dem Leipziger Stadtgefängnis entlassen. Für eine Intervention des Reichspräsidenten von Hindenburg zugunsten Kesslers, wie es gelegentlich in der Literatur angeführt wird, gibt es allerdings keinen quellenmäßigen Beleg.⁶⁸

Die nächsten Wochen über befand sich Kessler auf der Flucht. Offiziell lag freilich nichts gegen ihn vor, sogar Veröffentlichungen von ihm konnten problemlos erscheinen.⁶⁹ Unter dem Namen Hansen reiste er durch ganz Deutschland, versteckte sich bei Freunden und Familienangehörigen, immer nur für ein oder zwei Tage, ständig in Furcht davor, erneut verhaftet zu werden.⁷⁰ Auch bei seinem ehemaligen Studenten Fritz Neumark, der nunmehr in Frankfurt am Main lehrte, kam Kessler kurzzeitig unter.⁷¹

breitete vorausseilende Gehorsam im Prozess der Selbstgleichschaltung führte auch dazu, dass der persönlich anwesende Kessler auf einer Vorstandssitzung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte am 18. März 1933 nach grundsätzlichen Ausführungen eines Mitglieds „über die durch das Beamtengesetz und anderen Gesetze in Aussicht stehenden neuen Aufgaben der Zentralstelle“ aus dem Gremium gewählt wurde; das Gesetz trat aber erst am 7. April 1933 in Kraft! Noch auf der Sitzung am 11. Februar hatte Kessler wie selbstverständlich als Vorstandsmitglied über die Vorfahren Wilhelm Wundts referiert. Vgl. Protokoll der Vorstandssitzung vom 18. März 1933 (Deutsche Zentralstelle für Genealogie Leipzig, Bestand Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, 21942, 03/22, o. Bl.).

⁶⁵ Vgl. Schreiben Hans Pfundtner vom 5. August 1933 (Bundesarchiv Berlin, R 43 II/398, Bl. 72). Als Grund für die Verhaftung wurden seine Mitarbeit bei der „Neuen Leipziger Zeitung“ und seine dortigen Veröffentlichungen angegeben.

⁶⁶ Vgl. Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

⁶⁷ In einem Schreiben an den Reichsinnenminister Frick betonte Mutschmann aber, dass die Verhaftung Kesslers nicht auf seine Anordnung, sondern in Einvernehmen mit dem sächsischen Innenminister Dr. Fritsch erfolgt sei. Es würde sich daher vielmehr um eine ungeschickte Formulierung seitens des Kreisleiters der NSDAP an das Polizeipräsidium Leipzig handeln, wodurch beim Verhaftungsbefehl der Eindruck entstanden wäre, er hätte die Verhaftung angeordnet. Vgl. Schreiben Martin Mutschmann vom 8. August 1933 (Bundesarchiv Berlin, R 1501/ 125733, Bl. 499).

⁶⁸ Vgl. BUHBE, Gerhard Kessler (wie Anm. 4), S. 321; HÄNLEIN, Gerhard Kessler (wie Anm. 5), S. 255. Überliefert ist einzig das beherzte Eingreifen des Reichsgerichtspräsidenten Dr. Walter Simons, der in einem Brief an den Dekan Partei für den inhaftierten Kessler ergriff. Vgl. Schreiben Dr. Walter Simons vom 13. Juli 1933 (Universitätsarchiv Leipzig, PA 79, Bl. 107).

⁶⁹ Vgl. als Beispiel den im Juli 1933 erschienen Aufsatz GERHARD KESSLER, Wirtschaft und Ethos in der Gesellschaft, in: Soziale Praxis 27 (1933), Sp. 809-816 und Soziale Praxis 28 (1933), Sp. 841-847.

⁷⁰ Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

⁷¹ Vgl. NEUMARK, Zuflucht am Bosphorus (wie Anm. 12), S. 78.

Eine berufliche Zukunft hatte Kessler in Deutschland aber nicht mehr. Am 29. August 1933 wurde er gemäß Paragraph 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ in den Ruhestand versetzt.⁷²

II.

Für Kessler bot sich aber recht schnell eine neue Perspektive an, als er im Spätsommer 1933 einen Ruf auf die Professur für Sozialpolitik und Gesellschaftslehre an der gerade erst im Frühjahr 1933 neu gegründeten Universität Istanbul erhielt. Der türkische Staatschef Kemal Atatürk hatte sich zum Ziel gesetzt, das türkische Hochschulsystem grundlegend zu reformieren und an westliche Standards heranzuführen. Zu diesem Zweck entließ er Hunderte der alten türkischen Professoren, die er durch vornehmlich westeuropäische Akademiker zu ersetzen gedachte. Da aufgrund der nationalsozialistischen Zwangsmaßnahmen ab 1933 etliche deutsche Wissenschaftler eine neue Bleibe suchten, fanden viele von ihnen in der Türkei ein neues Arbeitsfeld.⁷³

An dem Zustandekommen der Berufung Kesslers haben wohl Fritz Neumark und zuvorderst der Gründer und Leiter der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft im Ausland“, der Frankfurter Pathologe Philipp Schwartz, der intensive Verhandlungen mit der türkischen Regierung über die Aufnahme deutscher, von den Nationalsozialisten entlassener Wissenschaftler führte, den größten Anteil.⁷⁴

Da Kessler aber zunächst kein Ausreisevisum bekam, konnte er den Ruf nicht sofort annehmen. Politischer Druck aus Ankara und die Fürsprache einflussreicher deutscher Persönlichkeiten – so verwandten sich z. B. Alfred Hugenberg sowie Weggefährten seines Vaters Hans Kessler für ihn – führten schließlich dazu, dass am 7. Dezember 1933 die Ausreise genehmigt wurde.⁷⁵ Zuvor hatte sein Leipziger Assistent Frank Hoernigk bereits den Umzug, auch den der umfangreichen Privatbibliothek, organisiert, denn Kessler blieb aus Angst vor einer erneuten Festnahme bis zum Zeitpunkt der Ausreise untergetaucht.⁷⁶

In der Türkei angekommen nahm Gerhard Kessler noch im Dezember 1933 seine Lehrtätigkeit an der Universität Istanbul auf, die für die nächsten 17 Jahre

⁷² Vgl. LAMBRECHT, Politische Entlassung (wie Anm. 2), S. 114.

⁷³ Vgl. KARIN KÖNIG, Zuflucht bei den Türken. Die wissenschaftliche deutschsprachige Emigration in der Türkei von 1933 bis 1945, in: Mittelweg 36, Bd. 6 (1995), S. 69-79, hier S. 71-72.

⁷⁴ Vgl. HELGE PEUKERT (Hg.), Philipp Schwartz: Notgemeinschaft. Zur Emigration deutscher Wissenschaftler nach 1933 in die Türkei, Marburg 1995, hier S. 4-5; vgl. dazu auch DALAMAN, Die Türkei in ihrer Modernisierungsphase (wie Anm. 3), S. 178.

⁷⁵ Vgl. Schreiben Reichsinnenminister Frick vom 20. Januar 1934 (Bundesarchiv Berlin, R 1501/ 125733, Bl. 201).

⁷⁶ Interview mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

seine akademische Heimat werden sollte.⁷⁷ Kessler dürfte wie die meisten der deutschen Emigranten vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten kaum Notiz von den umfassenden politischen und gesellschaftlichen Veränderungen in der Türkei genommen haben, nahm aber nun dankbar die Gelegenheit wahr, in Istanbul, am Kreuzpunkt zwischen Orient und Okzident, zu arbeiten. Für viele der vertriebenen Wissenschaftler ging es bei der Frage, eine Stelle an einer türkischen Hochschule anzunehmen, zunächst vornehmlich darum, die persönliche und private Existenz zu sichern. Für nicht Wenige war die Türkei ein „Transitland“, eine Zwischenstation auf dem Weg zur Professur an einer Hochschule in einem westlichen Land.⁷⁸ Dennoch dürften alle aus ihrer Heimat Vertriebenen tiefe Dankbarkeit dafür empfunden haben, dass die Türkei sich als „rettender Hafen“ anbot. Freilich profitierte das gastfreundliche Land ganz maßgeblich von dem diktatorisch erzwungenen mitteleuropäischen Eliteaustausch, und der Anteil der Emigranten an der Modernisierung der Türkei darf nicht unterschätzt werden.⁷⁹

⁷⁷ Die Literatur über die deutschsprachige Emigration in die Türkei während des Dritten Reiches ist in den letzten Jahren beträchtlich gewachsen, jedoch bleiben zu Detailfragen noch immer Lücken. Von den wesentlichen Arbeiten seien zumindest erwähnt JAN CREMER/HORST PRZYTULLA (Hg.), *Exil Türkei. Deutschsprachige Emigranten in der Türkei 1933–1945. Eine Ausstellung des Yol-Kulturforums*, München 1991, S. 536–550; *Haymatloz. Exil in der Türkei 1933–1945*, hrsg. vom Verein Aktives Museum, Berlin 2000; KEMAL BOZAY, *Exil Türkei. Ein Forschungsbeitrag zur deutschsprachigen Emigration in der Türkei (1933–1945)*, Münster/Hamburg/London 2001; REGINE ERICHSEN, *Medizinmigration in die Türkei*, in: Albrecht Scholz (Hg.), *Emigrantenschicksale. Einfluß der jüdischen Emigranten auf Sozialpolitik und Wissenschaft in den Aufnahmeländern*, Frankfurt am Main 2004, S. 65–82; ÁRNOLD REISMAN, *German Jewish intellectuals' diaspora in Turkey 1933–55*, in: *Historian* 69 (2007), S. 450–478; JÖRN KOBES, „... der ewig saublaue Himmel Istanbuls ...“. *Der Weg der Frankfurter Wissenschaftler ins türkische Exil (1933–1945)*, in: Jörn Kobes (Hg.), *Frankfurter Wissenschaftler zwischen 1933 und 1945*, Göttingen 2008, S. 205–234; CHRISTOPHER KUBASECK/GÜNTER SEUFERT (Hg.), *Deutsche Wissenschaftler im türkischen Exil. Die Wissenschaftsmigration in die Türkei 1933–1945 (Istanbuler Studien, Bd. 12)*, Würzburg 2008. Für das mit Hinblick auf Gerhard Kessler besonders interessante wirtschaftswissenschaftliche Emigrationsumfeld vgl. MATTHES BUHBE, *Die Emigration deutschsprachiger Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler in die Türkei*, in: Harald Hagemann (Hg.), *Zur deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933*, Marburg 1997, S. 411–436.

⁷⁸ So ging der bekannte Chirurg und Sauerbruch-Schüler Rudolf Nissen, der umfangreiche Erinnerungen über seine Zeit in der Türkei verfasst hat, 1939 in die USA. Auch der Physiker und Philosoph Hans Reichenbach sowie der Romanist Leo Spitzer, um nur einige weitere Beispiele zu nennen, nahmen alsbald Lehrstühle in den Vereinigten Staaten an. Vgl. dazu mit vielen Querverweisen RUDOLF NISSEN, *Helle Blätter – Dunkle Blätter. Erinnerungen eines Chirurgen*, Stuttgart 1969.

⁷⁹ Zum Anteil der Emigranten an der Modernisierung der Türkei siehe nunmehr die voluminöse und umfassende Studie von ÁRNOLD REISMAN, *Turkey's modernization. Refugees from Nazism and Atatürk's vision*, Washington D.C. 2006. Für Einzelaspekte vgl. ARIN NAMAL, *Emigrantinnen im Gesundheitswesen im Rahmen der türkischen Universitätsreform von 1933*, in: Regine Pfrepper (Hg.), *Medizin-, Pharmazie- und Wissenschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Festschrift für Ingrid Kästner zum 65. Geburtstag*, Aachen 2007, S. 321–354; KADER KONUK, *Antagonistische Weltanschauungen in*

1936 bestand an der Universität Istanbul das Lehrpersonal zu zwei Dritteln aus deutschsprachigen Exilwissenschaftlern. Kessler übernahm einen neuen Lehrstuhl für Sozialpolitik, dessen thematische Breite auch die Fächer Soziologie, Politik- und Wirtschaftswissenschaften umfasste. Da die Universität Istanbul eine Neugründung war, kam auf Kessler viel Pionierarbeit zu. So gründete er das „Institut für Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften“ und baute dort eine rund 20.000 Titel umfassende internationale Fachbibliothek auf, in der seine Handbücher der Soziologie und Sozialpolitik, zu deren Abfassung er sich wie viele Kollegen bei Unterzeichnung der türkischen Arbeitsverträge verpflichtet hatte, zentrale Plätze einnahmen.⁸⁰ Aber auch neue deutsche Fachbücher Kesslers kamen in der Bibliothek zur Aufstellung, denn noch bis ins Jahr 1938 publizierte er zu wirtschaftlichen und vor allem genealogischen Themen in Deutschland.⁸¹

Das Hauptproblem des im Alter von 50 Jahren ins Exil gegangenen Kessler war seine Unfähigkeit, trotz verbissener Bemühungen seinerseits, auch nur ansatzweise Türkisch zu lernen, so dass seine Assistenten nicht nur seine Schriften, sondern auch seine Vorlesungen übersetzen mussten. Gehörten Kenntnisse in Latein, Griechisch und Hebräisch zu seiner protestantisch-preußisch-bildungsbürgerlichen Grundausbildung, so scheiterte er an den modernen Sprachen, von denen er zumindest schriftlich das Französische und auch ein wenig Rumänisch beherrschte.

Gewöhnte sich Kessler in beruflicher Hinsicht recht schnell an die neue Umgebung, waren die Auswirkungen des Exils in der Türkei auf die Familie Kessler um ein Vielfaches dramatischer. Zum Zeitpunkt der Emigration war die Ehe von Gerhard und Dorothea Kessler schon von Spannungen und „von einem Einander-

der türkischen Moderne: Die Beteiligung von Emigranten und Nationalsozialisten an der Grundlegung der Nationalphilologien in Istanbul, in: Georg Sauth/Faruk Birtek (Hg.), „Istanbul“. Geistige Wanderungen aus der „Welt der Scherben“, Bielefeld 2007, S. 191-216.

⁸⁰ Vgl. GERHARD KESSLER, *Sozyoloji Notlari* [Soziologische Notizen], (Istanbul Üniversitesi Hukuk Fakültesi Talebe Cemiyeti Yayini, Istanbul 1933 [160 S.]; DERS., *Sozyoloji* [Soziologie], ins Türkische übers. v. Hikmet Sadik (Istanbul Üniversitesi Hukuk Fakültesi Talebe Cemiyeti Yayini), Istanbul 1934 [140 S.]; DERS., *Sozyoloji Dersleri* [Soziologie-Unterricht], ins Türkische übers. v. R. S. Suvla (Istanbul Üniversitesi Hukuk Fakültesi Talebe Cemiyeti Yayini), Istanbul 1936; DERS., *İctimaiyata Baslangic* [Einführung in die Soziologie], ins Türkische übers. v. Z. F. Findikoglu, Istanbul 1938 [272 S.]; DERS., *Kooperatifçilik* [Genossenschaftswesen], ins Türkische übers. v. Z. F. Findikoglu, Istanbul 1940 [207 S.]; DERS., *İktisat Tarihi* [Wirtschaftsgeschichte], ins Türkische übers. v. Orhan Tuna, Istanbul 1940 [168 S.]; DERS., *İctimai Siyaset* [Sozialpolitik], ins Türkische übers. v. Orhan Tuna, Istanbul 1945 [292 S.].

⁸¹ Vgl. u. a. GERHARD KESSLER, *Wilhelm Wundts Ahnenerbe*, Leipzig 1933; DERS., *D. Daniel Heinrich Arnoldt und der Pietistenkreis in Königsberg. Mit Anlagen: Ahnen und Nachkommen Arnoldts*, [Sambul] 1934; DERS., *Die Familiennamen der Juden in Deutschland*, Leipzig 1935; DERS., *Altpreußische Briefe an Johann Christoph Gottsched*, Königsberg 1937; DERS., *Die Familiennamen der ostpreußischen Salzburger*, Königsberg 1937; DERS., *Die altpreußische Pfarrer-Familie Kluge, Heiligenbeil/Ostpr. 1937*; DERS., *Judentaufen und judenchristliche Familien in Ostpreußen*, Leipzig 1938, in: *Familiengeschichtliche Blätter/Deutscher Herold* 36 (1938), Sp. 1-62.

vorbei-Leben“ gekennzeichnet.⁸² Dorothea Kesslers depressive Phasen hatten sich zu Beginn der 1930er-Jahre zwischenzeitlich so sehr verstärkt, dass der wenig empathische, nach seinerzeit geltendem Recht als alleiniger Ehevorstand agierende Gatte, sich noch in Deutschland dazu entschlossen hatte, seine Frau entmündigen zu lassen.⁸³ Es ist daher unwahrscheinlich, dass er sie in die Entscheidung auszuwandern mit einbezogen hat. In Istanbul verschlechterte sich der Gesundheitszustand Dorothea Kesslers dann auch prompt, so dass sie wochenlang nicht außer Haus gehen konnte und nur in ganz geringem Maße Anschluss an die Exilgemeinde fand. In der muslimischen Stadtgesellschaft Istanbuls brachte der schon in Leipzig krankheitsbedingt eingeschränkte individuelle Verkehr außer Haus für die Professorenngattin zusätzliche Schwierigkeiten mit sich.

Auch die vier Kinder der Kesslers nahmen die Emigration sehr unterschiedlich auf. Der heutige Betrachter muss sich dabei in Erinnerung rufen, dass Kessler durch sein für einen Akademiker der Weimarer Republik nicht gerade typisches politisches Engagement ein wirtschaftlich sorgenfreies Leben gefährdet hatte und durch den Gang ins Exil auch seine nächsten Verwandten aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen worden waren.⁸⁴

Das meiste Verständnis brachte ihm in dieser Hinsicht sein ältester Sohn Hans Kessler entgegen, der auch politisch die Überzeugungen seines Vaters teilte. 1938 wurde Hans Kessler kurz vor seinem Abitur von der Deutschen Schule in Istanbul verwiesen, weil er nicht an der Feier zum Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich teilnehmen wollte, ein Verhalten, das sein Vater billigte und begrüßte.⁸⁵ Schließlich äußerte sich Kessler auch in der deutschen Exilgemeinde wiederholt ablehnend und abwertend über das Dritte Reich und glaubte etwa, gegen die Maßregelung seines Sohnes direkt bei Adolf Hitler, den er ohnehin nicht mehr lange im Amt sah, Beschwerde einlegen zu müssen.⁸⁶ Kessler überwies auch weiterhin die Raten für das in Markkleeberg bei Leipzig noch immer nicht vollständig abgezahlte Haus und glaubte wohl recht bald nach Deutschland zurückkehren zu können, wenn erst einmal der nationalsozialistische „Spuk“ vorbei sein sollte.⁸⁷

⁸² Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

⁸³ Ebenda.

⁸⁴ Vgl. zu dieser Thematik SABINE HILLEBRECHT, Freiheit in Ankara. Deutschsprachige Emigrantenkinder im türkischen Exil, in: *Exilforschung* 24 (2006), S. 198–214.

⁸⁵ Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006. Nach den kaum objektiven Beschreibungen des Deutschen Generalkonsulats in Istanbul zufolge habe Kessler seinen Sohn sogar aufgefordert, an keinerlei politischen Veranstaltungen der Deutschen Schule teilzunehmen. Er sei „in seiner Frechheit soweit“ gegangen, für den Schulverweis des Sohnes eine Entschuldigung zu fordern, was „dem Faß den Boden ausgeschlagen“ habe. Vgl. Generalkonsulat Istanbul an das Auswärtige Amt Berlin vom 4. Juni 1938 (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin, Inland A/B, R 100095, o. Bl.).

⁸⁶ Vgl. Schreiben Gerhard Kesslers an Reichsaußenminister v. Ribbentrop vom 2. Juni 1938 (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin, Inland A/B, R 100095, o. Bl.).

⁸⁷ Vgl. die diesbezügliche Überlieferung im Universitätsarchiv Leipzig (Universitätsarchiv Leipzig, Personalakten, PA 79). In den 1990er-Jahren wurde das den Erben Kesslers rückübertragene Grundstück verkauft. Kessler hegte in den Jahren des türkischen Exils

Die durch Zuträger über Kesslers Verhalten informierten deutschen Behörden interessierte das freilich wenig; 1939 wurde ihm die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen.⁸⁸ Der überdurchschnittlich begabte Hans Kessler ging noch im selben Jahr in die USA und studierte dort Orientalistik, die dafür hilfreichen Türkischkenntnisse brachte er bereits mit. Als Soldat der US-Armee kämpfte er bei der Landung der Alliierten in der Normandie. Nach dem Ende des Krieges machte er nicht zuletzt aufgrund seiner Sprachkenntnisse schnell Karriere in der amerikanischen Ölindustrie.⁸⁹ Als wohlhabender Pensionär starb Hans Kessler 1997 auf einer Besuchsreise in Deutschland, die seiner Frau die Orte seiner Jugend zeigen sollte, ausgerechnet in einem Hotel in Leipzig.⁹⁰

Gänzlich anders wurde die Emigration von Gerhild Kessler gesehen, der ältesten Tochter des Ehepaars Kessler. Zum Zeitpunkt der Flucht aus Deutschland war sie 18 Jahre alt gewesen und der Verlust ihres Freundeskreises hatte sie besonders hart getroffen. So machte sie aus ihrer Ablehnung des Lebens in der Türkei keinen Hehl und verließ 1937 Istanbul um nach Deutschland zurückzukehren.⁹¹ Pikan-

scheinbar stets die Hoffnung, dass das nationalsozialistische Regime recht bald zusammenbrechen werde und er nach Deutschland zurückkehren könne. So war er 1941 noch der Auffassung, dass er spätestens 1943 wieder in Deutschland sein werde. Vgl. Schreiben Adelheid Kesslers vom 18. August 1941 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 54, o. Bl.).

⁸⁸ Vgl. den umfangreichen Vorgang dazu in den Aktenüberlieferungen des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes in Berlin (Inland II A/B, R 100095). Routinemäßig wurde die Post an und von Kessler durch Mitarbeiter des Istanbuler Generalkonsulats geöffnet; vgl. das Manuskript „Eltern und Ahnen“ (wie Anm. 11), S. 163. Neben den Spionagekanälen über das Deutsche Generalkonsulat in Istanbul war das nationalsozialistische Regime auch durch den vom Reichserziehungsministerium eigens für die Beurteilung deutscher Professoren in der Türkei entsandten, später in der DDR als Humboldt-Biografen hofierten Spitzel Herbert Scurla über Kesslers „Verfehlungen“ informiert worden. Vgl. den kommentierten Neudruck des bereits 1987 von Klaus-Detlev Grothusen zur Edition gebrachten so genannten „Scurla“-Berichts von FARUK ŞEN/DIRK HALM (Hg.), *Exil unter Halbmond und Stern. Herbert Scurlas Bericht über die Tätigkeit deutscher Hochschullehrer in der Türkei während der Zeit des Nationalsozialismus*, Essen 2007, hier S. 84, wo es in Bezug auf Kesslers fortgesetzte Kritik am Nationalsozialismus heißt, „das Verhalten Kessler's [sic!] ist so unverstänglich, dass gezweifelt werden muß, ob er noch voll im Besitz seiner geistigen Kräfte ist.“ In Kesslers Nachlass ist der Ausbürgerungsbescheid aufbewahrt; umseitig hatte sich der stoische Patriot drei Zahnarzttermine notiert. (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 3, o. Bl.).

⁸⁹ Zahlreiche Briefe Hans Kesslers an den Vater Gerhard, die den stetigen Aufstieg des ehrgeizigen Einwanderers belegen, finden sich im Nachlass Gerhard Kesslers (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 53).

⁹⁰ Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006; Interview der Autoren mit Herta Voss vom 28. Oktober 2007.

⁹¹ Gerhild Kessler hatte Leipzig kurz vor dem Abitur verlassen müssen. In Istanbul besuchte sie wie ihre Geschwister die deutsche Oberrealschule, wo sie 1935 das Reifezeugnis erwarb. In der Schule hatten sich im Laufe des Jahres 1933 nationalsozialistische Organisationen etabliert, in denen sich Gerhild Kessler aktiv engagierte. Vgl. dazu die instruktive Studie von ANNE DIETRICH, *Deutschsein in Istanbul. Nationalisierung und Orientierung in der deutschsprachigen Community von 1843 bis 1956*, Opladen 1998, hier S. 227-248, wo das faksimilierte Reifezeugnis Gerhild Kesslers abgedruckt ist (S. 230-231).

terweise fand sie eine Anstellung beim Bund Deutscher Mädel (BDM), wo sie bald in der gehobenen Verwaltungsebene arbeitete.⁹² Sie hielt aber weiterhin Kontakt zu ihrer Familie und besuchte diese regelmäßig. Gerhild Kessler stand schließlich im Mittelpunkt einer auch über die Emigrationszeit hinaus für die innerfamiliäre Dynamik entscheidenden, um nicht zu sagen einschneidenden, Episode, die sich kein Drehbuchautor hätte besser einfallen lassen können.

Der Gesundheitszustand von Dorothea Kessler hatte sich Ende der 1930er-Jahre so sehr verschlechtert, dass überlegt wurde, sie in eine Pflgeanstalt in Deutschland zu überweisen. In Briefen zwischen Gerhard Kessler und seinem betagten Vater Hans in Berlin, der im Übrigen seinen Sohn in Istanbul noch zweimal besuchte, wurde dieses Thema mehrfach angesprochen, ohne dass sich Gerhard Kessler zu einem Entschluss durchringen konnte.⁹³ Auch die durch die Ausgaben für den in Amerika studierenden Sohn Hans noch verschärfte Knappheit der Einkünfte Kesslers verhinderte die Umsetzung dieser Pläne.⁹⁴ Im Sommer 1939 handelte schließlich Gerhild Kessler ohne das Wissen ihres Vaters und organisierte mit Unterstützung des Deutschen Generalkonsulats in Istanbul eine regel-

⁹² Bei der Beerdigung ihres väterlichen Großvaters Hans Kessler traf sie auf dem Berliner Friedhof im September 1939 den ehemaligen Leipziger Assistenten ihres Vaters, Frank Hoernigk, wieder, der vor der Flucht der Kesslers schon von der jungen Gerhild angetan war. Er machte ihr offen Avancen, die er jedoch von ihrem Austritt aus sämtlichen NS-Organisationen abhängig machte. Tatsächlich trat Gerhild Kessler aus dem BDM aus und hat sich wohl noch während des Krieges unter dem Einfluss ihres nunmehrigen Mannes Frank Hoernigk vom Nationalsozialismus abgewandt. Vgl. dazu die umfangreichen Aussagen ihres Sohnes Thomas Hoernigk, sowie die übereinstimmenden Schilderungen in den Gesprächen mit ihrer Schwester (Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006) und ihrer Cousine (Interview der Autoren mit Herta Voss vom 28. Oktober 2007). Ein Eintrag auf ihrer Mitgliedskarte in der NSDAP-Ortskartei scheint sogar auf einen Austritt aus der Partei im Jahr 1942 hinzudeuten (Bundesarchiv Berlin, ehemaliges Berlin Document Center, Ortskartei der NSDAP, Eintrag Gerhild Kessler).

⁹³ Siehe dazu den überlieferten Briefwechsel Hans Kesslers an seinen Sohn Gerhard in die Türkei (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 49). In einem Brief zum Geburtstag des Sohnes schrieb der greise Vater 1938, „daß ich Deine Rückkehr nach Deutschland zu denjenigen Wünschen zähle, deren Erfüllung ich in meinem Erdenleben immer noch erhoffe, und noch keineswegs aufgegeben habe. Sollte dieser Wunsch sich nicht noch verwirklichen lassen? [...]“. Schreiben Hans Kesslers vom 22. August 1938 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 49, o. Bl.).

⁹⁴ Die Einnahmen aus den auf fünf Jahre befristeten Arbeitsverträgen der deutschen Professoren waren im innertürkischen Maßstab hoch. Die Ausgaben Kesslers, der stets noch andere Emigranten finanziell unterstützte, waren allerdings beträchtlich. Die Ausbildung seiner Kinder an einem amerikanischen College Istanbul und in den USA selbst sowie die teure Literaturbeschaffung verschlangen riesige Posten des an der eigenen und der Lebenshaltung seiner Angehörigen übertrieben sparenden Patriarchen. Erst zusätzliche Verdienste wie Veröffentlichungshonorare (etwa für die Neue Zürcher Zeitung) oder Beraterverträge für die türkische Regierung milderten im Laufe der Jahre die angespannte Situation. Kesslers an Geiz grenzende Sparsamkeit bezeugen alle Interviewpartner, so auch seine Tochter Adelheid Scholz. Vgl. Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

rechte Entführung ihrer Mutter aus der elterlichen Wohnung.⁹⁵ Eingeweiht war nur die jüngste Tochter Adelheid, die ebenfalls mit nach Deutschland kommen sollte. Sie brachte als Teil des Plans einen Schulkameraden mit nach Hause, der zur Ablenkung mit Gerhard Kessler Schach spielen sollte. Währenddessen stellte sie bei offener Badezimmertür die Dusche an, um die Fluchtgeräusche zu überdecken. Auf diese Weise wurde Dorothea Kessler unbemerkt aus dem Haus gebracht, wo ein Wagen wartete, der die Frauen zum Istanbul Bahnhofs fuhr. Dort stiegen sie in den Orientexpress und erreichten nach drei Tagen am 1. September 1939 (!) Berlin.⁹⁶

Die Auswirkungen dieser Ereignisse auf Gerhard Kessler können nur erahnt werden. Die Tatsache, dass über diesen Vorfall in der Familie Kessler nach 1945 im Großen und Ganzen der Mantel des Schweigens gebreitet wurde, ist beredtes Zeichen genug. Erschütternd ist in vielerlei Hinsicht der Briefwechsel Gerhard Kesslers mit seiner jüngsten Tochter Adelheid. In den Jahren 1940 und 1941 versuchte er sie immer wieder dazu zu bewegen, mit ihrer Mutter zurück nach Istanbul zu kommen. Seine Bitten blieben erfolglos, denn auch die jüngere Tochter schwärmte nun vom Nationalsozialismus und lobte das Leben in Deutschland, das auch unter den Bedingungen des Krieges viel besser als in der Türkei sei:

„Und wenn auch die Landschaft nicht so schön wäre wie hier, so wäre es dennoch tausendmal schöner als in der Türkei, denn wir sind hier in Deutschland. Vor allen Dingen dieser Teil Deutschlands, den uns der Führer und unsere Soldaten wieder zurück erworben haben, ist uns besonders lieb [...] Du schreibst, dass es Mutti und mir in der Türkei besser gehen würde. Das glaube ich nicht. Mutti steht unter ständiger ärztlicher Aufsicht und die Verpflegung ist sehr gut. Bombenangriffe haben wir eben zu überstehen, da ist nichts zu machen. Du kannst ja deinen englischen Freunden sagen, dass die Engländer damit angefangen haben, friedliche Städte zu bombardieren. Wenn, wie du schreibst, die Fliegerangriffe schlimmer werden, so wird der Führer weitere Vergeltungsmaßnahmen folgen lassen [...] Dass ich mir nichts vorschwatzen lasse, versteht sich von selbst. Ich kann doch denken! Aber in Deutschland bleibe ich und meine Meinung zum Nationalsozialismus ändere ich auch nicht!“⁹⁷

Dass seine Töchter nun für das System und seine Exponenten ins Schwärmen gerieten, weswegen er den Weg ins Exil angetreten hatte, kann und wird nicht

⁹⁵ Die in der Literatur zu findenden Verweise, wo es zumeist heißt, dass nach Kesslers Ausbürgerung durch die Nationalsozialisten seine „Frau und jüngere Tochter nach Deutschland zurückgekehrt [...]“ seien, bleiben somit erkennbar weit hinter der tatsächlichen Dramatik der Ereignisse zurück. Vgl. CHRISTIAN HOSS, Verfolgung und Emigrationswege der von Scuria benannten Flüchtlinge und ihrer Familien, in: ŞEN/Halm, Exil unter Halbmond und Stern (wie Anm. 88), S. 113-201, hier S. 146.

⁹⁶ Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

⁹⁷ Schreiben Adelheid Kesslers vom 15. und 18. August 1941 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 54, o. Bl.).

spurlos an Gerhard Kessler vorübergegangen sein.⁹⁸ Viele Worte hat er seinem Wesen gemäß darüber aber nicht verloren. Dorothea Kessler wurde schließlich in die Heilanstalt Bethel eingewiesen, wo sie 1942 starb, ohne dass ihr Mann sie noch einmal hat sehen können.⁹⁹

Nach diesen Ereignissen lebte Kessler nur noch mit seinem Sohn Gottfried in Istanbul zusammen. Das Verhältnis zwischen den in ihrer Persönlichkeitsstruktur sehr ähnlichen, d. h. vor allem gleichermaßen sturen Charakteren, war aber in einem solchen Maße zerrüttet, dass Gottfried monateweise bei den Eltern von Bekannten wohnte. Nach dem Besuch einer amerikanischen Schule in Istanbul ging er wie sein älterer Bruder Hans in die USA, wo er sich in vielen Berufszweigen versuchte, bevor er sich in den 1970er-Jahren als Informatiker in Denver (Colorado) niederließ. Er starb 2001.¹⁰⁰

Nachdem seine Familie derart zerrissen worden war, vertiefte sich Gerhard Kessler verstärkt in seine wissenschaftliche und sozialpolitische Arbeit: Der Aufbau der Bibliothek, die Betreuung von Doktoranden und die Anfertigung von Gutachten im Auftrage der türkischen Regierung füllten seinen Alltag. Kessler reiste viel durch die Türkei, studierte das Fabrikwesen und die generellen Arbeits- und Lebensbedingungen und unterstützte die Anfänge der türkischen Gewerkschaftsbewegung.¹⁰¹ Privat führte Kessler ein sehr zurückgezogenes Leben. Sein schwieriger Charakter hat sicher mit dazu beigetragen, dass Kessler zwar viele Bekannte, aber wenige Freunde in Istanbul hatte. In den letzten Jahren seines Türkeiaufenthalts lebte er zudem nicht mehr in der Stadt, sondern außerhalb Istanbuls, in einem halb zerfallenen Holzhaus an der Schwarzmeerküste, in der Gesellschaft von vielen Katzen und betreut von einem ehemaligen zaristischen Offizier namens Lawroff, der ihm den Haushalt mehr schlecht als recht führte. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Kessler in den Memoiren einiger seiner Istanbul-Kollegen als skurrile Erscheinung beschrieben wird.¹⁰² Andererseits sprechen die über

⁹⁸ Beide Töchter wandten sich aber, freilich vom Vater unbemerkt, noch während des Krieges vom Nationalsozialismus ab.

⁹⁹ Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

¹⁰⁰ Der weitere Lebensweg Gottfried Kesslers war nicht frei von Tragik. Eine Verlobung scheiterte, eine Ehe ebenso und sein schroffes Verhalten isolierte ihn auch innerhalb seiner Familie. Im Alter zeigte er antisemitische und deutsch-nationalistische Tendenzen. Mit seinem Vater überwarf er sich spätestens zu Beginn der 1950er-Jahre, unfreundliche Briefe deuteten das Zerwürfnis aber schon vorher an (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 50). Zum 80. Geburtstag Gerhard Kesslers, zu dem sich die gesamte Familie versammeln wollte, sollte eine Versöhnung stattfinden. Tragischerweise – hier passt das Wort, welches ein Historiker nicht oder nur selten benutzen sollte – starb Gerhard Kessler kurz vor seinem 80. Geburtstag, so dass Gottfried Kessler, der bereits auf der Überfahrt von Amerika war, ihn nicht mehr sprechen konnte. Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

¹⁰¹ Vgl. FARUK ŞEN, Türkei: Gewerkschaften zwischen ideologischer Ausrichtung und entwicklungspolitischem Potential (Arbeiten aus der Abteilung Entwicklungsländerforschung des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 53), Bonn 1978, S. 6-7; vgl. auch DALAMAN, Die Türkei in ihrer Modernisierungsphase (wie Anm. 3), S. 194 ff.

¹⁰² Vgl. NEUMARK, Zuflucht am Bosphorus (wie Anm. 12), S. 78.

Jahrzehnte minutiös geführten Ausleihverzeichnisse für Bücher auch in diesen Jahren von einem ununterbrochenen gesellschaftlichen Kontakt des Sonderlings, dessen große Bibliothek und sonstige wissenschaftliche Expertise allgemein geschätzt wurden.¹⁰³

Während des Krieges betätigte sich Gerhard Kessler erstmals wieder politisch. Zusammen mit Ernst Reuter und einem Kreis deutscher Wissenschaftler verfasste er Denkschriften und Memoranden über den Wiederaufbau Deutschlands. Kessler gehörte neben Reuter sogar zu den Initiatoren des 1943 gegründeten „Deutschen Freiheitsbundes“, obwohl ihnen eigentlich, wie allen Emigranten, jegliche politische Betätigung verboten war.¹⁰⁴ Beide hofften, eine sozialdemokratisch-bürgerliche Anti-Hitler-Koalition unter den Emigranten aufbauen zu können.¹⁰⁵

Die Alliierten, vor allem die Amerikaner, zeigten sich jedoch wenig interessiert.¹⁰⁶ Dabei trieben Kessler und seine Kollegen Alexander Rüstow in Istanbul sowie Ernst Reuter in Ankara vor allem nach der deutschen Niederlage in Stalingrad das Unternehmen ambitioniert voran. Ein wesentliches Mittel sollten Radio-sendungen sein, die sie über Kanäle der Alliierten nach Deutschland ausstrahlen wollten. Vorlagen dafür wurden immer wieder ausgetauscht und überarbeitet. Trotz der Mäßigungen Reuters blieb jeweils viel vom polemischen Stil Kesslers erhalten, wenn auch seine wütendsten Angriffe gestrichen wurden.¹⁰⁷ In einem

¹⁰³ Nicht nur in Kesslers eigenem Nachlass, sondern auch in den Hinterlassenschaften seiner Exil-Kollegen sind zahlreiche Einladungen zu Besuchen und Gesellschaften überliefert, die keine Isolierung erkennen lassen. Vgl. etwa die Korrespondenz mit Alexander Rüstow (Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Alexander Rüstow (1169), Nr. 40, 66, 85, 97). Kessler war zudem Mitglied der so genannten „Privatakademie Istanbul“, einer Art Professorenkränzchen der Istanbul-Emigranten, welches Rüstow ins Leben gerufen hatte. Vgl. KONUK, *Antagonistische Weltanschauungen in der türkischen Moderne* (wie Anm. 79), S. 198. Die zahlreichen, penibel geführten Ausleihbücher seiner 5.000 Bände umfassenden Bibliothek sind sämtlich erhalten (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 42-46).

¹⁰⁴ Istanbul war gerade in den Jahren des Zweiten Weltkrieges aufgrund seiner geografischen Lage zu einem Zentrum der internationalen Spionage geworden, aus welcher die nur scheinbar neutrale Türkei die Emigranten gern heraushalten wollte. Vgl. zu diesem Aspekt BARRY RUBIN, *Istanbul Intrigues. A true-life Casablanca*, New York 1989; PETER PIRKER, „Whirlwind“ in Istanbul. Geheimdienste und Exil-Widerstand am Beispiel Stefan Wirlandner, in: *Jahrbuch. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands*, Jg. 2009, S. 114-136.

¹⁰⁵ Zu Ernst Reuter existiert wahrscheinlich die umfangreichste Literatur, vgl. zuletzt etwa BERND NICOLAI, „Der goldene Käfig“. Ernst Reuter und Martin Wagner im türkischen Exil, in: Heinz Reif (Hg.), *Ernst Reuter. Kommunalpolitiker und Gesellschaftsreformer 1921–1953*, Bonn 2009, S. 239–250.

¹⁰⁶ Vgl. DAVID E. BARCLEY, *Schaut auf diese Stadt. Der unbekannte Ernst Reuter*, Berlin 2000, hier S. 179.

¹⁰⁷ Die folgenden Briefwechsel zwischen den Akteuren des Deutschen Freiheitsbundes sowie die hektografierten Manuskripte sind in Ernst Reuters umfangreichem, in dieser Hinsicht aber noch ungenügend ausgewertetem Nachlass erhalten (Landesarchiv Berlin, Nachlass Ernst Reuter, Gerhard Kessler, Rep. 200, Acc. 2326, Nr. 63–64).

Entwurf Kesslers für eine Radioansprache aus dem August 1943, den Reuter nur geringfügig stilistisch änderte, hieß es:

„Der Nationalsozialismus steht vor dem Untergang. Er wird den Krieg, den er begonnen und verloren hat, nicht überleben. Was fällt, soll man stoßen. Ein rascher Todesstoß kann Hunderttausende erretten, die weitergeopfert werden sollen. Es wird einen harten Fall geben. Der Untergang dieser Schuldigen ist weiterer Rede nicht wert. Aber was kommt danach? [...]

Die Sieger, nicht die Besiegten setzen die Bedingungen des Friedens fest. Das ist eine Regel ohne Ausnahme in der Geschichte. Mit schweren Bedingungen müssen wir in jedem Falle rechnen. Haben wir die Nazis aus eigener Kraft gestürzt, so wird man uns wenigstens anhören. Wir müssen versuchen, unsere Reichseinheit zu retten und das Recht, uns selbst zu regieren [...].“¹⁰⁸

Auch die übrigen Texte Kesslers waren von einer Mischung aus Hass auf die NS-Herrscher, patriotischem Rückkehrstreben und sozialpolitischen Leitplanungen für die erhoffte Nachkriegszeit gekennzeichnet. Besonders in seinen wirtschaftspolitischen Zukunftskonzeptionen ging der sozialpolitische Praktiker deutlich über die eher allgemeinen Planungen seiner prominenteren nationalökonomischen Kollegen im Exil hinaus. Wie eng er sich der deutschen Heimat nach wie vor verbunden fühlte, zeigt sich zwar einerseits in den umfangreichen, größtenteils handschriftlichen Materialsammlungen, wird aber nirgends so deutlich wie in den Redemanuskripten für den „Deutschen Freiheitsbund“:

„Privilegierte Schichten“, so der genossenschaftliche Vordenker, hätten „keinen Platz mehr [...] im verarmten Deutschland, arbeitslose Renten wird es nicht mehr geben. Die Herren auf den großen Gütern des Ostens müssen verschwinden, die Herren der Aktienpakete müssen verschwinden. [...] Die Eigenproduktion der Genossenschaften wird mit der Zeit anwachsen; die schuldbeladene Schwerindustrie wird der Staat sofort übernehmen müssen. In der verarbeitenden Industrie werden wir den tüchtigen Unternehmer nicht entbehren können, utopische Experimente wären hier zum Schaden der Gesamtheit.“¹⁰⁹

Auffällig ist bei all diesen Planungen, dass aus der Feder Kesslers nur deutsche Texte stammten und der gesamte englische bzw. französische Schriftverkehr mit den Westalliierten von Rüstow und Reuter abgewickelt wurde. Kesslers mangelnde Fremdsprachenkenntnisse standen ihm hier wieder einmal im Wege.

Ein offenkundiges Lieblingsvorhaben aus Deutschland, für das keinerlei polyglotte Finessen notwendig waren, verfolgte Kessler auch in der Türkei weiter. Er hatte seine riesige Karteisammlung zur deutschen, besonders ostpreußischen Genealogie mit an den Bosphorus transportieren lassen und konnte so seine fami-

¹⁰⁸ Entwurf einer Radioansprache Gerhard Kesslers „Was soll werden?“, o. J. (Landesarchiv Berlin, Nachlass Ernst Reuter, Gerhard Kessler, Rep. 200, Acc. 2326, Nr. 63-64, o. Bl.); vgl. dazu auch DALAMAN, Die Türkei in ihrer Modernisierungsphase (wie Anm. 3), S. 186 ff.

¹⁰⁹ Redeentwurf Gerhard Kesslers vom August 1943 (Landesarchiv Berlin, Nachlass Ernst Reuter, Gerhard Kessler, Rep. 200, Acc. 2326, Nr. 63-64, o. Bl.).

liengeschichtlichen Forschungen fortsetzen. 1935 erschien mit Unterstützung Johannes Hohlfelds als Band 53 der „Mitteilungen der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte Leipzig“ Kesslers genealogische Abhandlung „Die Familiennamen der Juden in Deutschland“. Dass diese thematisch brisante Arbeit eines exilierten Demokraten in Deutschland erscheinen konnte, überrascht freilich, ist jedoch auch auf die Wirren der ersten Jahre der Diktatur zurückzuführen, die bei genauer Betrachtung einzelner Vorgänge immer wieder jene totalitäre Durchdringung aller gesellschaftlichen Bereiche vermissen ließ, die dem Nationalsozialismus als immanentes Charakteristikum traditionell zugeschrieben wird.¹¹⁰

Auch in der Universitätslehre führte Kessler seine traditionellen Arbeits- und Themenfelder fort. Im Wintersemester 1935/36 hielt er etwa Vorlesungen über Allgemeine Soziologie, Sozialpolitik, Arbeitsschutz und Sozialversicherung, aber auch über Sozialismus ab. Der Skepsis der türkischen Universitätsverwaltung in Bezug auf das letztgenannte Thema begegnete Kessler mit der lakonischen Bemerkung, dass er auch in Deutschland schon die Meinung vertreten habe, dass der Marxismus gerade bei jungen Menschen nur durch eine wissenschaftliche Behandlung „entmystifiziert“ werden könne.¹¹¹ So ist Kessler auch in der Türkei als mitreißender, lebhaft vortragender und damit prägender akademischer Lehrer in Erinnerung geblieben, und die heutige Universität Istanbul bewahrt ihm ein Andenken, das erkennbar über die nicht selten pauschale akademische Memoria hinausgeht.¹¹²

Der praktische Grundzug der sozialpolitischen Lehre und Forschung Kesslers blieb ebenfalls erhalten, größere theoretische Arbeiten erschienen wie schon in Jena und Leipzig auch während seiner Zeit in der Türkei nicht. Seit 1941 arbeitete er verstärkt für das türkische Arbeitsministerium und andere Ministerien in Ankara und war Gutachter in Fragen der Sozialpolitik, des Genossenschaftswesens und der Wohnungspolitik. Daneben fungierte er als Berater von Genossenschaften, Gewerkschaften und industriellen Organisationen. Bereits in Deutschland hatte sich Kessler für die Volkshochschulbewegung engagiert, und auch in Istanbul organisierte er wissenschaftliche Vortragsreihen im „Istanbuler Volkshaus“, bei denen er nicht selten Hauptredner und Podiumsleiter war. Studien- und Vortragsreisen durch große Teile Anatoliens, bei denen er besonders die wirtschaftlichen Lebensbedingungen der türkischen Landbevölkerung unter-

¹¹⁰ Vgl. ULRICH VON HEHL, Nationalsozialistische Herrschaft (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 39), München 2001, hier S.11-12.

¹¹¹ Kessler in einem Bericht an den Rektor der Universität Istanbul aus dem Jahr 1938 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 34, o. Bl.).

¹¹² Beispiele früher Ehrungen sind die weit über den üblichen Inhalt und Umfang von Nachrufen hinausgehenden Texte ORHAN TUNA, Prof. Dr. Gerhard Kessler. Şahsiyeti ve Eserleri (wie Anm. 3), S. 1-16; CAVIT ORHAN TÛTENGİL, Ord. Prof. Dr. G. Kessler'in Sosyoloji Tarihimizdeki Yeri ve Türkiyedeki Yayınlarının Bibliyografyası, in: Istanbul Üniversitesi İktisat Fakültesi Mecmuası/Revue de la Faculté des Sciences Économiques de l'Université d'Istanbul 23 (1963), S. 51-66.

suchte, waren Anregung für akademische Lehre und zahlreiche kleinere Abhandlungen.

Die Internierung im zentralanatolischen Hinterland blieb Kessler, nachdem im Frühjahr 1945 die Türkei ihre bis dahin gewährte Neutralität aufgegeben hatte und auf die Seite der Alliierten gewechselt war, erspart, da er als Professor von den gegenüber nun als „feindlich“ angesehenen deutschen Ausländern verhängten Maßnahmen ausgeschlossen blieb.¹¹³ Im Gegensatz zu vielen deutschen Emigranten, die das Ende des Krieges in einem Internierungslager erlebten, war Kessler daher in Istanbul, als er die Nachricht vom Untergang des Nationalsozialismus erfuhr. Über seine Reaktionen auf diese erlösende Meldung gibt eine der letzten Bemerkungen in seinen ausführlichen Kriegsaufzeichnungen Aufschluss: „Gott sei Dank! Es geht zu Ende!“¹¹⁴

Aber mit dem Ende des Krieges änderte sich für Kessler zunächst recht wenig. Ohne gültigen Pass saß er in Istanbul fest und musste darauf warten, dass Freunde und Verwandte in Deutschland ihn über die entstehende Verwaltungsstruktur der Besatzungsmächte informierten, an die er sich mit seinen Anliegen zwecks einer Rückkehr nach Deutschland wenden konnte.¹¹⁵ Bis Ende 1945 erreichten ihn zwar etliche Nachrichten, aber konkrete berufliche Angebote waren zunächst nicht darunter.

1946 erhielt Kessler dann je einen Ruf nach Jena und Leipzig, der Letztere wurde sogar mit einer Ehrenpromotion in absentia versüßt.¹¹⁶ Da er jedoch aus Deutschland hörte, welchen politischen Einschränkungen er in der Sowjetischen Besatzungszone unterworfen sein würde, lehnte er beide Angebote ab.¹¹⁷ Dass die Übernahme der Kosten für den teuren Rücktransport seiner Bibliothek von der sowjetischen Besatzungsmacht nicht zugesagt werden konnte, sprach ebenfalls gegen eine Rückkehr an die alte Wirkungsstätte in Jena oder Leipzig. Auch die

¹¹³ Vgl. zu dieser Thematik SELIM DERINGIL, *Turkish Foreign Policy during the Second World War: An „active“ Neutrality*, Cambridge 1989.

¹¹⁴ Verschiedene Notizen, o. J. (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 20, o. Bl.).

¹¹⁵ Nach der durch die Nationalsozialisten angeordneten Ausbürgerung war Kessler praktisch staatenlos. Einzig ein 1941 von der tschechoslowakischen Londoner Exilregierung durch das Generalkonsulat in Jerusalem ausgestellter, vorläufiger Pass stellte eine Art gültiges Ausweisdokument Kesslers dar (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 4, o. Bl.).

¹¹⁶ Vgl. die Ehrendoktor-Urkunde vom 5. November 1946 (Universitätsarchiv Leipzig, Personalakten, PA 79, Bl. 128). Bereits am 31. Oktober 1946 hatte die Landesverwaltung Sachsens bei Kessler zwecks einer Rückkehr an die Universität Leipzig angefragt (Universitätsarchiv Leipzig, Personalakten, PA 79, Bl. 134).

¹¹⁷ Die diesbezüglichen Verhandlungen mit den Universitäten Jena und Leipzig sind in Kesslers Nachlass dokumentiert (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 35, o. Bl.). Seine schriftlich vorgebrachten Grundforderungen („Völlige Lehrfreiheit und politische Arbeitsfreiheit *conditio sine qua non*.“) konnten ihm die dortigen Fakultäten allerdings nicht zusichern.

Werbeversuche alter demokratischer Parteifreunde für die neue Liberal-Demokratische Partei in Leipzig blieben erfolglos.¹¹⁸

Hinzu kam eine nachvollziehbare Verbitterung angesichts der Behandlung, die Kessler in Leipzig erfahren hatte. Leipzig habe es ihm nicht leicht gemacht, klagte er in Briefen, kein Fakultätskollege außer Theodor Litt habe sich im Jahresverlauf 1933 für ihn eingesetzt, geschweige denn den Kontakt über die Exilzeit hinweg gehalten. Dass ihm nun jüngere Kollegen Brücken bauen und ihn zurückholen wollten, ehrte ihn zwar, konnte seine Enttäuschung gegenüber den verbliebenen älteren Kollegen, die damals nicht für ihn eingetreten waren, aber kaum überdecken.¹¹⁹

Seiner Rückkehr nach Deutschland stellten aber auch die Türken einige Schwierigkeiten in den Weg. Eine Verlängerung seines stets nur auf fünf Jahre befristeten Arbeitsvertrages sollte 1946/47 nur genehmigt werden, wenn er ohne Urlaub in Istanbul bliebe. Gerade diesen Urlaub brauchte er aber, um in Deutschland persönliche Kontakte knüpfen und eine Rückkehr vorbereiten zu können.¹²⁰

Anders als die meisten deutschen Exilanten blieb er unter diesen Umständen zunächst in der Türkei, zumal weitere Angebote von deutschen Hochschulen ausblieben. 1947 kam die nun 20-jährige Adelheid Kessler nach Istanbul, um dort eine Ausbildung als Krankenschwester anzufangen und ihren Vater zu unterstützen. Ein Jahr später kehrte sie aber bereits wieder nach Deutschland zurück. Als sich die wirtschaftliche Situation in der Türkei zusehends verschlechterte und sich

¹¹⁸ Vgl. diverse Briefe der Leipziger LDP an Gerhard Kessler (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 72, o. Bl.).

¹¹⁹ Vgl. einen Brief Kesslers an den Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Jena vom 16. August 1946, in dem er Leipzig keinen Vorrang gegenüber Jena gab, „denn 1933, als ich zuerst im März suspendiert, dann im Juli ins Gefängnis gesperrt und zuletzt im August abgesetzt wurde, ist mir von irgend einer Aktion meiner dortigen Fakultät für mich nichts bekannt geworden – nicht ein einziges Fakultätsmitglied hat mir auch nur einen Abschiedsgruß gesendet!“ (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 35, o. Bl.). Von seinen damaligen engsten (wirtschaftswissenschaftlichen) Leipziger Kollegen hatte er allerdings kaum ernsthaften Widerstand gegen seine Entlassung erwarten können, waren doch Kurt Wiedenfeld und Bruno Moll selbst ins Visier der Nationalsozialisten geraten. Der Finanzwissenschaftler Moll wurde 1934 wegen seiner jüdischen Herkunft sowie kritischen Äußerungen über die nationalsozialistische Geldpolitik entlassen und emigrierte nach Peru. Vgl. LAMBRECHT, Politische Entlassungen (wie Anm. 2), S. 141-142. Seine Assistenten Frank Hoernigk und Kurt Ammon, letzterer bereits aus Jena mit ihm nach Leipzig gekommen, hatten selbst keine Position inne, von der aus Widerstand gegen Kesslers Verfolgung und Entlassung möglich gewesen wäre. Ammon trat in die SA ein und war glücklich darüber, halbwegs unbeschadet von Kesslers Nachfolger Hans-Jürgen Seraphim übernommen zu werden. Vgl. WAGNER, Die Nationalökonomie an der Universität Leipzig (wie Anm. 46), S. 89-90. Der als Demokrat ebenfalls verfolgte und 1937 schließlich zur frühzeitigen Emeritierung gezwungene Pädagoge Theodor Litt ist der einzige Leipziger Professorenkollege, vom dem sich ein Brief (18. August 1936) in Kesslers Nachlass befindet (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 82, o. Bl.).

¹²⁰ Gastvorlesungen, zu denen er nach Frankfurt am Main und Marburg eingeladen war, musste er deshalb 1948 wiederholt absagen.

herausstellte, dass die türkische Regierung keine Pensionsgelder zahlen würde, bemühte sich Gerhard Kessler verstärkt um eine Übersiedlung nach Deutschland.¹²¹

III.

Nach einem Gastsemester in Göttingen 1950 kehrte Kessler schließlich als Honorarprofessor an der dortigen Universität endgültig nach Deutschland zurück.¹²² Eine ordentliche Professur erlangte er aus Altersgründen nicht mehr; bei seiner Rückkehr hatte er bereits das 68. Lebensjahr vollendet. Zudem war sechs Jahre nach dem Krieg die Mehrzahl der durch die Entnazifizierung freigewordenen Professuren auf Jahre wiederbesetzt.

Im akademischen Göttingen wurde Kessler relativ rasch heimisch, obwohl er häufiger krankheitsbedingt ausfiel und vor allem seine skurrilen Eigenheiten beibehielt. Das zeigte sich etwa, als ihm 1954 das Große Bundesverdienstkreuz verliehen werden sollte. Der „Orden [...] sei an so viel Leute verliehen, bei denen er sich darüber zutiefst gewundert habe, dass ihm die Annahme eigentlich unmöglich sei!“¹²³ Als er die Auszeichnung im engsten Freundeskreis dann doch annahm, schwangen in dem Dankschreiben an den Göttinger Universitätskurator auch Altersmilde und Melancholie mit: „Für die Kinder ist es jedenfalls eine Freude, einmal freundliche Worte zu ihrem Vater und über ihren Vater zu hören, mit dem sie in der Zeit des Heranwachsens selbstverständlich sehr oft unzufrieden gewesen sind. Am Ende eines Lebens verengen sich die Kreise; dann ist es ein großes Glück, die Anhänglichkeit seiner Kinder zu spüren.“¹²⁴

Etwa zeitgleich wurde ihm auch eine beträchtliche Wiedergutmachungspension bewilligt, so dass es in den letzten Lebensjahren zumindest finanziell keine größeren Probleme gab. Angaben in der Forschungsliteratur, Kessler sei verarmt gestorben, entsprechen daher nicht den Tatsachen.¹²⁵

Politisch hingegen erwies sich Gerhard Kessler, zumindest was das Temperament und die Kompromisslosigkeit angeht, als ganz der Alte. Kessler hatte schon in den 1920er-Jahren auf akademischem Gebiet gegen den Marxismus argumentiert. Überdies war er als gebürtiger Ostpreuße, nach Kindheit und Jugend in Ber-

¹²¹ 1950 erhielt er nach mehreren Anläufen schließlich die dazu notwendigen Papiere, ausgestellt durch die Alliierte Hohe Kommission für Deutschland in Hannover (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 6, o. Bl.).

¹²² Vgl. Schreiben des Kurators der Universität Göttingen vom 23. Mai 1950 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA, Rep. 300, Nr. 36, o. Bl.).

¹²³ Aktennotiz des Kurators der Universität Göttingen (Universitätskuratorium Göttingen, XVII. II. A. c. 4. Dr. Kessler, o. Bl.).

¹²⁴ Schreiben Gerhard Kesslers vom 5. Februar 1954 (Universitätskuratorium Göttingen, XVII. II. A. c. 4. Dr. Kessler, o. Bl.).

¹²⁵ Interview der Autoren mit Adelheid Scholz am 1. November 2006; vgl. dazu auch DALAMAN, Die Türkei in ihrer Modernisierungsphase (wie Anm. 3), S. 202.

lin und nach prägender akademischer Lehrzeit in Jena und Berlin, von der deutschen Teilung tief getroffen und nutzte jede Gelegenheit, um gegen die Sowjets und ihre Ost-Berliner Verbündeten zu polemisieren. Briefe an Verwandte in der nunmehrigen DDR versah er mit anspielungsreichen Adresszeilen wie „Pieckistan“ oder „Grotewohlynien“, woraufhin die Sendungen freilich nie ankamen. Hier zeigte sich ein gewisser Mangel an Realitätssinn, der sich aus Kesslers auch in patriotischen Belangen bis ins Pathologische reichender Prinzipientreue sowie seiner verspäteten Heimkehr erklärt: Ihn unterschieden nicht nur zwölf fehlende Jahre unter der Diktatur sondern auch fünf Jahre Nachkriegserfahrung von der Mehrzahl der übrigen Bevölkerung, die weniger scharf gegen die DDR agierte.¹²⁶

Schon von einer Krankheit gezeichnet, die ihn bis zu seinem Lebensende mehrfach das Gedächtnis verlieren ließ, zählte zu seiner altersgemäß geringeren Lehr- und Forschungstätigkeit eine öffentliche Vorlesung über „Die Geschichte des Antisemitismus in Deutschland“, deren Mitschriften vorliegen und die Kessler als den vermutlich ersten ausweisen, der an einer deutschen Hochschule den Holocaust zum akademischen Thema machte.¹²⁷ Es versteht sich von selbst, dass der Praktiker Kessler neben dem akademischen Lehramt auch in Göttingen zahlreiche Vortragsabende organisierte und als Vorsitzender der Deutsch-Türkischen Gesellschaft „nicht akademische, sondern plastische und spannende“ Reden hielt. Seine Vorlesungen an der Universität waren mit bis zu 700 Hörern überdurchschnittlich gut besucht, was bei einem nichtprüfenden Honorarprofessor überrascht. Anlässlich seines 70. Geburtstags 1953 bedankte sich Kessler beim Dekan mit folgenden, bewegenden Zeilen für dessen Glückwünsche:

„Es ist ja nicht leicht einen alten Baum zu verpflanzen, noch dazu einen, den die Stürme so zerzaust hatten wie mich. Aber die große Freundlichkeit so vieler Göttinger Kollegen und das Vertrauen der Studenten, die doch von fast 20 Jahren meiner wissenschaftlichen Produktion nichts kannten, weil sie in türkisch erschienen war, dieser unvermutet gütige Empfang hat mir das Wurzelfassen möglich gemacht; ich bin wieder in der Heimat! Hoffentlich werden Universität und Wissenschaft nun, nachdem ich auch die Gesundheit wiedergewonnen habe, auch noch einen bescheidenen Nutzen von mir haben.“¹²⁸

¹²⁶ Zu diesem Aspekt vgl. MARITA KRAUSS, Das Emigrantenproblem. Emigranten aus Hitlerdeutschland und ihre mühsame Annäherung an die ehemalige Heimat, in: Georg Jenal (Hg.), Gegenwart und Vergangenheit. Beiträge zur Kultur und Geschichte der Neuen und Neuesten Zeit. Festgabe für Friedrich Prinz zu seinem 65. Geburtstag, München 1993, S. 319-334; CLAUS-DIETER KROHN/PATRIK VON ZUR MÜHLEN (Hg.), Rückkehr und Aufbau nach 1945. Deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands, Marburg 1997, S. 189-220.

¹²⁷ Das Vorlesungsmanuskript befindet sich in einem Teilnachlass Kesslers, der sich in privater Hand, bei seinem Enkelsohn Thomas Hoernigk in Berlin, befindet.

¹²⁸ Schreiben Gerhard Kesslers vom 30. August 1953 (Universitätskuratorium Göttingen, Rektorat, Personalakte Gerhard Kessler, o. Bl.).

Seine Krankheit unterbrach jedoch Kesslers Lehrtätigkeit in Göttingen häufiger und nach 1955 zog sich Kessler mehr und mehr von der Universität zurück. Bereits deutlich gezeichnet hielt er im Juli 1958 sein letztes Kolleg ab, nochmals eben jene Vorlesung zur Geschichte des Antisemitismus. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Kassel, wo seine Tochter Gerhild lebte. Sie war es, die, möglicherweise auch als Akt der persönlichen Wiedergutmachung, ihren Vater in seinen letzten Lebensjahren betreute.

Gerhard Kessler starb am 14. August 1963, zehn Tage vor seinem 80. Geburtstag, in Kassel im Stiftsheim Wilhelmshöhe.¹²⁹

¹²⁹ Interview der Autoren mit Herta Voss vom 28. Oktober 2007; Interview der Autoren mit Adelheid Scholz vom 1. November 2006.

FORSCHUNG UND DISKUSSION

Erkenbert von Weida 1122 – Eckdatum oder überzogene Interpretation?

von
GERHARD BILLIG

Die Zeugenreihe der Urkunde von 1122 zur Gründung der Johanniskirche in Plauen als Sprengelkirche des Dobnagaus und damit der ältesten Urkunde zum Vogtland überhaupt hat die regionale Geschichtsforschung über Jahrhunderte bewegt und beschäftigt und zu immer neuen Interpretationen herausgefordert; insbesondere deshalb, weil danach bis 1209/1224 weitere Urkunden fehlen und in diesem Zeitraum ohne diplomatische Zeugnisse der große Landesausbau erfolgte. Für alle, die die Familie der späteren Vögte von der Wüstung Weida in Flur Windeberg bei Mühlhausen herleiten, ist der Zeuge Erkenbert von Weida 1122 eine Schlüsselfigur, insbesondere für das Überwecheln von Innerthüringen an die Weiße Elster.¹

1913 hat Heinrich Gottlieb Francke die von Berthold Schmidt 1883 entwickelte These der Herkunft der Vogtsfamilie aus der Wüstung Weida, Flur Windeberg bei Mühlhausen, kommentiert und ausgeschmückt.² Berthold Schmidt sah das 1922 in Einzelheiten anders, bestätigte aber Franckes Grundlinie.³

In seinem Aufsatz stellte Francke den Gliederungsabschnitten jeweils Fragen voran. Zuerst: Wer war dieser Erkenbert von Withaa? Die Antwort lautet im Kern: „Erkenbert war mit größter Wahrscheinlichkeit ein kaiserlicher Ministerial, in zweiter Linie ein bischöflich Naumburger Ministerial, wenn man den Beginn späterer Beziehungen bis 1122 zurückversetzen will.“⁴

Zweiter Abschnitt: Wo übte Erkenbert seine Amtstätigkeit aus? „Nach der Urkunde wohnte und fungierte er in Weida, im Elstergebiete, und hatte von Weida seinen Namen“; bzw. „Erkenbert wird 1122 in Weida, unweit der Elster, amtlich tätig gewesen sein, weshalb er in der vom Kaiser befohlenen Urkunde ‚Heinrich von Withaa‘ heißt; außerdem kann er noch in Gleißberg einen Besitz und auch einen besonderen Namen gehabt haben so lange, bis er diesen Besitz aufgab.“⁵

Dritter Abschnitt: Erkenberts Beziehungen zur Saale-Gegend und Namen. „Es dürfte demnach sich eine große Wahrscheinlichkeit ergeben haben, dass die späteren Vögte von Weida auf dem Gleißberg bei Bürgel eine Zwischen-Niederlassung durch-

¹ Zuletzt mit ausführlicher Erörterung der älteren Literatur: MATTHIAS WERNER, Die Anfänge der Vögte von Weida, in: Das Obere Schloss in Greiz. Ein romanischer Backsteinbau in Ostthüringen und sein historisches Umfeld (Arbeitsheft des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie, Neue Folge 30), Erfurt 2008, S. 11-55.

² HEINRICH GOTTLIEB FRANCKE, Weidas Dynasten und seine Entstehung, in: Mitteilungen des Altertumsvereins Plauen 23 (1913), S. 157-207.

³ BERTHOLD SCHMIDT, Weida unter den ersten Vögten aus dem Stamme der Heinrichinger, in: Weidaer Geschichtsblätter (Mitteilungen des Ortsgeschichtlichen Vereins zu Weida, 3. Heft), Weida 1922, S. 3-22.

⁴ FRANCKE, Weidas Dynasten (wie Anm. 2), S. 158.

⁵ Ebd.

gemacht haben. Erkenbert hat aber in Weida eine amtliche Stellung als kaiserlicher Ministeriale innegehabt und zumeist in Weida gewohnt.“⁶

Vierter Abschnitt: Erkenberts Taten: „a) Die Verlegung der Burg von Veitsberg nach Weida“ – b) behandelt Straßenfragen auf irrealen Grundlagen (Annahme von Burgwarden) ohne ausdrücklichen Bezug zu Erkenbert – „c) Gründung von Neustadt Weida“ – „d) Die Erbauung der St. Peterskirche und deren Kirchspiel“ – „e) Der 4. Aufbau der St. Veitskirche in Ur-Mildenfurt ...“.

Fünfter Abschnitt: Wo wohnte Erkenbert? „Diese urbs im Sinne der damaligen Zeit begreift in sich eine von Natur und durch Menschenhand befestigte Stelle und die dazu gehörige Bewohnerschaft, nicht etwa ein städtisches Gemeinwesen. Sie kann nur hinter der Ruine der Widenkirche auf dem Areal des ehemaligen Freihauses ... gesucht werden ... In dieser wohl (??) größeren Feste ... kann Erkenbert gewohnt und den Fortgang der Bauten in der Neustadt beobachtet und durch seine Anwesenheit gefördert haben.“⁷

Das alles band man damals, Sicherheit vorgehend, an eine einzige Zeugenerwähnung und folgte hier der damals geläufigen kompilatorisch-genealogischen Methode, die keine Quellenlücke duldet, sondern diese interpretativ mit Mutmaßungen und Analogien füllte und überbrückte.⁸ Im Falle von 1122 umfasst die Lücke rund hundert Jahre!

Rekapitulieren wir die Einordnung der Urkunde, insbesondere der Zeugenreihe, aus heutiger Sicht: Als Aussteller erscheint der Bischof von Naumburg, in dessen Sprengel der Dobnagau liegt. Der Ausstellungsort fehlt. Nach Vergleich der Urkundensituation liegt er mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht im Vogtland, sondern im weiträumiger und dichter besiedelten Gebiet südlich Naumburg; am ehesten kann man Zeit oder Bosau vermuten. Keine der auftretenden Personen – außer dem Pfarrer Thomas und dem Bischof Dietrich, als er die Weihe vormals vollzog⁹ – ist also nachweisbar im Vogtland oder in Plauen gewesen.¹⁰

Im Stadium des beginnenden 12. Jahrhunderts werden die Zeugen meist mit einem Namen genannt. Einnamigkeit ist die Regel. Unser Mann heißt Erkenbert. Das ‚von Weida‘ erscheint lediglich als Herkunftsbezeichnung, gewissermaßen als Zusatz, der nicht zum Namen gehört, der wechseln und wegfallen kann.¹¹ Die Herkunftsbezeichnung beweist keinesfalls, dass der Mann zur Zeit der Urkundenausstellung dort wohnte und Besitz hatte. Die Zeugenreihen sind kanzleimäßig redigiert, im Allgemeinen

⁶ Ebd., S. 162.

⁷ Ebd., S. 172.

⁸ GERHARD BILLIG, Das mittelalterliche Vogtland in heutiger Sicht. Probleme der Geschichte des Gesamtvogtlandes und der Vogtsfamilie im Lichte der Siedlungsgeschichte, Namenkunde und archivalischen Geschichte, in: Jahrbuch des Museums Hohenleuben – Reichenfels 43 (1998), S. 5-43, hierzu S. 18 f.

⁹ Die Urkunde berichtet davon im Perfekt, so dass man annehmen darf, dass dieser Akt der Urkundenausstellung vorausging.

¹⁰ Wohl bester Druck der Urkunde: Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg, Teil 1 (967–1207), bearb. von FELIX ROSENFELD, Magdeburg 1925, Nr. 121, S. 107-110. Vgl. auch WALTER LUDWIG, Neues zu alten Urkunden IV. Wo beginnt die Beschreibung der Sprengelgrenze der Weihe-Urkunde der Johanniskirche vom Jahre 1122?, in: Kulturspiegel Plauen, Oktober 1956; GERHARD BILLIG, Die Grenzbeschreibung des Dobnagaus 1122, in: Der Vogtlandatlas. Regionalatlas zur Natur, Geschichte, Bevölkerung, Wirtschaft, Kultur des sächsischen Vogtlandes, hrsg. von Brigitte Unger/Uwe Ulrich Jäschke/Sebastian Kropop/Werner Pöllmann/Johannes Richter/Theo Unger/Rolf Weber, Chemnitz 2003, S. 33 f.

¹¹ SUSANNE BAUDISCH, Lokaler Adel in Nordwestsachsen. Siedlungs- und Herrschaftsstrukturen vom späten 11. bis zum 14. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 22-38.

rangmäßig geordnet, teilweise ist ein sozialer Status explizit angegeben, teilweise nicht. Die Ordnung unterliegt Variationen und verändert sich im Entwicklungsablauf. Sie erweist sich von der Kanzlei und der Einsicht der Schreiber abhängig.

Sicherheit gewinnen Aussagen der Zeugenreihen erst durch wiederholtes Auftreten der Personen in kürzeren Zeitabständen, wenn man also die Zeugenreihen als Ganzes nach Raum und Provenienz vergleichen kann. Für die Urkunde von 1122 haben das Rudolf Gerlach und Peter Neumeister versucht. Gerlach vergleicht die Zeugenreihe von 1122 mit jener der Gründungsurkunde des Klosters Bosau 1121.¹² Er nimmt ohne Begründung an, die Urkunde sei in Plauen ausgestellt und die Zeugen seien dort gewesen, was den Sachverhalt verzerrt. Es geht ihm vorrangig um zeitliche Verortung der Zeugnisse. Im Verhältnis der Familien- und Herrschaftsentwicklung aber sind die Daten von Zeugenschaft in Urkunden letztlich Zufälle. Gründlicher und genauer geht Peter Neumeister vor.¹³ Er bezieht als drittes Vergleichsstück die Urkunde zur Gründung der Marienkirche in Zwickau-Osterwin von 1118 ein. Eine Zeugenreihe von 1146 liefert eine Ergänzung von geringerer Bedeutung. Dabei ergibt sich für die Zeugenreihen ein klares Anordnungsmuster nach Rang und Beziehung zum Hochstift Naumburg. Der erste Zeuge der Ministerialen scheint hervorgehoben und gehört nicht zur Klientel des Naumburger Bischofs. 1118 ist es fast sicher, 1121 mit einiger Wahrscheinlichkeit Heinrich Haupt, ein Reichsministerialer der Salier mit enger Beziehung zum Königshof,¹⁴ 1122 nimmt diese Stelle Erkenbert von Weida ein. Neumeister erschließt daraus eine besondere Nähe der Personen und erkennt interpretierend die Möglichkeit verwandtschaftlicher Beziehungen: „Von Heinrich Haupt wissen wir, dass er zumindest einen männlichen Nachkommen hatte. Wir wollen nun keineswegs behaupten, Erkenbert sei der Sohn dieses Heinrich gewesen. Gleichwohl lässt sich die Vermutung nicht ausschließen, denn sowohl Heinrich Haupt als auch Erkenbert von Weida stehen in einem Beziehungsgeflecht, dessen Eckpfeiler durch das Königtum, das Kloster Bosau und Meißen markiert sind.“¹⁵

Nun ist aber gerade in den Jahren zwischen 1115 und 1125 im Raum zwischen Saale und Mulde das Königtum keineswegs ein Eckpfeiler. Nach der Niederlage in der Schlacht am Welfesholze hatte Heinrich V. die Kontrolle über Mitteldeutschland weitgehend verloren. Die sächsische Adelsopposition unter dem Herzog Lothar von Süpplingenburg, dem späteren König und Kaiser Lothar III., hatte das Sagen.¹⁶ Die 1118er-Urkunde erinnert mit dem Wirken der Bertha als Kirchenpatronin in Zwickau an Wiprecht von Groitzsch. Eine vormalige Ausstrahlung von Wiprechts Herrschaftsbildung nach Süden passt ins Bild, aber 1110/1114 kam es zum Bruch mit Kaiser Heinrich V. Der alte Wiprecht wurde auf dem Trifels gefangen gesetzt, die Söhne ihrer Herrschaft enthoben. Nach den Pegauer Annalen lebten sie in den Wäldern und fanden im Winter

¹² RUDOLF GERLACH, Zu den Thesen Berthold Schmidts über den Ursprung der Vögte von Weida. Ein Beispiel für Auswertung einer Zeugenreihe, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 13/14 (1965), S. 379-383.

¹³ PETER NEUMEISTER, Beobachtungen und Überlegungen zur Herkunft der Vögte von Plauen, Weida und Gera, in: NASG 68 (1997), S. 1-45.

¹⁴ KARL BOSL, Die Reichsministerialität der Salier und Staufer. Ein Beitrag zur Geschichte des hochmittelalterlichen deutschen Volkes, Staates und Reiches, 2 Teile, Stuttgart 1950/51, S. 103 f., S. 484.

¹⁵ NEUMEISTER, Herkunft der Vögte (wie Anm. 13), S. 44.

¹⁶ BAUDISCH, Lokaler Adel (wie Anm. 11), S. 80, S. 89; LUTZ FENSKE, Adelsopposition und kirchliche Reformbewegung im östlichen Sachsen. Entstehung und Wirkung des sächsischen Widerstandes gegen das salische Königtum während des Investiturstreites, Göttingen 1977.

Zuflucht bei Erzbischof Adelgot von Magdeburg in Loburg.¹⁷ Heinrich Haupt aber, als vertrauter Parteigänger Heinrichs V., wurde von den Anhängern der sächsischen Adelsopposition gefangen und 1117 gegen den alten Wiprecht ausgetauscht.¹⁸ Mit dessen Rehabilitierung wollte Heinrich V. seinen Einfluss in Mitteldeutschland wieder verstärken. Das ist aber offensichtlich nicht im beabsichtigten Maße gelungen. In welchem Umfang die Wiederherstellung der Groitzscher territorialen Herrschaftsverhältnisse nach 1117 gelang, wird von den Quellen nicht ausreichend beleuchtet. Bemerkenswert ist die Hinwendung Wiprechts nach Norden, mit seinem Amt als Burggraf von Magdeburg. Die Belehnung mit der Markgrafschaft Meißen durch Heinrich V. blieb dagegen wirkungslos.¹⁹

Heinrich Haupt fand nach seiner Freilassung ebenfalls kein sicheres Betätigungsfeld im südlichen Saale-Mulden-Raum. 1123 ist er als Kommandant der Burg von Lebus an der Oder bezeugt.²⁰ Wahrscheinlich war er bereits 1122 dort und fiel so als Zeuge für die Urkunde zur Stiftung der Plauerer Johanniskirche aus. Es gibt also durchaus Hinweise, die gegen die Annahme einer Verwandtschaft zwischen Heinrich Haupt und den Vögten sprechen.

Sicher bleibt durch Neumeisters Vergleich, dass die erste Position der Ministerialen in den Zeugenreihen der Urkunden Bischof Dietrichs einem hervorgehobenen Vertreter einer anderen Klientel gehört. 1122 ist die letzte erhaltene Urkunde Bischof Dietrichs. Im folgenden Jahr wurde er im Kloster Bosau von einem slawischen Konversen ermordet.²¹ Auch dieser gewaltsame Tod kennzeichnet die Jahre von 1115 bis 1125 als unsichere, wechselhafte Zeit.

Erkenbert von Weida erscheint einmalig, eben 1122, in einer Naumburger Urkunde. Alle weiteren 'von Weida' im Zeugenbereich der Bischöfe von Naumburg heißen Heinrich.²² 1143 begegnet ein Erkenbert von Weida stattdessen im Bereich Homburg/Thamsbrück als Ministerialer Heinrichs des Löwen. Im Text zweier Urkunden ist überdies bezeugt, dass ein Erkenbert der Ältere (nur der käme wohl für 1122 in Frage) 1143 zwei Söhne hat, Erkenbert den Jüngeren und Heinrich.²³ Heinrich von Weida bezeugt von 1143 bis 1171 als Ministerialer Heinrichs des Löwen an hervorgehobener Stelle in dessen Urkunden.²⁴ In einem Diplom werden dabei die Ministerialen *man-*

¹⁷ Annales Pegavienses, MGH SS XVI, S. 251 f.; HANS PATZE, Die Pegauer Annalen, die Königserhebung Wratislaws von Böhmen und die Anfänge der Stadt Pegau, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 12 (1963), S. 1-62; DIETRICH CLAUDE, Geschichte des Erzbistums Magdeburg bis in das 12. Jahrhundert, Bd. 1, Köln/Wien 1972, S. 395 f.

¹⁸ FENSKE, Adelsopposition (wie Anm. 16), S. 263; BAUDISCH, Lokaler Adel (wie Anm. 11), S. 80.

¹⁹ WALTER SCHLESINGER, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, 2. Bd., Köln/Wien 1983, S. 4 f.; KARLHEINZ BLASCHKE, Geschichte Sachsens im Mittelalter, Berlin 1990, S. 76; BAUDISCH, Lokaler Adel (wie Anm. 11), S. 75.

²⁰ CLAUDE, Erzbistum Magdeburg (wie Anm. 17), S. 405.

²¹ SCHLESINGER, Kirchengeschichte Sachsens (wie Anm. 19), 1. Bd., S. 136.

²² UB Hochstift Naumburg I (wie Anm. 10), Nr. 159, S. 141 (1143, Zeitz); Nr. 285, S. 272 (1172 Juli 21, Altenburg); Nr. 318, S. 301 (1183 Jan. 29, Pegau); Nr. 323, S. 305 (1184); Nr. 347, S. 321 (1188 Sept. 29, Altenburg); Nr. 364, S. 332 (1190); Nr. 391, S. 353 (1196).

²³ Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Bayern, bearb. von KARL JORDAN (MGH: Die deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters), Weimar 1949, Nr. 3, S. 4 (1143); Nr. 4, S. 6 (1143, Königslutter); Nr. 5, S. 7 (1143/44, Ringelheim).

²⁴ Urkunden Heinrichs des Löwen (wie Anm. 23), Nr. 3, S. 4 (1143); Nr. 4, S. 6 (1143, Königslutter); Nr. 5, S. 7-8 (1143/44, Ringelheim); Nr. 21, S. 31 (1153, Paderborn?); Nr. 27, S. 38 (1154 Juni 3, Goslar); Nr. 28, S. 40 (1154, Herzberg); Nr. 32, S. 47 (1156 Febr. 4); Nr.

cipia genannt, deren persönliche Unfreiheit also betont.²⁵ Elmar Wadle umriss und bewertete deren Stellung nach den Urkunden und hatte keine Bedenken, in dem Zeugen von 1122 den Erkenbert von Weida aus dem Raum Thamsbrück-Mühlhausen als Süpplingenburger Ministerialen zu erkennen.²⁶ Objektiv ist das nahe liegend, wenn man für den einmalig im Bereich des Bischofs von Naumburg auftretenden Zeugen einen Anschluss sucht. Mit der räumlichen Einordnung im lokalen Umfeld Nordthüringens schließt Wadle eine Übersiedlung an die Weiße Elster indirekt aus. Er kommt zu dem Schluss, „dass sich zur Zeit Lothars III. die Reichsministerialität im Pleißengau noch nicht entfaltet hatte.“²⁷ Die mögliche oder wahrscheinliche Anbindung des Erkenbert von Weida von 1122 an süpplingenburgische Dienstverhältnisse, die mit der Königserhebung Lothars zeitweise vielleicht auch dem Reich integriert wurden, erscheint methodisch gerechtfertigt. Für einen Ortswechsel ins vogtländische Weida ergeben sich aus den Quellen keine Hinweise. Bei der Labilität der Herkunftsbezeichnungen im beginnenden 12. Jahrhundert müsste dieser der gängigen Regel folgend mit einem Namenswechsel verbunden sein. Hier aber besteht Namenskontinuität. Die Probleme von Namensübertragungen, insbesondere bei Ortsnamen, die auf einen Gewässernamen zurückgehen, sind bei einer einzelnen Zeugenerwähnung kaum, auch nicht hypothetisch, zu lösen.

Die narrative Überlieferung führt aber auch in Bezug auf die Bewegung von West nach Ost nicht weiter. Arnold von Quedlinburg verbindet Eckenbert/Erkenbert mit dem Harzgebiet um Osterode – damit zeigt sich eine Nord-Süd-Bewegung – und betont, dass erst der Sohn des Eckenbert/Erkenbert mit Namen Heinrich sich nach Weida nannte.²⁸ Hans Joachim Winzer hat zu diesem Passus die Fragwürdigkeit der Angaben Arnolds von Quedlinburg dargelegt.²⁹ Auch die angenommene und quellenmäßig nicht erwiesene Doppelministerialität hilft bei Erkenbert nicht weiter, da sein Zeugnis 1122 vor der Stauferherrschaft und auch vor Heinrich dem Löwen liegt. Generell gibt es gegen die für die Zeit nach 1143 erörterten Möglichkeiten³⁰ zwei grundsätzliche Einwände: Einmal ist die Annahme der Doppelministerialität im 12. Jahrhundert zu früh, da die rechtliche Unfreiheit der Ministerialen zu dieser Zeit erhebliche reale Folgen hatte. Einzelne Ausnahmen können den allgemeinen Entwicklungsstand nicht verändern.³¹ Regelmäßige Erscheinung werden Doppelvasallitäten

34, S. 50 (1156 Juli 25, Braunschweig); Nr. 37, S. 53 (1157, Nov. 23); Nr. 38, S. 55 (1157, Nov. ?); Nr. 43, S. 63 (1160); Nr. 52, S. 75-76 (1162); Nr. 53, S. 78 (verunechtet); Nr. 54, S. 78-79 (1162, Landsberg); Nr. 64, S. 96 (1163 oder 1144, Nov. 2, verunechtet); Nr. 71, S. 105 (1166?); Nr. 73, S. 107 (1166); Nr. 84, S. 125 (1171, Schäftlarn); Nr. 85, S. 126 (1171 März 31, Ober-Theurigen); Nr. 97, S. 148 (1166 oder 1144, Regensburg).

²⁵ Urkunden Heinrichs des Löwen (wie Anm. 23), Nr. 97, S. 146 – *mancipia*.

²⁶ ELMAR WADLE, Reichsgut und Königsherrschaft unter Lothar III. (1125–1137), Berlin 1969, S. 175.

²⁷ WADLE, Lothar III. (wie Anm. 26), S. 174 f.

²⁸ BERTHOLD SCHMIDT, Arnold von Quedlinburg und die ältesten Nachrichten zur Geschichte des Reußischen Hauses, Jena 1883, S. 14 und 88 f.

²⁹ HANS JOACHIM WINZER, Wer beerbte Graf Dietrich III. von Katlenburg-Einbeck († 1106), in: Harz-Zeitschrift für den Harz-Verein für Geschichte und Altertumskunde 60 (2008), S. 99-108.

³⁰ WERNER, Anfänge der Vögte (wie Anm. 1), S. 40.

³¹ DIETER RÜBSAMEN, Kleine Herrschaftsträger im Pleißenland. Studien zur Geschichte des mitteldeutschen Adels im 13. Jahrhundert (Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 95), Köln/Wien 1987, S. 268-271, S. 299-302; JAN ULRICH KEUPP, Dienst und Verdienst. Die Ministerialen Friedrich Barbarossas und Heinrichs VI., Stuttgart 2002, S. 477; BOSL, Reichsministerialität (wie Anm. 14), S. 592.

erst im 13. Jahrhundert, besonders während des Interregnums. In staufischer Zeit begegnen nachweisbare Doppelministerialitäten lediglich zwischen kirchlichen Einrichtungen und dem Reich, nicht zwischen dem Reich und Fürsten. Zum anderen erheben sich gegen eine Doppelministerialität zwischen Heinrich dem Löwen und Konrad III. wegen der Feindschaft und den vielen Spannungen zwischen beiden große Bedenken.³²

Wenn nun Sven Michael Klein in einem Beitrag von 2001 Erkenbert als den Stammvater der Vogtsfamilie herausstellt, mit dessen einzigem Zeugnis im Saale-Elster-Gebiet von 1122 eine Verzweigung der Familie beweisen will, ihn in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Westhüringen nach der Weißen Elster wandern lässt, zum unbezweifelbaren Ahnen der folgenden Vögte macht und für den jüngeren und älteren 1143 in Homburg/Thamsbrück erwähnten Erkenbert Lebens- bzw. Beurkundungszeiten interpoliert,³³ geht das für eine quellennahe Geschichtsbetrachtung entschieden zu weit.³⁴ Man kann, ohne Klein Kenntnis der Forschungsgeschichte abzusprechen, eine Francke-Renaissance erkennen, die die thematischen und methodischen Fortschritte in der Zeit zwischen 1913 und 2000 leichtfertig beiseite schiebt.

Unterstützt wird ein solches Gedankenkonstrukt auch durch die kritiklose Hinwendung konservativer Heimatliteratur zur alten kompilatorischen Arbeitsweise der Genealogie, gefördert durch Veröffentlichungen wie beispielsweise der von Thomas Gehrlein.³⁵ Bei Gehrlein werden von den ersten fraglichen Nennungen im 12. Jahrhundert an bis 1918 alle Vögte als Reußen bezeichnet! Die Teilung der Plauener Linie um 1306 als Beginn der Zweigfamilie mit dem Zunamen Reuß geht völlig unter. Als bedeutende Persönlichkeiten des ‚Hauses Reuß‘ erscheinen Heinrich II. der Reiche, Vogt von Weida, und Heinrich von Plauen, Hochmeister des Deutschen Ordens (1410–1413).³⁶ Solch ignoranten Vorgehen ist auch eine Missachtung des ansonsten gern und oft zitierten und gerühmten Werkes von Berthold Schmidt.

³² WADLE, Lothar III. (wie Anm. 26), S. 98–100; KARL JORDAN, Heinrich der Löwe. Eine Biographie, München 1995, S. 22–24, S. 43–46; DERS., Investiturstreit und frühe Stauferzeit: 1056–1197 (Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 4), München 1999, S. 101–103; HARTMUT BOOCKMANN, Stauferzeit und spätes Mittelalter. Deutschland 1125–1517 (Deutsche Geschichte, Das Reich und die Deutschen), Berlin 1987, S. 69–72; PETER NEUMEISTER, Konrad III., in: Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, hrsg. von Evamaria Engel und Eberhardt Holtz, Leipzig/Jena/Berlin 1988, S. 150–158; KLAUS HÖFLINGER, König Konrad III. (1138–1152), in: Karl Schnith (Hg.), Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern. Von den Karolingern zu den Staufern, München 1990, S. 258–270, hierzu S. 266 f.; BERND SCHNEIDMÜLLER, Heinrich der Löwe. Innovationspotentiale eines mittelalterlichen Fürsten, in: Werner Hechberger/Florian Schuller (Hg.), Staufer und Welfen: Zwei rivalisierende Dynastien im Hochmittelalter, Regensburg 2009, S. 50–65; KNUT GÖRICH, Jäger des Löwen oder Getriebener der Fürsten? Friedrich Barbarossa und die Entmachtung Heinrichs des Löwen, in: Hechberger/Schuller (wie oben), S. 98–117.

³³ SVEN MICHAEL KLEIN, Erkenbert von Weida. Vom ersten Auftreten und der Herkunft der späteren Vögte von Weida, in: Heimatbote Greiz 3 (2001), S. 3–7.

³⁴ Genauso neigt zu Pressung und Überziehen SVEN MICHAEL KLEIN, Zur Geschichte des Vogtlandes im 12. Jahrhundert. Vom Beginn der Deutschen Kolonisation bis zur Gründung der Stadt Weida, in: Jahrbuch des Museums Reichenfels – Hohenleuben 40 (1995), S. 5–22.

³⁵ THOMAS GEHRLEIN, Das Haus Reuss älterer und jüngerer Linie (Deutsche Fürstenhäuser, Heft 19), Werl 2006.

³⁶ Ebd., S. 27. Solche und ähnliche Äußerungen sind leider kein Einzelfall. Beispielsweise behauptet HERBERT HEGEN, Wo vogtländische Geschichte begann: In „slavica villa“. Wünschendorf an der Elster, in: Curt Röder (Hg.), Das Vogtland-Jahrbuch 18 (2001),

Die Abkehr von der kompilatorischen Genealogie begann im Zusammenhang mit der Bearbeitung des benachbarten meißnisch-wettinischen Gebietes bereits zwischen dem Erscheinen der Vorstellungen Franckes (1913) und den korrigierenden Bemerkungen von Berthold Schmidt (1922) mit der Leipziger Dissertation von Elisabeth Lürßen über die ritterbürtigen Geschlechter der Mark Meißen 1916.³⁷ Die Beispiele Lürßens beleuchten auch vogtländische Verhältnisse. Lürßen behandelt so die Herren von Eilenburg, die aus der wettinischen Ministerialität zu eigener Landesherrschaft aufstiegen und zeitweilig auch einen Vogtstitel führten.³⁸ Weil die Arbeit weit zurückliegt und schwer zugänglich ist, sei eine entscheidende Passage ausführlich zitiert: „Es liegt in der Natur der Sache, dass die Benutzung von Titeln, Prädikaten und unklassifizierten Zeugenlisten als Kriterium für die ständische Eingliederung einer Person an gewisse Einschränkungen gebunden ist. Abgesehen von dem Mangel an absolutem Wert der meisten Titel, eine Tatsache, die es als misslich erscheinen lässt, aus einem nur einmal bei einer Person auftretenden Titel oder Prädikat einen Schluss auf ihre Standesverhältnisse zu ziehen, ergeben sich Schwierigkeiten aus den vorkommenden Unvollständigkeits der Klassifikation, wie aus den ungewollten oder bewussten Unregelmäßigkeiten, sei es, dass die ständische Wertung einer Person dem Aussteller der Urkunde fremd ist, sei es, dass eine besondere Rücksichtnahme, wie auf Verwandte, Lehnsherren oder Donatoren, eine absichtliche Erhöhung des Standes zur Folge hat; doch wird eine möglichst erschöpfende Verwertung des für eine Person oder Familie vorhandenen urkundlichen Materials meist vor Fehlschlüssen bewahren.“³⁹

Harald Schieckel hat diese Positionen 1949/1956 vertieft und ausgebaut.⁴⁰ Kern seiner Untersuchungen sind die Zeugenreihen der Landdingurkunden der wettinischen Lande im ausgehenden 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Besonders bemerkenswert erscheint die vorsichtige und vollständige Einordnung der Zeugen nach Herkunft und Wirkungsbereich, die Wahrscheinlichkeiten andeutet und Un-

S. 12 ff. zu Veitsberg: „Bereits im Jahre 974 stand hier eine Kapelle, errichtet auf dem ‚mons sancti viti‘ (so! Berthold Schmidt <1883> setzt richtig mons sancti Viti), dem Berge des Heiligen Veit. Hier oben war ja auch der erste Herrschaftssitz der späteren Vögte von Weida, die schon Otto I. (gestorben 974) eingesetzt hatte.“ Seit der Bekanntgabe des Arnold von Quedlinburg steht fest, dass die Jahreszahl 974 nicht quellenmäßig überliefert ist, sondern vom ersten Übersetzer, Alexius Krössner, um 1515 hinzugefügt wurde. Otto I. verstarb 973 Mai 7 in Memleben und wurde in Magdeburg begraben. Urkundliche wie narrative Quellen zeigen keinerlei Beziehung von ihm zum Vogtland. Letztlich wird mit solchen Äußerungen auch die Verantwortung der Herausgeber berührt. Mit der Einlassung „Die Beiträge geben die Meinung des jeweiligen Verfassers wieder und sind nicht immer mit der des Verlages identisch“ ist nichts getan. In einem solchen Fall handelt es sich nicht um freie wissenschaftliche Meinungsäußerung, sondern um die Freiheit der Unwissenschaftlichkeit.

³⁷ ELISABETH LÜRSEN, Ritterbürtige Geschlechter der Mark Meißen, Inaugural-Dissertation, Erfurt 1916.

³⁸ LÜRSEN, Ritterbürtige Geschlechter (wie Anm. 37), S. 66-78. Die für sie randlich erscheinenden Verhältnisse der Vögte finden undifferenzierte Behandlung unter Reußen. Dabei akzeptiert sie voll die Auffassungen von WALTER FINKENWIRTH, Die Entwicklung der Landeshoheit der Vorfahren des Fürstenhauses Reuß (1122–1329), Bonn 1912, die heute als überholt gelten müssen.

³⁹ LÜRSEN, Ritterbürtige Geschlechter (wie Anm. 37), S. 28.

⁴⁰ HARALD SCHIECKEL, Herrschaftsbereich und Ministerialität der Markgrafen von Meißen im 12. und 13. Jahrhundert, Köln/Graz 1956.

sicherheiten markiert.⁴¹ Gleichzeitig und gleichgerichtet handelte Herbert Helbig über die soziale Gliederung und den Aufstieg der Ministerialen in den wettinischen Landen.⁴² Er schloss die Reichsministerialen und auch die Herren von Weida in seine Untersuchungen ein.⁴³

Für das Pleißenland setzte Dieter Rübsamen in gleichem Sinne saubere Einordnungen und Abstufungen.⁴⁴ Er unterzog explizit die alten Genealogen einer notwendigen Kritik und bereicherte die Einschätzungen durch statistische Erhebungen und durch sozial-ständisch kritische Betrachtung.

Im Kontext einer grafischen Darstellung der Summe der urkundlichen Nachweise von Burgen und Herrnsitzen ergab sich auch für den Vf. die Notwendigkeit, alle einschlägigen Erwähnungen zu sammeln. Dabei zeitigte der Beleg einer Urkundenreihe wesentlich sicherere Rückschlussmöglichkeiten gegenüber dem Einzelbeleg.⁴⁵

Susanne Baudisch erweiterte diesen Ansatz vor allem durch Vergleiche mit der archäologischen und der siedlungskundlichen Situation.⁴⁶ Unter anderem erkennt sie: „Zunächst ist davon auszugehen, dass die Benennung Adliger nach einem Ort eine Beziehung zwischen Namensträger und namengebendem Ort anzeigt, die unabhängig vom Zeitpunkt schriftlicher Überlieferung einmal bestand.“⁴⁷ Und weiter: „Aus dem Erwähnungszeitraum adliger Namensträger kann keinesfalls auf eine zeitgleiche Belegungsdauer sowie auf Art und Umfang der Nutzung des Sitzes geschlossen werden.“⁴⁸

Peter Degenkolb endlich äußerte sich in gleicher Hinsicht 1995/96 im regionalen Bezug direkt zum sächsischen Vogtland.⁴⁹ Da er das gesamte hier vorgestellte Umfeld erörtert und darüber hinaus im Gefolge Leo Bönhoffs Kirchengeschichte und Pfarrorganisation einbezieht, bieten seine Untersuchungen auch den Ausgangspunkt für gesamtvogtländische Vorgänge. Ein direkter Bezug zum thüringischen Vogtland bietet sich darüber hinaus in der Behandlung der Urkunde zum Kirchenpatronat in Elsterberg und Greiz von 1225, die er wegen des Zeugen Albert von Schöneck aufgreift.⁵⁰

⁴¹ SCHIECKEL, Markgrafen von Meißen (wie Anm. 40). Im Anhang ermöglichen zwei Verzeichnisse einen flächendeckenden Überblick. Verzeichnis II stellt der markgräflichen Ministerialität die Dienstleute in anderen Bindungen gegenüber.

⁴² HERBERT HELBIG, Der wettinische Ständestaat. Untersuchungen zur Geschichte des Ständewesens und der landständischen Verfassung in Mitteldeutschland bis 1485, Münster/Köln 1955.

⁴³ HELBIG, Wettinischer Ständestaat (wie Anm. 42), S. 311-319; auf der Grundlage des damaligen Forschungsstandes mit grundsätzlicher Anerkennung der Interpretationen von Berthold Schmidt (Anm. 3 und 28) vor den Einwänden von Gerlach (wie Anm. 12) in Kenntnis der Einschätzung von Bosl (wie Anm. 14).

⁴⁴ RÜBSAMEN, Herrschaftsträger (wie Anm. 31).

⁴⁵ GERHARD BILLIG, Zur Arbeit mit dem Diagramm der Urkundenfrequenz in der Burgenforschung, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 29 (1985), S. 377-398, hierzu S. 383.

⁴⁶ BAUDISCH, Lokaler Adel (wie Anm. 11), S. 52-62.

⁴⁷ Ebd., S. 256.

⁴⁸ Ebd., S. 51.

⁴⁹ PETER DEGENKOLB, Herrnsitzforschung im sächsischen Vogtland. Forschungsstand, Methoden und Ergebnisse, in: Burgenforschung aus Sachsen 9 (1996), S. 78-105.

⁵⁰ PETER DEGENKOLB, Der Herrnsitz Schöneck. Ein Beitrag zur Burgenforschung und Adelsgeschichte des sächsischen Vogtlandes, in: Burgenforschung aus Sachsen 10 (1997), S. 91-109.

So erscheint die Urkunde von 1122 alles in allem wohl als Eckdatum für Plauen mit seiner Johanniskirche und für den Dobnagau, aber kaum für das Geschlecht der späteren Vögte von Weida. Die Ansichten von Francke (1913) und Klein (2001) überziehen die Deutungsmöglichkeiten des Zeugennachweises deutlich. Das ergeben die vorstehenden Erörterungen und Verweise.

Gleichzeitig wird einmal mehr offenkundig, dass die Übergänge von einer die Quellen abwägenden Interpretation hin zu einer hypothetisch überzogenen Konstruktion nicht scharf zu trennen sind, sondern dass sich breit fließende Übergangszonen abzeichnen. Auch Matthias Werner bewegt sich in diesem Grenzbereich.⁵¹ Grenzbe-
reiche übrigens erscheinen nicht als Tabuzone. Man darf sich darin umsehen und mutmaßen, so lange man sich dieses Standortes bewusst ist.

⁵¹ WERNER, Anfänge der Vögte (wie Anm. 1); MATTHIAS WERNER, Die Ersterwähnung von Greiz im Jahre 1209: „pars nemoris prope Graitz“. Die Anfänge von Greiz und die älteste Geschichte der Vögte von Weida, Greiz 2009.

Der Westlettner des Naumberger Doms

Interpretationen auf dem Prüfstand:

Kritische Anmerkungen zu den Beiträgen von Jacqueline E. Jung¹

von
PETER BÖMER

„Alles kommt aufs Anschauen an, es kommt darauf an, daß bei dem Wort, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird. [...] Denn nur auf dem höchsten und genauesten Begriff von Kunst kann eine Kunstgeschichte beruhen.“

Johann Wolfgang von Goethe²

Der an Kunsthistoriker wie an den mit Kunstwerken, Artefakten oder Bildquellen arbeitenden Historiker gerichtete Leitgedanke Goethes, erst aus der bestmöglichen Kenntnis eine Interpretation zu wagen, sollte der heutigen, vom interdisziplinären und kulturwissenschaftlichen Ansatz geprägten Forschung als Selbstverständlichkeit gelten.³ Umso mehr verwundern bisweilen die Unbekümmertheit und die Einseitigkeit

¹ Für die vielseitige Unterstützung, die wesentlich zum Zustandekommen dieses Aufsatzes beigetragen hat, danke ich Prof. Dr. Joachim Poeschke, Münster, und Prof. Dr. Enno Bünz, Leipzig; auf die im Folgenden zu besprechenden Beiträge wird später jeweils mit den in eckigen Klammern stehenden Kurztiteln verwiesen: JACQUELINE ELAINE JUNG, *The West Choir Screen of Naumburg Cathedral and the Formation of Social and Sacred Space*, Columbia University 2002, 534 Seiten, 89 Abbildungen (UMI Microform Edition) = [JUNG 2002]; DIES., *Beyond the Barrier: The Unifying Role of the Choir Screen in Gothic Churches*, in: *The Art Bulletin* 82 (2000), S. 622-657 = [JUNG 2000]; DIES., *Peasant Meal or Lord's Feast? The Social Iconography of the Naumburg Last Supper*, in: *Gesta* 42 (2003), S. 39-61 = [JUNG 2003]; DIES., *Seeing through Screens: The Gothic Choir Enclosure as Frame*, in: *Thresholds of the Sacred. Architectural, Art Historical, Liturgical, and Theological Perspectives on Religious Screens, East and West*, hrsg. von Sharon Gerstel, Washington, D.C. 2006, S. 185-213 = [JUNG 2006]; DIES., *The Passion, the Jews, and the Crisis of the Individual on the Naumburg West Choir Screen*, in: *Beyond the Yellow Badge. Anti-Judaism and Antisemitism in Medieval and Early Modern Visual Culture* (Brill's Series in Jewish Studies, Vol. 37), hrsg. von Mitchell B. Merback, Leiden/Boston 2008, S. 145-178 = [JUNG 2008].

² JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, *Einleitung in die Propyläen*, in: *Schriften zur Kunst* (Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 12), München ⁹1981 (Hamburg ¹1953), S. 52.

³ Die Interpretation soll als sprachliche Beschreibung und Deutung verstanden werden. Mit der inhaltlichen und funktionsgeschichtlichen Deutung im historisch-zeitgenössischen Kontext bringt der Interpret, nachdem er durch Quellenstudium und vergleichende Formanalyse die Grundlagen gelegt hat, seine Ausführungen zum historischen Auslegungsgegenstand zum Abschluss – HERMANN BAUER, *Kunsthistorik. Eine kritische Einführung in das Studium der Kunstgeschichte*, München 1976, S. 133-134; DERS., *Form, Struktur, Stil: Die formanalytischen und formgeschichtlichen Methoden*, in: *Kunstgeschichte. Eine Einführung*, hrsg. von Hans Belting et al., Berlin ⁷2008 (Berlin ¹1985), S. 157-174; JOHANN

des Blickwinkels, mit der einige Interpreten hochrangige Kunstwerke wie etwa den Westletner des Naumburger Doms oder die berühmten Stifterfiguren in Naumburg oder Meißen abhandeln. So neigen manche Kunsthistoriker wie auch Historiker dazu, den Streitigkeiten der Naumburger mit der Zeitzer Kirche um das Cathedralrecht oder den Konflikten zwischen Landesherrn und Bischof einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Planung der Figurenzyklen einzuräumen, um daraus weitere Schlüsse etwa zur Datierung zu ziehen.⁴ Kommt solchen Parallelsetzungen zwischen wenigen, zufällig überlieferten Schriftquellen und der auf einer ganz anderen Überlieferungsebene liegenden Gattung „Kunstwerk“ eine wissenschaftlich verwertbare Beweiskraft zu? Oder resultieren derartige Assoziationen aus modernen Denkschablonen? Die Möglichkeit, dass Stifterfiguren auch dem juristischen Zweck der ikonischen Bezeugung von Foundationen, Ansprüchen und Privilegien dienen konnten, ist nicht grundsätzlich in Frage zu stellen.⁵ Kann aber ein eher diesseitsbezogener Zweck als primärer Grund den immensen Aufwand ihrer Aufstellung rechtfertigen? Diesbezüglich liefern uns weder die Quellen noch die für Sakralräume der Zeit geltenden Darstellungskriterien hinreichende Belege. Insofern mögen diese einleitenden Sätze zunächst dafür sensibilisieren, welche Brisanz die Beurteilung der Kultur einer uns heute weitgehend fremden Epoche in sich birgt.⁶ Zur Problematik dieser Distanz, die es zu reflektieren gilt, wird am Ende dieses Aufsatzes zurückzukommen sein. Doch zunächst zu den Beiträgen der amerikanischen Kunsthistorikerin Jacqueline E. Jung:

Die hoch- und spätmittelalterliche Skulptur im deutschsprachigen Raum zieht seit etwa zwei Jahrzehnten das verstärkte Interesse der jungen Generation angloamerikanischer Kunsthistoriker und Mediävisten auf sich (z. B. K. Brush, C. W. Bynum, D. Freedberg, J. Hamburger, S. Murray). Als repräsentatives Zeugnis dieses Interesses können die hier zu besprechenden Beiträge gelten.⁷ Darüber hinaus ist die derzeit als Assistent Professor an der Yale University, New Haven (CT), lehrende Verfasserin hierzulande auch durch öffentliche Vorträge, die Übersetzung deutschsprachiger Klassiker der Kunstgeschichte und Buchbesprechungen keine Unbekannte.

Im Zentrum der kritischen Betrachtung steht ihre unveröffentlichte Dissertation von 2002 als die in der Naumburgforschung bislang ausführlichste Arbeit zum Westletner.⁸ Die mittlerweile erfolgte Veröffentlichung einiger Aufsätze als sprachlich

KONRAD EBERLEIN, Inhalt und Gehalt: Die ikonographisch-ikonologische Methode, in: *Belting* 2008, S. 175-197, bespricht unter anderem das Modell von Erwin Panofsky.

⁴ WALTER SCHLESINGER, *Meissner Dom und Naumburger Westchor. Ihre Bildwerke in geschichtlicher Betrachtung*, Münster/Köln 1952, S. 62-63 und 74-75; DERS., *Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter. Bd. 2: Das Zeitalter der deutschen Ostsiedlung (1100-1300)*, Köln ²1983 (1962), S. 92-99 und 123 ff.; MATTHIAS DONATH, *Die Baugeschichte des Doms zu Meissen. 1250-1400*, Beucha 2000, S. 15.

⁵ WILLIBALD SAUERLÄNDER, *Die Naumburger Stifterfiguren. Rückblick und Fragen*, in: *Die Zeit der Stauer*, Bd. 5, Stuttgart 1979, S. 169-245, hier S. 213-222.

⁶ UTE DANIEL, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt a. M. ⁵2006 (12001) – hier insbesondere lesenswert der Abschnitt zu dem französischen Kulturwissenschaftler Pierre Bourdieu S. 179-194.

⁷ Siehe Anm. 1.

⁸ Siehe Anm. 1 – weitere grundlegende Arbeiten zum Westletner des Naumburger Doms in chronologischer Ordnung: WILHELM VON BODE, *Geschichte der deutschen Plastik*, Berlin 1887, S. 58-60; AUGUST SCHMARSOW, *Die Bildwerke des Naumburger Domes*, Magdeburg 1892, S. 35-45; GEORG DEHIO/GUSTAV VON BEZOLD, *Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Bd. II*, Stuttgart 1901, S. 28; HEINRICH BERGNER, *Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Naumburg (Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen, XXIV. Heft)*, Halle a. d. Saale 1903, S. 79-88 und 118-128;

leicht veränderte, inhaltlich aber identische Auszüge hieraus spricht eher gegen die seit Jahren in Aussicht gestellte Veröffentlichung der Dissertation, was schließlich den aktuellen Anlass gibt, diese Beiträge *en bloc* zu besprechen.⁹

DERS., Naumburg und Merseburg (Berühmte Kunststätten, Bd. 47), Leipzig 1909, S. 25-29 und 44-51; WALTHER GREISCHEL, Die sächsisch-thüringischen Lettner des dreizehnten Jahrhunderts. Eine Untersuchung über die Herkunft und die Entstehung ihrer Typen (Diss. Freiburg 1914), Magdeburg 1916, S. 28-36; HANS JANTZEN, Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts, Leipzig 1925, S. 208-226 und 258-261; WILHELM PINDER, Der Naumburger Dom und seine Bildwerke, Berlin 1925, S. 9-31; HERMANN BEENKEN, Der Meister von Naumburg, Berlin 1939, S. 85-129; PETER METZ, Zur Deutung der Meissener und Naumburger Skulpturenzyklen des 13. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 9 (1940), S. 145-174, hier S. 155-160; ALBRECHT GUBALKE, Die Naumburger Herrenmauer. Eine Einführung in den Lettner des Westchores im Dom zu Naumburg, Siegen/Leipzig 1946; ERIKA DOBERER, Die deutschen Lettner bis 1300, Diss. (Maschinenschr.), Wien 1946, S. 74-78 und 231-235; PETER METZ, Der Stifterchor des Naumburger Doms. Über die Kunst und den Menschen des 13. Jahrhunderts, Berlin 1947, S. 6-16; HERMANN DECKERT, Das Abendmahl am Naumburger Westlettner, in: Festschrift Carl Georg Heise, hrsg. von Erich Meyer, Berlin 1950, S. 154-157; PAULUS HINZ, Der Naumburger Meister. Ein protestantischer Mensch des XIII. Jahrhunderts, Berlin 1951, S. 41-59; KURT GOLDAMMER, Der Naumburger Meister und die Häretiker, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 64 (1952/53), S. 94-136; KLAUS WESSEL, Vides quanta propter te sustinuerim? Ein Beitrag zum Verständnis des Naumburger Westlettners, in: Festschrift Adolf Hofmeister, Halle (Saale) 1955, S. 312-324; DIETRICH SCHUBERT, Von Halberstadt nach Meißen. Bildwerke des 13. Jahrhunderts in Thüringen, Sachsen und Anhalt, Köln 1974, S. 305-316; ERNST SCHUBERT, Der Westlettner des Naumburger Doms, in: Kunstwissenschaftliche Beiträge 2, Beilage zu: Bildende Kunst 27 (1979), S. 7-15; DETHARD VON WINTERFELD, Zur Baugeschichte des Naumburger Westchores. Fragen zum aktuellen Forschungsstand, in: architectura 24 (1994), S. 289-318, hier S. 314-318; INGRID SCHULZE, Der Westlettner des Naumburger Doms. Das Portal als Gleichnis, Frankfurt a. M. 1995; HARTMUT KROHM (Hg.), Meisterwerke mittelalterlicher Skulptur, Berlin 1996 – hieraus folgende Aufsätze: ANTJE-FEE KÖLLERMANN, Die Darstellung der Passion Christi am Naumburger Westlettner, S. 349-364; ANJA RASCHE, Die Passionsreliefs am Naumburger Westlettner. Beobachtungen zur Erzählstruktur und Einbeziehung des Betrachters, S. 365-376; ANNETT BLASCHKE, Zwei Naumburger Kreuzigungsgruppen. Christus und Maria aus der Moritzkirche (heute in Berlin) und die Kreuzigungsgruppe des Westlettners im Dom, S. 377-388; ERNST SCHUBERT, Der Naumburger Dom, Halle a. d. Saale 1997, S. 76-78 und S. 128-176; MICHAEL VIKTOR SCHWARZ, Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit medial. Der Gekreuzigte am Naumburger Westlettner, in: Ders., Visuelle Medien im christlichen Kult. Fallstudien aus dem 13. bis 16. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar 2002, S. 25-65; ERNST SCHUBERT, Der Westlettner des Naumburger Doms, in: Dies diem docet. Ausgewählte Aufsätze zur mittelalterlichen Kunst und Geschichte in Mitteldeutschland (Festgabe zum 75. Geburtstag), hrsg. von Hans-Joachim Krause, Köln 2003, S. 124-145; MONIKA SCHMELZER, Der mittelalterliche Lettner im deutschsprachigen Raum. Typologie und Funktion, Petersberg 2004, S. 119-130 und 185; MICHAEL VIKTOR SCHWARZ, Retelling the Passion at Naumburg: The West-Screen and its Audience, in: *artibus et historiae* 51 (2005), S. 59-72; HOLGER KUNDE, Der Westchor des Naumburger Doms und die Marienstiftskirche. Kritische Überlegungen zur Forschung, in: Enno Bünz et al. (Hg.), Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Festschrift für Matthias Werner zum 65. Geburtstag, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 213-238, hier S. 216-218, kritisch gegenüber der „Stiftskirchentese“ Schuberts und dessen Interpretation des Westlettners als Kirchenportal.

⁹ Den aktuellen Anlass zu einer Stellungnahme bietet nicht zuletzt das von der Volkswagen Stiftung geförderte Naumburg Kolleg „Interdisziplinäre Forschungen zur Bauge-

Mit dem Titel der 2002 von der Columbia University angenommenen Dissertation schlägt Jung bereits den Grundakkord ihrer Vorgehensweise an: Im aktuellen Trend kulturwissenschaftlicher Forschungsbeiträge liegend, scheint ihre Arbeit vor allem dem Problem gewidmet zu sein, den sakralen Raum als Erfahrungsraum – in unserem Fall die Architektur und Skulptur im Kontext der Liturgie des Naumburger Doms – verstehen zu wollen, um diese Fragestellung mit einem sozialhistorischen Interesse zu verbinden. Doch wie sich im Weiteren zeigen wird, schließt ihr Ansatz darüber hinaus Rezeptionsästhetische und wahrnehmungspsychologische Komponenten mit ein. Konkret umreißt die dem Titel folgende Zusammenfassung (Abstract) die Zielsetzung der Arbeit: Ihre auf die Passionsreliefs bezogene Leitthese lautet, dass die zu untersuchende Skulpturengruppe in ihrer Wirkung primär auf die Zielgruppe der „lay congregants who occupied the nave“ ausgerichtet sei. Aber entsprang die nicht zu leugnende Tatsache, dass die Skulpturen an der Hauptschauseite des Naumburger Westlettners hinsichtlich Wirklichkeitsnähe und Ausdrucksgehalt diejenigen im Inneren des Westchores überbieten, tatsächlich dem Wunsch der Urheber, mit diesen Werken eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe anzusprechen?

Nach der zeitgenössischen Wahrnehmungsperspektive im Gegenüber von Bild und Betrachter zu fragen, hat sich seit geraumer Zeit zu einem zentralen Anliegen kunstwissenschaftlicher Forschung entwickelt.¹⁰ Das Neuartige an Jungs Ansatz ist nun, dass die Wahrnehmung der Laien, bezogen auf die ikonografisch angeblich primär für sie konzipierten Bildwerke, zur zentralen Fragestellung erhoben wird. Bereits im Danksagungsteil (Acknowledgements) wird der Leitgedanke der Arbeit auf die griffige – aber durchaus auch zweideutige – Formel „Simple Sights for Simple Folk“ gebracht. Schon an dieser Stelle drängen sich unweigerlich mehrere Fragen auf: Entspricht eine stark polarisierende Aufteilung des Publikums in Klerus und Laien tatsächlich den historischen Gegebenheiten? Welche Rolle spielten die Laien überhaupt in der Naumburger Bischofskirche zur Entstehungszeit des Westlettners? Und nicht zuletzt, wie will die Verfasserin ihre These ohne zeitgenössische Quellen belegen?¹¹

Im Folgenden sei zunächst auf die Leitthese und die angewandte Argumentations- und Interpretationstechnik eingegangen. So heißt es beispielsweise zu den Wahrnehmungsabläufen zwischen den beiden Lettnern im Langhaus des Naumburger Doms: „[...] the Naumburg screens operated in a lively visual dialogue that made the nave, as intermediary space, a resonant region where the different yet complementary visual data of the screens would collide, then mingle, and finally be reconciled in the mind of the beholder.“¹²

schichte, Ausstattung, und Konservierung des Westchores des Naumburger Doms. Juli 2009 bis Juni 2012“.

¹⁰ HANS BELTING, *Das Bild und sein Publikum im Mittelalter. Form und Funktion früher Bildtafeln der Passion*, Berlin 1981; GÜNTHER BINDING/ANDREAS SPEER, *Mittelalterliches Kunsterleben nach den Quellen des 11. bis 13. Jahrhunderts*, Stuttgart 1993 – um nur zwei prominente Beispiele zu nennen.

¹¹ Bereits SCHLESINGER, *Meissener Dom und Naumburger Westchor*, 1952 (wie Anm. 4), S. 81, polarisierte zwischen der den Laien vorbehaltenen Region des Langhauses und der des Chores für den Klerus. Die eigentliche Frage sollte doch lauten: Was wissen wir überhaupt über die ‚Rezipienten‘, genauer gesagt, über die Kleriker und Laien, die den Dom als Gotteshaus zur Mitte des 13. Jahrhunderts genutzt haben? Zum Thema ‚Simple Sights for Simple Folk‘ siehe auch JUNG 2000, S. 649 und Anm. 271, sowie STEPHEN MURRAY, *Notre-Dame. Cathedral of Amiens. The Power of Change in Gothic*, Cambridge (Mass.) 1996, S. 121 und Anm. 108.

¹² JUNG 2002, S. 42, und sinngemäß das Kapitel „Sic et Non: The Choir Screens in Dialogue“ S. 93–100.

Dieses Verfahren erweckt Dinge wie Lettner gleichsam zum Leben und verwandelt sie zu Akteuren. Dabei werden Räume, als Folge eines rein der Wirkung auf den Betrachter verpflichteten Ansatzes, zum Subjekt und Betrachter zu Empfängern reduziert. Derartige Aussagen sind ohne entsprechende Nachweise kaum als objektivierende Feststellung, sondern eher als persönliche Ansicht der Verfasserin zu werten. Jede wissenschaftliche Arbeit ist aber zwingend auf größtmögliche Objektivität, Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit angewiesen.

Eine wichtige Voraussetzung für die Leitthese der Arbeit bildet der historische Hintergrund, konkret die von Historikern gern überstrapazierte Auseinandersetzung von Bischof und Domkapitel mit dem Landesherrn, Markgraf Heinrich dem Erlauchten.¹³ Das Vorgehen ist denkbar simpel: Durch selektive Heranziehung von Dokumenten wird ein Konflikt („local drama“) heraufbeschworen, der dann angeblich im Bildprogramm (Abb. 3: Gefangennahme Christi) seinen Niederschlag gefunden habe: „[...] the sculpture program as a clerical effort to provoke ‚useful anger‘ in the knighthood and to sting them out of torpor and into action in the course of the conflict with Henry of Meissen – [...] an embattled bishop [...] could become a type of Christ in Gethsemane [and] every layman and laywoman had the opportunity to become like the bold warrior Peter.“¹⁴

Ist überhaupt der von der Verfasserin unterstellte aktuelle Ortsbezug und damit das unmittelbare Verhältnis zwischen Kunst und Ereignisgeschichte plausibel und methodisch vertretbar? Und sollte nicht der Diesseitsbezug, den sie hier der Passionsgeschichte unterlegt, vor der Folie zeitgenössischen Demutsverständnisses sowie der für Sakralräume geltenden Darstellungs- und Wahrnehmungskriterien nachdenklich stimmen?¹⁵

¹³ SCHLESINGER, Meissner Dom und Naumberger Westchor, 1952 (wie Anm. 4), S. 46-47; DERS., Kirchengeschichte Sachsens, 1983 (1962) (wie Anm. 4), S. 135-138; BRUNO HERRMANN, Die Herrschaft des Hochstifts Naumburg an der mittleren Elbe, Köln/Wien 1970, S. 145 ff.; WOLF RUDOLF LUTZ, Heinrich der Erlauchte (1218–1288) Markgraf von Meißen und der Ostmark (1221–1288) Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen, Erlangen 1977, S. 295-299; HEINZ WIESSNER, Das Bistum Naumburg 1,1 Die Diözese (Germania Sacra, Neue Folge 35,1), Berlin/New York 1997, S. 136-137; DERS., Das Bistum Naumburg 1,2 Die Diözese (Germania Sacra, Neue Folge 35,2), Berlin/New York 1998, S. 803-804; hierzu jüngst kritisch VOLKER SEIFERT, Neue Forschungen über den Naumberger Domherrn Magister Peter von Hagen, in: Sachsen und Anhalt 25 (2007), S. 95-107, hier S. 100-101.

¹⁴ JUNG 2002, S. 26-27 und sinngemäß S. 321; ebenso JUNG 2008, S. 168-169; bei JUNG 2003, Anm. 12 heißt es: „I see the emphasis on courtly culture and aristocratic power in the sculpture program as, in part, Dietrich’s and the chapter’s attempt to assert their own local authority and noble roots against the margrave’s increasingly heavyhanded incursions on episcopal property“.

¹⁵ Ein in heutigen Denkstrukturen lebender *advocatus diaboli* könnte gegen den *humilitas*-Einwand argumentieren: „Eine Selbstrepräsentation sei nicht überheblich, solange man sie verhüllt bzw. verschleierte. Diese ‚indirekte‘ Selbstrepräsentation unter dem ‚Deckmantel der Heilsgeschichte‘ sei eine damals akzeptierte Darstellungskategorie.“ Schon SCHLESINGER, Kirchengeschichte Sachsens, 1983 (1962) (wie Anm. 4), S. 95 sah im pathetischen Gebaren des Bischofs Donatus im Meißner Domchor „die richtende Gewalt der Kirche“, mittels derer sich Bischof Konrad von Meißen im Jahre 1250 gegen Heinrich den Erlauchten durchgesetzt hatte. Demselben unadäquaten Denkmodell unterliegt jüngst GERHARD STRAEHLE, Der Naumberger Meister in der deutschen Kunstgeschichte. Einhundert Jahre deutsche Kunstgeschichtsschreibung 1886–1989, Diss. München 2009, S. 1086-1087, indem er Heinrich den Erlauchten von Meißen und dessen Halbbruder Bischof

In ähnlich unbekümmerter Manier wird die Ebene der Umgangssprache mit dem künstlerischen Konzept des Lettnerprogramms vermischt. Das Aufkommen des alt-hochdeutschen, seit dem 13. Jahrhundert vom lateinischen *lectorium/lectionarium* abgeleiteten Begriffs *lettener/lettner* sei – so die Verfasserin – „a striking indication of the already deep association between this architectural construction and a lay audience untrained in Latin.“¹⁶ Diese Assoziationstechnik ebnet schließlich der im letzten Kapitel mit der Formel „visual vernacular“ umschriebenen Leitthese den Weg: „I propose that we understand the peculiar style of the Naumburg reliefs [...] as a stylistic ‚mode‘, a form of visual rhetoric, akin to vernacular preaching, that clerical patrons deemed particularly appropriate for lay-oriented structures, the choir screens.“¹⁷

Das Bäuerische wie das Unsakrale sind in der Naumburgliteratur oft betont worden. Insofern unterscheidet sich der hier vorliegenden Ansatz nicht wesentlich von verfehlten Interpretationen wie etwa der Waldenser-Theorie der 1930er-Jahre.¹⁸ Der ‚volkstümlich-vulgäre‘ Darstellungsmodus hat seinen Grund sicherlich nicht darin, speziell dem Laien das Bildprogramm des Lettners verständlich zu machen. Wie hätte denn ein Programm für Kleriker ausgesehen? Letztlich zielen wohl alle Bildprogramme dieser Zeit darauf ab, Betrachter jeglichen Standes anzusprechen.¹⁹

Nur allzu verständlich ist das Anliegen der Verfasserin, den Lettner in ein neues Licht rücken zu wollen. Unzureichend sind jedoch die Grundlagen, von denen sie aus-

Dietrich II. von Naumburg auf das Brüderpaar der im Naumburger Westchor abgebildeten Stifter Ekkehard und Heinrich bezieht. Dabei fällt es nicht schwer, diese ‚Krypto-/Selbstdarstellungsthesen‘ für das 13. Jahrhundert in Frage zu stellen: Welche Kategorien von bildlichen (Selbst)-Darstellungen waren damals denkbar und akzeptabel? Das kunsthistorische Material gibt hier nicht mehr als die Erinnerung an den Stifter in Form von Grabmälern oder Stifterbildnissen her. Dagegen ist für Sakralräume des 13. Jahrhunderts kein anderes Beispiel weltlicher Selbstdarstellung mit politisch-propagandistischer Intention in verhüllter Form bekannt. Und nicht zuletzt, warum ist Nachlebenden die angebliche Selbstdarstellung nicht in irgendeiner Form in Erinnerung geblieben? Dennoch bleibt, abgesehen von der Interpretation des Westchores als Synodalchor, das Verdienst Straehles um die wissenschaftsgeschichtliche Aufarbeitung der Literatur zum Naumburger Meister und der Nutzen seiner Arbeit als wertvolle Handreichte für jede Beschäftigung mit dem Thema ungeschmälert.

¹⁶ JUNG 2002, S. 66; das Wort *lettener* wird das erste Mal 1261 in einem Manifest des Bischofs Walter von Straßburg erwähnt – siehe hierzu SCHMELZER, Der mittelalterliche Lettner (wie Anm. 8), S. 11; wann das Wort *lettener* das erste Mal im Raum Naumburg Erwähnung findet, ist nicht bekannt.

¹⁷ JUNG 2002, S. 332, 367, 373, 375-376; JUNG 2000, S. 636-637 und 640 – hier noch als „rustic style“ bezeichnet.

¹⁸ ERNST LIPPELT, Das Geheimnis des Naumburger Meisters, in: Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft 1 (1938), S. 232-251; DERS., Das Abendmahl am Westlettner in Naumburg, in: Kunst und Kirche 16 (1939), S. 34-37; Besprechungen der Aufsätze Lippelts bei GOLDAMMER, Der Naumburger Meister und die Häretiker, 1952/53 (wie Anm. 8), und bei ALFRED STANGE/ALBERT FRIES, Idee und Gestalt des Naumburger Westchores (Trierer Theologische Studien, Bd. 6), Trier 1955, S. 30-34.

¹⁹ MANFRED LUCHTERHANDT, Von der Ikone zum Retabel. Offizienliturgie und Tafelbildgebrauch im Dugento: Die Kreuzoffizien, in: Das Soester Antependium und die frühe mittelalterliche Tafelmalerei. Kunsttechnische und kunsthistorische Beiträge, Westfalen 80 (2002), Münster 2005, S. 283-337, hier S. 285-286, wendet sich gegen die Vorstellung, dass Bilder im Zeitalter ‚vor der Kunst‘ vorzugsweise eine reflexionsarme Kulturschicht von Laien bedienten und führt den Nachweis, dass Kleriker ebenso Bilder benutzten und brauchten.

geht. Hinzu kommen methodische Unzulänglichkeiten. So dienen einseitige Ausblicke auf die Forschungsgeschichte oder forcierte Sehweisen (z. B. „The Donors in the Doors“) zuvorderst der Auslegung von Thesen und weniger der Analyse des Objekts oder den Leistungen des Künstlers. Das ruft unwillkürlich Schopenhauers mahnendes Wort in Erinnerung, dem Kunstwerk nicht das eigene Denken aufzuzwingen und sich ihm gegenüber in Bescheidenheit zu üben.²⁰

Bezeichnend für Jungs Vorgehen ist ihr kurzer Abriss der Forschungsgeschichte.²¹ Er beinhaltet lediglich die ideologische Vereinnahmung des Figurenprogramms für die Nation in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In dieser Hinsicht ist, wie jeder weiß, das Werk des Naumberger Meisters mit einer hohen Hypothek belastet.²² Jedoch wäre zunächst zu prüfen, inwieweit Tendenzen zu ressentimentgeladenen Kunstbeschreibungen mit nationalistischer Färbung nicht bereits im 19. Jahrhundert angelegt waren. Auch gilt es, nicht nur die Schattenseiten der Forschungsgeschichte, sondern über die ideologisch gefärbten Begrifflichkeiten und Vorurteile hinaus nach dem jeweils erbrachten kunsthistorischen Mehrwert zu fragen. Bei aller Emphase haben namhafte deutsche Kunsthistoriker wie Wilhelm Pinder oder Hans Jantzen es durchaus verstanden, den Leser an die Qualität und Eigenart der Naumberger Westchor- und Lettnerkulptur heranzuführen.²³ Diese Verflochtenheit von kunsthistorischem Erkenntnisgewinn und ideologischer Instrumentalisierung aufzuzeigen und zwischen beiden säuberlich zu trennen, sollte jede Arbeit leisten, sofern sie beansprucht, primär am Kunstgehalt der Naumberger Bildwerke interessiert zu sein. Eine gründlichere Behandlung der Naumberger Forschungsgeschichte hätte vielleicht eher zu der Einsicht geführt, dass jeder Interpret – begünstigt durch eine nahezu vollständig verschüttete Überlieferungssituation – leicht der Versuchung erliegt, dem historischen Gegenstand seine persönliche Sicht und Religiosität überzustülpen. Diese Erkenntnis der Zeitgebundenheit jeder historischen Forschung, der daraus folgenden Bedingtheit des eigenen historischen Standpunktes und das Bewusstsein um die Notwendigkeit eines methodisch reflektierten Umgangs mit diesem Phänomen fehlt der Arbeit Jungs jedoch weitestgehend.²⁴

Aufschlussreich ist auch Jungs Umgang mit der Bezeichnung ‚Naumberger Meister‘ und der letztlich in geistesgeschichtliche Tiefengründe reichenden Frage, ob hier eine Persönlichkeit oder ein Kollektiv tätig war. Einerseits lehnt sie diesen Notnamen für eine individuelle Künstlerpersönlichkeit ab und zieht es vor, von einer Werkstatt bzw. von einem Team erfahrener Künstler zu sprechen,²⁵ andererseits macht sie das

²⁰ WOLFGANG ULLRICH, *Tiefer hängen. Über den Umgang mit Kunst*, Berlin 2003, S. 15.

²¹ JUNG 2002, S. 30-35.

²² Zur wissenschaftsgeschichtlichen Aufarbeitung siehe SAUERLÄNDER, *Naumberger Stifterfiguren* (wie Anm. 5), S. 169-178, und WOLFGANG ULLRICH, *Uta von Naumburg. Eine deutsche Ikone*, Berlin 2009 (1998).

²³ PINDER, *Naumberger Dom und seine Bildwerke* (wie Anm. 8) machte die Bildwerke des Doms – nicht zuletzt auch durch die Aufnahmen von Walter Hege – erstmals einem breiten Publikum über kunsthistorisch interessierte Kreise hinaus bekannt und der Beitrag erschien in mehreren Auflagen; JANTZEN, *Deutsche Bildhauer des 13. Jahrhunderts* (wie Anm. 8), ist noch heute, abgesehen von einigen überzogenen Interpretationen, durchaus lesenswert.

²⁴ Zum Thema einer methodisch reflektierten Vorgehensweise in der historischen Forschung siehe TONIO HÖLSCHER, *Klassische Archäologie. Grundwissen*, Darmstadt 2002, S. 11-26.

²⁵ JUNG 2002, S. 35; vgl. KATHRYN BRUSH, *The Naumburg Master: A Chapter in the Development of Medieval Art History*, in: *Gazette des Beaux-Arts* 122 (1993), S. 109-122.

Zugeständnis, ein „workshop leader“ müsse mit Bischof und Domkapitel den Entwurf erarbeitet haben.²⁶ Warum diese Komplikation? Wer sich bemüht, die dem Naumburger Meister und seiner Werkstatt zugeschriebenen Werke zu analysieren, um sie aus der Kenntnis der zeitgenössischen Kunst zu verstehen, wird nicht umhin können, aufgrund der großen Einheitlichkeit, der durchweg hohen Qualität und zahlreicher ebenso einzigartig wie origineller Merkmale innerhalb dieses Œuvres die unverkennbare ‚Handschrift‘ und die geistige Signatur eines führenden Meisters zu erkennen. Dem konnte sich wohl auch Jung aus pragmatischen Gründen nicht ganz entziehen. Andererseits musste sie das ‚Meistermodell‘ ablehnen, aber nicht aus rationalen Gründen, sondern weil es ihrer ‚visual vernacular/rustic style‘-These widerspricht.

Im Abschnitt zur Lettner typologie wird unter anderem der Typus des Schrankenlettner besprochen, zu dem der Naumburger Westlettner zählt. Dieser sei „typically designed so as to minimize the effect of closure, through a high sculptural or decorative treatment of the outer surface.“²⁷ Chorschranken im Allgemeinen hatten schon immer zuvorderst eine trennende Funktion und wurden dann im 13. Jahrhundert zunehmend plastisch ausgestaltet. In der Forschungsgeschichte erfuhren die Lettner jedoch von Vertretern einer antiklerikalen, gewissen Tendenzen der Sozialgeschichte folgenden Betrachtungsweise zunächst eine starke Betonung ihrer ausschließenden Funktion.²⁸ Die Verfasserin dagegen verwirft diese Sichtweise, verkehrt sie im Sinne eines ‚laienfreundlichen‘ Gesamtkonzeptes ins Gegenteil und bescheinigt dem Naumburger Schrankenlettner mit seinem „effect of openness rather than enclosure“ hohe Qualitäten als verbindendes und integrierendes Element.²⁹ Angesichts dieser konträren Positionen regt sich erneut der Verdacht, dass der historische Auslegungsgegenstand subjektiv interpretiert und nur mit den eigenen Prädispositionen maskiert wird. Dies berechtigt zu der Frage, ob der Diskurs zur trennenden oder integrierenden Funktion der Lettner nicht einfach zum Scheinproblem hochstilisiert ist. Denn neben den Funktionen als Abtrennung, Durchgangsmöglichkeit, Lesebühne, würdevolle Verhüllung des Mysteriums und Schutz vor Zugluft diene der Lettner vor allem, wie die Verfasserin später richtig ausführt, der Strukturierung unterschiedlicher liturgischer Funktionsorte.³⁰

²⁶ JUNG 2002, S. 333.

²⁷ JUNG 2002, S. 45-51, hier S. 50.

²⁸ EUGÈNE-E. VIOLLET-LE-DUC, Artikel: Jubé, in: Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI^e au XVI^e siècle, in 10 Bdn., Paris 1854-68, Bd. 6, Paris 1863, S. 147-150; DOROTHY GILLERMAN, The Clôture of Notre-Dame and its Role in the Fourteenth Century Choir Program, New York 1977; JEAN BONY, French Gothic Architecture of the 12th and 13th Centuries, Berkley 1983.

²⁹ JUNG 2002, S. 51; vgl. JUNG 2000, S. 625-626.

³⁰ JUNG 2002, S. 107; vgl. SCHMELZER, Der mittelalterliche Lettner (wie Anm. 8), S. 143; vgl. KATHERINE MORRIS, Der Lettner der Marienkirche in Gelnhausen, in: Gelnhäuser Geschichtsblätter 2007, S. 23-41, hier S. 37-38.



Abb. 1: Naumberger Dom, Westlettner: Gesamtansicht von Osten [Foto: Gerhard Weiss].

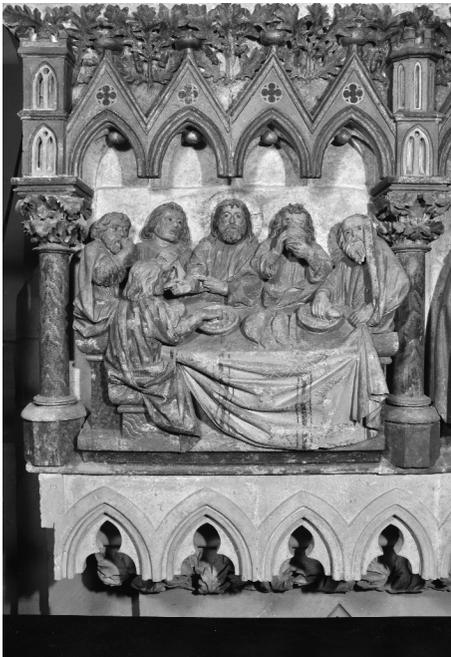


Abb. 2: Naumberger Dom, Westlettner: Das Relief des Abendmahls [Foto: Mandy Lenk].

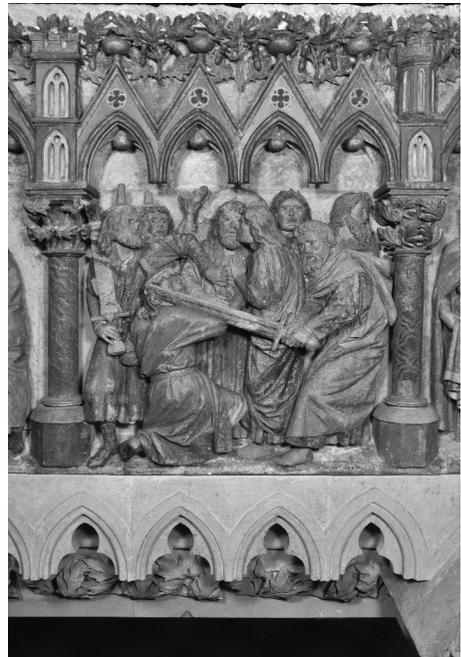


Abb. 3: Naumberger Dom, Westlettner: Das Relief der Gefangennahme [Foto: Mandy Lenk].

Dennoch vertieft sie in der Folge die Doppelfunktion („dual role“) des Lettners als raumtrennende Schwelle („divider of space and social groups / threshold / liminal zone“) und zugleich als Durchgangsmöglichkeit („uniter of spaces“). Die weite Verbreitung der Lettner in den unterschiedlichsten Varianten „suggests a deeper function of Gothic choir screens that goes beyond the particular details of the medieval Western liturgy or the social worries of thirteenth-century ecclesiastics.“³¹ Diesen größeren Zusammenhang („broader context“), gemeint ist wohl das Allgemeingültige und Universale, glaubt die Verfasserin nun durch die Vereinnahmung anerkannter Vertreter aus den Bereichen Ritualforschung, Ethnologie, Sozialanthropologie, Soziologie und Psychoanalyse aufspüren zu können.³² Fragt man jedoch nach Erkenntnisgewinn und Evidenzen für die Entstehungszeit, entpuppt sich dieses rein vordergründig Wissenschaftlichkeit evozierende Verfahren als ahistorisch. Welch bizarre Blüten die forcierte Projektion aus anderen Fächern treiben kann, vermag die auf das Mittelschiff des Naumburger Doms angewandte ‚Communitas-These‘ von Victor Turner³³ anschaulich zu demonstrieren: „When both groups, coming from their opposing directions, met there to celebrate the liturgy, they created a sense of what Turner has termed *communitas*, dissolving, at least temporarily, the hierarchical social bonds that separated them during ordinary time.“³⁴

Die Aussage zur Liturgie im Mittelschiff entbehrt nicht nur jeder Grundlage, weil die Quellen des 13. Jahrhunderts darüber schweigen. Die grundsätzliche Frage ist doch, ob hier überhaupt sozialgeschichtliche Interpretationsansätze greifen. Handelt es sich bei dem fundamentalen Gegensatz von Klerus und Laien nicht vielmehr um eine kirchenrechtliche Distinktion? Zudem wäre anzumerken, dass die personelle Zusammensetzung des Domkapitels und damit die soziale Herkunft der Domherren bislang noch gar nicht untersucht wurde. Und nicht zuletzt sei an die fundamentale Bedeutung der Liturgiegeschichte erinnert, die wohl den Schlüssel für das Verständnis der Naumburger Domkirche böte, wenn denn die erforderlichen Quellen zu Gebote ständen.³⁵

Aus der Fülle der Kuriositäten, mit denen die Beiträge Jung aufwarten, seien hier noch die Ausführungen zum Thema der „Stifter in den Türen“ („The Donors in the Doors“) erwähnt.³⁶ Von ausgesuchten Idealstandpunkten entwirft die Verfasserin folgendes Bild: „If one stands in the center of the nave at a distance of 13.25 meters from the west screen portal [...] one witnesses a remarkable picture emerge through the doors of the screen.“³⁷ Von diesem Punkt aus fluchten die Füße des Gekreuzigten mit dem Altar und die Apsisfiguren erscheinen unter den Armen Christi. Die theatralisch agierenden Stifter der Polygonecken und das Kreuzigungsgeschehen im Portal werden

³¹ JUNG 2002, S. 72.

³² JUNG 2002, S. 72-75; EDMUND LEACH, *Culture and Communication: The Logic by Which Symbols Are Connected*, Cambridge 1976 (DERS., *Kultur und Kommunikation. Zur Logik symbolischer Zusammenhänge*, Frankfurt a. M. 1978); ARNOLD VAN GENNEP, *Les rites de passage*, Paris 1909 (DERS., *Übergangsriten*, Frankfurt a. M. 2005); VICTOR TURNER, *The Ritual Process: Structure and Anti-Structure*, New York 1969 (DERS., *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*, Frankfurt a. M. 2005).

³³ TURNER, *Das Ritual* (wie Anm. 32), S. 94-158.

³⁴ JUNG 2002, S. 88-89.

³⁵ Für diese Hinweise danke ich Prof. Dr. Enno Bünz, Leipzig.

³⁶ JUNG 2002, S. 197-213; vgl. JUNG 2006 – es ist methodisch nicht vertretbar, dass die Verfasserin mehrfach von Bild- und Textquellen des 15. und 16. Jahrhunderts Rückschlüsse auf die Sehgewohnheiten des 13. Jahrhunderts zieht.

³⁷ JUNG 2002, S. 198.

nun in einem unmittelbaren szenischen Zusammenhang gesehen. Die betonte Affiziertheit der vier Apsisfiguren ergebe sich aus den „viewing audiences to which these open themselves [...] [and] their visibility to lay viewers.“³⁸ Insbesondere den Laien signalisierten sie am (vermeintlichen) Höhepunkt der Auseinandersetzung mit dem Markgrafen von Meißen einen Grad aufrichtiger emotionaler Einsatzbereitschaft („a level of forthright emotional engagement“).³⁹

Wer seine Interpretation derart überzieht, hat sich kaum mit den Darstellungs- und Wahrnehmungskriterien der in Frage stehenden Epoche vertraut gemacht. Ausgeschlossen ist eine solche Vereinnahmung des Figurenprogramms für tagespolitische Konflikte schon deshalb, weil dem Sinn des mittelalterlichen Kirchengebäudes als *res dedicata*, als Gott geweihter Sache, kein anderer als ein im Kern gottesdienstlicher Zweck entsprach.⁴⁰ Auch dem Konstrukt einer forcierten Zusammenschau unterschiedlicher Figurengruppen über eine größere Entfernung und durch Türen, die zu meist verschlossen waren (außer für heutige Touristen), ist zu widersprechen.⁴¹ Welchen Sinn sollte es machen, je nach Standpunkt zwei oder drei der zwölf Stifter über diesen weiten Abstand in das Kreuzigungsgeschehen mit einzubeziehen? Sollte etwa die Affektgeladenheit der Stifter im Westchor an einen spezifischen Standpunkt im Mittelschiff gebunden sein? Angesichts einer wahrscheinlichen Nutzung des Mittelschiffs als Prozessionsweg zwischen den liturgischen Zentren im Osten und Westen dürfte ein artifiziell fixierter Betrachterstandpunkt abseits religiöser Lebensvollzüge letztlich nicht mehr als eine reine Fiktion moderner Interpreten sein.⁴²

Als Verdienst darf Jung angerechnet werden, die Textgrundlage für die Gestik in der Abendmahlsszene (Abb. 2) in den zeitgenössischen ‚Tischzuchten‘ aufgedeckt zu haben.⁴³ Die Früchte dieses Teils ihrer Arbeit veröffentlichte sie ein Jahr nach ihrer Dissertation als Aufsatz.⁴⁴ Dennoch ist auch hier vor allzu simpler Verknüpfung von Kausalitäten, gemeint ist die unreflektierte Parallelsetzung von literarischen Quellen mit Bildquellen, zu warnen, so, als sei die Schrift vorrangiger Ideengeber gewesen. Man würde Künstlern sonst unterstellen, sie könnten nur das machen, was zuvor geschrieben stand oder man nimmt das Kunstwerk als eigenständige Interpretation nicht ernst. Vielmehr erscheinen uns die Passionsreliefs als das Ergebnis intensiver Studien menschlichen Lebens, die eher dem Alltag einer gehobenen Schicht als höfischen Benimmregeln verpflichtet sind. Sie offenbaren ein Menschenbild, dass sich weder bewusst plump – das wäre ‚rustic style‘ – noch übermäßig höfisch oder elegant geschliffen gibt. Sie überzeugen

³⁸ JUNG 2002, S. 213-216, hier S. 213.

³⁹ JUNG 2002, S. 214.

⁴⁰ ALBRECHT MANN, Doppelchor und Stiftermemorie. Zum kunst- und kulturgeschichtlichen Problem der Westchöre, in: Westfälische Zeitschrift 111 (1961), S. 149-262, hier S. 149.

⁴¹ Ob die heutigen Gittertüren, die in geschlossenem Zustand einen begrenzten Einblick erlauben, zum Originalbestand des 13. Jahrhunderts gehören, ist nicht bekannt. Eine dendrochronologische Untersuchung der eichenen Türrahmen steht noch aus.

⁴² LUCHTERHANDT, Von der Ikone zum Retabel (wie Anm. 19); DERS.: „IN MEDIO ECCLESIAE“ Frühmittelalterliche Kreuzmonumente und die Anfänge des Stiftergrabes, in: Johannes Mysok/Jürgen Wiener (Hg.), Docta Manus. Studien zur italienischen Skulptur für Joachim Poeschke, Münster 2007, S. 11-29.

⁴³ JUNG 2002, S. 237-279.

⁴⁴ JUNG 2003 – neben der von der Verfasserin zum Thema verwandten Literatur sind darüber hinaus von Bedeutung: HELMUT HUNDSBICHLER, Artikel: Tischsitten, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, 1997, Sp. 806-807; EVA WILMS, Thomasin von Zerclaere. Der Welsche Gast, Berlin/New York 2004.

gen vielmehr durch den sehr spezifischen Ausdruckswert der Gebärdensprache. Den Einfluss von Regelwerken sollte man nicht zu hoch bewerten.

Insgesamt bieten die Beiträge Jungs, bedingt durch das Thema, sehr viel Material. Anerkennenswert ist in diesem Zusammenhang die Teiledition der bislang unveröffentlichten (voraussichtliche Veröffentlichung nicht vor 2010) Arbeit von Johann Carl Schoch von 1773.⁴⁵ Auch wird versucht, sich in der aktuellen kunsthistorischen Forschungslandschaft dezidiert durch neue Sichtweisen und Perspektiven zu positionieren. Daraus resultiert aber, dass alle Beiträge von der Vorstellung durchtränkt sind, nicht Entstehungsprozess, Kunstwerk oder Künstler, sondern der rezipierende Laie sei die entscheidende Instanz.⁴⁶ Diese Prämisse zieht sich durch wie ein roter Faden. Von ihr geleitet, werden assoziativ die Ebenen vermischt, Quellen gebeugt oder großzügig solche späterer Jahrhunderte beansprucht. Aus ihr resultieren jene kuriosen, auf perzeptivem Wege erlangten und von gefühlsmäßiger Anschauung durchdrungenen Erfahrungskonstrukte. Derartig werkimmanente Betrachtungsweisen lösen den Auslegungsgegenstand zwangsläufig aus seinem historischen Kontext und verstellen den Zugang zum Kunstgehalt der Naumburger Bildwerke. Fragt man am Ende nach dem wissenschaftlichen Ertrag, fällt das Resultat in dieser Hinsicht recht mager aus. Bezeichnenderweise – schon allein darum, weil es nicht der Fragestellung entspricht – bleibt die vegetabile Bauplastik des Westlettners, die mit ihren naturnah gestalteten Kapitellen und Friesen zweifelsohne zum Qualitätsvollsten dieser Zeit gehört, unberücksichtigt. Somit bleibt festzuhalten, dass Jung ihr Thema in kunstgeschichtlicher Hinsicht bei Weitem nicht ausschöpft, es auf der anderen Seite aber durch historische Thesen, die nicht tragfähig sind, überfrachtet.

Mangelndes Methodenbewusstsein und unreflektierter Umgang mit der Fachliteratur reihen diese Beiträge letztendlich als charakteristische Beispiele in die Liste der Naumburgliteratur ein, die mehr über die Autoren selbst und deren Kunstanschauungen aussagen als über die Kunst des 13. Jahrhunderts.⁴⁷ Dieses eindeutig negative Ergebnis, selbst wenn es den Eindruck erweckt, Rez. könne der Gedankenarbeit der Verfasserin kaum etwas Positives abgewinnen, ist durchaus nicht dem Wunsch nach Verriss geschuldet. Vielmehr geht es darum, aus den methodischen Schwächen dieser Beiträge zu lernen, um an ihnen die eigene Positionierung zu schärfen. Denn wie anfangs bereits angedeutet, tendieren auch andere Kunsthistoriker und Historiker dazu, den mittelalterlichen Auslegungsgegenstand mit modernen Maßstäben zu messen, wozu sicherlich die Vielschichtigkeit der Werke wie die notorische Quellenarmut gleichermaßen verleiten. Daher sollen resümierend einige Lösungsansätze aufgezeigt werden, die dabei helfen können, das Problem der historischen Distanz zu mindern:

Zunächst ist das eigene Geschichtsbild zu hinterfragen. Was verleitet historisch Forschende immer wieder dazu, Kunstwerke aus Begebenheiten der Ereignisgeschichte, etwa aus Streitigkeiten, zu erklären? Hierzu schrieb schon Richard Benz in der Einleitung zur *Legenda aurea* Grundsätzliches: „Was wissen wir vom Geist des Mittel-

⁴⁵ JUNG 2002, S. 470-480 – JOHANN CARL SCHOCH, *Kurtze Nachricht von denen Merckwürdigkeiten der hohen Stiffts-Kirche zu Naumburg*, 1773 (Stadtarchiv Naumburg, Sa 50).

⁴⁶ Vgl. das Kapitel „Laypeople as Subject and Audience“ – JUNG 2002, S. 335-358; bei JUNG 2000, S. 634, heißt es: „fragments [...] and drawings [...] provide evidence of sculptural programs distinctly geared toward lay audiences“.

⁴⁷ Eine in der Gotikforschung allgemein verbreitete Tendenz – siehe hierzu BRUNO KLEIN, *Internationaler Austausch und beschleunigte Kommunikation. Gotik in Deutschland*, in: Ders. (Hg.), *Gotik (Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland, Bd. 3)*, Darmstadt/München u. a. 2007, S. 9-33, hier S. 9.

alters? Ist er in den Bekenntnis-Streitigkeiten der Bischöfe und Äbte? Ist er im Haß der Kaiser und Päpste? Wird er erkannt im historischen Geschehen? Die Taten einer Zeit spiegeln den Geist nicht, sie sind aus irdischer Not geboren.“⁴⁸

Sicherlich ist es nicht ganz unproblematisch, verallgemeinernd von einem „Geist des Mittelalters“ zu sprechen. Aber was macht den historischen Kontext eigentlich aus? Einen weiterführenden Ansatz bietet hier Braudels Geschichtskonzept der Phänomene langer Dauer (*longue durée*).⁴⁹ Gegenüber der konventionellen Geschichtsschreibung differenziert es zwischen den verschiedenen Stufen der Geschichte und misst gerade den beherrschenden Kräften mehr Bedeutung bei. Es wäre zu überdenken, ob sich die Konzeption des Naumberger Westlettners nicht eher den langsamer ablaufenden Wechselbewegungen der Wirtschafts-, Technik-, Frömmigkeits-, Liturgie- oder Mentalitätsgeschichte verdankt als der kurzatmigen Ereignisgeschichte. Konflikte jedenfalls sind nur „ein kleiner Teil des weitschichtigen Ursachenkomplexes“, aus dem Geschichte hervorgeht.⁵⁰

Ein weiteres Charakteristikum moderner Interpretationen stellt die bisweilen stark ausgeprägte Ichbezogenheit des retrospektiv auf die Geschichte schauenden Interpreten dar. Dieser erhebt seine persönliche Einstellung und Erfahrung auf die Ebene oberster kunsthistorischer Expertise und institutionalisiert damit seine eigene Subjektivität. Nicht selten geht dies mit dem von den Bildwissenschaften gepflegten Verfahren einher, das Hauptaugenmerk weniger dem Produktionsvorgang als vielmehr dem Rezeptionsvorgang zu widmen. Mit der heutzutage zunehmend verbreiteten und wohl gesellschafts- und medienpolitisch bedingten Attitüde, es dürfe spekuliert werden, visiert der Interpret das Auslegungsobjekt im Gewande des zeitgenössischen Rezipienten an, um sich in den vermeintlich zeitgenössischen Rezeptionsvorgang hineinzu fühlen. Bei dieser Interaktion von Betrachter und Kunstwerk gerät aber das Objekt als Korrektiv mehr und mehr aus dem Blickwinkel. Schließlich ist es nur noch auslösendes Moment für die eigenen Fantasien. Abgehoben in den geistigen Sphären seiner eigenen Welt gibt sich der Interpret unter Ausschaltung des Sachverstandes kühnen Thesen hin. So wird Kunstrezeption zur Beschäftigung mit sich selbst. Die eigenen Vorstellungen werden zu objektiven Wahrheiten.⁵¹

Diese bewusst überspitzte Zeichnung dient der Veranschaulichung einer über Jahrzehnte hinweg gängigen Praxis überzogener kunsthistorischer Interpretationen.⁵²

⁴⁸ JACOBUS DE VORAGINE, Die Legenda Aurea, übers. von Richard Benz, Gütersloh 142004 (1955), S. IX.

⁴⁹ FERNAND BRAUDEL, Histoire et sciences sociales. La longue durée, in: Annales 13 (1958), S. 725-753; der Ausdruck *longue durée* wird seit Braudels 1958 erschienenen Aufsatz zu einem *terminus technicus* der internationalen Geschichtswissenschaft; der Aufsatz in deutscher Übersetzung: Geschichte und Sozialwissenschaften. Die longue durée, in: MARC BLOCH et al., Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse, hrsg. von Claudia Honegger, Frankfurt a. M. 1977, S. 47-85; DANIEL, Kompendium Kulturgeschichte (wie Anm. 6), S. 221-224.

⁵⁰ GEORG DEHIO, Geschichte der deutschen Kunst. Des Textes erster Band, Berlin/Leipzig 1919, S. 5-6.

⁵¹ Ebd. – Dehio betont die „zeitliche Doppelexistenz“ des Gegenstandes der Kunstgeschichte. Dieser gehöre nicht der Vergangenheit allein an, sondern werde in jedem Augenblick des Betrachtens zur Gegenwart. Das Problem sei, dass „sehr viele, die sich Kunsthistoriker nennen, in dem Augenblick aufhören, es zu sein, wo ihr Gefühl zwischen einer Erscheinung der Vergangenheit und den künstlerischen Problemen der Gegenwart eine Beziehung entdeckt“.

⁵² Genannt sei hier nur eines von vielen Beispielen: HANS SEDLMAYR, Die Entstehung der Kathedrale, Zürich 1950.

Dabei entspricht es dem Gang der Dinge, dass auf Zeiten weit vom Objekt entfernter Interpretationen wiederum Zeiten der Ernüchterung und der Ermahnung folgen, der Interpret möge von seiner persönlichen Einstellung und Subjektivität zur Grundfrage zurückkehren: Was ist der Sachgehalt und welches ist das gemeinsame Erkenntnisziel?⁵³

Das notwendige Bekenntnis zur Sache, mag es auch nur eine Binsenweisheit sein, weist dem Interpreten dennoch mit dem Rückbezug auf Objekt, Befunde und Quellen den richtigen und einzig möglichen Weg. Daher möchte Rez. dafür plädieren, Interpretationen künstlerisch hochrangiger Werke nicht zum Willkürakt persönlichen Ermessens verkommen zu lassen. Nur eine methodisch reflektierte Vorgehensweise, die dem Interpreten die immerfort währende Abgleichung der eigenen Interpretation mit dem historisch überlieferten Gegenstand als Korrektiv und die historische Rückbindung seiner Beobachtungen auferlegt, vermag dem kunsthistorischen Diskurs wieder mehr Konturenschärfe und Klarheit zu verleihen. Bei dem Versuch, den Urheber des Werkes an seiner Wurzel zu fassen, kommt dem Objekt zwar immer der Rang der obersten Kontrollinstanz zu. Trotz des Rückbezugs auf Objekt und Quellen verbleiben in der Gleichung aber weiterhin einige Variablen und Unbekannte, die eine Gewähr auf Objektivität vereiteln.⁵⁴ Daher müssen wir mit der ernüchternden Tatsache leben, dass es bei der Rekonstruktion von Funktion, Auftraggeberabsicht, Leistung des Künstlers oder Erwartungshorizont der Zeitgenossen immer nur um eine Annäherung gehen kann. Umso mehr ist hier Vorsicht das Gebot der Stunde, dieses Vakuum nicht mit eigenen Vorstellungen und Vorurteilen zu füllen.

Zum Abschluss sei die Frage nach dem Erkenntnisziel gestellt, auf das Kunsthistoriker wie Historiker ihre Interpretation ausrichten. Erst dieses gibt bei der Vielfalt und dem ständigen Wandel unseres kulturellen Erbes die gemeinsame Stoßrichtung vor. Was macht dieses Erbe für die Gegenwart wichtig und interessant? Es sind die Wertvorstellungen, die Kunstwerke als Artefakte in sich tragen, durch die sie auf etwas Höheres verweisen, um sich damit über die Alltagswelt und über sich selbst als Materielles, von Menschenhand Geschaffenes zu erheben. Demnach erweist sich eine klare, werteorientierte Zielvorstellung als die entscheidende, den Interpreten anleitende Instanz. Die Methode zeigt nur den Weg auf. Die Werte aber sind eine für die Kunst konstitutive Größe. Sie, die in den Werken der Kunst gestalthaft geworden sind, gilt es immer wieder neu zu entdecken.

⁵³ So Prof. Dr. Frank Zöllner, Leipzig, in seinem Vortrag „Kanon und Hysterie. Von Botticelli bis Michelangelo“ auf dem 30. Deutschen Kunsthistorikertag in Marburg im März 2009.

⁵⁴ ARNOLD ESCH, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, in: *Historische Zeitschrift* 240 (1985), S. 529-570; wieder abgedruckt in: DERS., *Zeitalter und Menschenalter. Der Historiker und die Erfahrung vergangener Gegenwart*, München 1994, S. 39-69.

Die Dresdner Hofapotheke und die Medikamentenbücher der Wettiner

Eine Entdeckung für Biografen

von
ANNE-SIMONE KNÖFEL

Gelegentlich tauchen bei Recherchen im Archiv Quellen auf, die nicht nur die Landeshistoriker überraschen, sondern auch die Archivare. So geschehen bei Forschungen über einen möglichen Vergiftungsfall im Haus Wettin, als die Spuren von Akten zur Hofapotheke zu einer Kiste voller Rezeptbücher der königlichen Leibärzte führten.¹ Da dieses Quellencorpus besonders für die blühende biografische Forschung von größtem Interesse ist, soll der Fund an dieser Stelle in seinem pharmaziehistorischen Kontext vorgestellt werden.

Zur Arbeitsorganisation einer Apotheke während der Neuzeit

Unter einem Rezept ist die Anweisung eines Arztes an einen Apotheker zu verstehen, zur Behandlung Kranker einzelne Stoffe, fertige Zubereitungen oder individuelle Anfertigungen abzugeben.² Daneben gilt das Rezept als Rechnungs- und Quittungsbeleg wie auch als urkundliches Beweismittel. Die Rezepte wurden kopiert und in Rezeptbüchern gesammelt, so dass sie eine Krankengeschichte dokumentieren konnten. Diese Bücher lagerten in der Apotheke und waren somit für andere Ärzte einsehbar, um gegenseitige Kontrolle zu ermöglichen und Gegenwirkungen verschiedener Medikationen zu vermeiden. Zur Gewähr ordnungsgemäßer Arznei achtete man auf die Übereinstimmung der Arzneibücher von Arzt und Apotheker. Des Weiteren dienten ab dem 13. Jahrhundert Arzneimittelverordnungen – so genannte Antidotarien – und Vorschriften als Grundlage. Mit dem Ziel möglichst zuverlässiger Rezepte hing auch die Vereinheitlichung der Schreibweise zusammen. Die äußere Form eines Rezeptes begann mit der Anrufung Gottes und einer Datumsangabe. Daran schloss sich der ärztliche Befehl (*Jussio*) an, der mit *Rec.* oder mit einem *R* mit kleinem Querstrich abgekürzt wurde. Es folgten die Bestandteile in alchemischen oder Apothekerzeichen mit den üblichen Gewichtsangaben. Den Abschluss bildeten Herstellungsvorgaben und die Dosierung.

¹ Vgl. Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: HStA Dresden), Bestand 10036, Finanzarchiv, Loc. 33419, Rezeptbücher.

² Zur Geschichte von Rezepten und Apothekenorganisation vgl. ULRICH SEIDEL, Rezept und Apotheke. Zur Geschichte der Arzneiverordnung vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, Diss. Marburg 1977.

Die Dresdner Hofapotheke

Die kurfürstliche Hofapotheke wurde am 7. Mai 1581 gegründet, als in Dresden bereits die Marienapotheke und die Vogelapotheke am Markt bestanden.³ Kurfürstin Anna brachte aus Dänemark bereits große medizinische Kenntnisse mit, da sie viele Jahre einen lebhaften Briefwechsel mit dem Leibarzt ihrer Mutter pflegte.⁴ Die Klagen über unzulängliche städtische Apotheken in Dresden veranlassten sie zunächst, ein eigenes Laboratorium auf der Annaburg bei Torgau anzulegen. Sie entfaltete eine engagierte Tätigkeit und wurde von Adligen wie Untertanen um Hilfe ersucht. Zur Arbeitserleichterung gewann sie den Apotheker Johannes unter den Linden, der 1560 zusätzlich eine eigene Apotheke in Dresden gründen durfte. Da sie in einer Ecke des Marktes angesiedelt wurde, wo traditionell die Vogelhändler ihre Ware feilboten, nannte er sie Vogelapotheke und betrieb sie parallel zur Aufsicht über die Hofapotheke in Torgau. Für Letztere stellte Kurfürstin Anna einen Gehilfen und einen Diener im Destillierhaus an. Nach dem Tod Johannes unter den Linden wurde der neue Hofapotheker Andreas Peisskern nach Dresden berufen und erhielt hier die Oberaufsicht über die mit der Hofapotheke vereinigte Marienapotheke am Markt. 1590 trennte man beide Institutionen und verlegte die Hofapotheke an den Taschenberg. Das Collegium der Leibmedici wurde der Apotheke als oberste Behörde vorgesetzt. Nach einem Brand 1704 konnte sie erst nur notdürftig wiederhergestellt werden, bevor 1718 eine umfangreiche Instandsetzung erfolgte. 1831 wurde die Apotheke verstaatlicht und ein zusätzlicher Reiseapotheker eingestellt. Wegen sinkender Einnahmen empfahl eine Revisions-Kommission den Verkauf der alten Gefäße und den 1857 erfolgten Umzug in ein größeres Gebäude auf der Schlossstraße 15. Durch Verpachtung ging die Apotheke 1877 in Privathände über. Im 19. Jahrhundert bestand darüber hinaus auch eine Hofapotheke im Schloß Pillnitz: 1899 zog sie vom linken in den rechten Flügel des „Schlossrestaurationsgebäudes“.⁵ Somit war für die Mitglieder des königlichen Hauses auch in den Sommermonaten eine sofortige Bereitung von Medikamenten möglich.

Zum Dienstbetrieb der Hofapotheke

Die Hofapotheke war für die königliche Familie ebenso zuständig wie für die Hofbedienten. Später wurde die Apotheke auch für die Öffentlichkeit zugänglich. An einem Fenster, zu dem eine Treppe am Taschenberg hinaufführte, konnten die Bürger ihre Rezepte einlösen oder Waren aus dem Handverkauf erwerben.⁶ An der Hofapotheke waren dauerhaft mindestens drei Gesellen und ein Buchhalter, dazu mehrere Aufwärter, Stößer, Mägde und Lehrlinge angestellt, insgesamt etwa 13 Personen. Daneben gab es noch den Reishofapotheker, der den Kurfürst bzw. König zusammen mit einem Lehrling begleitete. Aufsicht über die Hofapotheke führte der Hofapotheker bzw. interimswise ein Hofrat oder Leibarzt. Er sorgte für Vorräte, Einkauf und ordnungsgemäße Lagerung und Verarbeitung der Präparate. Daneben behielt er alle Medikamente außer Kräutern, Blumen, Wurzeln und Samen unter seinem Verschluss, *in-sonderheit aber die, ihrer Theuerung und Kostbarkeit halben wie vorzügliche*

³ Vgl. HEINZ GLODSCHER, Pharmaziegeschichte Dresdens, Dresden 1996, S. 22.

⁴ Zur Geschichte der Hofapotheke vgl. GIESECKE, Die königliche Hofapotheke zu Dresden, Dresden 1909, S. 8 ff.

⁵ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10711, Ministerium des Königlichen Hauses, Loc. 24, Nr. 14, Acta, die Hofapotheke betr., 1877 ff., f. 62.

⁶ HStA Dresden, Bestand 10026, Geheimes Kabinett, Loc. 775/4, f. 201.

*Aufmerksamkeit erfordernde Waaren und Artefacta als Perlen, Granaten, Bezoar p.p.*⁷ Die Rezepte für die *höchsten Herrschaften* hatte er in besondere Bücher eigenhändig einzutragen, damit *auf Erforderen, in der Folge, über die Bestandtheile eines jeden Receptes Auskunfft gegeben werden könne*.⁸ Auch sollte er die Medikamente für die höchsten Herrschaften selbst fertigen und signieren und dies in der Not allenfalls dem Reisehofapotheker überlassen. Dieser assistierte ihm und fungierte als sein Stellvertreter, sofern er nicht selbst mit dem Hoflager unterwegs war. Der Buchhalter führte das so genannte *Cassa-Buch* und kalkulierte jeweils mittwochs und samstags die Ausgaben. Sein Assistent führte das *Conto-Buch* der dem Hofstaat frei verfügbaren und geringwertigen Medikamente.

In der Offizin versahen ein Geselle (Receptarius) und ein Lehrling den Rezeptiertisch und zwei Gesellen (Adjuncti) und ein Lehrling den Assistententisch. Am Ersteren wurden Mixturen und Pulver hergestellt, die nicht stark riechen, während am Assistententisch die stark riechenden Pillen, Salben und Essenzen bearbeitet wurden. Im Laboratorium arbeiteten hingegen nur ein Geselle (Laborant) und ein Lehrling. Jeden Sonnabend erfolgte ein festgelegter Wechsel der Gesellen, so dass sie an ihren Arbeitsplätzen regelmäßig von einem Platz auf einen anderen rückten. Auf diese Weise war auch eine Kontrolle der Ausgabebögen in der Offizin und vom Defecturbuch im Labor gewährleistet.

Die wirtschaftliche Situation der Hofapotheke

Langjährige und hochrangige Angestellte erhielten Freimedikamente, mussten also keine Rechnung begleichen. Die hohen Arzneikosten, der zunehmende Hofstaat, unregelmäßige Begleichung von Rechnungen und Rettungshilfen für abgebrannte Apotheken im Umland führten dazu, dass die Apotheke über einen längeren Zeitraum im ausgehenden 18. Jahrhundert rote Zahlen schrieb. Zudem beklagte das Finanzcollegium, dass durch die unzuweckmäßige Buchhaltung und das beschriebene „Personalkarussell“ für die Sicherheit der Kasse *sattsam nicht gesorgt* sei.⁹ Praktische Verbesserungen und eine intensive Kontrolle der Bücher brachten wenig Abhilfe. Mit wiederholten Zuschüssen wurden die Finanzlöcher kurzfristig gestopft, jedoch stand man wenige Monate später erneut vor demselben Problem. Der Hofapotheker beanspruchte um 1800:¹⁰

500 RT jährliche Besoldung

30 RT jährlich Kleidergeld

17 RT, 12 gl. zu beßerer Unterhaltung der Lehrlinge

17 RT, 6 gl. wöchentliche Speisung des Buchhalters, derer Gesellen und Jungen, wie auch derer Stößer und Mägde, auf 13. Personen, incl. des 4.ten Gesellens

das steigende und fallende Clystiergeld für die Gesellen (ca. 37 RT)

32 RT übliches Weihnachtsgeld denen sämtlichen Hofapotheken Bedienten (Gesamtkosten für Weihnachtsgeld 64 RT)

⁷ Ebd., f. 198 f.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd., S. 210.

¹⁰ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10026, Geheimes Kabinett, Loc. 775/2, f. 93.

8 RT für Einforderung derer Hofapotheken Schulden

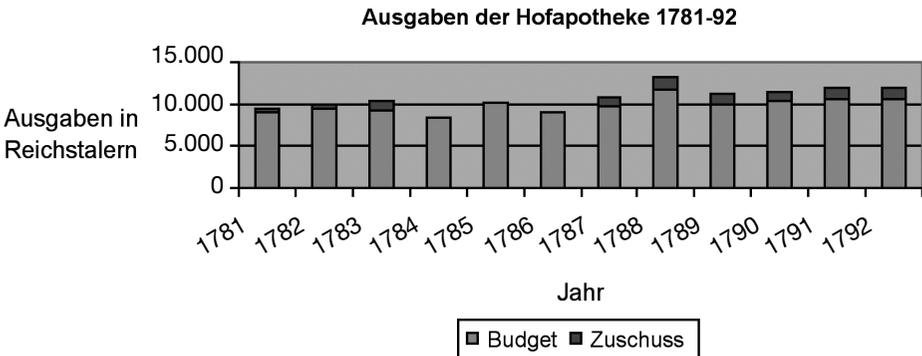
25 RT Auslösungs- und Reise-Kosten bey Abwartung ieder Leipziger Meße aus der Rentcammer

Freye Wohnung in der Hofapotheke

1 Faß Landwein zum Destillieren und Landweinbefen nach Proportion, des Bedürfnisses beydes aus der Zeughauskellerey

30 Schragen weiches Holz aus dem Holzhof vor dem Pirnaischen Thore die benötigten Lichte, das Geld dafür wird in Rechnung verschrieben

Hinzu kamen noch die Löhne für den Reishofapotheker (360 RT), den Buchhalter (175 RT), dessen Assistenten (69 RT), die Gesellen (die ersten zwei je 65 RT, die übrigen je 50 RT), die Aufwärter (26-36 RT), die Stößer (21 RT), den Gehilfen (52 RT), die Köchin (24 RT) bis zur Scheuermagd (13 RT). Zusammen mit Boni in Höhe von 100 RT für jeden Lehrling und 25 RT Messegeld für jede Leipziger Messe wurden allein für das Personal und den Haushalt der Hofapotheke 3.036 RT berechnet.¹¹ Die Ausgaben indes überstiegen stets die Marke von 8.000 RT, so dass die Zuschüsse bald zum Normalfall gehörten:¹²



Diese wirtschaftlich schlechte Situation der Hofapotheke setzte sich auch im 19. Jahrhundert fort. Beständige Querelen, wem Freimedikamente gewährt werden sollten und wem nicht, wie hoch Reisekosten sein dürfen und wie viele Schragen Holz eine Apotheke tatsächlich brauchte, füllten fast sämtliche Aktenbände zur Hofapotheke. Aus dem Jahr 1842 existiert ein Antrag des Finanzministeriums, bauliche Veränderungen am Gebäude vornehmen zu dürfen und die Hofapotheke an einer günstigeren Lokalität zu öffnen, um einen „schwungvolleren Absatz“ zu erreichen.¹³ Geringfügige Baumaßnahmen vermochten den Apothekenbetrieb jedoch nicht im gewünschten Maße zu stabilisieren, so dass 1877 schließlich die Privatisierung der Hofapotheke als „Königliche Hof-Apotheke“ realisiert wurde.

¹¹ Ebd., f. 274.

¹² Ebd., f. 158 f.

¹³ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10711, Ministerium des Königlichen Hauses, Loc. 24, Nr. 2, Acta, die Hofapotheke betr., 1832–76, Vol. 1, f. 267.

Die Stellung der Hofärzte und Hofapotheker am Hof

Die Fürsten wählten ihre Leibmediziner aus hohen Positionen der Krankenhäuser und von Lehrstühlen medizinischer akademischer Einrichtungen. Dagegen entstammten die Wundärzte fast ausschließlich einer militärischen Laufbahn. Als gediente Militärs schienen sie mit der Wundpflege aus langer Berufserfahrung sehr gut vertraut, so dass für die Herrschaften die besten Heilungschancen bestanden. Der Leibzahnarzt wurde offenbar bei Bedarf aus Weimar angefordert, da er den Titel eines Weimarer Hofrates trug. 1868 wurde diese Stellung am Dresdner Hof jedoch aufgegeben, nachdem der letzte Leibzahnarzt aus dem Dienst geschieden war. Der Hofwundarzt war zugleich auch in besonderem Maße für die Prinzen zuständig, die angesichts ihres Reit- und Fechtunterrichts offenbar häufiger verbunden werden mussten.

Während die Hofärzte dem Ministerium des Königlichen Hauses unterstellt waren und den Oberhofmarschall als unmittelbaren Dienstherrn hatten, waren die Leibärzte dem Kammerei-Departement untergeordnet. Die Hofapotheke lag in den Händen des Ministeriums der Finanzen, so dass stets ein königlicher Kommissar, der Landrentmeister und Finanzrat war, die Kommission über die Hofapotheke ausübte. Diese etwas komplizierte Organisationsstruktur führte dazu, dass die Akten der Hofapotheke bis heute im Bestand des Finanzarchivs lagern und aus diesem Grunde die Medikamentenbücher wohl den Landeshistorikern entgangen sind. Da die Hofrangordnung bis 1862 scharf zwischen adligen und nichtadligen Hofbedienten unterschied, standen die hoch gebildeten Ärzte ohne Adelstitel außerhalb der Hofrangordnung. Dieses Missverhältnis wurde ausgeglichen, indem man ihnen für hohe Verdienste den Titel eines Hofrats verlieh und sie somit in den Hofstaat integrierte. 1870 erging vom Oberhofmarschall eine Petition, die Leibärzte in der Hofrangordnung in die dritte Klasse wie die Divisionsärzte im Militär zu heben und die Leibwundärzte in die vierte.¹⁴ Den bislang von einem Hofrang ausgeschlossenen Hofärzten sollte gleichfalls ein Platz in der vierten Klasse eingeräumt werden, wo auch der Stallmeister und der Hofbaumeister, der Brigadestabsarzt und die Bataillonsärzte anzutreffen waren.

Aufgrund ihrer besonderen Vertrauensstellung genossen die Mediziner ein sehr persönliches Verhältnis zu ihren hochadligen Patienten. Diese zeigten sich nach überstandener Krankheit regelmäßig recht großzügig. Den Ärzten wurden für ihre Verdienste Geldgeschenke, Orden, Titel oder eine Beförderung zuteil.¹⁵ Die Konstanz der bestellten Leibärzte und -apotheker geht aus den Bestallungsakten ebenso hervor wie aus den Hofstaatslisten der Dresdner Adressbücher. War man einmal als Mediziner oder Pharmazeut bestellt, arbeitete man in der Regel solange in dieser Position, bis die eigenen Kräfte nachließen oder bis zum Tod. Beispielhaft folgt hier aus Platzgründen nur eine Aufstellung der Ärzte und Apotheker von 1850 bis 1870.

Hofärzte:

Carl Christian Hille

Albert Gustav Carus (bis 1862), ab 1862 Edmund Schurig

ab 1866 zusätzlich Carl Emil Bräuer

¹⁴ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10711, Ministerium des Königlichen Hauses, Loc. 4, Nr. 6, Acta, die Anstellung der königlichen Leibärzte und Leibwundärzte betr. vom Jahr 1833 an bis 1895, f. 170.

¹⁵ Ebd., f. 192-243.

Hofwundarzt:

Johann Christoph Zimmermann

Leibärzte:

Heinrich Leopold Francke (bis 1853)

Carl Gustav Carus

Friedrich August von Ammon (bis 1862)

ab 1862 Albert Gustav Carus

ab 1862 Hermann Walther

Leibwundarzt:

Friedrich Ludwig Fränzel (bis 1862)

ab 1862 Gustav Eduard Ullrich

Leibzahnarzt:

Emil Friedrich August Baumann (bis 1864)

ab 1865 vakant, 1868 Position aufgehoben

Hofapotheke:

Hofapotheker: Friedrich Hermann Müller (bis 1864)

Provisor: Gustav Julius Leyser (bis 1860)

Controlleur: Carl Wilhelm Heyse (bis 1860)

1865/66 unbesetzt

1867

Hofapotheker: Carl Eduard Fischer

Die Rezeptbücher der Hofapotheke

Im Bestand des Finanzarchivs befindet sich eine Kiste mit Rezeptbüchern für die Mitglieder des königlichen Hauses.¹⁶ Angefangen von Anna Sophie, der Gemahlin Kurfürst Johann Georgs III., sind insgesamt 25 Rezeptbücher bis zu den Enkeln König Johanns darin enthalten. Die Auswahl folgt offensichtlich keinem Muster. Neben einzelnen Herrschern (Kurfürst Johann Georg IV., König Anton, König Friedrich August II., König Johann, König Albert, König Friedrich August III.) und Gemahlinnen (Kurfürstin Anna Sophie, Kurfürstin Christiane Eberhardine, Prinzessin Louise, Königin Amalie, Königin Carolina, Königin Maria, Königin Carola) findet man auch Nachgeborene (Prinz Ernst, Prinz Albert) und verschiedene Töchter der Wettiner des 19. Jahrhunderts. Die Rezeptbücher gehen in einzelnen Fällen über einen längeren Zeitraum von bis zu 57 Jahren bei den Königen Anton und Friedrich August II., während auch die kurze Behandlungszeit der Prinzessin Maria 1860/61 verzeichnet ist, bevor sie im Säuglingsalter starb. Die Bücher enthalten in den meisten Fällen nicht die gesamte Behandlungszeit bis zum Tode, denn für Anna Sophie enden die Einträge beispielsweise 1705, also zwölf Jahre vor ihrem Tod, ohne dass das Buch vollständig gefüllt wäre. Einzig die vier Bücher für Prinzessin Augusta, die Tochter König Friedrich Augusts I., für König Anton und die jeweils ersten zwei Rezeptbücher für Königin Amalie und König Johann sind komplett bis zur letzten Seite mit Rezepturen beschrieben. Die Bücher haben alle etwa das Format 20x10 cm und eine Dicke bis zu 4 cm, ausgenommen das dünne Heft für Maria, die Tochter des Prinzen Max und die

¹⁶ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10036, Finanzarchiv, Loc. 33419, Rezeptbücher.

schon erwähnte Prinzessin Maria. Die frühen Rezeptbücher sind einheitlich in braunes Glattleder gebunden und mit einer Gravur versehen, die die Initialen des Patienten und das Anfangsjahr der Rezepturen darstellt. Grüne Fadenreste lassen jeweils zwei Schnüren zum Verschließen der Bücher vermuten. Ergänzend zu diesen Rezeptbüchern vermag es ein Blick in die „Medizinische Sachen“ genannten Findbücher, auch die Krankheiten anderer Mitglieder des Fürstenhauses zu finden. Neben der schweren Diabeteserkrankung König Augusts II. von Polen, die mehrere Bände füllt, sind auch der übermäßige Trunk Johann Georgs I., die Krankheitsanfälligkeit Kurfürst Friedrich Christians, die Blatternerkrankung der Kurfürstin Maria Antonia 1766, die Krankheiten der Äbtissin von Remiremont und des Prinzen Maximilian aktenkundig.¹⁷

Medizinische Verordnungen an einzelnen Beispielen

Die Einträge in den Rezeptbüchern sind durchgehend einheitlich. Unter den datierten Verschreibungen in pharmazeutischen Abkürzungen findet sich relativ regelmäßig der behandelnde Hofarzt. Mit Hilfe von „Hagers Handbuch der pharmazeutischen Praxis“ lassen sich die Kürzel in den meisten Fällen auflösen.¹⁸ Die beinahe täglichen Visiten und oft wochenlangen Behandlungen ein und derselben Krankheit spiegeln die medizinischen Möglichkeiten jenseits der heutigen Pharmaziekenntnisse wider.

Christiane Eberhardine, die Gemahlin Augusts II., erhielt nach ihrer Ankunft aus Bayreuth regelmäßig magenstärkende Tropfen aus Essenzen von Galanga, Zitwerwurzel und Bibergeil.¹⁹ Dazu erhielt sie ein Arkan- (Geheim-) Mittel, von dem sie *alle Morgen in Suppe und nachmittags umb 4 uhr in kaltes Bier iedes wohl 80 Tropfen zu nehmen* hatte.²⁰ Ein Pulver aus grönländischem Einhorn und Korallen wurde ebenfalls wiederholt verschrieben. Das Bezoar, ein durch Zusammenballung verschluckter Pflanzen- und Haarfaseren entstandenes kugeliges Gebilde im Magen von Wiederkäuern, wurde als Tinktur in Holunderblütentee eingenommen und galt als probates Mittel bei Magenschmerzen. Wegen ihrer chronischen Magenbeschwerden konsultierte sie beinahe täglich die Ärzte. Daneben hatte Christiane Eberhardine wohl unter wiederkehrenden Ohnmachtsanfällen zu leiden, da sie 40 Tropfen eines Stärkeelixiers frühmorgens vor dem Aufstehen und abends vor dem Schlafen einnehmen sollte und immer wieder Riechsalz benötigte. *Flusspillen* und ein *stärckendes Waßer bey allen schwachheiten ein paar Löffel voll zu geben* sollten ihre Kreislaufschwierigkeiten lindern.²¹ Später verschrieb man ihr Kräuterfußbäder, englischen Balsam, Räucherpulver und *Pflästerlein auff die Schläffe*.²² Alle Rezepturen konnten die Krankheiten jedoch nicht besiegen. Da das Rezeptbuch nur bis zu ihrer Übersiedlung nach Pretzsch geführt wurde, ist für die beschriebenen acht Jahre festzustellen, dass sie durch eine chronische Magenkrankheit und Kreislaufprobleme ihre Zeit in Dresden wohl kaum genossen haben dürfte. Ihre Schwiegermutter, Anna Sophie von Dänemark, bedurfte

¹⁷ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10026, Geheimes Kabinett, FB „Medizinische Sachen“, f. 19 ff.; Bestand 10025, Geheimes Konsilium, FB „Medizinische Sachen“, f. 39; Bestand 10024, Geheimer Rat (Geheimes Archiv), FB „Medizinische Sachen“, f. 1 und FB „Krankheiten“, f. 9 f.

¹⁸ Hagers Handbuch der pharmazeutischen Praxis, hrsg. von GEORG FRERICHS/GEORG ARENDS/HEINRICH ZÖRNIG, Berlin 1930.

¹⁹ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10036, Finanzarchiv, Loc. 33419, Rezeptbücher, Nr. 3.

²⁰ Ebd., Eintrag vom 31. Juli 1694.

²¹ Ebd., Eintrag vom 25. Dezember 1694.

²² Ebd., Eintrag vom 8. Dezember 1695.

übrigens ähnlicher Stärkungsmittel, Magenmedikamente sowie Leberpillen.²³ Da beide Rezeptbücher etwa aus derselben Zeit sind, erhielten beide fast identische Verschreibungen.

Über 80% der Rezeptbücher wurden im 19. Jahrhundert geführt. Exemplarisch seien aus dieser Epoche noch die Behandlungsmethoden eines Neugeborenen sowie König Friedrich Augusts I. bzw. Friedrich Augusts II. vorgestellt. Für die im Säuglingsalter verstorbene Tochter des Prinzen Georg, Maria, ist unter dem Datum des 18. Juli 1860 *Feldkümmelthee zum Wachsen* verordnet worden, später Kräuterzusätze zum Bade, *Waschwässer* und ein *Brustsaft*, von dem alle drei Stunden ein Teelöffel voll zu geben war, sowie Mandelöl und Mannasirup und zuletzt diverse Einreibungen.²⁴ Trotz der täglichen Bemühungen der Hofärzte Dr. Ammon und Dr. Carus starb Prinzessin Maria 1861. Die letzten zwei Seiten enthalten die Anweisungen zur Vorbereitung des Leibes und des Sarges für die Bestattung.

In einem anderen Fall zeigt sich, dass der chronische Husten ein lebenslanger Begleiter war. So hat laut Medikamentenbuch der spätere König Friedrich August II. sogleich nach seiner Geburt im Frühjahr 1797 an heftigem Hustenreiz gelitten. In seinen ersten zwei Lebensjahren behandelten die Ärzte den Husten mit Hustenpastillen, Pulver aus der Schlüsselblume, Schwarzwurzellotion, Breiumschlägen mit Huflattich und mit ätherischem Bittermandelöl.²⁵ Der Husten steigerte sich bis zu schweren Brustschmerzen, für die ein in der Dosierung nicht ungefährliches Schierlingspflaster Abhilfe schaffen sollte. Zugleich halfen Zichoriensirup mit Rhabarber als verdauungsförderndes Medikament und Pulver aus Bärlappkraut zur Krampflösung. Das im Folgejahr sehr häufig verabreichte *Prinz Friedrichs Pulver* ist leider in seiner Zusammensetzung nicht aufgeschlüsselt. Nach 1800 wurde Friedrich August zunehmend seltener krank: In den Jahren 1817–1820 ist sogar nur jeweils ein Eintrag erfolgt. Gelegentlich finden sich in den Folgejahren Einträge eines Pulvers aus Jalapenwurzel, das als Abführmittel diente. Um die Durchblutung der Handgelenke zu fördern, sollte Friedrich August 1812 seine Handgelenke früh und abends mit Ameisenspiritus einreiben. Zum Badewasser wurde regelmäßig Leinsamenöl gegeben. Zur Inhalation empfahlen die Ärzte Tee aus Holunderblüten und weißen Malvenblättern. Als Mund- und Gurgelwasser bei Erkrankung des Zahnfleisches wurde Löffelkrautspiritus verschrieben. Mit zunehmendem Alter häufen sich die Verschreibungen von Zahntinkturen und Augenwässerchen mit *Aquae rosarum*. 1832 waren wieder fast tägliche Arztbesuche erforderlich. Zusätzlich zu den bereits erwähnten Medikamenten sollte eine Mixtur aus Guajacum und Opium, in eine Tasse Wasser gemischt, das alte Verdauungsproblem lindern. Aufgüsse mit Quendelöl, Einreibungen und Kräuterkuren waren an der Tagesordnung. Vor und nach dem Essen musste Friedrich August gleich esslöffelweise diverse Mittel zu sich nehmen. Bei der Medikation der Verstopfung ließen sich die Ärzte auch Neues einfallen. 1837 sollte ihm Bleiweißsalbe mit austrocknender Wirkung helfen, danach ein abführendes Brausepulver. 1845 nahm er täglich eine halbe Tasse voll Glaubersalz und Weinsteinessig in Himbeersirup zu sich. In seinen letzten Lebensjahren nahm der Husten offenbar wieder zu. Hinsichtlich der in der Forschungsliteratur genannten Depression ist im Rezeptbuch allerdings keine Behandlung zu finden.²⁶ Weder die häufig mit Depressionen einhergehenden Schlafstörungen sind beschrieben noch Appetitlosigkeit oder die damalige Bezeichnung der

²³ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10036, Finanzarchiv, Loc. 33419, Rezeptbücher, Nr. 1.

²⁴ HStA Dresden, Bestand 10036, Finanzarchiv, Loc. 33419, Rezeptbücher, Nr. 20.

²⁵ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10036, Finanzarchiv, Loc. 33419, Rezeptbücher, Nr. 9.

²⁶ Vgl. GABRIELE PRASCHL-BICHLER, Dresden und Wien. Allianz der Dynastien. Habsburger und Wettiner, München 2001, S. 104.

Schwermut. Insgesamt kann Friedrich Augusts Gesundheitszustand kaum als zufrieden stellend eingeschätzt werden. Auch bei ihm schließt das Rezeptbuch mit Empfehlung zur Ausfüllung des Sarges: Absinthblätter, Lavendelblüten, Pfefferminze und allerlei andere Kräuter.

*

Der Fund der „Rezeptbücher für die Mitglieder des Königlichen Hauses“ sollte Ausgangspunkt weiterer medizin- und pharmaziehistorischer Forschungen sein. Ein Blick in das persönliche Befinden der aufgeführten Wettiner und Wettinerinnen mag helfen, ein realistisches Stimmungsbild vom Dresdner Hof des 18. und 19. Jahrhunderts zu erhalten. Ein Abgleich der Rezepteinträge mit den Hoftagebüchern hat im Fall Friedrich Augusts erbracht, dass seine täglichen Beschwerden keiner Erwähnung bedurften.²⁷ Lediglich gravierende *Unpäßlichkeiten* des Herrscherpaars, Stürze mit Beinbrüchen oder äußerst lebensbedrohliche Erkrankungen wurden im Hoftagebuch vermerkt. Die Herrschaften, Prinzen und Prinzessinnen nahmen trotz ihrer teils chronischen Erkrankungen am höfischen kulturellen Leben teil. Eine komplette Gesundheit dürfte zu damaliger Zeit bei den täglichen Visiten und der Vielzahl eingenommener Medikamente wohl keiner gehabt haben. Vielmehr schienen Infekte oder Verdauungsprobleme an der Tagesordnung gewesen zu sein. Die langwierigen Behandlungen und nicht selten ausgebliebenen Heilungen lassen ein Leben jenseits der heutigen medizinischen Versorgung jedenfalls wenig erstrebenswert erscheinen.

²⁷ Vgl. HStA Dresden, Bestand 10006, Oberhofmarschallamt, Hofdiaria 1797–1854, Cap. O, IV, Vol. 194 ff.

Anhang

Patientenliste und zeitlicher Umfang der überlieferten Rezeptbücher

Anna Sophia, Gemahlin Johann Georgs III. 1691–1704

Johann Georg IV. 1691–94

Christiane Eberhardine 1694–1702

Augusta, Tochter König Friedrich Augusts I. 1782–1830

König Anton 1774–1831

Louise, 2. Gem. des Prinzen Maximilian 1825–38

Königin Amalie 1776–1807, 1808–28, 1786–1826

Maria, Tochter des Prinzen Max 1851–64

König Friedrich August II. 1797–1854

Carolina, 1. Gem. König Friedrich Augusts II. 1819–1832

Maria, 2. Gem. 1834–65

König Johann 1802–53, 1852–73

König Albert 1852–77

Königin Carola 1853–78

Prinz Ernst, Sohn König Johanns 1831–47

Sidonia, Tochter dess. 1834–61

Anna 1836–56

Margaretha 1840–56

Sophia 1845–65

Maria, Tochter Prinz Georgs 1860–61

Mathilde und Elisabeth, Töchter dess. 1862–77

Friedrich August, Sohn dess. 1865–77

Marie, Tochter dess. 1867–77

Albert, Sohn dess. 1875–77

Antoinette von Toskana, Enkelin König Johanns 1860–69

Der Nachlass Stephan Roths (1492–1546) in der Ratsschulbibliothek Zwickau (mit Anhang)

von
REGINE METZLER

I. Zur Person Stephan Roths¹

Der Schuhmachersohn aus Zwickau wuchs in einer bildungsfreundlichen Familie auf und erhielt eine umfassende Lateinschulbildung. Vermutlich begann sie in Zwickau und wurde in Glauchau, Chemnitz, Halle, Annaberg und Dresden fortgesetzt. Vom Frühjahr 1512 bis zum Frühjahr 1517 absolvierte er ein Studium in Leipzig und beendete es mit dem Titel eines Magister artium. Die Universität hatte ihn durch Lehrer wie Petrus Mosellanus, Silvius Egranus oder Georg Helt nicht nur mit einer fundierten Bildung, sondern auch mit einer humanistischen Weltsicht ausgestattet.

Seine berufliche Laufbahn begann er im Herbst 1517 als Schulmeister an der Zwickauer Lateinschule. Für diesen Zweck unterstützte ihn sein Onkel, der Geistliche Magister Peter Drechsel, Inhaber eines kirchlichen Lehens, mit einer Stiftung von 1.000 Gulden, deren Nutznießung ihm sein Leben lang zustehen sollte. Roth wendete jedoch später einen Teil der Stiftung der Schule zu und zahlte den übrigen Betrag an seine Familie aus.

Im Frühherbst 1521 ging er als Lateinschulmeister in die junge Bergstadt St. Joachimsthal. Dort blieb er wegen ungünstiger Umstände nur etwa ein Jahr und begab sich im Frühjahr 1523 in den Brennpunkt des damaligen gelehrten Lebens, nach Wittenberg. Stadt und Universität standen ganz unter dem Einfluss der Reformation. Roth kam bald in den persönlichen Umkreis Luthers und begann im Herbst 1523 mit einem Theologiestudium. Er wurde zum überzeugten Anhänger des Reformators und der Reformation. Als Korrektor, Übersetzer und Herausgeber reformatorischer Schriften arbeitete er in allen wichtigen Wittenberger Druckereien. Das entsprach seiner religiösen Haltung, seinen Interessen und wohl auch der Notwendigkeit, sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Im Mai 1524 heiratete er Ursula Krüger, Vollwaise aus einer Wittenberger Handwerkerfamilie. Ab 1526 beschäftigte er sich mit juristischen Studien. Schließlich gelang es ihm, in die Zwickauer Stadtschreiberei einzutreten. Anfang 1527 siedelte er in seine Heimatstadt um.

In Zwickau war er in vorderster Linie an den Auseinandersetzungen der Stadt mit Martin Luther und dem Kurfürsten wegen der Besetzung der Pfarrer- und Lehrerstellen beteiligt. Sie führten zu einem Zerwürfnis mit dem Reformator und brachten ihm persönlich sowie der ganzen Stadt Zwickau eine mehrjährige Exkommunikation durch Luther ein. Unbeschadet dessen berief ihn die Stadt im Jahre 1533 zum Oberstadtschreiber. Er straffte die gesamte Stadtverwaltung, erneuerte die Grundlagen für die Arbeit des Rates und präziserte das Kämmererwesen. Als Stadtschreiber von hoher

¹ Ausführliche Biografie mit allen Quellenangaben in: REGINE METZLER, Stephan Roth 1492–1546. Stadtschreiber in Zwickau und Bildungsbürger der Reformationszeit (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 32), Stuttgart 2008.

juristischer, verwaltungs- und finanztechnischer Kompetenz wurde er bald auch für überregionale Aufgaben im (ernestinischen) Kurfürstentum Sachsen eingesetzt.

Schließlich würdigte die Stadt seine Verdienste und erhob ihn 1543 in den Ratsherrenstand. Roth führte die Stadtschreiberei noch ein Jahr lang weiter, konnte aber aus gesundheitlichen Gründen keine wesentlichen Aufgaben mehr übernehmen. Im November 1545 starb seine Frau, und kurz danach, im Januar 1546, heiratete Roth erneut: Barbara Pfütznier, die Tochter des Zwickauer Ratswaagemeisters. Aber bereits am 10. Juli 1546 ereilte den 54-jährigen Roth selbst der Tod.

Furnemlich vnd vor allen dingen ordene testire vnd bescheyde ich, ... alle meine Büchere, gebunden vnd vngedunden, so ich itzunder habe oder hernacher bis an mein ende kauffen, zeugen oder bekommen möchte ... zusamt allen tabeln vnd Instrumenten ad literas dienstlich, inn allen Faculteten, gedruckt oder geschrieben, inn die Schule alhie zu Zwickau, das die ewig dabey bleiben sollen, vnd dermassen geordnet vnd gehalten werden, wie ich mich des mit dem itzigen Schulmeister Ern Magistro Petro Plateano notdurfftiglich vntterredet.²

Mit diesen gewichtigen Worten aus Roths Testament beginnt die Geschichte seines Nachlasses in der Ratsschulbibliothek Zwickau (RSB). Als verantwortlichen Testamentsvollstrecker benannte er den Zwickauer Rat, ein juristisch entscheidungsbefugtes Gremium. Zusätzlich beauftragte er die Kämmerer als Finanzexperten, den Schulmeister als Fachmann für Bildungsfragen und zwei Ratsherren seines Vertrauens, um die größtmögliche Sicherheit für die Vollstreckung seines letzten Willens zu schaffen. Gleichzeitig verwehrte er seiner Familie jede Einrede: *Zu diesem stück meines Testaments, die Buchere belangende, hab ich bewegende vnd erhebliche ursachen, derhalben ichs auch also, von meinen erben vnd erbnehmen vnuerbruglich wil gehalten haben.³*

Diese Entscheidung sicherte die Erhaltung seiner Bibliothek und der sonstigen Skripturen seines Nachlasses bis heute. Der Rat hat sich, entgegen den durchaus vorhandenen Begehrlichkeiten aus der Familie Roths, an das Testament gehalten und seine Verpflichtungen ernst genommen.

Die Übernahme der Erbschaft verzögerte sich allerdings. Im Ratsprotokoll vom 16. Juni 1548 ist vermerkt: *Mgr Rothen liberei Stehet noch in seiner gelassenen behausung, aus dem, das kriegsleufte gewesen, vnd von derowegen nicht hat können an gelegen ortt geschafft werden.⁴* Der Beschluss, der Rat solle die Bücher und Handschriften nun in seine Verwaltung nehmen, war offenbar auch 1548 noch mit Schwierigkeiten verbunden, die möglicherweise besonders im Platzmangel bestanden. 1559 verzeichnet das Ratsprotokoll⁵, dass man sich *der Liberey halben* gesondert vergleichen solle. Hier ist aber nicht mehr von Roths Nachlass die Rede, sondern von den Beständen der Ratsschulbibliothek insgesamt, so dass man annehmen kann, die Eingliederung der rothschen Hinterlassenschaft war spätestens zu diesem Zeitpunkt abgeschlossen.

II. Zu den Bestandteilen des Nachlasses

Die Briefe

Dieser Teil des Nachlasses ist bisher am besten erschlossen und soll deshalb zuerst vorgestellt werden. Er umfasst nach heutigem Stand 3757 Schriftstücke. Die erste Voraus-

² Stadtarchiv Zwickau, A* A I 23, Nr. 48a.

³ Stadtarchiv Zwickau, ebd.

⁴ Stadtarchiv Zwickau, RP 1547–1548, III x 66a, Bl. 74.

⁵ Stadtarchiv Zwickau, RP 1559–1562, III x 67a, Bl. 15 (Sitzung vom 5.6.1559).

setzung für eine wissenschaftliche Erschließung des gesamten Roth-Nachlasses konnte mit der Katalogisierung der Bestände der Ratsschulbibliothek durch Magister Jeremias Crudelius 1736–1738 geschaffen werden, die sich sowohl auf die gedruckten Bücher als auch auf die Briefe und andere Handschriften bezog.⁶ Vielleicht durch diesen Katalog wurde Johann Gottfried Weller, ab 1763 Superintendent in Zwickau, auf die Briefe aufmerksam. Seine Sammlung „Altes aus allen Teilen der Geschichte“, die in Chemnitz zwischen 1762 und 1766 erschien, enthielt erstmals 14 Briefe von reformationsgeschichtlichem Interesse an Roth und eine Würdigung des Empfängers.⁷

Im 19. Jahrhundert begann die umfassende wissenschaftliche Nutzung der Briefe. Bezeichnenderweise war es ein lutherischer Theologe, der sie für die Neuzeit wiederentdeckt hat: Georg Buchwald,⁸ langjähriger Mitarbeiter an der Weimarer Lutherausgabe. Buchwald katalogisierte den Bestand an Briefen, wie er in den 90er-Jahren des 19. Jahrhunderts in der Ratsschulbibliothek aufgefunden worden war. Dafür fasste er die Schreiber in zwölf Gruppen zusammen, ordnete sie innerhalb der Gruppen alphabetisch (mit Ausnahmen und Nachträgen) und verzeichnete die Briefe jedes einzelnen Schreibers chronologisch. In Ausnahmefällen nahm er auch andere Schriftstücke auf, die mit Roth im Zusammenhang standen, so dass nicht alle katalogisierten Stücke Briefe und diese nicht alle an Roth gerichtet sind. Der so entstandene handschriftliche „Hauptkatalog der Rothschen Briefsammlung, geordnet und katalogisiert in den Jahren 1892/93“⁹ ist bis heute der einzige Zugang zu dem Gesamtcorpus geblieben. Obwohl diese Ordnung nicht mehr in allen Einzelheiten stimmt,¹⁰ ist es gerechtfertigt, ihre Gliederung hier im Anhang zu publizieren, solange kein neuer Überblick vorliegt. Sie wird auch bei einer eventuell vorzunehmenden Neuordnung der Briefe die Grundlage bleiben.

Zu diesem Katalog hat Ernst Költzsch um 1965 ein allerdings lückenhaftes Namensverzeichnis der Absender erarbeitet, das als Maschinenmanuskript in der Ratsschulbibliothek zur Verfügung steht.

Buchwald legte außer dem Katalog drei Teileditionen des Briefcorpus vor. Im Jahre 1888 erschienen „Altenburger Briefe aus der Reformationszeit 1532–1545“. In dieser Arbeit teilte er Auszüge aus 112 Briefen von Franz Pehem, einem Geleits- und späteren Amtsschreiber in Altenburg, als „lokalgeschichtlich vielleicht nicht unwichtige

⁶ Magister Jeremias Crudelius (gest. 1743) hatte im Auftrag des Rates einen Nominal- und einen Realkatalog der Bibliothek verfertigt; vgl. EMIL HERZOG, Chronik der Kreisstadt Zwickau, Zwickau 1839/1845, passim; DIETRICH NAGEL, Von der Zwickauer Schulbibliothek zur Regional- und Forschungsbibliothek in Südwestsachsen, in: 500 Jahre Ratsschulbibliothek Zwickau 1498–1998, Zwickau 1998, S. 21.

⁷ JOHANN GOTTFRIED WELLER, Altes aus allen Teilen der Geschichte, Chemnitz 1762, S. 167 ff.

⁸ Lic. Dr. Georg Buchwald (1859 Großenhain–1947 Rochlitz), zunächst als Gymnasiallehrer 1883 nach Zwickau gekommen, dann Theologe in Zwickau, Leipzig und Rochlitz, 1885–1929 Mitarbeit an der Weimarer Lutherausgabe, besonders bei den Predigten, darunter auch Herausgeber der rothschen Sommerpostille; D. Martin Luthers Werke, kritische Gesamtausgabe, Weimarer Ausgabe (im Folgenden: WA), Bd. 10 I 2, S. LXXXI ff.; Bd. 41, S. 11–12; Bd. 52, S. VII ff.

⁹ Ratsschulbibliothek, o. S.

¹⁰ Zum Beispiel hat Buchwald nicht alle bis heute wenigstens teilweise bekannten Absender identifizieren können und sie deshalb in der Gruppe 12 untergebracht. Für Franz Pehem sind inzwischen 277 und für Nicolaus Günther 100 Briefe gefunden worden (METZLER, wie Anm. 1).

Notizen“ mit.¹¹ 1893 publizierte er die Sammlung „Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit“ mit 217 Briefen, teils vollständig, teils in Auszügen, teils als Regesten. Darin galt sein Hauptaugenmerk Luther und dessen Umkreis in der Reformation. Ebenfalls 1893 erschien „Stadtschreiber M. Stephan Roth in Zwickau in seiner literarisch-buchhändlerischen Bedeutung für die Reformationszeit“¹² mit 821 Auszügen und Regesten, die den Buchdruck und den Buchhandel betrafen.

Diese Veröffentlichungen haben bis heute für die verschiedensten Arbeiten Material geliefert.

Nach den Teileditionen von Buchwald griff Otto Clemen den Gedanken einer Gesamtedition des Briefcorpus wieder auf. Bereits 1938 hatte er die Briefe „abgeschrieben bzw. exzerpiert und hofft(e), sie in nicht zu ferner Zeit herauszugeben.“¹³ In seiner monografischen Publikation zum Briefwechsel von Georg Helt schreibt er ausdrücklich, dass er nur den ältesten der Briefe Helts an Roth ediere, weil er die übrigen 22 in seiner Gesamtedition veröffentlichen wolle.¹⁴ Leider ist es zu dieser Gesamtedition nicht gekommen. Der Clemen-Nachlass¹⁵ enthält als Vorarbeiten dazu circa 2.500 lose Blätter in 15 Bündeln, etwa im Format DIN A 5. Ein heutiger Bearbeiter der Briefe kann den Clemen-Nachlass für die Editionsarbeit über eine Vergewisserung in Einzelfragen hinaus leider nicht nutzen. Das wäre nur dem Verfasser selbst möglich gewesen. Glücklicherweise hat seine lebenslange Beschäftigung mit den Roth-Briefen ihren Niederschlag in zahlreichen Einzelpublikationen gefunden. Sie sind zwar keine systematische Erschließung des Nachlasses, aber sie versetzen einen heutigen Bearbeiter in die Lage, Ereignissen und Personen in den Briefen schneller auf die Spur zu kommen. Im Anhang wird eine Übersicht zu den von Clemen edierten Briefen geboten, die sich verstreut in seinen „Beiträgen zur Reformationsgeschichte“ und in den „Kleinen Schriften zur Reformationsgeschichte“ finden.¹⁶

Sowohl die Ordnung des Bestandes durch Buchwald als auch die Publikationen von Clemen bieten wichtige Voraussetzungen für eine heutige Bearbeitung. Erst am Ende des 20. Jahrhunderts hat der inzwischen verstorbene Direktor der Ratsschulbibliothek, Dietrich Nagel, die außerhalb des buchwaldschen Registers vorhandenen 864 Briefe geordnet und die Verfasser größtenteils identifiziert.

Eine Beschreibung des Briefcorpus kann und muss sich am buchwaldschen Verzeichnis orientieren. Die Gruppe I, Buchdrucker und Buchführer, hat er selbst bereits in seiner Arbeit zur buchhändlerischen Bedeutung von Stephan Roth vorgestellt. Er bezog aber auch Briefe aus anderen Gruppen mit ein, sofern sie etwas über Bücher aussagten, und edierte lediglich die Stellen, in denen es um Bücher ging.

¹¹ GEORG BUCHWALD, Altenburger Briefe aus der Reformationszeit 1532–1545, in: Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes (GAGO), 1888, Heft 1, S. 297–346.

¹² DERS., Stadtschreiber M. Stephan Roth in Zwickau in seiner literarisch-buchhändlerischen Bedeutung für die Reformationszeit, in: Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels 16 (Sonderdruck), Leipzig 1893.

¹³ OTTO CLEMEN, Stephan Roth, in: Sächsische Lebensbilder, Leipzig 1938, S. 340. Sein Editionsvorhaben war in das Programm der Historischen Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden.

¹⁴ DERS. (Hg.), Georg Helts Briefwechsel (Archiv für Reformationsgeschichte, Ergänzungsbd. 2), Leipzig 1907, S. 8.

¹⁵ Ratsschulbibliothek Zwickau, Roth-Briefwechsel, 2 Kapseln, o. S.

¹⁶ OTTO CLEMEN, Beiträge zur Reformationsgeschichte aus Büchern und Handschriften der Ratsschulbibliothek Zwickau, 3 Bde., Berlin 1900–1903; Kleine Schriften zur Reformationsgeschichte, hrsg. von ERNST KOCH, 9 Bde., Leipzig 1982 ff.

Die Briefe von Geistlichen aus der Gruppe II sind vielfach in den Arbeiten zur Reformationsgeschichte und für die Erarbeitung der Weimarer Lutherausgabe verwendet worden. Clemen hat 38 von den oft lateinischen Stücken aus dieser Gruppe ediert bzw. in Regesten gefasst (siehe Anhang).

Für eine linguistische Untersuchung wurden etwa 350 Briefe aus den Gruppen III, IV und V als sprachliches Material benutzt. Die Arbeit beschreibt neben grammatischen und rhetorischen Einzelaspekten die Sprachkompetenz einer Gruppe von Briefverfassern, die als Schreiber bei unterschiedlichen Dienstherrn besoldet waren.¹⁷

Im Jahre 2007 erschien eine vollständige und paläografische Edition von Briefen, die aus Auerbach im Vogtland an Stephan Roth geschrieben worden sind. Sie enthält 49 Briefe des Auerbacher Stadtschreibers Gregor Meusel aus der buchwaldschen Gruppe III, ergänzt durch einige Briefe aus den Gruppen II, IV, VI und IX.¹⁸

Die vorläufig letzte Arbeit zu den Briefen an Roth ediert die gesamte Gruppe V aus Buchwalds Verzeichnis und die dazugehörigen späteren Funde.¹⁹ Sie enthält alle 277 Briefe von Franz Pehem aus Altenburg, von dem Buchwald bereits einen Teil auszugsweise veröffentlicht hatte. Außer Franz Pehem gehört der kurfürstliche Kanzleischreiber Nicolaus Günther mit 100 Briefen in diese Gruppe. Auch seine Texte werden vollständig und paläografisch wiedergegeben. Durch Erläuterungen zu den Briefen sowie durch Personen-, Orts- und Sachregister sind sie umfassend erschlossen. Eine wesentlich erweiterte Biografie Stephan Roths unterstützt die Arbeit mit diesen Texten.

Immerhin sind in all diesen Arbeiten etwa 1.900 Briefe an Roth in Auszügen publiziert bzw. zu einem kleineren Teil vollständig ediert. Trotzdem hat eine Nutzung des gesamten Briefcorpus für sozial-, regional- und kulturgeschichtliche Forschungen bisher nicht in nennenswertem Umfang stattgefunden. Sie würde sich lohnen.

Die Bücher

Ein weiterer Teil von Roths Nachlass sind ca. 6.000 Bücher, darunter mehr als 440 Inkunabeln. Die Bücher stellen eine der bedeutendsten stadtbürgerlichen Privatbibliotheken ihrer Zeit im deutschsprachigen Raum dar. Sie umfassen nahezu alle Sachgebiete: philosophische, rhetorische, grammatische, literarische, historische, aktuelle, mathematische, astronomische, kalendarische, musikalische, juristische, medizinische, theologische und erbauliche Werke. Sie lassen zwar keine auswählende Systematik beim Sammeln erkennen, aber sie zeigen einen universal interessierten und gebildeten Intellektuellen, der viel Zeit und Geld für seine Sammlung aufgewendet haben muss.

Aus Buchwalds Publikation zu Stephan Roths literarisch-buchhändlerischer Bedeutung lässt sich die Entstehung der rothschen Büchersammlung ungefähr rekonstruieren. Roth hatte offenbar bereits als Student begonnen, Bücher zu kaufen. Seine Kontakte zu Leipziger Buchdruckern reichen sicher in diese Zeit zurück, auch wenn die Überlieferung später einsetzt. In Wittenberg arbeitete er selbst in den verschiedenen Druckereien und stand mit deren reformatorisch gesonnenen Druckern sein Leben lang in Verbindung. Am häufigsten korrespondierte er mit dem Buchführer Christoph Schramm und dessen Dienern (etwa 90 Briefe) sowie mit dem Buchdrucker

¹⁷ REGINE METZLER, Privatbriefe aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Untersuchungen zum Gebrauch syntaktischer Strukturen unter soziolinguistischem und textsortenspezifischem Aspekt, Habilitationsschrift Leipzig (masch.) 1987.

¹⁸ REGINE METZLER, Nachrichten aus Auerbach anno 1525–1545, Plauen 2007.

¹⁹ METZLER, Stephan Roth (wie Anm. 1).

Georg Rhau und dessen Dienern (etwa 30 Briefe). Beide Briefwechsel verteilten sich auf 18 Jahre. In Leipzig stand Roth vor allem zu Melchior Lotter d. J. und dessen Dienern (knapp 50 Briefe in 14 Jahren) in Verbindung.

Gelegentlich gab es Briefwechsel mit Johann Petrejus in Nürnberg, wenige Male mit Michael Lotter in Magdeburg und nur einmal mit Friedrich Peypus in Nürnberg. Petrejus hat 16 Briefe im Laufe von sieben Jahren geschrieben. Dabei standen humanistische und speziell musikalische Druckschriften aus Nürnberg, aus Basel oder gar aus Italien im Mittelpunkt, die in Wittenberg und auch auf der Leipziger Buchmesse nicht so leicht zu bekommen waren.

Die von Buchwald edierten Briefauszüge dokumentieren Roths Kontakte mit insgesamt sieben Buchdruckern, neun Buchführern und zwei Buchbindern sowie deren jeweiligen Dienern. Auf der „Lieferantenseite“ waren das 29 Personen.²⁰ Hinzu kamen etwa 20 Verwandte und Bekannte aus Wittenberg, die in seinem Auftrag die Schriften beim dort ansässigen Buchgewerbe besorgten, also eine Boten- und Vermittlerrolle spielten.

Alle anderen knapp 80 Personen, die in Buchwalds Edition erfasst sind, waren Roths ‚Kunden‘, wobei von manchen Personen nur ein einziger Brief überliefert ist. Den bei Weitem größten Abnehmer fand Roth in seinem Freund Joseph Levin Metzsch auf Mylau.²¹ Von diesem bedeutenden und schon sehr früh reformatorisch gesonnenen Adligen aus dem Vogtland gibt es etwa 300 Briefe an Roth. Metzsch muss eine umfangreiche Bibliothek besessen haben, um deren Aufbau sich Roth verdient gemacht hat.

Seine übrigen Abnehmer waren vor allem lutherische Geistliche, Schreiber, Schulmeister und Kantoren in Zwickau und in der erzgebirgisch-vogtländischen Umgebung, außerdem gebildete Ratsherren, kurfürstliche Beamte, Bergbeamte, Ärzte und Juristen, also Vertreter des ganz überwiegend auf Luther orientierten Bildungsbürgertums. Sie kamen fast alle aus dem ernestinischen Sachsen und standen auch ohne die Bitte um Bücherbesorgungen mit ihm im Briefwechsel. Die Bücher waren also bei den meisten seiner Briefpartner nur ein Thema unter anderen. Man kann Roth nicht als einen gewerbsmäßig arbeitenden Buchführer ansprechen.

Vermutlich nach seinem Übergang in das Ratsherrenamt im Jahre 1543 hat Roth seine Bücher katalogisiert. Sein Verzeichnis besteht aus drei Teilen, die er nach der Größe der Bücher gebildet hat: *libri in charta minori, media und maiori*.²² Dazu kommt ein Verzeichnis der gestohlenen Bücher, auf dessen Deckblatt Roth geschrieben hat: *Ceter vber die Diebe*. Clemen hat es publiziert.²³ Eine spezielle Auflistung von Lutherschriften, vermutlich aus Roths Wittenberger Jahren,²⁴ enthält 76 lateinische und 235 deutsche Titel.

In neuerer Zeit hat wiederum Clemen mit dem Buchbestand Roths gearbeitet. Eine Vielzahl von kleineren Publikationen stellt Bücher aus der Ratsschulbibliothek vor, darunter häufig Exemplare aus Roths Besitz. Clemens Interesse galt den Themen der Drucke, den Verfassern, den Illustrationen oder den Einbänden. Auch der Seltenheitswert oder der Hinweis auf ein bis dahin nicht bekanntes Exemplar veranlassten

²⁰ In Buchwalds Katalog zu Roths Briefen (vgl. Anm. 9) umfasst die Gruppe I 26 Personen. In seiner Auflistung fehlt der Nürnberger Drucker Friedrich Peypus, und die beiden Buchbinder sind in der Gruppe XII als Privatpersonen eingeordnet.

²¹ GEORG BUCHWALD, Joseph Levin Metzsch auf Mylau, in: Gottfried Doehler (Hg.), Unser Vogtland, Illustriertes Jahrbuch, Bd. 4, Berlin 1898, S. 450-471.

²² Ratsschulbibliothek KKKK 2, 3, 4.

²³ Ratsschulbibliothek KKKK 3a. CLEMEN, Kleine Schriften (wie Anm. 16), Bd. III, S. 480-481.

²⁴ Ratsschulbibliothek KKKK 1 und 4a.

ihn gelegentlich zur Publikation. Alle diese Arbeiten sind in den „Kleinen Schriften zur Reformationsgeschichte“ (vgl. Anm. 16) zusammengefasst. Man kann aus den clemenschen Arbeiten selbst heute noch, obgleich es inzwischen den VD 16 gibt, Aufschlüsse über die Bibliothek Roths gewinnen.

Holger Nickel unternahm in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts²⁵ eine systematische Ermittlung von Inkunabeln in der Ratsschulbibliothek. Er gab jeweils auch die Provenienz Roth an und förderte dadurch etwa 440 Inkunabeln aus dessen Besitz zutage. Dieser außerordentlich reiche Bestand dokumentiert am deutlichsten Roths Bildungsstreben auf allen Wissensgebieten seiner Zeit. Auf den ersten Blick macht die Bibliothek den Eindruck, als hätte Roth Luthers Rat beherzigt, der in seiner Schrift *An die Radherren aller stedte deutsches Lands ...* angegeben hat, welche Bücher man kaufen soll: Zuerst die Heilige Schrift auf Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Deutsch, dazu die besten Auslegungen, ebenfalls in allen Sprachen. Zum Erlernen dieser Sprachen mögen die Poeten und Oratores dienen, sie seien Christen oder Heiden. Aus gut ausgewählten Büchern zu den freien Künsten, den Rechts- und Arzneibüchern und schließlich aus den Chroniken und Historien solle man den Lauf der Welt und die Wunder Gottes kennenlernen.²⁶

Alle diese Wissensgebiete sind in Roths Bibliothek vertreten. Es gibt allerdings einen wichtigen Gegensatz zu Luthers Empfehlung: Roth hat auch über 30 Aristoteles-Schriften und -Kommentare gesammelt, von denen viele dem Reformator ein Dorn im Auge waren. Bemerkenswert ist, dass es Inkunabeln gibt, mit deren theologischem oder kirchenrechtlichem Inhalt er sich nach seiner Hinwendung zur lutherischen Lehre sicher nicht mehr identifiziert hat, zum Beispiel Dekrete und Bullen der Päpste, die Berichte von verschiedenen Konzilien und andere Schriften, die sich mit Kirchenrecht und Kirchengeschichte befassen. Ebenso gehören die Schriften zur innerkirchlichen Ordnung, wie Lebensregeln für Priester, Breviarien, Meß- und Beichtordnungen sowie Ausführungen über die Sakramente hierher. Dass er sie trotzdem behalten oder vielleicht sogar noch gekauft hat, zeigt Roths großen Respekt vor dem Buch und sein Streben nach Bildung. Auch zu den etwa 20 Inkunabeln juristischen Inhalts in Roths Bibliothek hätte Luther nicht uneingeschränkt eine Empfehlung gegeben.

Neben den Wiegendruckten bilden die reformatorischen Schriften den zweiten Schwerpunkt in Roths Bibliothek, besonders die von Luther selbst. Den frühen Schriften, die er in seinem Luther-Verzeichnis nennt, hat er später immer wieder Neuerscheinungen hinzugefügt, so dass seine Sammlung schon zu seinen Lebzeiten weithin bekannt war. Als nach Luthers Tod die Jenaer Ausgabe seiner Werke vorbereitet wurde, war auch Roth bereits gestorben. Die Herausgeber wendeten sich an den Rat von Zwickau wegen einer Schrift, die sonst nicht zu bekommen war, die sie aber in Roths *Liberey* vermuteten.²⁷

Der VD 16 verzeichnet für die Ratsschulbibliothek bis 1546, also bis zu Roths Todesjahr, 424 Lutherdrucke. Man kann durchaus annehmen, dass ein großer Teil dieser Drucke sich in Roths Besitz befand. Hinzu kommen zahlreiche Schriften anderer reformatorisch gesonnener Theologen außerhalb Wittenbergs wie Wenzeslaus Linck, Urbanus Regius, Johann Oecolampadius, Martin Bucer oder Johannes Brenz.

²⁵ HOLGER NICKEL, Die Inkunabeln der Ratsschulbibliothek Zwickau. Entstehung, Geschichte und Bestand der Sammlung, (Diss. masch.) Berlin 1976.

²⁶ Luthers Werke (wie Anm. 8), Bd. 15, S. 32.

²⁷ Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Ernestinisches Gesamtarchiv, Reg. O 779, S. 311-337 GG 6.

Ein besonderer Teil der Bibliothek Roths sind die von ihm selbst herausgegebenen und/oder übersetzten Schriften der Reformatoren und anderer Theologen. Sie sind sämtlich in seiner Wittenberger Zeit entstanden. Mit diesen Arbeiten und deren Nachdrucken in vielen anderen Druckereien ist er 103-mal im VD 16 vertreten. Auch hierzu bietet der Anhang eine Übersicht. Außerdem gehören die vielfältigsten Schriften einschließlich der schönen Literatur aus dem gesamten Spektrum, das die Buchdruckerkunst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bot, zu Roths Bibliothek, darunter nicht wenige Rarissima und Unikate.

Eine systematische Erschließung von Roths Bibliothek hat noch nicht stattgefunden. Ein erster publizierter Überblick über die *libri minori*²⁸ vermittelt lediglich einen Eindruck von der Fülle dessen, was ein Bearbeiter zu leisten hätte.

Die Handschriften

Ein sehr bemerkenswerter Teil der Handschriften sind die Schüleraufzeichnungen von Stephan Roth und seinem Bruder Laurentius, der in jungen Jahren gestorben ist, aber bis hin zur Leipziger Universität mit Stephan zusammen alle Schulen besucht hat. Deshalb ist eine Reihe dieser Schriften doppelt vorhanden. Ihre Seltenheit und auch ihre Unbekanntheit rechtfertigen einen kurzen Überblick:

Die Aufzeichnungen der beiden Brüder lassen ihren Bildungsgang erkennen. Sie führen bis in die Glauchauer Parochialschulzeit um 1505 zurück. Dorthin kamen die Schüler schon mit Lateinkenntnissen. Die Aufzeichnungen beginnen mit einem Komplex zu Musik, Poetik und Rhetorik in lateinischer Sprache (RSB 2.10.8.). Gelegentlich eingeschobene deutsche Texte dienen gleichzeitig zu Übersetzungsübungen. Weiterhin gibt es Einführungen in die Philosophie, in die Astronomie und die Metaphysik. Von den klassischen Autoren werden Ovid und Vergil behandelt. Der charakterlichen Erziehung dienen Sprüche in deutscher und lateinischer Sprache, die vermutlich aus den *Disticha Catonis* entnommen sind. Religiöse Unterweisungen zur Buße und zu den Sakramenten schließen sich an. Am Ende dieses Bandes steht ein Komplex zur Arithmetik, den praktische Übungen zu Münzen, Maßen und Gewichten ergänzen. Ein zweiter Band mit Schüleraufzeichnungen (RSB 24.10.24.) ist keinem Schulort zuzuordnen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit gehört er jedoch ebenfalls nach Glauchau, denn er enthält neben anderem eine Handschrift zur lateinischen Orthografie und eine Einführung in die sieben freien Künste, die sich, dem normalen Lateinschulprogramm entsprechend, hier einordnen lassen.

Die Aufzeichnungen aus der Lateinschule Chemnitz (RSB 24.7.17. und 24.9.7.) beschäftigen sich vorwiegend mit poetischen Texten aus der Antike und aus der humanistisch-zeitgenössischen Literatur. Autoren wie Juvenal, Vergil, Ovid einerseits und Aeneas Sylvius, Baptista Mantuanus Spagnuolus oder Philippus Beroaldus andererseits stehen neben Sebastian Brant und Heinrich Bebel. Aristotelische Texte, unter anderem die Ethik, werden nach drei verschiedenen Herausgebern bzw. Kommentatoren behandelt. Religiöse Themen sind die großen Gebete des christlichen Glaubens, die Bußpsalmen und die Sakramente. Eine Ausarbeitung zu den Paulusbriefen wurde vielleicht auch für den Griechisch-Unterricht benutzt, denn sie ist in griechischer Sprache eingeleitet. Ein Überblick über das Kirchenjahr schließt sich an. Kennt-

²⁸ REGINE METZLER, Die Bibliothek des Zwickauer Stadtschreibers Stephan Roth (1492–1546). Ein erster Überblick, in: Margarethe Hubrath/Rüdiger Krohn (Hg.), Literarisches Leben in Zwickau im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2001, S. 111–123.

nisse in der kanzleibezogenen Rhetorik wurden aus einem lateinischen Titelbuch des Johannes Gerson vermittelt. Der moralischen Erziehung dienten Texte, die vermutlich aus den mittelalterlichen *Regimen moralitatis* und aus den *Carmina scolarium* stammen. Schließlich gibt es auch hier einen Abschnitt zur Musik und eine Reihe von lateinischen Texten, die offenbar zum Singen bestimmt waren. Die Beschäftigung mit historischen Stoffen, vorerst zur Heilsgeschichte nach Prudentius, die Bekanntschaft mit Cicero und schließlich die Anfänge der griechischen Sprache sind neu für die Brüder Roth in Chemnitz.

Der Band RSB 24.12.4. enthält Aufzeichnungen aus Halle, die sich ausschließlich mit den sieben Traktaten zur Logik des Petrus Hispanus nach Aristoteles beschäftigen.

Aus Dresden liegen die Bände RSB 24.11.6. und 24.3.10 vor. Sie handeln noch einmal die Traktate des Petrus Hispanus ab. Neu kommen die Beschäftigung mit dem Kirchenvater Augustinus und eine Einführung in die profane Geschichte nach Valerius Maximus hinzu. Herausragend ist eine Handschrift von 113 Blatt zur Musik. Sie enthält eindeutig Noten für den Figuralgesang und ist bei Weitem ausführlicher als die entsprechenden Kapitel in den Glauchauer und Chemnitzer Handschriften. Die Bände RSB 17.8.30. und 24.11.5. könnten nach Dresden gehören, sind aber nicht sicher zuzuordnen. In 24.11.5. sind Drucke und Handschriften zur Arithmetik zusammengefasst, unter anderem eine Abschrift aus dem *Rechenbuch auf alle Kaufmannschaft* von Georg Widmann. Dieser Band weist vielleicht schon in die Studentenzeit nach Leipzig. Das gilt auch für die Bände RSB 2.7.9., 2.7.30., 17.8.30., 22.8.10. und 24.10.24.

Die studentischen Aufzeichnungen in Leipzig dokumentieren die Ausbildung an der Leipziger Artistenfakultät und lassen sich vereinzelt einem bestimmten Lehrer, zum Beispiel Georg Helt, Petrus Mosellanus, Johann Lang (Lembergus), Gregor Breitkopf (Laticephalus de Konitz) oder Andreas Probst (Delicianus) zuordnen. Einige kleine Drucke zeigen, dass Roth auch die Anfänge des Hebräischen gelernt hat. Der am intensivsten studierte Autor in den Leipziger Mitschriften ist Cicero. Die Beschäftigung mit ihm muss sich über mehrere Semester erstreckt haben. Roth hat zu seinen Texten neben Abschriften und Ausarbeitungen auch Register und Vokabelverzeichnisse angelegt. Neu ist die systematische Beschäftigung mit der Grammatik, die in den Aufzeichnungen aus den vorreformatorischen Lateinschulen keine Rolle gespielt hat, da sie mündlich übermittelt und auswendig gelernt wurde. Es gibt nicht nur Aufzeichnungen zum Donat, sondern auch zu moderneren Grammatikern, zum Beispiel zu Jacob Heinrichmann. Einen breiteren Raum als an den Lateinschulen nehmen die Lehrveranstaltungen zur Naturphilosophie und zur Astronomie ein. Plinius ist mehrfach vertreten, aber auch theologische Themen kommen nicht zu kurz. Aus den anderen Fakultäten sind ebenfalls einige Texte vorhanden. Die frühhumanistischen Strömungen an der Leipziger Artistenfakultät sind aus Roths Aufzeichnungen herauszulesen.

Für alle Bände aus der Schul- und Studentenzeit gilt, dass zu den Handschriften häufig Drucke eingebunden sind und dass sie eine Menge kleinerer Texte aufweisen, die hier nicht genannt werden können. Meist passen diese zum Thema der Handschriften. Nicht immer ist die Zuordnung der Schreiberhand zu den Brüdern Laurentius oder Stephan zweifelsfrei möglich. Die meisten Handschriften stammen von Stephan, aber es kommen auch fremde Schreiberhände vor. Das Zusammenfügen in einem Band ist durchweg später erfolgt. Roth hat offenbar während seines Leipziger Studiums viele Bücher gekauft und seine Bibliothek auch später nach den Anregungen des Studiums erweitert. Zum Beispiel enthält seine Bibliothek fast alle wichtigen Ausgaben zur Mathematik von den Autoren der Antike bis in seine Gegenwart, obwohl er sich vermutlich für diesen Wissenschaftszweig nicht besonders interessiert hat. Die meisten dieser Bücher weisen keinerlei Bearbeitungsspuren auf, was auch für die ebenfalls zahlreich vorhandenen Bücher zur Astronomie gilt. Da der Buchbestand Roths nicht

gesondert katalogisiert und erschlossen ist, muss man weitere Handschriften in seinen Büchern vermuten, die einerseits seinen Bildungsgang noch genauer beleuchten, andererseits die Zusammenhänge zwischen seinem Studium und seiner Bibliothek deutlicher hervortreten lassen. Eine gründliche Beschäftigung mit dieser Überlieferung wäre mit Sicherheit eine Bereicherung für die Bildungsforschung.

Etwas anders liegen die Dinge in Roths Wittenberger Zeit. Hier hat er nahezu ausschließlich theologische Lehrveranstaltungen besucht. Neben Luther und Melancthon sind Johann Bugenhagen, Johann Agricola, Justus Jonas, Franz Lambert, Nikolaus von Amsdorf und Matthäus Aurogallus zu nennen. Zusätzlich besorgte er sich Mitschriften von Lehrveranstaltungen, die schon vor seiner Zeit gehalten worden waren, zum Beispiel von Andreas Bodenstein von Karlstadt oder von Luther selbst. Als er sich gegen Ende seines Wittenberger Aufenthaltes juristischen Studien zuwendete, verfuhr er ebenso. In den Wittenberger Sammelbänden finden sich Handschriften zu den Juristen Hieronymus Schurf, Christian Beyer, Johann Apel, Johann Schwertfeger und Ulrich Pindar. Zu erwähnen ist auch ein Komplex von Mitschriften aus den Lehrveranstaltungen des Philipp Melancthon zur Rhetorik. Alle diese Texte befinden sich in den Bänden RSB HS 1-7 und 34-42.²⁹ Außerdem sind in den Sammelbänden RSB 17.9.1., 17.9.2., 24.7.12., 24.10.3. und 24.12.8. neben verschiedenen Drucken handschriftliche Teile enthalten, die nach Wittenberg gehören. Von allen genannten Autoren finden sich Bücher in seiner Bibliothek. Er hat also auch in Wittenberg die Anregungen des Studiums genutzt, um seinen Bücherschatz zu vergrößern.

Einen Schwerpunkt seiner Wittenberger Handschriften bilden die Predigtmitschriften. Vor allem zu Luthers Predigten, aber auch zu denen anderer Theologen fertigte Roth Manuskripte an, die er später für die Herausgabe der lutherischen Predigtsammlungen für das ganze Kirchenjahr nutzte. Sie sind allesamt in der Weimarer Lutherausgabe berücksichtigt worden und zum Teil im vollen Wortlaut wiedergegeben (WA 10-12 und 17). Auch die Texte von Melancthon und Bugenhagen wurden entweder im *Corpus Reformatorum* oder in den Arbeiten von Buchwald, Vogt und Gummelt zu Bugenhagen mindestens registriert.³⁰ Zu den anderen Theologen sind seine Mitschriften nicht oder nur geringfügig für Editionen genutzt worden. Jedoch findet sich vieles, was Roth aufbewahrt hat, wiederum in Clemens „Kleinen Schriften zur Reformationgeschichte“.

Die Wittenberger Sammelbände enthalten auch Abschriften von so genannten Humanistenbriefen. Unter den Gelehrten war es üblich, sich gegenseitig Briefe zu schreiben und sie dann auch weiterzugeben und abzuschreiben. Da diese Briefabschriften Roths meist von reformationsgeschichtlichem Interesse sind, wurden sie in der Weimarer Lutherausgabe vielfach benutzt. Auf die überragende Bedeutung all dieser Schriften für die Reformationgeschichte und für die Lutherrezeption hat zuletzt Günther Wartenberg hingewiesen.³¹ Sie lässt sich auch daraus ablesen, dass Roth im Gesamtregister der Weimarer Lutherausgabe mit 236 Einträgen verzeichnet ist.

²⁹ Der Handschriftenband 35 enthält die Predigten Müntzers und Egrans. Die Bände 34-37, 39 und 41 sind beschrieben in *Luthers Werken* (wie Anm. 8), Bd. 14, S. 171-174. Einige weitere Handschriften aus Roths Besitz sind beschrieben in: RENATE SCHIPKE, *Die mittelalterlichen Handschriften der Ratsschulbibliothek Zwickau*, Berlin 1990.

³⁰ GEORG BUCHWALD, *Sechs Predigten Johann Bugenhagens*, aufgefunden und mitgeteilt von Georg Buchwald, veröffentlicht von H. Hering, Halle 1885; OTTO VOGT, *Bughagens Briefwechsel*, Stettin 1888; VOLKER GUMMELT, *Lex et Evangelium. Untersuchungen zur Jesajavorlesung von Johannes Bugenhagen*, Berlin/New York 1994.

³¹ GÜNTHER WARTENBERG, *Die Bedeutung der Ratsschulbibliothek für die reformationsgeschichtliche Forschung*, in: *500 Jahre Ratsschulbibliothek* (wie Anm. 6), S. 136-145.

*

Stephan Roths Nachlass hat in mehrfacher Hinsicht Beachtung verdient. Erstens beginnt die Dokumentation seiner Lebensstationen bereits in der Kindheit mit Schüler- und Studentenaufzeichnungen. Zweitens enthält sie über den eigenen Erfahrungsbereich hinaus Lebenszeugnisse von etwa 570 Brieffschreibern aus fast 30 Jahren (1517–1546). Drittens steht nicht Roths Hauptberuf als Stadtschreiber im Vordergrund, sondern eine private Liebhaberei, seine riesige Büchersammlung. Viertens hat er selbst als Übersetzer und Herausgeber eine Anzahl von Büchern hinterlassen, und schließlich ist fünftens sein Nachlass nicht in den Schicksalen einer Familie verschollen, sondern als geschlossen überlieferter Bestand in der Ratsschulbibliothek Zwickau erhalten geblieben.

Bedenkt man zusätzlich, dass zwischen der Lebenszeit des Nachlassgebers und der Jetztzeit 500 Jahre vergangen sind, erhöht sich die Bedeutung der Überlieferung beträchtlich.

Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, dass auch die Zeugnisse seines beruflichen Lebens als Stadtschreiber von Zwickau in großer Zahl vorhanden sind. Sie befinden sich im Stadtarchiv Zwickau, das die Überlieferung des städtischen Schrifttums bewahrt und besonders mit seinen Beständen aus dem 16. Jahrhundert eine hervorragende Quellensammlung besitzt.

Die Beschäftigung mit diesem Nachlass ist noch lange nicht erschöpft. Aus allen hier vorgestellten Teilen können weitere authentische Aussagen zu Bildung und Wissenschaft, zu Theologie und Reformation, zu Kultur- und Sozialgeschichte, zu Regional- und Personalgeschichte aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewonnen werden.

Anhang

I. Ordnung der Briefe nach Georg Buchwald

Gruppe	Briefe von	Anzahl Briefe	Anzahl Schreiber
I	Buchdruckern, Buchführern	222	26
II	Geistlichen	280	57
III	Magistraten, Bürgermeistern, Stadtschreibern usw.	245	43
IV	Schössern, Amtsschreibern usw.	267	55
V	Franz Pehem, Altenburg	244	1
	Nicolaus Günther, Torgau	93	1
VI	Adelspersonen	236	36
VII	Joseph Levin Metzsch auf Mylau	278	1
VIII	Frauen und Wittenberger Verwandten	155	25
IX	Schülern und Studenten	122	32
X	Schulmännern, Magistern, Baccalaureen und sonstigen Gelehrten	328	85
XI	den Bergbau betreffend	185	42
XII	Privatpersonen	238	146
		<hr/> 2.893	<hr/> 571

Zu diesem Bestand sind die 864 Briefe hinzu zu rechnen, die Dietrich Nagel geordnet hat. Daraus ergibt sich eine Gesamtzahl von 3.757 Briefen.

II. Von Otto Clemen edierte Briefe, Briefauszüge und Briefregesten an Stephan Roth

Abkürzungen:

Kl.Schr. Kleine Schriften zur Reformationgeschichte

R Regest

<i>alphabetisch nach Namen</i>			<i>nach Signaturen</i>	
<i>Name</i>	<i>Signatur in RSB</i>	<i>ediert bei Clemen in:</i>	<i>Signatur in RSB</i>	<i>Name</i>
Bergmann(in), Helena, Frau von Ludwig Bergmann	XII 5	Kl. Schr. 6, 3-8	B 28	Gülden (Aureus), Johann
Bergmann(in), Helena, Frau von Ludwig Bergmann	XII 4	Kl. Schr. 6, 3-8	B 48	Sinapius, Simon
Beyer, Magdalena	VIII 126a	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	B 52	Sinapius, Simon
Beyer, Magdalena	VIII 127	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	B 53	Loy, Balthasar
Beyer, Magdalena	VIII 128	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	B 55	Loy, Balthasar
Braunsdorf, Katharina	VIII 59	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	B 56	Loy, Balthasar

Braunsdorf, Katharina	VIII 60	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	B 57	Loy, Balthasar
Braunsdorf, Katharina,	VIII 58	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	B 76	Kersten, Hans
Buchholzer, Georg	O 57	Kl. Schr. 4, 404-421	B 96	Troger, Johannes d.J.
Buchholzer, Georg	O 60	Kl. Schr. 4, 404-421	B 105	Egranus, Silvius (Johann Wildenauer)
Buchholzer, Georg	O 59	Kl. Schr. 4, 404-421	B 106	Egranus, Silvius (Johann Wildenauer)
Buchholzer, Georg	O 61	Kl. Schr. 4, 404-421	B 114	Egranus an Luther
Buchholzer, Georg	O 58	Kl. Schr. 4, 404-421	B 131	Förster, Markus, an Michael Förster
Buchholzer, Georg	O 48b	Kl. Schr. 4, 404-421	B 133	Husel, Caspar
Buchholzer, Georg	O 48a	Kl. Schr. 4, 404-421	B 143	Sinapius, Simon
Buchholzer, Georg	O 46	Kl. Schr. 4, 404-421	B 145	Himmel, Augustin
Buchholzer, Georg	O 56	Kl. Schr. 4, 404-421	B 163	unbek. Abs. an Oswald Lasan
Buchholzer, Georg	D 152a	Kl. Schr. 4, 404-421	B 198	Fend, Melchior
Buchholzer, Georg	D 152b	Kl. Schr. 4, 404-421	D 60	Stein, Simon
Buchholzer, Georg, an Urban Balduin	II 17	Kl. Schr. 4, 404-421	D 61	Loy, Balthasar
Cyclopius, Wolfgang, an Bischof Johann von Naumburg (1508)	X 14	Kl. Schr. 1, 478-479, lat.	D 62	Loy, Balthasar
Egranus an Luther	B 114	Kl. Schr. 1, 160, lat.	D 65	Förster, Markus
Egranus, Silvius (Johann Wildenauer)	B 106	Kl. Schr. 1, 161, lat.	D 69	Magdeburg, Liborius
Egranus, Silvius (Johann Wildenauer)	B 105	Kl. Schr. 1, 161, lat.	D 111	Nubes, Moritz
Fend, Melchior	B 198	Kl. Schr. 6, 116, lat.	D 114	Sieber, Stephan
Förster, Markus	M 60	Kl. Schr. 3, 462-468, lat.	D 119	Nubes, Moritz
Förster, Markus	D 65	Kl. Schr. 3, 462-468, lat.	D 129	Magdeburg, Liborius
Förster, Markus	X41	Kl. Schr. 3, 462-468	D 130	Magdeburg, Liborius
Förster, Markus, an Michael Förster	B131	Kl. Schr. 3, 462-468, lat.	D 131	Magdeburg, Liborius

Förster, Markus, an Michael Förster	X 40	Kl. Schr. 3, 462-468, lat.	D 133	Magdeburg, Liborius
Glatz, Caspar	II 89	Kl. Schr. 5, 241, lat.	D 134	Magdeburg, Liborius
Glatz, Caspar	II 90	Kl. Schr. 5, 241-242	D 136	Magdeburg, Liborius
Gülden (Aureus), Johann	B 28	Beiträge 3, 61-62, lat.	D 137	Magdeburg, Liborius
Helt, Georg	X 69	Helt, Briefwechsel	D 149	Krynner, Georg
Hildebrand, Bastian	XII 99	Kl. Schr. 6, 3-8	D 151	Seitz, Ägidius
Hildebrand, Bastian	O 108	Kl. Schr. 6, 3-8	D 152a	Buchholzer, Georg
Hildebrand, Bastian	XII 100	Kl. Schr. 6, 3-8	D 152b	Buchholzer, Georg
Hildebrand, Bastian	O 44a	Kl. Schr. 6, 3-8	D 154	Weinrehm, Caspar
Hildebrand, Bastian	XII 101	Kl. Schr. 6, 3-8	D 160	Seitz, Ägidius
Hildebrand, Bastian	XII 102	Kl. Schr. 6, 3-8	E 29	Krynner, Georg
Hildebrand, Michael	X 158	Kl. Schr. 6, 3-8	E 30	Loy, Balthasar
Hildebrand, Michael	X 159	Kl. Schr. 6, 3-8	E 31	Loy, Balthasar
Hildebrand, Michael	X 160	Kl. Schr. 6, 3-8	E 58	Weinrehm, Caspar
Himmel, Augustin	B 145	Kl. Schr. 5, 137-138, lat.	E 59	Weinrehm, Caspar
Husel, Caspar	B 133	Kl. Schr. 1, 356-360, lat.	E 60	Krynner, Georg
Kersten, Dorothea	VIII 1	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	E 61	Weinrehm, Caspar
Kersten, Dorothea	VIII 23a	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	E 67	Weinrehm, Caspar
Kersten, Dorothea	VIII 2	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	E 71	Weinrehm, Caspar
Kersten, Dorothea	VIII 3	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	E 78	Weinrehm, Caspar
Kersten, Dorothea	VIII 5	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	E 79	Weinrehm, Caspar
Kersten, Dorothea	VIII 4	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	E 82	Weinrehm, Caspar
Kersten, Dorothea	VIII 6	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	E 86	Weinrehm, Caspar
Kersten, Dorothea	VIII 7	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	E 92	Redern, Georg von
Kersten, Dorothea	VIII 10	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	E 97	Lagus, Konrad
Kersten, Dorothea	VIII 11	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 17	Buchholzer, Georg, an Urban Balduin
Kersten, Dorothea	VIII 12	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 20	Loy, Balthasar

Kersten, Dorothea	VIII 13	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 21	Loy, Balthasar
Kersten, Dorothea	VIII 14	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 22	Loy, Balthasar
Kersten, Dorothea	VIII 16	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 23	Loy, Balthasar
Kersten, Elisabeth	VIII 24	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 24	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 25	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 25	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 26	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 26	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 27	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 27	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 28	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 28	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 29	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 29	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 30	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 30	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 31	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 31	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 34	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 32	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 35	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 33	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 36	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 34	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 33	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 35	Loy, Balthasar
Kersten, Hans	VIII 37	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 89	Glatz, Caspar
Kersten, Hans	VIII 38	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 90	Glatz, Caspar
Kersten, Hans	VIII 39	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 148	Magdeburg, Liborius
Kersten, Hans	VIII 40	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 149	Magdeburg, Liborius
Kersten, Hans	VIII 41	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 150	Magdeburg, Liborius
Kersten, Hans	VIII 42	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 207	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	VIII 43	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 208	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	VIII 44	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 209	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	VIII 46	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 210	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	VIII 47	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 211	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	B 76	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 212	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	VIII 48	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 213	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	VIII 50	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 214	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	VIII 51	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 215	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	VIII 52	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 216	Sieber, Stephan
Kersten, Hans	VIII 53	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	II 217	Sieber, Stephan
Krynner, Georg	D 149	Kl. Schr. 5, 205-211	II 220	Sieber, Stephan
Krynner, Georg	XII 124	Kl. Schr. 5, 205-211	II 231	Sieber, Stephan
Krynner, Georg	E 60	Kl. Schr. 5, 205-211	II 246	Sinapius, Simon
Krynner, Georg	O 65	Kl. Schr. 5, 205-211	II 254	Spalatin, Georg
Krynner, Georg	E 29	Kl. Schr. 5, 205-211	II 257	Stein, Simon
Lagus, Konrad	E 97	Kl. Schr. 5, 266-267, lat.	M 10a	Sinapius, Simon
Lagus, Konrad	X 245	Kl. Schr. 5, 267	M 10b	Sieber, Stephan
Lange, Johann	N1	Kl. Schr. 2, 230-231, lat.	M 28	Magdeburg, Liborius
Loy, Balthasar	II 20	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	M 30	Magdeburg, Liborius
Loy, Balthasar	II 21	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	M 33	Magdeburg, Liborius
Loy, Balthasar	D 61	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	M 47	Reusch, Johann, an Johann Agricola
Loy, Balthasar	D 62	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	M 54	Stein, Simon
Loy, Balthasar	B 53	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	M 60	Förster, Markus
Loy, Balthasar	B 56	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	M 105	Magdeburg, Liborius
Loy, Balthasar	II 22	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	M 108	Magdeburg, Liborius
Loy, Balthasar	II 23	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	M 121	Sieber, Stephan

Loy, Balthasar	B 55	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	N1	Lange, Johann
Loy, Balthasar	II 24	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	N 14	Spalatin, Georg
Loy, Balthasar	II 25	Kl. Schr. 2, 58-69, R.	N 15	Spalatin, Georg
Loy, Balthasar	II 26	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	N 32	Sieber, Stephan
Loy, Balthasar	II 27	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	N 33a	Sieber, Stephan
Loy, Balthasar	II 28	Kl. Schr. 2, 58-69, R.	N 33b	Sieber, Stephan
Loy, Balthasar	II 29	Kl. Schr. 2, 58-69, R.	N 98	Sinapius, Simon
Loy, Balthasar	B 57	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	N 99	Sinapius, Simon
Loy, Balthasar	E 31	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	N 112a	Magdeburg, Liborius
Loy, Balthasar	II 30	Kl. Schr. 2, 58-69, R., lat.	N 120	Spalatin, Georg
Loy, Balthasar	II 31	Kl. Schr. 2, 58-69, R.	N 123	Magdeburg, Hiob
Loy, Balthasar	E 30	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	N 124	Magdeburg, Hiob
Loy, Balthasar	II 32	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	N 125	Magdeburg, Hiob
Loy, Balthasar	II 33	Kl. Schr. 2, 58-69, R.	O 18	Sieber, Stephan
Loy, Balthasar	II 34	Kl. Schr. 2, 58-69, R.	O 19	Redern, Georg von
Loy, Balthasar	II 35	Kl. Schr. 2, 58-69, lat.	O 26	Weinrehm, Caspar
Loy, Balthasar	O 111	Kl. Schr. 2, 58-69	O 44a	Hildebrand, Bastian
Magdeburg, Hiob	N 125	Kl. Schr. 5, 242-245	O 46	Buchholzer, Georg
Magdeburg, Hiob	N 124	Kl. Schr. 5, 242-245	O 47a	Seitz, Ägidius
Magdeburg, Hiob	N 123	Kl. Schr. 5, 242-245	O 48a	Buchholzer, Georg
Magdeburg, Liborius	M 30	Kl. Schr. 5, 220-240	O 48b	Buchholzer, Georg
Magdeburg, Liborius	D 69	Kl. Schr. 5, 220-240	O 51a	Seitz, Ägidius
Magdeburg, Liborius	D 129	Kl. Schr. 5, 220-240	O 56	Buchholzer, Georg
Magdeburg, Liborius	II 148	Kl. Schr. 5, 220-240	O 57	Buchholzer, Georg
Magdeburg, Liborius	M 105	Kl. Schr. 5, 220-240	O 58	Buchholzer, Georg
Magdeburg, Liborius	II 149	Kl. Schr. 5, 220-240	O 59	Buchholzer, Georg
Magdeburg, Liborius	D 130	Kl. Schr. 5, 220-240	O 60	Buchholzer, Georg
Magdeburg, Liborius	D 136	Kl. Schr. 5, 220-240	O 61	Buchholzer, Georg
Magdeburg, Liborius	D 134	Kl. Schr. 5, 220-240	O 64	Weinrehm, Caspar
Magdeburg, Liborius	II 150	Kl. Schr. 5, 220-240	O 65	Krynner, Georg
Magdeburg, Liborius	N 112a	Kl. Schr. 5, 220-240	O 87	Mohr, Georg
Magdeburg, Liborius	D 131	Kl. Schr. 5, 220-240	O 90	Weinrehm, Caspar
Magdeburg, Liborius	M 28	Kl. Schr. 5, 220-240	O 95	Weinrehm, Caspar
Magdeburg, Liborius	D 133	Kl. Schr. 5, 220-240	O 103	Seitz, Ägidius
Magdeburg, Liborius	M 108	Kl. Schr. 5, 220-240	O 106	Weinrehm, Caspar

Magdeburg, Liborius	D 137	Kl. Schr. 5, 220-240	O 108	Hildebrand, Bastian
Magdeburg, Liborius	M 33	Kl. Schr. 5, 220-240	O 111	Loy, Balthasar
Mohr, Georg	O 87	Beiträge 2, 41	O 120	Preuss, Katharina und Juliana
Nubes, Moritz	D 111	Kl. Schr. 6, 290-291	O 120b	Preuss, Katharina und Juliana
Nubes, Moritz	D 119	Kl. Schr. 6, 293-295	VIII 1	Kersten, Dorothea
Preuss, Katharina und Juliana	O 120	Kl. Schr. 4, 8-10	VIII 2	Kersten, Dorothea
Preuss, Katharina und Juliana	O 120b	Kl. Schr. 4, 8-10	VIII 3	Kersten, Dorothea
Redern, Georg von	O 19	Kl. Schr. 2, 142-143	VIII 4	Kersten, Dorothea
Redern, Georg von	E 92	Kl. Schr. 2, 142-143	VIII 5	Kersten, Dorothea
Reusch, Johann	X 253	Kl. Schr. 1, 407-08, lat.	VIII 6	Kersten, Dorothea
Reusch, Johann	X 254	Kl. Schr. 1, 408-409, lat.	VIII 7	Kersten, Dorothea
Reusch, Johann, an Johann Agricola	M 47	Kl. Schr. 1, 406-407, lat.	VIII 10	Kersten, Dorothea
Rhetzinger, Balthasar	X 201	Kl. Schr. 1, 426, lat.	VIII 11	Kersten, Dorothea
Roth, Ursula	VIII 115	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	VIII 12	Kersten, Dorothea
Roth, Ursula	VIII 116	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	VIII 13	Kersten, Dorothea
Roth, Ursula	VIII 117	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	VIII 14	Kersten, Dorothea
Roth, Ursula	VIII 118	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	VIII 16	Kersten, Dorothea
Roth, Ursula	VIII 119	Kl. Schr. 8, 93-97, R.	VIII 23a	Kersten, Dorothea
Schindler, Wolfgang	X 260	Kl. Schr. 2, 30-32	VIII 24	Kersten, Elisabeth
Schindler, Wolfgang	X 261	Kl. Schr. 2, 30-32	VIII 25	Kersten, Hans
Seitz, Ägidius	D 151	Beiträge 3, 45-46	VIII 26	Kersten, Hans
Seitz, Ägidius	D 160	Beiträge 3, 45-46	VIII 27	Kersten, Hans
Seitz, Ägidius	O 51a	Beiträge 3, 45-46	VIII 28	Kersten, Hans
Seitz, Ägidius	O 103	Beiträge 3, 45-46	VIII 29	Kersten, Hans
Seitz, Ägidius	O 47a	Beiträge 3, 45-46	VIII 30	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	M 121	Kl. Schr. 8, 149-156, lat.	VIII 31	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 207	Kl. Schr. 8, 149-156	VIII 33	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	N 33a	Kl. Schr. 8, 149-156, lat.	VIII 34	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	N 33b	Kl. Schr. 8, 149-156, lat.	VIII 35	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 208	Kl. Schr. 8, 149-156, lat.	VIII 36	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	D 114	Kl. Schr. 8, 149-156, lat.	VIII 37	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	O 18	Kl. Schr. 8, 149-156	VIII 38	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 209	Kl. Schr. 8, 149-156	VIII 39	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	M 10b	Kl. Schr. 8, 149-156, lat.	VIII 40	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 210	Kl. Schr. 8, 149-156, lat./dt.	VIII 41	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 211	Kl. Schr. 8, 149-156, lat.	VIII 42	Kersten, Hans

Sieber, Stephan	II 212	Kl. Schr. 8, 149-156, lat./dt.	VIII 43	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 213	Kl. Schr. 8, 149-156, lat./dt	VIII 44	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 214	Kl. Schr. 8, 149-156	VIII 46	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 215	Kl. Schr. 8, 149-156	VIII 47	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 216	Kl. Schr. 8, 149-156	VIII 48	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 217	Kl. Schr. 8, 149-156	VIII 50	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 220	Kl. Schr. 8, 149-156	VIII 51	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	N 32	Kl. Schr. 8, 149-156, lat.	VIII 52	Kersten, Hans
Sieber, Stephan	II 231	Kl. Schr. 8, 149-156	VIII 53	Kersten, Hans
Sinapius, Simon	N 98	Kl. Schr. 5, 290-295, lat.	VIII 58	Braunsdorf, Katharina, geb. Krüger
Sinapius, Simon	B 143	Kl. Schr. 5, 290-295, lat.	VIII 59	Braunsdorf, Katharina
Sinapius, Simon	B 52	Kl. Schr. 5, 290-295, lat.	VIII 60	Braunsdorf, Katharina
Sinapius, Simon	N 99	Kl. Schr. 5, 290-295, lat. (enthält Abschrift eines Melanchthonbriefes)	VIII 115	Roth, Ursula
Sinapius, Simon	M 10a	Kl. Schr. 5, 290-295, lat.	VIII 116	Roth, Ursula
Sinapius, Simon	II 246	Kl. Schr. 5, 290-295, lat.	VIII 117	Roth, Ursula
Sinapius, Simon	B 48	Kl. Schr. 5, 290-295, lat.	VIII 118	Roth, Ursula
Spalatin, Georg	N 14	Kl. Schr. 1, 457-458, lat.	VIII 119	Roth, Ursula
Spalatin, Georg	N 15	Kl. Schr. 1, 457-458, lat.	VIII 126a	Beyer, Magdalena
Spalatin, Georg	N 120	Kl. Schr. 1, 457-458, lat.	VIII 127	Beyer, Magdalena
Spalatin, Georg	II 254	Kl. Schr. 1, 457-458, lat.	VIII 128	Beyer, Magdalena
Stein, Simon	D 60	Kl. Schr. 5, 106-108, lat.	X 14	Cyclopius, Wolfgang, an Bischof Johann von Naumburg (1508)
Stein, Simon	M 54	Kl. Schr. 5, 106-108, lat.	X 40	Förster, Markus, an Michael Förster
Stein, Simon	II 257	Kl. Schr. 5, 106-108, lat.	X 41	Förster, Markus
Troger, Johannes d.J.	B 96	Kl. Schr. 4, 132-133	X 69	Helt, Georg
unbek. Abs. an Oswald Lasan	B 163	Kl. Schr. 1, 416-418, lat.	X 158	Hildebrand, Michael
Weinrehm, Caspar	E 61	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	X 159	Hildebrand, Michael
Weinrehm, Caspar	D 154	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	X 160	Hildebrand, Michael
Weinrehm, Caspar	E 67	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	X 201	Rhetzinger, Balthasar
Weinrehm, Caspar	E 59	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	X 245	Lagus, Konrad
Weinrehm, Caspar	E 58	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	X 253	Reusch, Johann
Weinrehm, Caspar	O 26	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	X 254	Reusch, Johann
Weinrehm, Caspar	O 95	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	X 260	Schindler, Wolfgang (Cubitensis)
Weinrehm, Caspar	XII 221	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	X 261	Schindler, Wolfgang (Cubitensis)
Weinrehm, Caspar	O 64	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	XII 4	Bergmannin, Helena, Frau von Ludwig Bergmann

Weinrehm, Caspar	O 106	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	XII 5	Bergmannin, Helena, Frau von Ludwig Bergmann
Weinrehm, Caspar	E 79	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	XII 99	Hildebrand, Bastian
Weinrehm, Caspar	E 78	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	XII 100	Hildebrand, Bastian
Weinrehm, Caspar	E 71	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	XII 101	Hildebrand, Bastian
Weinrehm, Caspar	E 86	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	XII 102	Hildebrand, Bastian
Weinrehm, Caspar	E 82	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	XII 124	Krynner, Georg
Weinrehm, Caspar	O 90	Kl. Schr. 6, 78-88, R.	XII 221	Weinrehm, Caspar

III. Von Roth übersetzte und/oder herausgegebene Schriften

Roth als Übersetzer:

1. Desiderius Erasmus, Ein Gespräch ehelicher Weiber, 14 Bl.
Klug 1524, VD 16 E 2450, diese Ausgabe in RSB nicht vorhanden
2. Johannes Bugenhagen, Der erste Psalm Davids, 12 Bl.
Schirlentz 1524, VD 16 B 9316, RSB 17.12.4./7
3. Johannes Bugenhagen, Auslegung der kurzen Episteln St. Pauls, 405 Bl.
Klug 1524/25, VD 16 B 9245, RSB 1.11.11./1
4. Martin Luther, Der 22. Psalm, 124 Bl.
Klug 1525, VD 16 L 5553 und L 5554 und L 5555, diese Ausgabe in RSB nicht vorhanden
5. Martin Luther, Der 5. Psalm, 127 Bl.
Lufft 1525, VD 16 L 5556 RSB 1.8.14./1
6. Johannes Bugenhagen, Von den Gelübden der Geistlichen, 9 Bl.
Klug 1525, VD 16 B 9448, RSB 16.9.16./7 (unvollst.)
7. Johannes Bugenhagen, Von dem ehelichen Stand der Bischöfe und Diakone, 79 Bl.
Klug 1525, VD 16 B 9297, RSB 16.9.16./3
8. Johannes Bugenhagen, Der 110. Psalm, 28 Bl.
(Schirlentz?) 1526, VD 16 B 9447, RSB 1.11.10./4
9. Johannes Bugenhagen, Summarien und Inhalt aller Kapitel der vier Evangelisten, 45 Bl.
Rhau 1527, VD 16 B 4657, RSB 14.10.33./2
10. Johannes Lichtenberger, Die Weissagung ..., 72 Bl.
Lufft 1527, VD 16 L 1597, RSB 22.9.4./1
11. Martin Luther, Der Psalter, 348 Bl.
Klug 1527, VD 16 L 5543, RSB 29.4.29

Roth als Herausgeber:

12. Benedict Gretzinger, Hauptartikel und vornehmste Stücke unseres Christentums
...
Rhau/Grunenberg 1525, VD 16 G 3259, RSB 1.7.6./4
13. Martin Luther, Sommerpostille, WA 10 I 2, 209-441
Rhau 1526, VD 16 L 4006, diese Ausgabe in RSB nicht vorhanden
14. Martin Luther, Festpostille WA 17 II, 249-516
Schirlentz 1527, VD 16 L
15. Martin Luther, Winterpostille, WA 21, 1-193
Kantz 1528, Zwickau, VD 16 L 4000, RSB 1.8.22.
16. Georg Raute, Die siebzehn Hauptartikel der ganzen Schrift ...,
Rhau/Grunenberg 1525, VD 16 R 428, RSB 1.7.6./3

IV. Bisher gefundene Schüler- und Studentenaufzeichnungen Roths

Schülerhandschriften:

Glauchau: 2.10.8.

Chemnitz: 24.7.17.; 24.9.7.

Halle: 24.12.4.

Dresden: (17.8.30.); (24.11.5.); 24.11.6.; 24.3.10

ohne Zuordnung zu einer Schule:

2.7.9.; 2.7.30.; 17.8.30.; 22.8.10.; 24.10.24.

Roths studentische Handschriften aus Leipzig (Auswahl):

3.3.2.; 22.9.6.; 24.9.11.; 24.10.5.; 24.10.12.; 24.10.26.; 24.7.23.; 24.12.5.; 24.12.9.;

24.12.24.; 24.12.26.; 24.12.27.; 24.7.3.; 24.7.9.; 24.7.21.; 24.7.23.; 24.7.24.; 24.9.11.;

35.5.2.

Roths Wittenberger Handschriften:

HSs 1-7; HSs 34-42

17.9.1.; 17.9.2.; 24.7.12.; 24.10.3.; 24.12.8.

Sachsen und die Reichstage des 16. Jahrhunderts

Zu den Fortschritten bei der Edition der Deutschen Reichstagsakten, Jüngere Reihe*

von
ENNO BÜNZ

Die Reichstage bilden seit dem späten Mittelalter ein zentrales, in vieler Hinsicht allerdings auch noch wandelbares Element der Reichsverfassung. An der Entwicklung vom Hof- und Fürstentag zum Reichstag und der damit korrespondierenden Überlieferung, die von der historischen Forschung unter dem Sammelbegriff „Reichstagsakten“ zusammengefasst wird, lässt sich paradigmatisch der Verfassungswandel des späten Mittelalters ablesen, den Peter Moraw mit der treffenden Formel „von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung“ beschrieben hat.¹ Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts ist der Reichstag eine weitgehend festgelegte Einrichtung, gibt es feste Regeln für die Einberufung, Zusammensetzung und die Verfahrensweise, wobei sich allerdings die 1495 getroffene Bestimmung eines jährlichen Reichstages nicht durchgesetzt hat. Gerade in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sollte es, bedingt durch die zeitweilige Abwesenheit Kaiser Karls V., mehrfach längere Phasen ohne Reichsversammlung geben.²

Die Bedeutung der Reichstagsakten des späten Mittelalters und der Reformationszeit wurde bereits von Leopold von Ranke erkannt und genutzt, der sich zunächst 1836 auf die in der Reichsstadt Frankfurt erhaltene Überlieferung stützte, die 1414 einsetzt. Schon 1837 begann Ranke aber, auch Sammlungen von Reichstagsakten im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin und im Sächsischen Hauptstaatsarchiv zu Dresden einzubeziehen. Im Vorwort seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reforma-

* Zugleich Besprechung von: Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe XII (Speyer 1542), XIII (Nürnberg 1542), XVI (Worms 1545), XVII (Regensburg 1546), XVIII (Augsburg 1547/48) und XIX (Augsburg 1550/51), München: R. Oldenbourg Verlag 2003–2010. Die genauen bibliografischen Angaben finden sich in der Auflistung S. 238.

¹ PETER MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490 (Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 3), Berlin 1985. – Zur Genese des Reichstages nun grundlegend GABRIELE ANNAS, Hoftag – Gemeiner Tag – Reichstag. Studien zur strukturellen Entwicklung deutscher Reichsversammlungen des späten Mittelalters (1349–1471). Mit einer CD-ROM: Verzeichnis der Besucher deutscher Reichsversammlungen des späten Mittelalters 1349–1471 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 68), Göttingen 2004. – Für die weitere Entwicklung siehe: ROSEMARIE AULINGER, Das Bild des Reichstages im 16. Jahrhundert. Beiträge zu einer typologischen Analyse schriftlicher und bildlicher Quellen (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 18), Göttingen 1980.

² Siehe PETER MORAW, Art. „Reichstag“, in: Lexikon des Mittelalters 7, München 1995, Sp. 640–643 und für das 16. Jahrhundert ARMIN KOHNLE/EIKE WOLGAST, Art. „Reichstage der Reformationszeit“, in: Theologische Realenzyklopädie 28, Berlin u. a. 1997, S. 457–470. – Unbefriedigend ist EDGAR LIEBMANN, Art. „Reichstag“, in: Enzyklopädie der Neuzeit 10, Stuttgart u. a. 2009, Sp. 948–953, der nicht einmal die einschlägigen Editionsreihen nennt.

tion“ hat er darüber ausführlich Rechenschaft abgelegt, auf den Quellenwert der Reichstagsakten hingewiesen und mit den denkwürdigen Worten geschlossen: „Man bedaure den nicht, der sich mit diesen anscheinend trockenen Studien beschäftigt und darüber den Genuß manchen heiteren Tages versäumt! Es ist wahr, es sind tote Papiere; aber sie sind Überreste eines Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt“.³

Es war deshalb kein Zufall, dass die 1858 auf Anregung Rankes gegründete und zunächst auch von ihm geleitete „Historische Commission für deutsche Geschichts- und Quellenforschung“ bei der (damals noch: Königlich) Bayerischen Akademie der Wissenschaften sogleich die Edition der Reichstagsakten in ihr Arbeitsprogramm aufnahm.⁴ Bis heute gehört die Herausgabe der „Deutschen Reichstagsakten“ zu den angesehenen Langzeitvorhaben der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen, dass es sich bei diesem Editionsvorhaben überhaupt um eines der bedeutendsten Projekte der Grundlagenforschung der deutschen (und österreichischen) Geschichtswissenschaft handelt.

Wie bei allen großen Editionsprojekten, die im 19. Jahrhundert begonnen wurden, hat man sich auch bei den Reichstagsakten hinsichtlich des Umfangs und der Bearbeitungsdauer gründlich verschätzt. Die Arbeiten begannen zunächst mit den ältesten Reichsversammlungen des späten 14. Jahrhunderts unter König Wenzel, zielten von vornherein aber – ganz im Sinne Rankes – auch auf die Herausgabe der Reichstagsakten der Reformationszeit. Um auch mit diesen voranzukommen, begründete die Historische Kommission schon 1886 (in Rankes Todesjahr) eine jüngere Reihe für die unter Karl V. von 1519 bis 1555 abgehaltenen Reichstage. Hiervon wird noch näher die Rede sein. 1928 hat die Historische Kommission zudem entschieden, zwischen der nunmehr Älteren und der Jüngeren Reihe eine Mittlere Reihe über die Reichstage der Zeit Maximilians I. (1486–1518) zu platzieren. 1986 fiel schließlich die Entscheidung, noch eine vierte Reihe zur Edition der Reichsversammlungen von 1556 bis 1662 (neben den Reichstagen werden auch herausgehobene Reichsdeputations- und Kurfürstentage dokumentiert) herauszubringen, die mittlerweile unter der Leitung von Maximilian Lanzinner schon auf sieben Bände angewachsen ist.⁵ Mit der Einrichtung des Immerwährenden Reichstages in Regensburg 1663 herrscht dann eine andere Sachlage.

³ LEOPOLD RANKE, *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation*, 5 Bde. (Leopold Rankes Meisterwerke, Bde. 1–5), München u. a. 1924, hier Bd. 1, S. V–VII, Zitat S. VII.

⁴ Siehe HELMUT NEUHAUS, *Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, in: *Erlanger Editionen. Grundlagenforschung durch Quelleneditionen: Berichte und Studien*, hrsg. von Helmut Neuhaus (Erlanger Studien zur Geschichte, Bd. 8), Erlangen u. a. 2009, S. 29–45; DERS., *Reichstagsakten und Akten von Reichsversammlungen. Zum 150 Jahre alten Editionsunternehmen „Deutsche Reichstagsakten“*, in: ebd. S. 273–284; EIKE WOLGAST, *Deutsche Reichstagsakten*, in: „... für deutsche Geschichts- und Quellenforschung“. 150 Jahre Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. von Lothar Gall, München 2008, S. 79–120.

⁵ Erschienen in 12 Teilbänden, zuletzt: *Deutsche Reichstagsakten. Reichsversammlungen 1556–1662: Der Reichsdeputationstag zu Worms 1564*, bearb. von MARC VON KNORRING, München 2010. – Vgl. MAXIMILIAN LANZINNER, *Eine „öde Steppe“ vor dem „Entscheidungskampf“? Die vierte Abteilung der Reichstagsakten leistet Grundlagenforschung für die Epoche zwischen Augsburger Religionsfrieden und Dreißigjährigem Krieg*, in: *Akademie aktuell*, H. 2 (2008), S. 38–42; DERS., *Der authentische Text und das editorisch Mögliche. Deutsche Reichstagsakten. Reichsversammlungen (1556–1662)*, in: *Vom Nutzen des Edierens. Akten des Internationalen Kongresses zum 150-jährigen Bestehen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung*, Wien, 3.–5. Juni 2004, hrsg. von Brigitte Merta

In der Älteren Reihe der Deutschen Reichstagsakten, die bereits 18 Bände umfasst, gegenwärtig aber die geringsten Fortschritte macht, ist zuletzt 1999 bzw. 2001 ein Teilband mit Registerband erschienen.⁶ In der Mittleren Reihe, die nach einer langwierigen Bearbeitungsgeschichte überhaupt erst 1972 mit dem Doppelband 3 über den Frankfurter Reichstag 1489 und seine Vorgeschichte eröffnet wurde, liegen mittlerweile immerhin acht Bände vor, und die Arbeiten schreiten zügig voran.⁷ Wie aber steht es nun mit der Bearbeitung der Jüngeren Reihe der Reichstagsakten, die jenen bedeutenden Reichstagen der Reformationszeit gilt, die von jeher besondere Aufmerksamkeit gefunden haben?⁸ Stand, Planung und Bearbeitungsphasen sind aus der folgenden Aufstellung ersichtlich:

- Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. (im Folgenden stets abgekürzt: RTA JR), Band
- I 1519, Januar bis Juli, bearb. von AUGUST KLUCKHOHN, Gotha 1893 (ND Göttingen 1962). – IV, 938 S.
 - II Der Reichstag zu Worms 1521, bearb. von ADOLF WREDE, Gotha 1896 (ND Göttingen 1962). – IV, 1007 S.
 - III Reichstage zu Nürnberg 1522/23, bearb. von ADOLF WREDE, Gotha 1901 (ND Göttingen 1963). – VII, 979 S.
 - IV Reichstag zu Nürnberg 1524, bearb. von ADOLF WREDE, Gotha 1905 (ND Göttingen 1963). – 796 S.
 - V (Augsburg 1525, bearb. von ROSEMARIE AULINGER, noch nicht erschienen)
 - VI (Speyer 1526, bearb. von ROSEMARIE AULINGER, noch nicht erschienen)
 - VII Teil 1: Reichstag zu Regensburg 1527 – Reichstag zu Speyer 1529, Teil 2: Reichstag zu Regensburg 1527 – Reichstag zu Speyer 1529. Beilagen, Aktenstücke von Januar 1527 bis April 1529, bearb. von JOHANNES KÜHN, Gotha 1935 (ND Göttingen 1963). – XIX, 1454 S.
 - VIII Teil 1: Die protestierenden Reichstände und Reichsstädte zwischen den Reichstagen zu Speyer 1529 und Augsburg 1530, Teil 2: Die Schwäbischen Bundestage zwischen den Reichstagen zu Speyer 1529 und Augsburg 1530. Die Bereitstellung der Reichshilfe zum Türkenkrieg und zur Rettung Wiens

u. a. (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsbd. 47), Wien u. a. 2005, S. 101-108.

⁶ Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Friedrich III. Achte Abteilung, 2. Hälfte: 1471, hrsg. von HELMUT WOLFF (Deutsche Reichstagsakten, Bd. 22, 2), Göttingen 1999; Verzeichnisse und Register, bearb. von GABRIELE ANNAS/HELMUT WOLFF (Deutsche Reichstagsakten, Bd. 22, Register), Göttingen 2001, siehe dazu meine Besprechung in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 65 (2003), S. 373 f. – Zur Reihe vgl. GABRIELE ANNAS/HERIBERT MÜLLER, Reichsgeschichte oder Reichstagsgeschichte? Die Edition der „Deutschen Reichstagsakten, Ältere Reihe“ im Wandel der Zeiten: Geschichte und Konzeptionen, in: Akademie aktuell 2 (2008), S. 26-29.

⁷ Zuletzt sind erschienen: Reichsversammlungen 1491–1493, bearb. von REINHARD SEYBOTH, 2 Teilbde. (Deutsche Reichstagsakten. Mittlere Reihe, Bd. 4), München 2008; Der Reichstag zu Köln 1505, bearb. von DIETMAR HEIL, 2 Teilbde. (Deutsche Reichstagsakten. Mittlere Reihe, Bd. 8), München 2008. – Vgl. HEINZ ANGERMEIER, Kaiser Maximilian I. und die Reichstage 1486–1518, in: Akademie aktuell 2 (2008), S. 30-33.

⁸ Für die Zeit von 1521 bis 1532 grundlegend ist ARMIN KOHNLE, Reichstag und Reformation. Kaiserliche und ständische Religionspolitik von den Anfängen der Causa Lutheri bis zum Nürnberger Religionsfrieden (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte, Bd. 72), Gütersloh 2001.

1529. Chronologisches Aktenverzeichnis, bearb. von WOLFGANG STEGLICH, Göttingen 1970. – XXVII, 1292 S.
- IX (Augsburg 1530, bearb. von ALFRED KOHLER/MARTINA FUCHS, noch nicht erschienen)
- X Der Reichstag in Regensburg und die Verhandlungen über einen Friedstand mit den Protestanten in Schweinfurt und Nürnberg 1532, bearb. von ROSEMARIE AULINGER, 3 Bde., Göttingen 1992. – XII, 1602 S.
- XI (Regensburg 1541, bearb. von ALBRECHT LUTTENBERGER, noch nicht erschienen)
- XII Der Reichstag zu Speyer 1542, bearb. von SILVIA SCHWEINZER-BURIAN, 2 Teilbde., München 2003. – 1284 S.
- XIII Der Reichstag zu Nürnberg 1542, bearb. von SILVIA SCHWEINZER-BURIAN, München 2010. – 970 S.
- XIV (Nürnberg 1543, bearb. von FRIEDRICH EDELMAYER/SILVIA SCHWEINZER-BURIAN, noch nicht erschienen)
- XV Der Speyrer Reichstag von 1544, bearb. von ERWEIN ELTZ, Göttingen 2001. – 2404 S.
- XVI Der Reichstag zu Worms 1545, bearb. von ROSEMARIE AULINGER, 2 Teilbde., 2003. – 1740 S.
- XVII Der Reichstag zu Regensburg 1546, bearb. von ROSEMARIE AULINGER, München 2005. – 596 S.
- XVIII Der Reichstag zu Augsburg 1547/48, 3 Bde., bearb. von URSULA MACHOCZEK, München 2006. – XII, 2760 S.
- XIX Der Reichstag zu Augsburg 1550/51, bearb. von ERWEIN ELTZ, 2 Bde., München 2005. – 1681 S.
- XX Der Reichstag von Augsburg 1555, bearb. von ROSEMARIE AULINGER/ERWEIN ELTZ/URSULA MACHOCZEK, 4 Bde., 2009. – 3223 S.

Von 1893 bis 1905 sind in relativ schneller Folge die ersten vier Bände erschienen, zwischen den beiden Weltkriegen gelang es dann aber nur noch, den Doppelband RTA JR VII (1935) herauszubringen, und danach kam das Vorhaben für noch längere Zeit zum Stocken. Durch Kriegseinwirkung wurden die fertiggestellten Bände RTA JR V und VI sowie die für die weiteren Bände gesammelten Materialien vernichtet, so dass die Editionsarbeit praktisch von vorn beginnen musste. Erst 1970/71 konnte die Edition mit RTA JR VIII fortgesetzt werden, doch zeigten die extensiven Bearbeitungsprinzipien von Wolfgang Steglich das ganze Dilemma des neu begonnenen Unternehmens, dokumentieren die beiden Halbbände doch lediglich die Vorgeschichte des Augsburger Reichstages von 1530, während dessen Hauptakten noch immer der Veröffentlichung harren.⁹ Nach einer neuerlichen Pause von zwei Jahrzehnten, in denen die Bearbeitungsprinzipien grundsätzlich überdacht wurden, erschienen dann 1992 in drei Teilbänden (RTA JR X) die Verhandlungen des Regensburger Reichstags von 1532, mit denen sich eine Wende des Gesamtvorhabens ankündigte.¹⁰ Neben den vereinfachten Bearbeitungsprinzipien trug auch die zeitlich bis 2006 befristete Förderung der Wiener Arbeitsstelle durch die Union der deutschen Akademien der Wissenschaften zu den raschen Arbeitsfortschritten bei. Mittlerweile ist die Wende auch äußerlich

⁹ HORST RABE, Ein editorischer Neubeginn der Deutschen Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. [Besprechung von RTA JR X, Göttingen 1992], in: Zeitschrift für Historische Forschung 22 (1995), S. 254-258, hier S. 254 bezeichnet den von Wolfgang Steglich eingeschlagenen Weg der RTA-Bearbeitung als „Sackgasse“.

¹⁰ Siehe hierzu RABE, Ein editorischer Neubeginn (wie Anm. 9), S. 255-258.

sichtbar am Verlagswechsel, denn seit 2002 erscheinen sämtliche Reihen der RTA im Verlag R. Oldenbourg in München mit neuem Layout und anderem Einband.

Der Neubeginn der Jüngeren Reihe ist untrennbar mit dem Namen des Wiener Frühneuzeithistorikers Heinrich Lutz (1922–1986) verbunden, der 1971 zum Abteilungsleiter der Jüngeren Reihe bestellt wurde und in den folgenden Jahren eine Wiener Arbeitsgruppe aufbauen konnte, der u. a. Rosemarie Aulinger, Erwein H. Eltz, Silvia Schweinzer-Burian und Ursula Machoczek angehörten.¹¹ Lutz war nicht nur ein bedeutender Historiker mit einem weiten Horizont, der vom Spätmittelalter bis zur Zeitgeschichte reichte, sondern er war offenbar auch ein geschickter Wissenschaftsorganisator, der eine glückliche Hand bei der Auswahl seiner Mitarbeiter hatte, denn wie obige Übersicht zeigt, haben die genannten Bearbeiter 1992 und dann nach einer längeren Vorbereitungsphase von 2001 bis 2010 in schneller Folge die Bände X, XII–XIII und XV–XX in 19 Teilbänden mit 16.284 Druckseiten vorgelegt; im vorhergegangenen Jahrhundert von 1893 bis 1970 waren hingegen lediglich acht Teilbände mit 6.527 Druckseiten erschienen, eine nicht allzu gewaltige Arbeitsbilanz, die allerdings vor dem Hintergrund zeitgeschichtlicher Katastrophen, die das Unternehmen nicht unberührt ließen, zu sehen ist. Zu den neueren Erfolgen, die der 1986 verstorbene Heinrich Lutz allerdings nicht mehr erleben konnte, trugen auch vereinfachte Bearbeitungsprinzipien bei, die sich zunächst in einer stärkeren Konzentration auf Reichstagsakten im engeren Sinn zeigten.

Damit ist das zentrale Problem angesprochen, das nicht unmaßgeblich für das bis in die 1990er-Jahre deutlich langsamere Voranschreiten des Editionsprojekts verantwortlich ist: die Frage, was denn überhaupt „Reichstagsakten“ sind. Aus der Perspektive des Spätmittelalterhistorikers schreibt Johannes Helmrath, mittlerweile Abteilungsleiter der Älteren Reihe der RTA: „Die Reichstagsakten sind kein authentischer mittelalterlicher Quellentyp, sondern das Produkt gelehrter Komposition durch das gleichnamige Editionsunternehmen.“¹² Man könnte also pragmatisch sagen, dass Reichstagsakten alles das sind, was dazu gerechnet und unter diesem Begriff veröffentlicht wird. In der Tat ist das inhaltliche Spektrum breit. Nochmals sei Helmrath zitiert: „Die Reichstagsakten publizieren diejenigen Schriftquellen, die im Reich bei Vorbereitung und Abhaltung von königlichen und kurfürstlichen Tagen sowie von Fürsten- und Städtetagen bzw. flankierend zu ihnen entstanden sind: Ladungsschreiben, Teilnehmer- und Quartierlisten, Briefe, Gesandtenberichte, Reden, protokollarische Aufzeichnungen, königliche Propositionen, (Gegen-)Vorschläge der Stände, Abschiede etc.“. Es dürfte unmittelbar einleuchten, dass diese hier nur schlagwortartig angedeutete Typenvielfalt und Variationsbreite der „Reichstagsakten“ ein Kernproblem bei der Erstellung der Editionsbinden sind, weil neben die Reichstagsakten im strikten Sinne, wie sie beispielsweise Ranke in Gestalt der Frankfurter Überlieferung benutzt hat, vielfältige andere Quellen treten können, die aus der Perspektive einzelner Reichsstände entstanden sind. Während, wie Johannes Helmrath betont, den Editionen „das Bild eines fester strukturierten Reichstags zugrundelag, als es seinem im 15.

¹¹ Zum Folgenden ROSEMARIE AULINGER, Die Reichstage unter Karl V. (1521–1555). Das Forschungsprojekt „Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe“ der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften steht vor dem Abschluss, in: Akademie aktuell 2 (2008), S. 34–37. Vgl. auch DIES., Deutsche Reichstagsakten Jüngere Reihe (Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Karl V.), in: Umgang mit Quellen heute. Zur Problematik neuzeitlicher Quelleneditionen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, hrsg. von Grete Klingenstein u. a. (Fontes Rerum Austriacarum 2,92), Wien 2003, S. 40–44.

¹² JOHANNES HELMRATH, Art. „Reichstagsakten“, in: Lexikon des Mittelalters 7, München 1995, Sp. 643–645, Zitat Sp. 643.

Jahrhundert noch offenen Charakter entsprach, treten die genannten Typen doch nach und nach standardhaft auf. Der Prozeß der Institutionalisierung und Verschriftlichung läßt sich wiederum anhand der Reichstagsakten verfolgen“.¹³

Unter der Leitung von Heinrich Lutz wurden zwischen 1971 und 1986 die Konzeption und die Editionsprinzipien der RTA JR vereinfacht. Da die zu berücksichtigende Aktenüberlieferung in den 1540er-Jahren sprunghaft ansteigt, wurde nach Übernahme der Abteilungsleitung durch Eike Wolgast 1989 das Editionskonzept nochmals überdacht und verschlankt. Die Verkürzung der Bearbeitungszeit und des Bandumfangs wird vor allem erreicht durch „1. Reduzierung der zu besuchenden Archive, 2. Beschränkung bei der Sammlung des Aktenmaterials in den Archiven, 3. Restriktivere Aktenauswahl und häufigere Verwendung gestraffter Dokumentationsformen (Teilregesten, Regesten, tabellarische Zusammenfassungen von Quellenserien) im gedruckten Band, 4. Sparsamerer Umgang mit Textanmerkungen und knappe Gestaltung der Sachanmerkungen“.¹⁴ Die vereinfachten Bearbeitungsprinzipien haben z. B. zur Folge, dass eine Quelle nur noch anhand von maximal drei Überlieferungen dargeboten wird. Dass die bloße Beschränkung auf Wiedergabe der ausgefertigten Fassung nicht sinnvoll ist, ist dabei aber unstrittig; gerade der Vergleich von Ausfertigung und Konzept ermöglicht doch immer wieder interessante Einblicke in Verhandlungsstrategien und Vorentscheidungen, wie manche Stücke zeigen.¹⁵ Dass eine Begrenzung bei Quellenrecherche, -auswahl und -präsentation im 16. Jahrhundert unabdingbar notwendig ist, bedarf keiner näheren Begründung. Schon die Quellenfülle in den vorliegenden Bänden ist kaum noch konsumierbar. Gleichwohl erscheinen platzsparende Präsentationsweisen nicht immer als ideal, beispielsweise, wenn das Gutachten des großen Ausschusses zur Aufbringung der Türkenhilfe 1542 (RTA XII/1, Nr. 66) zwar anhand dreier Fassungen ediert wird, bei den Bestimmungen, die in den Reichstagsabschied übernommen wurden, aber nicht der Text abgedruckt, sondern auf die Edition des späteren Dokuments verwiesen wird (RTA XII/2, Nr. 285). Man muss sich den Wortlaut einer Fassung also aus zwei Dokumenten zusammensuchen. Aber solche Kompromisse sind wohl unvermeidlich, zumal bei den neueren Bänden – auf welcher Ermessensgrundlage eigentlich? – der Bandumfang von vornherein festgelegt ist. Inhaltlich sollen nur noch Reichstagsakten „strictissimo sensu“ geboten werden.¹⁶ Vieles, was an Rand- und Nebenereignissen geschehen ist, was zur Vor- und Nachgeschichte der Reichstage gehört – beispielsweise An- und Abreise oder Unterbringung der Reichsstände – wird entweder gar nicht mehr oder nur noch in strenger Auswahl berücksichtigt. Exemplarisch sei auf die Schreiben an Kurfürst Johann Friedrich den Großmütigen von Sachsen aus Worms 1544 (RTA XVI/2, Nr. 287-291) und an Kurfürst Moritz von Sachsen über die Unterkünfte und die Kosten seiner Gesandten in Augsburg 1550/51 (RTA JR XIX/2, Nr. 300-301) verwiesen.

Die Grundstruktur der RTA JR ist weitgehend einheitlich, auch wenn es bei der Gliederung im Einzelnen zwischen den Bänden manche Variationen gibt. Die Einleitungen bieten jeweils Darlegungen zu Bearbeitungsgrundsätzen, Bandgliederung und Quellenlage, um dann in möglichst knappen Zügen den jeweiligen Reichstag hinsichtlich Vorgeschichte, Verlauf, Verhandlungsgegenständen und Nachwirkungen historisch und forschungsgeschichtlich zumindest in großen Zügen einzuordnen. Während

¹³ Ebd., Sp. 643.

¹⁴ RTA JR XII/1, S. 45 Anm. 4. – Zu den neuen Editionsprinzipien der Reihe auch der gleichzeitig erschienene Band RTA XVI/1, S. 51-54.

¹⁵ Als Beispiel sei auf die Instruktion Kurfürst Johann Friedrichs des Großmütigen von 1544 Dez. 24 verwiesen (RTA JR XVI/1, S. 182 ff. Nr. 25d).

¹⁶ RTA JR XVI/1, S. 51.

diese Ausführungen einen verhältnismäßig umfangreichen Anmerkungsteil umfassen und damit die edierten, regestierten, paraphrasierten oder auch nur verzeichneten Aktenstücke in Beziehung zum Forschungsstand setzen, bleibt die Kommentierung der Einzeldokumente auf die wichtigsten Literaturhinweise beschränkt; die Sachanmerkungen weisen vor allem weitere Quellen nach und bieten Querverweise auf andere Dokumente in den RTA. Das Grundgerüst des Editionsteils bilden die Hauptakten, die sich auf die Verhandlungen beziehen und die gewissermaßen umrahmt werden einerseits von den Ausschreiben, Instruktionen, Vollmachten und Propositionen, andererseits vom Reichstagsabschied, ggf. mit abweichenden Abschieden einzelner Reichstagskurien oder Protestationen. Die Präsentation der Hauptakten richtet sich in ihrer thematisch-systematischen Gliederung natürlich nach den Verhandlungsgegenständen des jeweiligen Reichstages, sei es nun Türkenhilfe, Religion, Reichsmatrikel, Auswärtiges usw. Innerhalb dieser Kapitel werden die Dokumente in chronologischer Folge abgedruckt. Zahlreiche Querverweise auf andere Dokumente im selben Band stellen den inhaltlichen Zusammenhang her. Jeweils geschlossen präsentiert werden die Protokolle (Kurfürstenrat, Fürstenrat, Städterat), die Korrespondenzen und Supplikationen. Namentlich bei der Präsentation der Korrespondenzen werden nun aber starke Abstriche gemacht. In manchen Bänden werden die Reichstagskorrespondenzen in einer Mischform auszugsweise ediert und vollständiger in Listenform dargeboten (z.B. RTA JR XIII, S. 754-831), manche Bände bieten aber auch nur eine Liste der Korrespondenten mit kurzen Betreffangaben (z. B. RTA JR XVI/2, S. 1637-1653, Nr. 339, dazu ebd. XVI/1, S. 57). Gerade hier geben die Hinweise auf die archivalische Überlieferung und die daraus bislang in den RTA oder anderweitig gedruckten Stücke Hinweise auf weitere lohnende Untersuchungen. So sind beispielsweise über den Verlauf des Wormser Reichstags, der von Dezember 1544 bis August 1545 währte, 19 Berichte des Kreisrats an Kurfürst Johann Friedrich den Großmütigen, 103 Berichte der Gesandten, 105 Weisungen des Kurfürsten sowie weitere Korrespondenzen mit anderen Reichsständen und mit Dr. Gregor Brück erhalten, wovon nur ein Teil abgedruckt und manches andere „vorrangig für Hinweise auf die Verhandlungsabläufe und auf die Entstehungsgeschichte bestimmter Akten herangezogen“ wurde, vieles aber auch gar nicht verwertet werden konnte.¹⁷ Ähnlich wird mit den Supplikationen verfahren, die ein disparates, sozialgeschichtlich aber recht facettenreiches und auch ortsgeschichtlich aussagekräftiges Material bieten.¹⁸ Manche Bände enthalten auch eine Rubrik *Varia*, in der anderweitig sachthematisch nicht passende Stücke oder Nebenverhandlungen, die während des Reichstags stattfanden, abgedruckt werden. Besonders vielfältig sind die *Varia* in RTA XVI/2, S. 1474-1572, darunter Akten zur Sequestration des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel, bei der Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige eine maßgebliche Rolle spielte, siehe z. B. Nr. 266.

Für die meisten Reichstage Karls V. bildet die Reichstagsaktenserie des Mainzer Erzkanzlerarchivs im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv die Hauptüberlieferung (Ausnahmen sind die Reichstage von Speyer und von Nürnberg 1542: RTA JR XII u. XIII). In jedem Fall treten aber zahlreiche weitere Überlieferungen von Reichsständen in anderen Archiven hinzu, wobei das Thüringische Hauptstaatsarchiv Weimar für die

¹⁷ RTA JR XVI/2, S. 1649 f. mit Anm. 12 (Zitat). – Siehe zu diesen Quellen auch unten im Text vor Anm. 31.

¹⁸ Die Informationen der Supplikationen sind aber z. T. so knapp, dass sich ihr Inhalt nur durch ergänzende lokale Quellen erschließen lassen dürfte, siehe etwa das Stichwortverzeichnis der in der Mainzer Kanzlei hinterlegten und an den kaiserlichen Hofrat weitergeleiteten Supplikationen von 1550/51 (RTA XIX/2, S. 1224-1360, Nr. 255).

Kurfürsten von Sachsen (bis 1547) und das Sächsische Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden für die Herzöge von Sachsen (bzw. ab 1547 Kurfürsten) von zentraler Bedeutung sind. Die Quellen- und Literaturverzeichnisse aller Bände zeigen, dass das Dresdner Hauptstaatsarchiv durchweg in der Spitzengruppe der Überlieferungsträger rangiert. Wie erwähnt, hatte schon Ranke 1837 von dieser Überlieferung profitiert.¹⁹

Der Kurfürst von Sachsen spielte auf dem Reichstag wie in der Reichspolitik der Reformationszeit eine hervorragende Rolle.²⁰ Neben dem ernestinischen Kurfürstentum Sachsen, das dem Kurfürstenrat angehörte, bestand seit der Leipziger Teilung aber auch ein albertinisches Herzogtum Sachsen, das auf dem Reichstag dem Fürstenrat angehörte. Im fraglichen Zeitraum haben wir es einerseits mit Kurfürst Johann Friedrich dem Großmütigen (reg. 1532–1547), andererseits mit den Herzögen Georg (reg. 1500–1539), Heinrich (1539–1541) und Moritz (reg. 1541–1553) zu tun. Moritz erhielt 1547, nach der Gefangennahme Johann Friedrichs des Großmütigen im Schmalkaldischen Krieg, die sächsische Kurwürde und sicherte damit den Dresdner Albertinern den Vorrang im Reich und in Mitteleuropa.²¹ Aus dem Gebiet des heutigen Sachsen saßen auf der Fürstenbank ansonsten – zumindest theoretisch – die Burggrafen von Leisnig, die Herren von Schönburg und die von Wildenfels. Tatsächlich aber fanden sie sich auf den Reichstagen nicht mehr ein, wie ein Blick in die Register der vorliegenden RTA-Bände zeigt. Die Reichsstandschaft der drei mitteleuropäischen Bischöfe von Meißen, Merseburg und Naumburg, die seit dem 15. Jahrhundert in den Sog der wettinischen Territorialpolitik geraten waren, war am Beginn der Neuzeit strittig. Die Reichsmatrikel von 1521 verzeichnet sie noch,²² aber auf den Reichstagen waren die Bischöfe nur noch sporadisch präsent. Diese nachgeordnete Stellung der Bischöfe kennzeichnet ebenso wie das Fehlen von Reichsstädten die spezifischen Herrschaftsstrukturen der wettinischen Kernlande; im Städterat des Reichstags waren deshalb Städte des heutigen Sachsen nicht vertreten. Die einzigen mitteleuropäischen Reichsstädte waren Mühlhausen

¹⁹ Siehe oben vor Anm. 3.

²⁰ Einen guten ereignisgeschichtlichen Überblick bietet UWE SCHIRMER, Sachsen und die Reichspolitik, in: *Das Jahrhundert der Reformation in Sachsen*, hrsg. von Helmar Junghans, Leipzig 2005, S. 219–237, hier S. 229–233, während MANFRED RUDERSDORF, Kursachsen im politischen System des Alten Reiches. Staatsbildung, Religionspolitik und dynastische Rivalität im Zeichen der wettinischen Weichenstellung von 1547, in: NASG 80 (2009), S. 105–127, die Stellung Kursachsens im Kontext der neueren Reichsgeschichtsforschung herausarbeitet. Beide Veröffentlichungen enthalten zahlreiche weiterführende Literaturangaben, so dass auf die Nennung einschlägiger reichs- und landesgeschichtlicher Werke hier verzichtet werden kann.

²¹ Schon an dieser Stelle sei auf das für diese Epoche grundlegende Werk verwiesen, das wie die RTA eine Mischform von Edition, Regestenwerk und Quelleninventar darstellt: *Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen*, Bd. 1–2, bearb. von ERICH BRANDENBURG (Schriften der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte), Leipzig 1900–1904; Bd. 3, bearb. von JOHANNES HERRMANN/GÜNTHER WARTENBERG (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse 68, 3), Berlin 1978; Bd. 4, bearb. von JOHANNES HERRMANN/GÜNTHER WARTENBERG (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse 72), Berlin 1992; Bd. 5–6, bearb. von JOHANNES HERRMANN/GÜNTHER WARTENBERG/CHRISTIAN WINTER, Berlin 1998–2006.

²² Die Reichsmatrikel wurde ediert in RTA JR II, S. 424–442 Nr. 56, auf dieser Grundlage beruht die Übersicht über die Reichsstände, bearb. von G. OESTREICH/E. HOLZER, in: Gebhardt. *Handbuch der deutschen Geschichte*. 9., neu bearbeitete Auflage hrsg. von Herbert Grundmann, Bd. 2: *Von der Reformation bis zum Ende des Absolutismus*, bearb. von Max Braubach u. a., Stuttgart 1970, S. 769–781.

und Nordhausen in Thüringen, am nordwestlichen Rand des wettinischen Herrschaftsbereichs. Beide ließen sich aber in Reichs- und Städteangelegenheiten auf den Reichstagen zumeist durch Nürnberg vertreten. Das Stadtarchiv Nordhausen wird entsprechend für die RTA JR gar nicht herangezogen, wohl aber das Stadtarchiv Mühlhausen. Die Stadt hatte infolge des Bauernkrieges 1525 übrigens die Reichsstandschaft verloren und bemühte sich um Restitution, was einige Spuren in den vorliegenden Bänden hinterlassen hat (u. a. RTA XII, Nr. 51 u. 248, RTA XVIII/3, S. 2382, Nr. 303).

Die Reichstage Karls V. von Worms 1521 bis Regensburg 1532 sind bis auf drei Ausnahmen, nämlich Augsburg 1525, Speyer 1526 und Augsburg 1526, ediert. Zwischen 1532 und 1541 hat bekanntlich kein Reichstag stattgefunden, und danach setzt mit Regensburg 1541 (dieser ist ebenfalls noch nicht ediert) die Reihe der so genannten kleinen Reichstage ein, die bis 1546 stattgefunden haben. Mittlerweile liegen die Reichstage zu Nürnberg 1542, Speyer 1544, Worms 1545, Regensburg 1546, Augsburg 1547/48, 1550/51 und 1555 vollständig vor. Lediglich der Reichstag zu Nürnberg 1543 wird noch bearbeitet. Die seit 2003 erschienenen Bände, die hier angezeigt werden, beziehen sich folglich auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitt von kaum anderthalb Jahrzehnten.

In Anbetracht der hervorragenden Rolle Kursachsens auf den Reichstagen, seiner Rolle als Führungsmacht der evangelischen Stände, die später in der Stellung als Haupt des „Corpus evangelicorum“ sinnfälligen Ausdruck fand, kann es nicht überraschen, dass in allen Bänden der RTA JR zahlreiche einschlägige Quellen enthalten sind. Allein für den Speyerer Reichstag 1542 finden sich schon mehrere Instruktionen Kurfürst Johann Friedrichs des Großmütigen und damit zusammenhängende Dokumente (RTA XII/1, Nr. 7a-h), die alle ungedruckt sind, hingegen nur eine Instruktion Herzog Moritzens (ebd. Nr. 22), die bereits aus der Edition der Politischen Korrespondenz bekannt ist.²³ Nicht weniger ergiebig sind natürlich die Einzeldokumente zu den Hauptverhandlungen, die wiederum – wie schon angedeutet – durch Korrespondenzen und Supplikationen ergänzt werden. Jeder Reichstag hatte seine besonderen Schwerpunkte und Anliegen, wenn es auch im fraglichen Zeitraum zwei Probleme gab, die sich quasi wie ein roter Faden durch alle Verhandlungen zogen: die Bedrohung des Reichs durch die Türken und die Glaubensspaltung im Reich. In *Speyer 1542* standen die Türkengefahr und die zu ihrer Abwendung zu treffenden Maßnahmen bzw. deren Finanzierung (Türkenhilfe) ganz im Vordergrund. Der Naumburger Fürstentag im Oktober 1541, ein Treffen protestantischer Fürsten unter Führung Kursachsens, hatte die Türkenhilfe von einem länger währenden Friedstand in der Religionsfrage abhängig gemacht (zu den Verhandlungen die Einleitung zu RTA JR XII/1, S. 56-58). Auch in *Nürnberg 1542* war das Hauptthema wieder die Türkenhilfe. Weitere Beratungen galten den Konflikten Karls V. mit Frankreich und mit Jülich-Kleve sowie dem Konflikt des Schmalkaldischen Bundes mit dem Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, in dem Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige als Bundeshauptmann natürlich eine maßgebliche Rolle spielte (RTA JR XIII, Nr. 125-146). Ein besonderes Thema in Nürnberg war der Konflikt der Wettiner mit den ausgezogenen Reichsständen, wobei insbesondere der Streit um die Reichsstandschaft der Bischöfe von Meißen, Merseburg und Naumburg eine Rolle spielte (RTA JR XIII, Nr. 183). In diesen Zusammenhang gehört auch das gewaltsame Vorgehen des sächsischen Kurfürsten gegen das Hochstift Naumburg und den katholischen Bischof Julius Pflug (RTA JR XIII, Nr. 185). Der Reichstag von *Worms 1545* knüpfte mit seinen zahlreichen Verhandlungspunkten an den im Vorjahr in Speyer veranstalteten Reichstag an: Religionsstreitigkeiten, Reichsmünz- und Reichspolizeiordnung, Reichsmatrikel,

²³ Siehe oben Anm. 21.

Türkenhilfe und Gemeiner Pfennig waren die Themen, die neuerlich verhandelt werden mussten. Besonders das Engagement Kursachsens für die Reichsmünzordnung fällt ins Auge (RTA JR XVI/2, Nr. 69-77). Im Zusammenhang mit der Reichsmatrikel wurde von kursächsischer Seite u. a. wieder die Reichsstandschaft der Bischöfe von Meißen und von Naumburg in Frage gestellt; dazu bietet der Band unter den Instruktionen einiges Material, das listenmäßig verzeichnet wird (RTA JR XVI/2, S. 1164 f. Nr. 132), während anderes auch vollständig gedruckt ist (RTA JR XVI/2, Nr. 128-131). Während des Reichstags fand in Worms auch ein Schmalkaldischer Bundestag statt, der über die Sequestration des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel beriet (dazu in der Einleitung von RTA XVI/1, S. 82-84). In der folgenden Zeit sollte sich weiteres bedrohliches Konfliktpotenzial im Reich aufbauen, wie der folgende Band zeigt. Der Reichstag von *Regensburg 1546* lag nämlich schon ganz „im Vorfeld des Schmalkaldischen Krieges“ (RTA XVII, S. 433-489). Verhandelt wurde auf diesem Reichstag kaum, weshalb sich in der Edition keine Hauptakten des Reichstags finden. Zu den reichs- und landesgeschichtlich gleichermaßen wichtigen Dokumenten gehört der Vertrag Kaiser Karls V. und König Ferdinands mit Herzog Moritz von Sachsen, der am 19. Juni 1546 in Regensburg geschlossen wurde (RTA JR XVII, Nr. 82, hier zwar nur als Regest, aber mit der korrekten Angabe der Überlieferung, die in der Edition der Politischen Korrespondenz durch Erich Brandenburg falsch angegeben ist). Die evangelischen Gesandten hatten den Reichstag vorzeitig verlassen; die meisten waren schon abgereist, als Johann Friedrich der Großmütige, der gerade mit Landgraf Philipp von Hessen in Ichtershausen Kriegsrat hielt, auch die kursächsischen Gesandten zurückrief (RTA JR XVII, Nr. 95). Die wichtigsten Dokumente zum Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges werden im vorliegenden Band ediert, darunter die kaiserliche Achterklärung gegen Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp (Nr. 115) und die Korrekturen einer Vorstufe der Achterklärung (Nr. 113), die bislang unbekannt war.

Der Reichstag zu *Augsburg 1547/48*, der so genannte Geharnischte Reichstag, stellt neben Worms 1521 und Augsburg 1555 die dritte große Reichsversammlung des 16. Jahrhunderts dar. Nach dem Sieg über den Schmalkaldischen Bund und der Absetzung Kurfürst Johann Friedrichs des Großmütigen (gefangen bei Mühlberg an der Elbe am 24. April 1547) und Landgraf Philipps von Hessen (am 12. Juni ebenfalls gefangen) stand Kaiser Karl V. auf dem Höhepunkt seiner Macht und konnte an die Einberufung eines Reichstages denken, der – wie die zahlreichen Briefe und Gutachten zeigen – sorgfältig vorbereitet wurde. Die Bedeutung und lange Dauer dieses Reichstages, der vom 1. September 1547 bis zum 30. Juni 1548 währte, schlägt sich in drei umfangreichen Teilbänden nieder (RTA JR XVIII/1-3). Wesentliche Verhandlungsthemen waren der Landfrieden, Restitution und Neuordnung des Reichskammergerichts, Reichsmatrikel, Interim in der Religionsfrage, Reichsmünzordnung, Reichspolizeiordnung, schließlich der Burgundische Vertrag (Reichszugehörigkeit der Niederlande) sowie Vorrat und Baugeld (zur Reichsverteidigung). Hier einzelnes hervorzuheben, würde an Willkür grenzen. Hingewiesen sei aber zumindest auf die gut dokumentierten Verhandlungen des Kaisers mit Kurfürst Moritz über die Annahme des Interims (RTA JR XVIII/2, Nr. 193-194b), die zu keinem Ergebnis führten,²⁴ und vor allem auf die unter den „Varia“ eingeordneten Quellen zu den Folgen des Schmalkaldischen Krieges, nämlich der Übertragung der sächsischen Kurwürde auf Moritz (RTA JR XVIII/3, Nr. 340-347, davon die Nr. 340, 346a und 347 nicht in der Politischen Korrespondenz von

²⁴ Auf das Leipziger Interim vom 21. Dezember 1548 wird auch in der Einleitung nicht verwiesen, siehe den kommentierten Druck in: Politische Korrespondenz (wie Anm. 21), Bd. 4, S. 254-260, Nr. 212.

Moritz enthalten sind). Kaum zwei Jahre später, auf dem Reichstag zu *Augsburg 1550/51*, deutet sich schon die Erschütterung der kaiserlichen Machtstellung an. Es war der letzte Reichstag, den Karl V. selbst verantwortete, und das wichtigste Ziel der Versammlung war die Durchführung der Augsburger Reichstagsbeschlüsse von 1547/48, weshalb auch von einem „Vollzugsreichstag“ gesprochen werden kann (RTA XIX/1, S. 46). Wie schwierig das war, zeigen aber schon die vergeblichen Bemühungen des Kaisers, Interim und Formula reformationis durchzusetzen. Die damit zusammenhängenden Dokumente im vorliegenden Band beleuchten z. T. recht anschaulich den erreichten Konfessionsstand im Reich. Aus sächsischer Perspektive von zentraler Bedeutung ist noch ein weiteres Thema dieses Reichstags, nämlich die Acht gegen die Reichsstadt Magdeburg, mit deren Exekution Kurfürst Moritz von Sachsen betraut wurde (RTA XIX/2, Nr. 180-199). Die reichsgeschichtlichen Folgen dieser Vorgänge für Karl V. sind bekannt.

Die Edition der Deutschen Reichstagsakten, Jüngere Reihe, ist ein komplexes Quellenwerk, dessen empirischer Ertrag sich erst längerfristig erschließen wird. Allerdings hat sich an der Wahrnehmbarkeit der Reihe nun Grundlegendes geändert. Noch vor wenigen Jahrzehnten boten die in längeren Zeitabständen erscheinenden Einzelbände der RTA bestenfalls Schlaglichter, die gewisse Verdichtungsphasen der Reichsgeschichte punktuell zu erhellen vermochten. Mittlerweile liegt dank der konsequenten Bemühungen der Leiter der Jüngeren Reihe, zunächst Heinrich Lutz und dann Eike Wolgast, eine in schneller Folge immer dichter aufschließende Serie an gewichtigen Quelleneditionen vor, die die Regierungszeit Kaiser Karls V. 1519 bis 1555 mittlerweile aus der Perspektive von Kaiser *und* Reichsständen beleuchten.²⁵ Angesichts der Bedeutung dieser Jahrzehnte, die seit Langem intensiv erforscht werden, bieten die Bände der RTA gewiss viel neues Quellenmaterial, wohl aber kaum Sensationen, stellen vielmehr die Forschung, die bislang vielfach mit alten Drucken arbeiten musste, auf sichere Grundlagen. Das landes- und territorialgeschichtliche Potential der RTA wird weniger gesehen, mag angesichts der Rolle der Reichsstände aber sogar noch wichtiger als die reichsgeschichtliche Perspektive erscheinen. Vor allem für Kursachsen, aber

²⁵ Dazu tragen auch die mit Unterstützung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Tagungen bei, auf denen die Reihenherausgeber und Bandbearbeiter diverse Fallstudien anhand des von ihnen erschlossenen Materials vorgestellt haben: Aus Reichstagen des 15. und 16. Jahrhunderts. Festgabe, dargebracht der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens von den Herausgebern der Deutschen Reichstagsakten [HERMANN HEIMPEL/WILLY ANDREAS/HERBERT GRUNDMANN] (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 5), Göttingen 1958; Aus der Arbeit an den Reichstagsakten unter Kaiser Karl V. Sieben Beiträge zu Fragen der Forschung und Edition, hrsg. von HEINRICH LUTZ/ALFRED KOHLER (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 26), Göttingen 1986; Fortschritte in der Geschichtswissenschaft durch Reichstagsaktenforschung. Vier Beiträge aus der Arbeit an den Reichstagsakten des 15. und 16. Jahrhunderts, hrsg. von HEINZ ANGERMEIER/ERICH MEUTHEN (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 35), Göttingen 1988; Reichstage und Kirche. Kolloquium der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München, 9. März 1990, hrsg. von ERICH MEUTHEN (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 42), Göttingen 1991; Der Reichstag 1486–1613: Kommunikation – Wahrnehmung – Öffentlichkeiten, hrsg. von MAXIMILIAN LANZINNER/ARNO STROHMEYER (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 73), München 2006.

auch für das Herzogtum Sachsen enthalten alle hier vorgestellten Bände ein umfangreiches Quellenmaterial, das es nun mit den anderen regionalen Quellenbeständen zu verknüpfen gilt.²⁶ Für das albertinische Herzogtum Sachsen bzw. (seit 1547) Kursachsen sind die Forschungsbedingungen nun besonders attraktiv, weil die Vollendung der Quellenedition zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen absehbar ist,²⁷ mit der Edition der Briefe der Elisabeth von Sachsen zur Zeit ein neuer Quellenbestand erschlossen wird²⁸ und die Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz seit wenigen Jahren schon vollständig in sechs umfangreichen Bänden vorliegt.²⁹ Eine entsprechende Publikation der politischen Korrespondenz seines Vorgängers und Gegenspielers Johann Friedrichs des Großmütigen fehlt, doch sind die Quellen umfassend in der umfangreichen Biografie von Georg Mentz berücksichtigt und teilweise auch abgedruckt worden.³⁰ Wie umfangreich das Material ist, verdeutlicht schlaglichtartig der Hinweis von Rosemarie Aulinger, dass im Zusammenhang mit dem (von ihr für die RTA bearbeiteten) Wormser Reichstag von 1545 zahlreiche kursächsische Gesandtenbriefe und Weisungen Kurfürst Johann Friedrichs erhalten sind, die im Druck 800 bis 900 Seiten füllen würden.³¹ Ob es jemals zu einer Edition dieser Quellen kommen wird, sei dahingestellt, aber es steht außer Frage, dass grundsätzlich auch die Edition frühneuzeitlicher Quellen lohnend, sinnvoll und realisierbar ist.³² Die gemischte Editions-, Regestierungs- und Verzeichnungstechnik der RTA JR liefert dafür ein praktikables Modell. Dabei sollte auch nicht vergessen werden, dass die entscheidenden Editionsfortschritte der Jüngeren Reihe in den letzten beiden Jahrzehnten und mit einer überschaubaren Mitarbeiterzahl erreicht worden sind. Die Bandbearbeiter und den Leiter der Jüngeren Reihe kann man zu dieser Leistung nur beglückwünschen, haben sie damit doch insgesamt dem Ansehen von Editionsprojekten genützt, die gerne als zu teuer und zu langwierig bekrittelt werden. Gemessen an der Nachhal-

²⁶ Höchst bedauerlich ist, dass das Verzeichnis der gedruckten Quellen in: *Das Jahrhundert der Reformation in Sachsen* (wie Anm. 20), S. 245–249, die RTA überhaupt nicht nennt.

²⁷ *Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen*, hrsg. von FELICIAN GESS, Bd. 1: 1517–1524 (Schriften der Sächsischen Kommission für Geschichte, Bd. 10), Leipzig 1904 (Nachdruck Leipzig 1985), Bd. 2: 1525–1527 (Schriften der Sächsischen Kommission für Geschichte, Bd. 22), Leipzig 1917 (Nachdruck Leipzig 1985); Bd. 3: 1528–1534, hrsg. von HEIKO JADATZ/CHRISTIAN WINTER, Köln u. a. 2010. Zwei weitere Bände für die Zeit bis zum Tod Herzogs Georgs 1539 sind in Vorbereitung.

²⁸ *Die Korrespondenz der Herzogin Elisabeth von Sachsen und ergänzende Quellen*, Bd. 1: Die Jahre 1505 bis 1532, hrsg. von ANDRÉ THIEME (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 3, 1), Leipzig 2010. Die Edition des restlichen Briefwechsels bis zur Witwenschaft der Elisabeth in Rochlitz 1537 wird voraussichtlich zwei weitere Bände erforderlich machen.

²⁹ Wie Anm. 21.

³⁰ GEORG MENTZ, *Johann Friedrich der Grossmütige 1503–1554*, Bd. 1: Johann Friedrich bis zu seinem Regierungsantritt 1503–1532; Bd. 2: Vom Regierungsantritt bis zum Beginn des Schmalkaldischen Krieges; Bd. 3: Vom Beginn des Schmalkaldischen Krieges bis zum Tode des Kurfürsten. Der Landesherr. Aktenstücke (Beiträge zur neueren Geschichte Thüringens 1, 1–3), Jena 1903–1908, zahlreiche Akten ediert in Bd. 1, S. 95–142, und Bd. 3, S. 346–575.

³¹ AULINGER, *Deutsche Reichstagsakten Jüngere Reihe* (wie Anm. 11), S. 43.

³² Skeptikern empfehle ich die Lektüre von KONRAD REPGEN, *Akteneditionen zur deutschen Geschichte des späteren 16. und des 17. Jahrhunderts. Leistungen und Aufgaben*, in: *Quelleneditionen und kein Ende?*, hrsg. von Lothar Gall/Rudolf Schieffer (Historische Zeitschrift, Beiheft 28), München 1999, S. 37–79, bes. die vier Thesen S. 38–46.

tigkeit größerer Editionsprojekten muten nach meinem Eindruck doch eher manche Sonderforschungsbereiche mit ihren endlosen Serien von Sammelbänden wie ein kostspieliges Strohfeuer an. Aber damit soll nicht das Missverständnis geweckt werden, Quelleneditionen seien das eigentliche Ziel der Geschichtswissenschaft, der es tatsächlich vielmehr um ein aktuelles, aber eben auch quellengegründetes Bild von der Vergangenheit zu gehen hat.

Jüngst ist „das Reformationsjahrhundert mit seinen Gravitationszentren in Mitteldeutschland“ zurecht als „das vielleicht ‚sächsischste Jahrhundert‘ in der deutschen Geschichte der Neuzeit“ bezeichnet worden.³³ Jeder Band der RTA JR ist geeignet, dafür anschauliche Belege zu liefern. Zugleich machen diese umfangreichen Bände aber auch deutlich, dass es zwischen den hierdurch erschlossenen Überlieferungsinselfn, die sich gewissermaßen um die Reichsversammlungen, ihre Vorbereitung und Nachwirkung bilden (bzw. gebildet werden, denn dass die RTA kein geschlossenes Quellencorpus, sondern ein Resultat gelehrten Bemühens sind, wurde schon betont³⁴), mehr oder minder größere Zeiträume gibt, für die entsprechende Editionen der reichsgeschichtlichen Quellen fehlen.³⁵ Noch gravierender sind aber die Editionsdefizite aus landesgeschichtlicher Sicht, auch wenn für Sachsen die oben genannten mehrbändigen Quellenausgaben vor allem für die Zeit Herzog Georgs und Herzog bzw. Kurfürst Moritz' ein umfangreiches Material erschließen, freilich nach spezifischen Auswahlkriterien. Komplementär treten die RTA JR hinzu, die eben, wie deutlich werden sollte, nicht nur von reichsgeschichtlicher, sondern auch von landesgeschichtlicher Relevanz sind. Dabei geht es allerdings nicht nur um alternative Forschungsperspektiven, sondern auch um deren Wechselwirkungen und Zusammenhänge. Die gewaltigen Fortschritte dieses editorischen Langzeitvorhabens stellen die Erforschung des 16. Jahrhunderts auf neue, sichere und breitere Grundlagen, und sie beleuchten damit auch die hervorragende Stellung Kursachsens im Reich der Frühen Neuzeit.

³³ RUDERSDORF, Kursachsen (wie Anm. 20), S. 108.

³⁴ Siehe oben im Text bei Anm. 12.

³⁵ Auf dieses Problem verweist beispielsweise RABE, Ein editorischer Neubeginn (wie Anm. 9), S. 258.

Evangelischer Adel – altgläubiger Landesherr Anhänger der Reformation im albertinischen Adel vor 1539 und ihr Konflikt mit Herzog Georg von Sachsen*

von
CHRISTIAN WINTER

Herzog Georg von Sachsen (1471–1539), der letzte altgläubige Herzog von Sachsen im Reformationszeitalter, nimmt als einer der wichtigsten Luthergegner unter den Fürsten eine bedeutende Position in der Reformationsgeschichte ein. Georg war der Sohn Herzog Albrechts des Beherzten und Sidonias, einer Tochter des böhmischen Königs Georg von Podiebrad, der 1471 im Bann gestorben war. Als Reaktion auf dieses schwerwiegende Ereignis hatte Georgs Mutter den Sohn dem geistlichen Stand angelobt und zum Kleriker erziehen lassen. So genoss Georg eine sittenstrenge Erziehung zur Treue gegenüber der römischen Kirche. Sein Vater setzte ihn jedoch 1488 als Stellvertreter in der Regierung ein. Im Jahr 1500 übernahm Georg die Herrschaft im albertinischen Teil Sachsens, der 1485 mit der Leipziger Teilung zwischen den Brüdern Ernst und Albrecht entstanden war. Engagiert förderte Georg das Aufblühen der Wirtschaft in Sachsen, das die erzgebirgischen Silber- und Zinnfunde ermöglicht hatten.

Von der Notwendigkeit einer Reform der bestehenden Kirche war Georg zutiefst überzeugt und bemühte sich energisch darum. Er lehnte aber eine Reformation ohne Zustimmung des Papstes und damit die Reformation Martin Luthers entschieden ab. Georgs Kirchenpolitik gehört zunächst in einen Kontext der vorreformatorischen katholischen Reform.¹ Er war bemüht, diese altgläubige Reformpolitik auch nach Beginn der lutherischen Reformation fortzusetzen. Da sich dem aber vor allem die geistlichen Würdenträger in der Mehrheit versagten und sich die reformwilligen Kräfte zumeist an Luther und Wittenberg orientierten, musste der Herzog letztlich scheitern.

Seine Haltung im Religionskonflikt beschreibt Georg in einem Brief an seinen Schwiegersohn Landgraf Philipp von Hessen im Juli 1528 in prägnanter Weise so: *Das bekenn ich, das ich ein armer sundiger Crist bin, und will ob got will bey dem Ewangelio Cristi sterben vnd vorterven vnd alles mit gottes hulff erleyden das got vber mich vorhengt, Aber nicht bey Lutters Ewangelium.* Denn Luther habe es in seinen Schrif-

* Als Vortrag gehalten auf der 61. Tagung für sächsische Kirchengeschichte 2009 in Borna. – Der Beitrag ist zugleich ein Ergebnis des Editionsprojekts „Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen“ (im Folgenden: ABKG), das an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig seit einigen Jahren im Forschungsvorhaben „Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte“ vorangebracht wird und dessen 3. Band seit 2010 im Druck vorliegt: ABKG Bd. 3: 1528–1534, hrsg. von HEIKO JADATZ/CHRISTIAN WINTER, Köln/Wien/Weimar 2010.

¹ Vgl. dazu insgesamt ENNO BÜNZ, „Vorreformation“. Ein Forschungskonzept zwischen Landesgeschichte und regionaler Kirchengeschichte, Mittelalter- und Frühneuzeitforschung, in: Landeskirchengeschichte. Konzepte und Konkretionen, hrsg. von Michael Beyer/Hans Otte/Christian Winter (Herbergen der Christenheit, Sonderbd. 14), Leipzig 2008, S. 13–32. Zu Herzog Georgs Haltung zur Kirchenreform vgl. CHRISTOPH VOLKMAR, Reform statt Reformation. Die Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen 1488–1525 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 41), Tübingen 2008, bes. S. 421–434.

ten so oft verändert, dass er sich selbst nicht einig sei, *was er halten ader worauff er entlich bleyben will*. Georg wolle aber niemanden mit dem Schwert zum Glauben bringen. *Aber das ist war die vom gehorsam der Cristlichen Kirchen sein abgefallen, ader haben abfallen wollen, den bin Ich hart gewest vnd noch. Sonderlich den die in meinem gehorsam billich sein, kegen den hab Ich gebraucht das mir von got gegeben Auff das Ich sie got erhalt vnd wils furder thun mit hulff gottes.*²

So blieb von Georgs Reformbemühungen vor allem seine Politik der Unterdrückung evangelischer Strömungen wirksam, und sein Land wurde zum „Pfahl im Fleisch der Reformation“.³ Seit 1519, seit der Leipziger Disputation,⁴ bekämpfte Georg Luthers Lehre entschlossen – wenn auch nicht blutig – als hussitisch und aufrührerisch. Seine Bildung erlaubte ihm, Luthers Schriften zu verfolgen und selbst gegen Luther zu schreiben, von dem er mehrfach auch persönlich angegriffen wurde.⁵

Gegen Ende seines Lebens war das für Georg wichtigste politische Ziel die Sicherung seiner Nachfolge durch einen seiner Söhne und damit die Sicherung des altgläubigen Bekenntnisses für sein Land. Doch seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Beide Söhne, Johann (1498–1537) und Friedrich (1504–1539), verstarben vor dem Vater. Georg selbst starb am 17. April 1539 in Dresden. Bereits gut einen Monat später predigte Luther in der Leipziger Thomaskirche.⁶ Die Regierung übernahm Georgs Bruder Heinrich, der schon zwei Jahre zuvor in seinem Herrschaftsbereich Freiberg und Wolkenstein die Reformation eingeführt hatte und nun mit kursächsischer Hilfe im ganzen albertinischen Sachsen einführte. Georgs Ziel, die alte Kirche in Sachsen zu bewahren, war gescheitert. Dennoch wirkten Charakteristika seiner Politik bei seinen Nachfolgern weiter. Gerade Georgs kaiser- und habsburgtreue Haltung prägte nicht unwesentlich die Politik seiner Nachfolger, besonders dann unter Herzog Moritz, der bei seinem Regierungsantritt 1541 zahlreiche Räte Georgs wieder in seinen Dienst nahm.⁷

Der Einfluss der Reformation auf den Adel und dessen Stellung zu und in diesem fundamentalen Umbruch in Kirche und Gesellschaft ist in der Forschung bisher durchaus noch defizitär behandelt. Mit diesem Beitrag soll versucht werden, einen Aspekt dieses Themenfeldes, die Kontroverse zwischen Herzog Georg als Landesherr und den evangelischen Adligen in seinem Land, besser bewertbar und verifizierbar zu machen. Unter ‚Adel‘ sind im Folgenden Vertreter des ritterlichen Niederadels zu verstehen. Konkret sind schriftsässige Rittergutsbesitzer gemeint, also Adlige, die Grund-

² ABKG Bd. 3, S. 158 f. (Nr. 1644).

³ Vgl. HEINRICH BORNKAMM, *Das Jahrhundert der Reformation. Gestalten und Kräfte*, Göttingen 21966, S. 142.

⁴ Vgl. VOLKMAR, *Reform* (wie Anm. 1), S. 453–455.

⁵ Vgl. etwa HEIKO JADATZ, *Religionspolitik und Fürstenpolemik. Der Streit zwischen Herzog Georg von Sachsen und Martin Luther über dessen Brief an Wenzeslaus Linck vom 14. Juni 1528*, in: *Christlicher Glaube und weltliche Herrschaft. Zum Gedenken an Günther Wartenberg*, hrsg. von Michael Beyer/Jonas Flöter/Markus Hein (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte, Bd. 24), Leipzig 2008, S. 59–72.

⁶ Vgl. HELMAR JUNGHANS, *Luthers Beziehungen zu Leipzig bis zu seinem Tode 1546*, in: *Luther und Leipzig. Beiträge und Katalog zur Ausstellung*, hrsg. von Ekkehard Henschke/Klaus Sohl (Schriften aus der Universitätsbibliothek Leipzig, Bd. 3), Leipzig 1996, S. 7–24.

⁷ Vgl. CHRISTIAN WINTER, *Kurfürst Moritz und seine Räte in der albertinischen Bündnispolitik der Jahre 1551 bis 1553*, in: *Moritz von Sachsen. Ein Fürst der Reformationszeit zwischen Territorium und Reich*, hrsg. von Karlheinz Blaschke (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 29), Leipzig 2007, S. 202–209.

herrschaften besaßen, die direkt den oberen Landesgerichten als erster Instanz unterstanden.

Nach dem von Volker Press für die Beziehung von Adel und Reformation entworfenen Dreiphasenmodell stehen die beschriebenen Konflikte zwischen der ersten, durch das spontane Verhalten einzelner Adliger gekennzeichneten Phase und der zweiten Phase, in welcher der Adel in den Prozess der territorialen Reformation bzw. von deren Abwehr geriet.⁸ Gewiss reagierte der Adel im Allgemeinen eher auf die Veränderungen, als dass er einen eigenständigen, politisch und sozial wirksamen Impuls für die Durchsetzung der Reformation zu geben vermochte.⁹ Für das albertinische Sachsen verdienen daher die Fälle bewusster Entscheidung für die Reformation unter Hinnahme landesherrlicher Repressionen eine eingehendere Untersuchung.¹⁰

Einsiedel:

Der Streit zwischen den Herren von Einsiedel als Anhängern Luthers und Herzog Georg als Repräsentanten der römischen Kirche hat bereits in der Vergangenheit die Aufmerksamkeit der reformationsgeschichtlichen Forschung auf sich gezogen.¹¹

Die Familie von Einsiedel saß seit Ende des 14. Jahrhunderts auf der südlich von Borna gelegenen Burg Gndenstein.¹² Heinrich von Einsiedel (1435–1507) war ein von tiefer spätmittelalterlicher Frömmigkeit geprägter Mann. Davon zeugt nicht zuletzt die Gndensteiner Burgkapelle, die er mit drei wertvollen Flügelaltären aus der Werkstatt Peter Breuers ausstattete. Sein Besitz erstreckte sich über mehr als fünfzig Dörfer bis hinauf ins Erzgebirge und in die Gegend um Jena mit einem Zentrum um Gndenstein.¹³ So gehörte die Familie von Einsiedel zu den wirtschaftlich stärksten Adelsgeschlechtern in Sachsen. Die Vertreter der Familie dienten allen ernestinischen wie auch albertinischen Wettinern ihrer Zeit als Räte.

⁸ Vgl. VOLKER PRESS, Adel, Reich und Reformation, in: Ders., Das Alte Reich. Ausgewählte Aufsätze, hrsg. von Johannes Kunisch (Historische Forschungen, Bd. 59), Berlin 1997, S. 329–378, bes. 376 f.

⁹ OLAF MÖRKE, Die Reformation. Voraussetzungen und Durchsetzung (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 74), München 2005, S. 106 f.

¹⁰ Vgl. auch ENNO BÜNZ, Adel in Sachsen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Stand, Aufgaben und Perspektiven der Forschung, in: Die Familie von Einsiedel. Stand, Aufgaben und Perspektiven der Adelforschung in Sachsen. Kolloquium des Sächsischen Staatsarchiv/Staatsarchiv Leipzig in Zusammenarbeit mit der Universität Leipzig ... , Leipzig 2007, S. 7–41, bes. 20 f.

¹¹ Vgl. JOHANN ERHART KAPP, Kleine Nachlese einiger, größten Theils noch ungedruckter, Und sonderlich zur Erläuterung der Reformations-Geschichte nützlicher Urkunden. Bd. 1: Theil, Welcher einige Befehle und Verordnungen Hertzog Georgens, Churfürst Johannis und der Chur-Sächsischen Visitatorn &c. sowohl, als auch viele Briefe und einige Bedencken Herrn Heinrichs von Einsiedel, Georgii Spalatini, Martini Lutheri, Justi Jonae, Philippi Melancthonis und Johannis Bugenhagen etc. in sich hält [...], Leipzig 1727; FELIX RICHARD ALBERT, Der Briefwechsel Heinrichs von Einsiedel mit Luther, Melancthon, Spalatin und anderen. Aus Handschriften dargestellt (Quellen und Darstellungen aus der Geschichte des Reformationsjahrhunderts, Bd. 7), Leipzig 1908; ELISABETH WERL, Die Familie von Einsiedel auf Gndenstein während der Reformationszeit in ihren Beziehungen zu Luther, Spalatin und Melancthon, in: Herbergen der Christenheit 8 (1973/74), S. 47–63.

¹² Vgl. Burg und Kirche. Christliche Kunst in Gndenstein, hrsg. vom Museum Burg Gndenstein, Halle 1994; Burg Gndenstein, hrsg. von SIMONA SCHELLENBERGER (Sachsens schönste Schlösser, Burgen und Gärten, Bd. 5), Leipzig 2001.

¹³ Vgl. die Karte in: Die Familie von Einsiedel (wie Anm. 10), hintere Umschlagseite.

Nach der Leipziger Teilung von 1485 gehörte der Einsiedelsche Besitz zu fast gleichen Teilen in das ernestinische Kurfürstentum und in das albertinische Herzogtum Sachsen. Im Herzogtum lagen u. a. Gndstein, Syhra, Rathendorf sowie Scharfenstein und Weißbach bei Zschopau. Im Kurfürstentum lagen Kohren, Oberfrankenhain, Prießnitz mit Elbisbach und Trebshain, Altmörbitz, Eschefeld und Bockau. Außerdem hatten die von Einsiedel bis 1533 sieben Dörfer von Ernestinern und Albertinern gemeinsam: Röda, Langenleuba, Einsiedel, Erfenschlag, Dittersdorf, Kemtau und Reichenhain.¹⁴ Auch kirchlich war der Einsiedelsche Besitz geteilt, er gehörte teils zum Bistum Merseburg, teils zum Bistum Naumburg.

Heinrich von Einsiedel führte drei Ehen, der ersten Ehe entstammt unter anderen der Sohn Haugold (auch Haubold, 1462–1522),¹⁵ aus der dritten Ehe mit Elisabeth von Schönberg stammen die beiden Söhne Heinrich Hildebrand (1497–1557) und Heinrich Abraham (1504–1568), die vor allem in den kirchenpolitischen Konflikt mit Herzog Georg gerieten. Bereits Haugold hatte – einer um 1500 im Adel häufiger zu beobachtenden Entwicklung entsprechend – in Leipzig und Ingolstadt die Universität besucht und war mit humanistischen Strömungen in Verbindung gekommen. Auf Wunsch des Vaters wurde er Kanonikus zu Zeitz und Domherr zu Merseburg. Außerdem erhielt er die Kantorei im Dom zu Naumburg. Als sein Bruder Wilhelm, der Kurfürst Friedrich den Weisen auf seinem Zug nach Palästina begleitete, unterwegs 1493 starb und die zweite Ehe des Vaters kinderlos blieb, suchte Haugold um päpstlichen Dispens zur Heirat nach, machte aber keinen Gebrauch davon. Während seiner Herrschaft in Gndstein entstand die kostbar ausgestattete Gndsteiner Dorfkirche. Luther und die Wittenberger Reformatoren schätzten Haugold hoch. Bei der Leipziger Disputation 1519 waren sowohl Haugold wie auch seine Halbbrüder Heinrich Hildebrand und Heinrich Abraham anwesend. Anders als Herzog Georg wurden sie enge Anhänger Luthers. Der Begegnung bei der Disputation folgten weitere frühe Kontakte mit Luther. Nach Haugolds Tod 1522 übernahmen die jüngeren Halbbrüder die Herrschaft, die sie bis 1536 gemeinsam ausübten. Auch sie hatten in Leipzig studiert.¹⁶

1522 traf Heinrich Hildebrand in Borna Luther, als dieser von der Wartburg nach Wittenberg zurückkehrte, und bat bereits um evangelische Prediger. Zu einem ersten Konflikt mit Herzog Georg kam es im Jahr darauf aus Anlass des Vollzuges der Belehnung. Der Herzog bemerkte gegenüber den Brüdern ausdrücklich, er wolle ihnen das Lehen nur geben, wenn sie nicht der ketzerischen Lehre anhängen würden. Die von Einsiedel waren ihm also zumindest schon verdächtig. Gegenüber der vom Herzog versuchten Festlegung ihres Bekenntnisstandes für die Zukunft verwies die von Einsiedel darauf, dass sie den Lehnbrief bereits ohne Bedingungen erhalten hätten und nur noch den ausstehenden Lehnseid leisten wollten. Eine Drohung, dass der Herzog die Lehen auch wieder nehmen könnte, blieb jedoch im Raum stehen.¹⁷

1525 kam mit Adam Rößner ein neuer Pfarrer nach Gndstein, der kurz darauf heiratete und die Predigt in deutscher Sprache hielt. Erste Anfragen des Herzogs wegen des aus Wittenberg gekommenen Pfarrers konnten die von Einsiedel noch ausweichend beantworten: Man habe nicht bemerkt, dass er etwas gegen das Evangelium

¹⁴ Vgl. ALBERT, Der Briefwechsel (wie Anm. 10), S. 9 f.

¹⁵ Vgl. MARKUS COTTIN, Haubold von Einsiedel – Lebensbild eines adligen Klerikers, in: Die Familie von Einsiedel (wie Anm. 10), S. 75–91.

¹⁶ Vgl. Die Matrikel der Universität Leipzig, hrsg. von GEORG ERLER, Bd. 1 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae II, Bd. 16), Leipzig 1895, S. 305, M22 (Haugold von Einsiedel WS 1476); Ebd., S. 512, M47 f. (Heinrich Hildebrand und Heinrich Abraham von Einsiedel SS 1511).

¹⁷ Vgl. ALBERT, Der Briefwechsel (wie Anm. 11), S. 9–12.

predige, und wolle das nicht dulden.¹⁸ In der Folge aber brach der Konflikt mit dem Herzog mit Macht los.

Als Herzog Georg einige Zeit darauf mit Heinrich Hildebrand zusammentraf, warf er ihm vor, auch der Pfarrer zu Kohren hätte geheiratet. Daraus müsse er schließen, dass die Herren von Einsiedel der ketzerischen Lehre anhängen. Heinrich Hildebrand entgegnete, Kohren liege im kurfürstlichen Gebiet, wo den Pfarrern die Heirat erlaubt sei. Er könnte nichts dagegen unternehmen, um nicht bei dem Kurfürsten in Ungnade zu fallen.

Ende 1527 erreichte die Auseinandersetzung ihren Höhepunkt. Heinrich Hildebrand von Einsiedel wurde in Dresden vom Herzog einbestellt und mit dem Vorwurf konfrontiert, der ketzerischen Lehre, der lutherischen Sekte, anzuhängen und entgegen kaiserlichen und herzoglichen Mandaten die Messe abgeschafft zu haben. Auf die Mahnungen des Herzogs hätte er nicht reagiert. Deshalb müsse Herzog Georg die Untertanen der von Einsiedel anweisen, ihren Herren keine Zinsen und Abgaben mehr zu leisten. Heinrich Hildebrand erwiderte zunächst nur, sie hätten den Gnandsteiner Pfarrer nicht zu seinem Handeln angeregt, ihn aber um ihres Gewissens willen auch nicht gehindert. Berichte der herzoglichen Beamten legen nahe, dass es sich in Gnandstein tatsächlich um eine spontane bzw. vom Pfarrer ausgehende Entwicklung handelte und keinesfalls um eine geordnete Einführung der Reformation in den Einsiedelschen Besitzungen. In anderen ihrer Dörfer wurden keine Neuerungen festgestellt.¹⁹

Der erbetene Aufschub wurde von Georg dennoch abgelehnt. Am 14. Dezember 1527 erging an 18 Dörfer der Einsiedel der entsprechende Befehl, Zins und Abgaben nicht mehr an die von Einsiedel zu geben. Die Abgaben sollten die Untertanen dafür an die entsprechenden Amtleute zu Rochlitz und – für Scharfenstein – zu Schellenberg liefern. Diese Temporalien Sperre war eine übliche Strafmaßnahme, die nicht nur bei Verstößen in Religionsfragen angewendet wurde. Eine Verarmung drohte der Familie von Einsiedel dadurch nicht gleich, wohl aber eine Beschränkung ihrer Einnahmen. Im Vordergrund stand jedoch die Verletzung ihrer Ehre, zumal die Herren ihr Handeln nicht als Ungehorsam ansehen konnten.²⁰

Die von Einsiedel bemühten sich daraufhin erst einmal um Rat. Sie wandten sich an Georg Spalatin, den Vertrauten Luthers und Superintendenten in Altenburg, mit dem sie eine enge Freundschaft verband. Über diesen erreichten sie zugleich Luther selbst.²¹ Bemerkenswert ist zudem das intensive Beziehungs- und Beratungsgeflecht, das zu umliegenden Adligen bestand. Diese Verwandten und Freunde – darunter Burggraf Hugo von Leisnig, die Herren von Schönburg, von Weißenbach, Pflug, von Schleinitz und andere – sandten wohl noch Ende 1527 ein Bittschreiben an den Herzog, in dem sie den Tatbestand der Ketzerei einfach bestritten: Die von Einsiedel würden keiner Sekte anhängen. Über die Priesterehe und die Messe müsse die geistliche Obrigkeit befinden, nicht die weltlichen Herren.²² Damit erreichten die adligen Freunde erstaunlich schnell, dass der Herzog bereits nach vier Wochen sein Mandat

¹⁸ Vgl. ebd., S. 12 f.

¹⁹ Vgl. ABKG Bd. 2: 1525–1527, hrsg. von FELICIAN GESS, Leipzig 1917, S. 845 f. (Nr. 1522).

²⁰ Ebd., S. 842 (Nr. 1517).

²¹ Vgl. D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Briefwechsel (im Folgenden WA Br), Bd. 4: 1526–1528, Weimar 1933, S. 302–306 (Nr. 1186 f.).

²² Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen ... auff das Jahr 1709, S. 11–16; vgl. WA Br Bd. 4, S. 356.

wieder aufhob. Zugleich stellte er aber ein Ultimatum an die von Einsiedel, zu dem er ihnen fünf Wochen Bedenkzeit gab.²³ Der Herzog verlangte:

1. Die von Einsiedel sollten die Einhaltung der alten christlichen Kirchenordnung durchsetzen, *ketzerische prister vorjagen* und an deren Stelle *kristliche prister* einsetzen bzw. sich bei ihren Lehnsherren darum bemühen.
2. Die von Einsiedel selbst sollten Absolution vom Bischof erlangen und sich ab sofort nach der Ordnung der alten Kirche richten.
3. Bei Weigerung müsse ihnen der Herzog die Lehen nehmen.
4. Auf Fürbitte ihrer Freunde und da Georg nicht seinen persönlichen Vorteil suche, erlaubte er ihnen jedoch, ihre Güter mit der Frist eines halben Jahres zu verkaufen und sich dorthin zu begeben, wo man *iren vnghorsam erleyden kan*.

Inzwischen war auch Luthers Rat eingetroffen:²⁴ Die von Einsiedel sollten den Pfarrer von Gnadstein ziehen lassen, aber nicht selbst entlassen und auf keinen Fall in die Wiederaufrichtung der alten Ordnung einwilligen. Gegenüber dem Herzog sollten sie darauf orientieren, dass sie nur das weltliche Regiment hätten und über geistliche Sachen nicht richten könnten. Daher könnten sie den Pfarrer auch nicht selbst vertreiben. Wenn der Herzog es durch seine Beamten tue, müssten sie ihn freilich gewähren lassen. Herzog Georg begehe zudem die Sünde der Heuchelei, wenn er von den Einsiedel fordere, gegen das Gewissen zu handeln und Absolution zu suchen für etwas, das sie nicht als Unrecht erkennen könnten.

Für Ende Januar 1528 hatten die von Einsiedel ihre adligen Freunde zu einer Besprechung nach Zeitz eingeladen. Dort setzten die Anwesenden ein zweites Schreiben auf, das aber der Empfehlung Luthers nicht so sehr folgte, sondern stärker taktisch und kompromissbereit formulierte.²⁵ Die lutherische Haltung der Brüder wurde nicht klar zum Ausdruck gebracht. Dem Herzog wurde zunächst berichtet, dass die von Einsiedel den lutherischen Pfarrer zu Gnadstein entlassen hätten, um dem Herzog gehorsam zu sein. Diese Formulierung war doch ein wesentliches Zugeständnis an den Landesherrn und gegen den Rat Luthers. Die von Einsiedel erklärten sich bereit, sich von Herzog Georg oder ihrem Lehnsherrn Burggraf Hugo von Leisnig einen anderen Priester zuweisen zu lassen. Zudem wurde eine Entschuldigung wegen des Priesters zu Langenleuba angefügt, der in Georgs Schreiben gar nicht erwähnt ist. Dieser habe sein Ordenskleid nicht auf ihre Anordnung hin abgelegt, sondern weil er Übergriffe *von losen leuten* befürchtet habe. Die von Einsiedel persönlich verpflichteten sich, sich hinsichtlich Beichte, Predigthören, Messe und Sakramentempfang so zu verhalten, *wie sie vorhoffenn, ... das es gott gefelligk, vnd Innen seliglich seynn sollt*.

Diese Zusage wurde Herzog Georg in Dresden durch Ernst von Schönburg übermittelt. Auch die anderen Freunde waren in Dresden zugegen, ebenso wohl die von Einsiedel selbst. Nun kam es zu einer eigenartigen Posse – Georg verlangte die schriftliche Übergabe der Antwort. In dieser strich er eigenhändig die Worte *dass es Gott gefällig und ihnen seliglich sein sollte* und setzte dafür ein *nach christlicher Kirchen-*

²³ ABKG Bd. 3, S. 60 f. (Nr. 1529): 10. Januar 1528, eigenhändiger Entwurf von Herzog Georg.

²⁴ Vgl. WA Br Bd. 4, S. 356-361 (Nr. 1213): Antwort Luthers und Bugenhagens vom 24. Januar 1528.

²⁵ ABKG Bd. 3, S. 69 f. (Nr. 1541). Anwesend waren Burggraf Georg von Leisnig, Graf Ernst von Schönburg, Ritter Hans von Weißenbach, Heinrich von Schleinitz zu Saathain, Hans von Haubitz, Wolf und Friedrich von Schönberg und Bastian Pflug. – Zu den Verhandlungen in Zeitz und der Reaktion Luthers und Bugenhagens vgl. KAPP, Kleine Nachlese (wie Anm. 11), S. 132-135; ALBERT, Der Briefwechsel (wie Anm. 11), S. 23 f., 75-81; WA Br Bd. 4, S. 373-376 (Nr. 1217).

ordnung. – Nun hieß es, *sie wollten sich mit Beichten, Predigt, Meßhören und Empfang des Sakramentes nach christlicher Kirchenordnung verhalten*. Mit dieser Änderung gab der Herzog das Schriftstück zurück und sagte eine gnädige Antwort zu, wenn die von Einsiedel damit einverstanden wären.

Die Freunde lasen nun denen von Einsiedel die korrigierte Fassung vor, aber – um ihre Zustimmung zu erreichen und den Konflikt beizulegen – lasen sie die vom Herzog gestrichenen Worte mit. So hieß es, *sie wollten sich mit Beichten, Predigt, Meßhören und Empfang des Sakramentes nach christlicher Kirchenordnung verhalten, dass es Gott gefällig und ihnen seliglich sein sollte*. Dem stimmten die von Einsiedel tatsächlich zu. Diese Zustimmung übermittelten die Freunde Herzog Georg, bejahten sogar dessen Nachfrage, ob sich die von Einsiedel tatsächlich mit der Streichung einverstanden erklärt hätten, und erhielten die gnädige Antwort des Herzogs.

Erst nachträglich wollen die von Einsiedel die Täuschung bemerkt haben. So jedenfalls berichteten sie es dann an Luther. Sie distanzieren sich nun von dem von ihren Freunden gefundenen Kompromiss, der als Zustimmung zur alten Lehre zu deuten war. Zumindest äußerten sie das gegenüber Spalatin und Luther. Diese waren entrüstet – zumal die ganze Erklärung ihrem Rat nicht folgte. Sie rieten zum Widerruf. Allerdings sollten die von Einsiedel auch nicht vorschnell ihre Güter in Georgs Land verkaufen.²⁶ Schließlich empfahl Luther, die von Einsiedel sollten Burggraf Hugo von Leisnig die Pfarre besetzen lassen, aber ohne ihr Recht der Pfarrbesetzung aufzugeben. Sollte der neue Pfarrer nicht evangelisch sein, sollten sie das dulden, bis Gott es ändere. Herzog Georg aber sollte die Pfarrstelle keinesfalls selbst besetzen. Bleibe sie eine Zeit vakant, könnten die Untertanen ins kurfürstliche Gebiet zum Gottesdienst gehen.²⁷

In dieser Form gelang dann auch die Beilegung des Zwistes. Im Herbst 1528 schickte der Burggraf von Leisnig den Pfarrer von Penig, Niklas Mulich, nach Gndenstein, der aber einige Zeit später auch evangelischen Gottesdienst hielt. Herzog Georg gab sich mit der formalen Änderung offenbar zunächst zufrieden, zumal er wenig später stark durch die Reichspolitik, vor allem durch die im Frühjahr 1528 ausbrechenden ‚Packschen Händel‘, beschäftigt war.²⁸

Die von Einsiedel kamen in der Folge offenbar ihren Verpflichtungen gemäß der alten Kirchenordnung im albertinischen Territorium nach. Zugleich wirkte Heinrich Hildebrand von Einsiedel 1528 und 1533 im ernestinischen Sachsen als Kirchenvisitor, was aber keine Reaktionen des albertinischen Landesherrn zur Folge hatte.²⁹

Nach einer Phase der Ruhe zeigte sich 1531 und 1534 jeweils im Zusammenhang mit der Verkündung landesherrlicher Mandate, dass der grundsätzliche Konflikt weiter bestand. So befahl der Herzog 1531 die Befolgung des Reichstagsabschieds von Augsburg 1530, der unter anderem das Abendmahl unter beider Gestalt verbot. Einem Rat

²⁶ WA Br Bd. 4, S. 384-387 (Nr. 1224 f.); Melancthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, hrsg. von HEINZ SCHEIBLE, Band T 3: Texte 521-858 (1527-1529), bearb. von Richard Wetzel, Stuttgart/Bad Cannstatt 2000, S. 327 f. (Nr. 688).

²⁷ WA Br 4, S. 552-557 (Nr. 1321).

²⁸ Der herzogliche Rat Otto von Pack hatte Landgraf Philipp von Hessen ein angebliches Angriffsbündnis altgläubiger Fürsten präsentiert, das er selbst gefälscht hatte, und damit beinahe einen Kriegsausbruch provoziert. Der Landgraf reagierte mit einer diplomatischen und militärischen Offensive. Schließlich konnte gerade noch eine Beilegung auf dem Verhandlungsweg erreicht und der Kriegsausbruch verhindert werden. Vgl. KURT DÜLFER, Die Packschen Händel. Darstellung und Quellen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, Bd. 24,3), Marburg 1958.

²⁹ WERL, Die Familie von Einsiedel (wie Anm. 11), S. 54.

Luthers folgend, verlasen die von Einsiedel ihren Untertanen das Mandat befehls-gemäß, fügten aber hinzu, darin würden einige Artikel als unrecht bezeichnet, die sie nach dem klaren göttlichen Wort nicht für unrecht halten könnten. Sie könnten zwar ihre Untertanen nicht gegen die Gewalt des Herzogs schützen. Sie selbst aber würden niemanden bestrafen, der gegen das Mandat handelte. Sie wollten *nimands dringen noch nottigen sich anders zuhalten, dan einen ieden sein eigen gewissen wissen thette*.³⁰

In gleicher Weise fügten die von Einsiedel auch an die Verlesung eines herzoglichen Mandats im Dezember 1533 eine persönliche Erklärung an. Herzog Georg hatte im Anschluss an ein Mandat gegen den Straßenraub seinen Befehl wegen der Religion wiederholt, da *demselben nicht allenthalben nach gegangen würde, und gefordert, bey dem gehorsam der heyligen gemeynen Christlichen kirchen / auch yhren Ceremonien / gebreuchen vnd satzungen / wie die vor alters gehalten / vnd von vnsern vorfahrn vnd voreltern seliger vnd löblicher gedechtnis / auff vns herbracht / vbestiglichen zu bleiben*.³¹ Die von Einsiedel ließen das ihren Untertanen zu Grandstein verkünden, *doch mit der bescheidenheit, daß sie solchs alleine dorumb gethann, Iren g. fursten vnnnd hern in deme schuldigen gehorsam, so uil inenn getzimet, zuleistenn. Aber vor ire person wolten sie nimands dringen noch nottigen sich anders zuhalten, dan ein ider sein eigen gewissen wissen thette*.³²

Die Konflikte zwischen den beiden sächsischen Linien verschärfen sich Anfang der 1530er-Jahre. Zur Beilegung verschiedener Streitigkeiten handelten die Landstände 1531 den Grimmaischen Machtspruch und 1553 den Grimmaischen Vertrag aus.³³ Hinsichtlich der Familie von Einsiedel wurden die bisher gemeinsam von Albertinern und Ernestinern verliehenen sieben Dörfer nun allein Herzog Georg als Lehnherr zugeordnet. Zudem wurde geregelt, dass Filialkirchen nicht mehr zu Pfarreien im jeweils anderen Territorium gehören sollten. So wurde auch das Einsiedelsche Dorf Röda statt dem ernestinischen und damit evangelischen Greifenhain nun der Pfarrei Niedergräfenhain unterstellt. Auch hier scheint sich Herzog Georg mit dem formalen Vollzug zufrieden gegeben zu haben, denn offenbar stellten es die von Einsiedel nach Luthers Rat ihren Untertanen frei, zum Gottesdienst in kurfürstliche Orte zu gehen, wo evangelisch gepredigt und das Abendmahl in beider Gestalt gereicht wurde.³⁴

Nicht unerwähnt soll an dieser Stelle das außergewöhnliche soziale Engagement der Familie von Einsiedel bleiben. Sie richtete 1533 ein Hospital in Kohren ein, bereits 1555 wurde eine Versorgungskasse für die Witwen und Waisen der Pfarrer begründet. Heinrich Hildebrand von Einsiedel führte mit Luther und anderen zudem einen intensiven Briefwechsel, in dem er die Berechtigung der Frondienste in Frage stellte.³⁵

Seit Mitte der 1530er-Jahre scheint die Familie von Einsiedel kaum noch von Herzog Georg bedrängt worden zu sein. Sein Vorgehen richtete sich aber verstärkt gegen andere Familien. Zu diesen in der Literatur bisher wenig behandelten Fällen erscheinen weitere Untersuchungen durchaus als angebracht.

³⁰ ABKG Bd. 3, S. 381 f. (zu Nr. 1988).

³¹ Ebd., S. 663 f. (Nr. 2333).

³² Ebd., S. 664 (Nr. 2334).

³³ Ebd., S. 399–402 (Nr. 2010); S. 653–657 (Nr. 2327).

³⁴ Vgl. ebd., S. 695 f. (Nr. 2392), S. 707 (Nr. 2413), S. 708 f. (Nr. 2415); WA Br Bd. 7: 1534–1536, Weimar 1937, S. 20–23 (Nr. 2089 f.).

³⁵ Luther wandte sich strikt gegen eine Aufhebung der Frondienste, vgl. ALBERT, Der Briefwechsel (wie Anm. 11), S. 50–63; WERL, Die Familie von Einsiedel (wie Anm. 11), S. 57–62.

Spiegel:

Die Spiegel waren ebenfalls eine führende Familie, die sich aus der Gruppe schriftsässiger Rittergutsbesitzer heraushob und zur Elite des Landes zählte. Sie war im Gebiet Delitzsch/Eilenburg begütert und saß auf den Gütern Gruna und Neuhaus³⁶, aber auch im ernestinischen Petersroda. Im Oktober 1532 meldete der Amtmann zu Delitzsch, Heinrich von Grünrode, er habe Herzog Georgs Befehl den Amtsuntertanen verkündet sowie auch den Schriftsassen übermittelt, *das sie sich auffrurischen Secten nit sollen teilhaftigk machen*. Es gebe aber einige Adlige, die seit mehreren Jahren das Sakrament nicht empfangen hätten und in ihren Kirchen die alten Zeremonien nicht halten ließen. Georg Spiegel zu Neuhaus (†1557) habe zudem dem verheirateten Pfarrer Nikolaus Hayniß die Pfarrei zu Werbelin verliehen, obwohl der Amtmann diesen auf herzoglichen Befehl hin ausgewiesen hatte.³⁷ Sofort wandte sich der Herzog an Spiegel mit der Forderung, diesen Pfarrer *hynweg zu schaffen*.

Der Amtmann hatte inzwischen befehlsgemäß weitere Informationen eingeholt: So habe der Pfarrer zu Paupitzsch berichtet, er halte seine Messe zwar *wie vor alters*, doch sein Adliger Georg Spiegel lehne die Weihe von Wasser und Salz und die Umgänge (Circuitus) ab. In den letzten fünf Jahren habe Spiegel das Sakrament von ihm nie empfangen. Das Kirchenvolk verhalte sich aber einwandfrei, mit Ausnahme des Schäfers, der auch in den fünf Jahren nie kommuniziert habe. Aus dem benachbarten Schenkenberg berichtete der Pfarrer, wenn er am Sonntag oder zu anderen Festen *circuiren* wolle, dann wolle niemand die Fahne tragen. Deshalb unterbleibe der Circuitus, und es sei zu vermuten, dass das dem Adel gefalle. Wenn der Pfarrer sonntags oder feiertags Messe halten wolle, *so ligen die edeleut mit samt den vnderthanen in der Schencke, vnd sauffen von frue ahn wiewol ehr sie offt gebetenn solchs abzustellenn [...], vrsach ist diß das die kirche der Schencke nahe leyt derwegen werde er offt in den gotlichen ampten von wegen ired geschreies vorhindert*. Die Herren von Schenkenberg kämen zum Teil sechs oder acht Wochen nicht in die Kirche. Das habe schlechten Einfluss auf das Volk.³⁸ Aus Delitzsch selbst meldete Pfarrer Hermann Hamer, die „Spigelin“ – wohl Georg Spiegels Mutter Margarethe – habe seit fast zwei Jahren das Abendmahl nicht empfangen.³⁹

Auch wenn keine Kontakte Georg Spiegels zu Luther nachweisbar sind, kann man doch von Verbindungen in das nahe Wittenberg ausgehen. Spiegel verteidigte sich nach der bekannten Strategie: In Paupitzsch habe nicht er, sondern schon der vorige Besitzer das Salz- und Wasserweihen und das Umgehen eingestellt. Die geistliche Obrigkeit habe sich bisher nicht beschwert. Und Spiegel fühle sich nicht berechtigt, *die kirchen adder pfarhern zu reformiren*. Ausdrücklich bekannte sich Spiegel zum Abendmahl unter beider Gestalt gemäß der Einsetzung durch Christus, weil sein Gewissen das gefordert habe. Den Vorwurf des Ungehorsams wies er aber entschieden zurück, weil diese Entscheidung sein Seelenheil und sein Gewissen beträfe.⁴⁰

Herzog Georg blieb jedoch hart: Die Antwort Spiegels genüge nicht, dieser hätte sich entsprechend den herzoglichen Ausschreiben gemäß christlicher Kirchenordnung und altem Herkommen verhalten und bei Versäumnissen der geistlichen Obrigkeit den Landesherrn informieren müssen. Spiegel aber habe sich *des Luters vorfurischer Lehr* angeschlossen, das beweise die Aussage, ihn habe sein *gewyssen zum comunicyren*

³⁶ Zu Paupitzsch, nördlich von Delitzsch, nach 1975 devastiert.

³⁷ ABKG Bd. 3, S. 510 (Nr. 2152).

³⁸ Ebd., S. 510 f. (zu Nr. 2152).

³⁹ Ebd., S. 511 (Nr. 2153).

⁴⁰ Ebd., S. 527 (Nr. 2174).

vnder beyder gestalt vor ursacht. Spiegel müsse daher seine Lehngüter verkaufen und das Herzogtum verlassen.⁴¹ Auch Spiegels Angebot, Georgs Fürstentum möglichst zu meiden und darin keine Neuerung vorzunehmen, Fürbitten von Freunden und der Vorschlag, die Lehen aufzugeben, wenn der Herzog Spiegels Bruder an dessen Stelle damit belehne, änderten an dem Ausweisungsbefehl nichts. Der Herzog drohte mit der Temporalien Sperre, wenn Spiegel nicht verkaufe und bis Fastnacht 1533 das Land verlasse. Der Amtmann sollte auch *das pawers folg, das sulcher luterischen secten anhengig dy selbe am leib straffen vnd do zcu halten das sy vorkauffen musten.*⁴² Das Vorgehen des Herzogs richtete sich also auch gegen Untertanen der Schriftsassen.

Georg Spiegel, der härter verfolgt wurde als die von Einsiedel, schritt zu der Lösung, seinen Wohnsitz von Neuhaus nach Petersroda in das kurfürstliche Gebiet zu verlegen. Doch auch das reichte Georg nicht. Wiederum verlangte der Herzog den Verkauf von Neuhaus. Im September 1534 kam es offenbar tatsächlich zur Temporalien Sperre – allerdings auch hier erst nach fast zwei Jahren.⁴³ Spiegel suchte Unterstützung bei Kurfürst Johann Friedrich, der sich an Georg wandte, mit seiner Bitte für Spiegel aber erfolglos blieb.⁴⁴ Doch die Sache muss sich weiter hingezogen haben, denn 1535 berichtete der neue Delitzscher Amtmann, Heinrich von Büнау, sein Vorgänger habe Spiegel doch die Zinsen zukommen lassen.⁴⁵ Zeigt sich hier eine Solidarität der Adligen oder gar eine heimliche Unterstützung für Spiegels Position? Neuhaus jedenfalls blieb im Besitz der Familie von Spiegel lange über Georgs Tod hinaus.⁴⁶

Pack:

Ein weiteres Beispiel ist Hans von Pack (†1544): Er war der Bruder des berüchtigten Otto von Pack, mit dem sich die erste große reichspolitische Krise in der Reformationszeit, die ‚Packschen Händel‘ 1528 verbinden. Hans von Pack war bis 1530 Amtmann zu Delitzsch und besaß einen freien Hof in der Stadt. 1532 berichtete der Delitzscher Pfarrer, Hermann Hamer, Hans von Pack habe seit zwei Jahren das zu Ostern vorgeschriebene Abendmahl nicht empfangen.⁴⁷ Es folgte eine Befragung durch den Herzog, bei der von Pack mit Nachdruck darauf verwies, dass er sich weder *der Luterischen yrrung vndergeben* noch das Sakrament in beider Gestalt empfangen habe, obwohl er *festiclichen gleube daß es die sicheriste, heillsamste, vnd Cristlichs, wise sey, auch den Leyen daß hochwirdich Sacrament beider gestalt zureichen*, wie es in der Einsetzung durch Christus begründet sei. Doch sei das in Packs Pfarrkirche in Delitzsch weder üblich noch gestattet. Er habe auch keine anderen Kirchen deshalb aufgesucht.⁴⁸ Hans von Pack hatte also den nicht selten gebrauchten Weg gewählt, überhaupt nicht zu kommunizieren.

Georg antwortete umgehend, von Pack habe schon durch das Unterlassen das Recht auf ein christliches Begräbnis verwirkt, denn man erkenne die *luterischen leyen*

⁴¹ Ebd., S. 527 f. (zu Nr. 2174).

⁴² Ebd., S. 547 f. (Nr. 2202).

⁴³ Ebd., S. 784 (Nr. 2552).

⁴⁴ Ebd., S. 793 (Nr. 2564).

⁴⁵ Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden: 10024, Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 10300/4, 224rv (6. Dezember 1535).

⁴⁶ Vgl. MANFRED WILDE, Die Ritter- und Freigüter in Nordsachsen. Ihre verfassungsrechtliche Stellung, ihre Siedlungsgeschichte und ihre Inhaber (Aus dem deutschen Adelsarchiv, Bd. 12), Limburg 1997, S. 321.

⁴⁷ ABKG Bd. 3, S. 511 f. (Nr. 2153).

⁴⁸ Ebd., S. 512 (Nr. 2154).

gerade daran, dass sie entweder unter beider Gestalt oder gar nicht kommunizierten.⁴⁹ Hans von Pack versuchte, weiteren Schwierigkeiten zu entgehen, indem er schon im Mai 1533 in ernestinische Dienste trat und Amtmann zu Torgau wurde. Dennoch forderte Herzog Georg, dass er seine Güter in Delitzsch zu verkaufen habe. Allerdings erwies sich die Befolgung dieser Anordnung als schwierig, da sich – wie auch in anderen Fällen – auf die Schnelle keine Käufer finden ließen. Der freie Hof der Familie von Pack wurde erst 1544, und dann schon ohne religiösen Hintergrund, an den Delitzscher Rat verkauft.⁵⁰

Hopfgarten:

Wie bei den Herren von Einsiedel und Spiegel lag auch der Besitz der Familie von Hopfgarten in beiden sächsischen Landesteilen. Mülverstedt war albertinisches Lehen, das im thüringischen Amt Langensalza lag, daneben besaßen sie Haineck als ernestinisches Lehen. Im Herbst 1534 erhielt der Amtmann von Langensalza den Auftrag, die kirchliche Haltung der Brüder Ernst, Christoph und Friedrich von Hopfgarten zu erkunden. Im November 1534 stellte der Herzog fest, die von Hopfgarten wollten von ihrem *vorgnomemen egenwillen* nicht ablassen, indem sie sich des *gotlichen ghorsams, so sy vnß als leen leut zcu thun schuldig* widersetzen. Der Herzog wolle diesen Ungehorsam nicht länger dulden. Bisher hätten sie aber nicht entsprechend seiner Anordnung ihre Güter verkauft. Der Herzog könne ihre Haltung nicht länger mit seinem Gewissen vereinbaren. Auch hier lautete der Vorwurf des Herzogs: Ungehorsam. Daher sollten die von Hopfgarten ihre Güter bis Fastnacht 1535 verkaufen. Im Falle der Weigerung drohte der Herzog, er werde die Güter *zcu vnsserm handen nehmen vnd nach vnsserm gfaln gebrauchen*.⁵¹

Entschieden bestritten Ernst, Friedrich und Christoph von Hopfgarten gegenüber Georg den Vorwurf des Ungehorsams. Das Sakrament könnten sie ihres Gewissens wegen nur gemäß der Einsetzung durch Christus empfangen. Unabhängig von ihrer persönlichen Haltung würden sie aber in Herzog Georgs Lehen nicht gegen die alte Kirchenordnung verstoßen lassen. In den Lehen des Kurfürsten würden sie es hingegen gemäß ihrem Gewissen halten. Sie hofften, dass Herzog Georg sie bei ihren Gütern lässt, und baten um gnädige Antwort, damit sie nicht den Rechtsweg einschlagen müssten. Auch hier blieb die Fürbitte des Kurfürsten Johann Friedrich vergeblich.⁵² Unnachgiebig vertrat Georg den Standpunkt, dass Adlige nicht eigenmächtig ihren Stammsitz in das Kurfürstentum verlegen könnten, um so die herzoglichen Religionsvorschriften für sich persönlich zu umgehen. Wer seinen Wohnsitz, wie die Hopfgarten, im Herzogtum habe, müsse altgläubig bleiben oder verkaufen. Der Herzog betonte, es genüge nicht, wenn sich nur die Untertanen der alten Kirchenordnung gemäß verhielten. Erlaube man dem Lehnsherrn Freiheit in der Religion, wollten auch die Untertanen darin frei sein. Der Adel könnte seine Leute nicht in der Religion zu etwas zwingen, was er womöglich selbst nicht halte. Daher dulde Georg

⁴⁹ Das kanonische Recht sah vor, dass nicht zu Ostern kommunizierende Gläubige kein Begräbnis in geweihter Erde erhielten. Corpus Iuris Canonici, Decretum Gregorii IX, lib. 5 tit. 38 cap. 12; vgl. GÜNTHER WARTENBERG, Landesherrschaft und Reformation. Moritz von Sachsen und die albertinische Kirchenpolitik bis 1546, Weimar 1988 (Arbeiten zur Kirchengeschichte, Bd. 10), S. 62.

⁵⁰ WILDE, Die Ritter- und Freigüter (wie Anm. 46), S. 226.

⁵¹ ABKG Bd. 3, S. 785 (Nr. 2554), S. 811 (Nr. 2597).

⁵² Ebd., S. 828 f. (Nr. 2627), S. 830 (Nr. 2629).

niemanden als Lehnsherrn oder -untertan, der sich nicht der alten Kirchenordnung gemäß verhalte.⁵³

Verschiedene:

Im Folgenden sollen noch einige Fälle aufgeführt werden, für welche die Überlieferung (bisher) nicht so umfangreich ist:

1533 wurde den Herren von Leimbach zu Zschepplin von Herzog Georg die Neubelehnung verweigert, weil der Landesherr, wie er betonte, überhaupt nicht gesinnt sei, sie oder andere, *so sich vonn Christennlichen Kirchenn, vnnnd derselbigen ordenung, abgewandt, mit ichte zubelebenen, noch vnnthber vns zuwissen*. Würden sie aber zur alten christlichen Kirchenordnung zurückkehren und dabei bleiben, wolle er sie belehnen.⁵⁴

Einer lutherischen Haltung verdächtigt wurde im Oktober 1533 auch Volrad von Watzdorf zu Dornburg. Herzog Georg wies den Amtmann zu Dornburg an zu erkunden, ob Watzdorf zu Ostern das Sakrament in einer Gestalt empfangen habe. Sollte sich dieser *der Christlichen Kirchen, wie wier es dan inn vnseren Furstentumben vndt landen thun, nicht gemehß vorhalten*, müsse ihm der Herzog *glych wie anderenn zcuuorkeuffen vfflegenn*. Watzdorf hatte sich aber offenbar schon in ernestinischen Dienst begeben.⁵⁵

Ulrich von Grünrode auf Borna bei Oschatz hatte einen herzoglichen Befehl zur Ausweisung des Predigers zu Borna übergangen. Herzog Georg drohte im September 1532 mit ernster Ungnade, wenn Grünrode dem Prediger weiter gestatten würde, *das volck zcuuorgiffen, vnd mith ihrriger lahr zcuuorfuren*.⁵⁶

Schönberg:

Im Unterschied zu den bisherigen Fällen lagen die Güter Anton von Schönbergs (1495–1554) nicht im Randgebiet des Herzogtums, sondern südlich von Meißen. Als von Schönberg 1533 dem Gebot, das Abendmahl unter einer Gestalt zu nehmen, nicht nachkam, forderte der Herzog auch von ihm den Verkauf der Güter bis Ostern 1534. Anton von Schönberg war herzoglicher Rat und hatte prominente Verwandte, darunter den Kardinal und Erzbischof von Capua, Nikolaus von Schönberg. Doch auch deren Fürsprache half nicht, obwohl sich der Kardinal zu einer Kirchenreformation in Herzog Georgs Sinne bekannte.⁵⁷

Anton wartete das Ergebnis der Verhandlungen nicht ab, sondern ließ sich am 25. November 1533 von Kurfürst Johann Friedrich als Amtmann zu Grimma bestellen. 1536 wechselte er an den Hof von Georgs Bruder Herzog Heinrich nach Freiberg, wo er großen Einfluss gewann. Er habe seinen Bruder zum Abfall vom alten Glauben verführt, warf Georg ihm sogar vor. Es folgte eine langwierige juristische Auseinandersetzung um von Schönbergs Güter, die sich schließlich mit Georgs Tod erledigte. Das durch von Schönberg geforderte Austrägalgericht war am 15. April 1538 zusammengetreten. Die ausführliche Gegenklage Georgs gipfelte in dem Vorwurf, dass von

⁵³ Ebd., S. 832 (Nr. 2632).

⁵⁴ Vgl. ebd., S. 558 (Nr. 2216); WA Br 7, S. 383 f.

⁵⁵ Vgl. ABKG Bd. 3, S. 643 (Nr. 2313).

⁵⁶ Ebd., S. 493 (Nr. 2133).

⁵⁷ Ebd., S. 740 (Nr. 2469), Rom 10. Mai 1534: Er denke genau wie Herzog Georg über das Leben des Papstes und der Geistlichkeit – Mögen doch alle verabschiedet werden, die die Würde ihres Standes nicht wahren! Aber wo sind Unbescholtene zu finden?

Schönberg als Ketzer und Exkommunizierter zu gelten habe und damit weder rechtsfähig sei noch Besitz haben dürfe. So lief die ursprünglich von Anton von Schönberg geforderte Rechtshandlung Gefahr, grundsätzliche Entscheidungen vorzubereiten, die bei ähnlich gelagerten Fällen sofort den Verlust des Besitzes bedeutet hätten. Georgs Tod erledigte den Rechtsstreit und gab von Schönberg seine Güter zurück.⁵⁸

*

Am Schluss soll diese Skizze der Beziehungen Herzog Georgs von Sachsen zu evangelischen Adligen in seinem Territorium thesenhaft zusammengefasst werden:

1. Nachdem in Kursachsen seit 1525 der deutsche Gottesdienst eingeführt wurde, entstanden auch im Land Herzog Georgs evangelische Bewegungen, die sich im Gottesdienstbesuch in angrenzenden kursächsischen Gemeinden und der Verweigerung der *communio sub una*, des Abendmahls unter einer Gestalt, manifestierten.⁵⁹ Diese Strömungen finden sich im Bürgertum der Städte, unter der Bevölkerung einiger Dörfer, aber auch bei einzelnen Adligen. Die bestehende alte kirchliche Ordnung wurde in der Regierungszeit Georgs allerdings zu keiner Zeit grundsätzlich in Frage gestellt. Betroffen waren zuvorderst Randgebiete, die eine enge Verbindung zum kurfürstlichen Landesteil hatten. Die betreffenden Adligen hielten fast immer Besitzungen in beiden sächsischen Territorien. Die Vermischung der familiären, wirtschaftlichen und kirchlichen Strukturen erklärt einerseits den engeren Kontakt mit der Reformation, zum anderen erleichterten sie auch ein Ausweichen vor den Repressionen Herzog Georgs. Insofern begünstigte die Art der Leipziger Teilung von 1485 evangelische Entwicklungen im Herzogtum, das eben kein geschlossenes Territorium war.
2. So wie Herzog Georg Luther und dessen Lehre unmittelbar für den Bauernkrieg verantwortlich sah, war für ihn jedes Abweichen von der alten Kirchenordnung Quelle neuen Aufruhrs. Jede Mitteilung über lutherische Neigungen oder Einflüsse wurde deshalb ernst genommen und löste sofortige Gegenmaßnahmen aus. Herzog Georg stimmte daher auch zwischenzeitlichen Kompromissversuchen der Landstände oder ausweichenden Lösungen letztlich nie zu. Zu einem ersten Höhepunkt des Vorgehens Herzog Georgs kam es Ende 1527. Nach einigen ruhigeren Jahren verstärkte es sich ab 1532 – parallel zu der offensiveren Religionspolitik Kurfürst Johann Friedrichs – und hielt bis zum Tode Georgs 1539 an. Ebenso wie gegen die Adligen ging Georg auch gegen evangelische Bürger vor, etwa in Leipzig, Oschatz, Delitzsch und Mittweida, aber auch gegen Einwohner in Dörfern wie etwa in Poßdorf, Kertitz oder Paupitzsch.⁶⁰
3. Der Vorwurf des Herzogs lautete stets Ungehorsam gegenüber dem Landes- und Lehnsherrn – daher auch konsequenterweise die Forderung zur Aufgabe der Güter. Gegenüber der Position Georgs, auch über den rechten Glauben seiner Untertanen zu gebieten, verwiesen die angegriffenen Evangelischen auf ihre persönliche Gewissensentscheidung. Den Vorwurf des Ungehorsams bestritten sie ausdrücklich.
4. Die Maßnahmen des Herzogs gleichen sich in Inhalt und Ablauf: die Forderung zur Rückkehr zur alten Ordnung bzw. zu deren Durchsetzung, die Androhung der

⁵⁸ Ebd., S. 798 (Nr. 2569), S. 799 (Nr. 2572), S. 802 (Nr. 2578), S. 828 f. (Nr. 2627); WARTENBERG, Landesherrschaft (wie Anm. 49), S. 55 f.

⁵⁹ Vgl. den Überblick bei WARTENBERG, Landesherrschaft (wie Anm. 49), S. 23–63.

⁶⁰ Alle bei Delitzsch, vgl. ABKG Bd. 3, S. 511 (Nr. 2153).

Temporalien sperre, schließlich der Befehl zum Verkauf und die Ausweisung. Gefängnis oder gar Tod drohten den evangelischen Adligen hingegen nicht. Auffallend häufig fanden die Beschuldigten eine Standessolidarität, wie sie vergleichbar auch unter Fürsten gegenüber dem Kaiser anzutreffen ist. Die Standesgenossen, die selbst zumeist nicht im Verdacht evangelischer Neigungen standen, übten einen nicht unbedeutenden Druck auf den Herzog aus, gewiss auch in der Befürchtung, der Landesfürst könnte auch andere Streitigkeiten als die Religionsfrage für willkürliche Lehensveränderungen benutzen. Andererseits suchte der Herzog auch keine totale Konfrontation mit jenen Adligen, deren evangelische Haltung kaum im Zweifel stehen konnte. So erfuhren etwa die von Einsiedel durchaus Unterstützung des Herzogs in solchen rechtlichen Auseinandersetzungen, die nicht die Religionsfrage tangierten.

5. Die Amtleute und Schosser führten die landesherrlichen Mandate, die immer wieder den Gehorsam gegenüber den Ordnungen der alten Kirche einschärften, aus. Die Möglichkeiten des Herzogs waren aber zugleich begrenzt, zumal er ein rechtskonformes Vorgehen suchte. Keiner der Adligen, der sich einmal dem evangelischen Glauben angenähert hatte, wurde wieder altgläubig. Der Herzog musste sich letztlich entweder mit einem formalen Vollzug zufriedengeben oder die Ausweisung durchsetzen, die den Betroffenen dann aber vollends in das evangelische Lager führte. Allerdings liegt kein eindeutiger Hinweis auf einen tatsächlich in Georgs Sinne erfolgten Güterverkauf vor. Gleichwohl ist von einer disziplinierenden Wirkung der herzoglichen Maßnahmen gewiss auszugehen.
6. Wo evangelisch gesinnte Adlige auftreten, ist zumeist auch eine entsprechende Wirkung auf deren Dörfer bzw. Untertanen nachweisbar. Neben der eigenen Gewissensentscheidung ist der Einsatz für das Seelenheil der Untertanen nicht zu übersehen. Die vorgestellten Fälle dürfen zugleich nicht darüber hinweg täuschen, dass die große Mehrheit des albertinischen Adels Herzog Georg die Treue hielt und evangelische Adlige in seinem Land nur eine kleine Minderheit blieben. Nach 1539 widersetzten sich dann auch ein Teil des Adels und reformkatholisch gesinnte Räte noch längere Zeit einem Religionswechsel.

Das Dresdner Urkundenbuch

Ein aktuelles Vorhaben im Rahmen des Codex diplomaticus Saxoniae

von
ULRIKE SIEWERT

Die Geschichte des Codex diplomaticus Saxoniae ist wie die vieler editorischer Großvorhaben eine wechselvoll verlaufene und von vielen Verzögerungen und Unterbrechungen geprägt.¹ Ein Grund dafür ist die stete Unterschätzung des entsprechenden Urkundenumfangs. Während Ernst Gotthelf von Gersdorf noch von zwölf Bänden ausging, die in zehn Jahren erscheinen sollten,² sprach Otto Posse schon von 40 Bänden.³ Nach Matthias Werner sind inzwischen nicht weniger als 74 Urkundenbücher – die Teilbände noch nicht mitgerechnet – erschienen bzw. geplant.⁴

Nachdem 1941 das vorerst letzte Urkundenbuch erschienen war,⁵ wurden seit der Wiederaufnahme der Arbeit am Codex diplomaticus Saxoniae nach 1997 als Kooperationsprojekt der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. in Dresden bereits drei Bände publiziert. Den ersten von fünf Teilbänden des Urkundenbuchs des Zisterzienserklosters Altzelle⁶ sowie den ersten Teilband der Papsturkunden des Sächsischen

¹ Zur Geschichte des Codex diplomaticus Saxoniae: BEATRIX REISSIG, Der gegenwärtige Stand der Arbeiten am Codex diplomaticus Saxoniae, in: NASG 60 (1939), S. 132-139, und umfassender: MATTHIAS WERNER, „Zur Ehre Sachsens“. Geschichte, Stand und Perspektiven des Codex diplomaticus Saxoniae, in: Diplomatische Forschungen in Mitteldeutschland, hrsg. von Tom Graber (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 12), Leipzig 2005, S. 261-302, hier S. 267 Anm. 27 (online unter: <http://isgv.serveftp.org/codex/Werner.pdf> [letzter Zugriff am 9. April 2010]). Zum Editionsstand mittelalterlicher Urkunden in Sachsen insgesamt: ENNO BÜNZ, Ostmitteldeutsche Urkundenüberlieferung. Zum Editionsstand der mittelalterlichen Urkunden in Sachsen, in: Ostmitteldeutsche Schreibsprachen im Mittelalter, hrsg. von Luise Czajkowski/Corinna Hoffmann/Hans Ulrich Schmid (Studia Linguistica Germanica, Bd. 89), Berlin/New York 2007, S. 125-153.

² Vgl. JANA LEHMANN, Hubert Ermisch 1850–1932. Ein Beitrag zur Geschichte der sächsischen Landesgeschichtsforschung (Geschichte und Politik in Sachsen, Bd. 14), Köln/Weimar/Wien 2001, S. 69.

³ OTTO POSSE, Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Seine bisherige Herausgabe und seine Weiterführung, Leipzig 1876, S. 8.

⁴ WERNER, „Zur Ehre Sachsens“ (wie Anm. 1), S. 298-301.

⁵ Codex diplomaticus Saxoniae regiae (im Folgenden: CDS), I. Hauptteil, Abteilung B, Bd. 4: Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen. 1419–1427, bearb. von HUBERT ERMISCH/BEATRIX DEHNE, hrsg. von HANS BESCHORNER, Leipzig/Dresden 1941.

⁶ CDS II-19: Urkundenbuch des Zisterzienserklosters Altzelle. 1162–1249, bearb. von TOM GRABER, Hannover 2005. Zur Edition der Altzeller Urkunden und den dabei angewendeten Prinzipien – so fiel dort die Entscheidung zugunsten des Pertinenzprinzips und gegen das inzwischen vielerorts bevorzugte Fondprinzip: TOM GRABER, Zur Edition der Urkunden des Zisterzienserklosters Altzelle, in: Altzelle. Zisterzienserabtei in Mittel-

Hauptstaatsarchivs Dresden (Originale Überlieferung)⁷ in dem neuen III. Hauptteil zu den Papsturkunden Sachsens bearbeitete Tom Graber am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Von Seiten der Sächsischen Akademie der Wissenschaften wurde 2009 der Registerband zu den Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1196–1234 vorgelegt.⁸ Derzeit bereiten Tom Graber und Mathias Kälble an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften den Band zu den markgräflichen Urkunden von 1235 bis 1247 vor. Des Weiteren wurde am Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte der Universität Leipzig die Arbeit an dem seit Langem erwarteten Zwickauer Urkundenbuch durch ein DFG-Projekt wieder aufgenommen.⁹

Personelle Veränderungen im Vorhaben „Codex diplomaticus Saxoniae“ (Tom Graber ist zum 1. Dezember 2009 auf eine Codex-Stelle bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig gewechselt, seine Nachfolge im ISGV hat zum 1. Januar 2010 die Verfasserin dieses Beitrags angetreten) haben zu einer Schwerpunktverlagerung bei der künftigen Bearbeitung des Codex diplomaticus Saxoniae im Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde Anlass gegeben. In den nächsten Jahren sollen daher die im fünften Band des II. Hauptteils bereits edierten Urkunden der Stadt Dresden durch einen Ergänzungsband vervollständigt werden.

Zu dem von Karl Friedrich von Posern-Klett bearbeiteten Urkundenbuch der Städte Dresden und Pirna lagen um 1870 Vorarbeiten vor.¹⁰ Bereits am 3. Juli 1865 hatte er in einem Brief geschrieben, dass ihm nun *Zeit genug [bleibt], für den ersten Haupttheil (Fürsten- und Landesgeschichte) zu arbeiten und nebenbei den Band 5 [des II. Hauptteils] zusammenzustellen*.¹¹ Paul Pfothener sollte ihn unterstützen und wurde deshalb mit der Zusammenstellung und Abschrift von Literatur und Urkunden in den Dresdner und Meißner Archiven beauftragt.¹² Allerdings verstarb Karl Friedrich von Posern-Klett am 19. April 1875. Einen Tag später schrieb der Direktor des Hauptstaatsarchivs Dresden Karl von Weber an den Staatsminister Karl Friedrich Wilhelm von Gerber, das Manuskript für das Urkundenbuch sei *druckfertig bis auf einige Bogen des Registers und der Einleitung. Dringend noettig ist es also, diese Arbeit baldigst zu vollenden, wenigstens d. Register zum Abschluss zu bringen, um den Band erscheinen zu lassen, wenn auch ohne Einleitung*. Gleichzeitig empfahl er Otto Posse für

deutschland und Hauskloster der Wettiner, hrsg. von Martina Schattkowsky/André Thieme (Schriften zur Sächsischen Landesgeschichte, Bd. 3), Leipzig 2002, S. 183–191, bes. S. 183–186.

⁷ CDS III-1: Die Papsturkunden des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dresden (Originale Überlieferung), Teil 1: 1104–1303, bearb. von TOM GRABER, Hannover 2009.

⁸ CDS I-A/3: Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen. Registerband, bearb. auf der Grundlage der Vorarbeiten von Elisabeth Boer von SUSANNE BAUDISCH/MARKUS COTTIN, Hannover 2009.

⁹ Vgl. dazu HENNING STEINFÜHRER, Zur Geschichte und Wiederaufnahme der Arbeiten an der Edition des Zwickauer Urkundenbuches im Rahmen des Codex diplomaticus Saxoniae, in: NASG 76 (2005), S. 313–318. Das Urkundenbuch der Stadt Zwickau (1118–1485) wird in zwei Teilbänden voraussichtlich 2011 und 2012 erscheinen.

¹⁰ Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: HStA Dresden), 10170, Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Nr. 17.

¹¹ HStA Dresden, 11125, Ministerium des Kultus und Öffentlichen Unterrichts, Nr. 14301, fol. 17r.

¹² HStA Dresden, 11125, Ministerium des Kultus und Öffentlichen Unterrichts, Nr. 14301, fol. 89 ff. Paul Pfothener war speziell für *Literalien des Rathsarchivs zu Meißen, Urkunden des Dresdner städtischen Archivs und auf Geschichte und Verfassung der Stadt Dresden bezügliche Schriftstücke des Hauptstaatsarchivs* zuständig.

die Fertigstellung des Bandes. Diesem Vorschlag stimmte der Staatsminister von Gerber zu.¹³ Somit überarbeitete Otto Posse das unvollständige Register und gab das Urkundenbuch¹⁴ noch in demselben Jahr ohne eine inhaltliche Einleitung heraus, um die bereits verzögerte Drucklegung nicht weiter zu verschieben.¹⁵ Dies veranlasste ihn in seinem Vorwort zu der Bitte: „Möge das Werk, das unter ungünstigen Verhältnissen entstanden, eine milde Beurtheilung finden!“¹⁶ Trotzdem wurde in der Forschung wiederholt der Wunsch nach einer Überarbeitung des Urkundenbuches geäußert. Besonders kritisiert wird dabei das Fehlen der Ersterwähnungsurkunden Dresdens vom 31. März 1206¹⁷ bzw. der Stadt Dresden vom 21. Januar 1216¹⁸. Außerdem wurden wichtige die Stadt Dresden betreffende Urkunden nicht aufgenommen, obwohl einige bereits Johann Christian Hasche in dem als Urkundenbuch angelegten 6. Band seiner „Diplomatischen Geschichte Dresdens“¹⁹ berücksichtigt hatte. Ebenso fanden einzelne Urkunden, von denen um 1870 Abschriften angefertigt worden waren,²⁰ in dem Codex-Band keine Berücksichtigung. Matthias Werner zählt somit in seinem Beitrag zu „Geschichte, Stand und Perspektiven des Codex diplomaticus Saxoniae“ einen Ergänzungsband zum Urkundenbuch der Stadt Dresden zu den vordringlichen Editionen bei der Wiederaufnahme des Codex diplomaticus Saxoniae.²¹ Dieser wird nun in Angriff genommen. Gleichzeitig soll dabei der Bearbeitungszeitraum bis 1539, d. h. bis zur Einführung der Reformation in Dresden, ausgeweitet werden. Die Edition der Dresdner und Altendresdner Urkunden zu den Pfarrkirchen (Frauenkirche, Kreuzkirche und Dreikönigskirche), zu den Klöstern und Spitälern sowie der städtischen Urkunden wird in einzelnen Teilbänden erfolgen. Geplant ist abschließend ein Personen- und Ortsregister, das den Band II-5 sowie alle neueren Teilbände des Dresdner Urkundenbuches umfasst. Da von Jens Klingner und Robert Mund die Stadtbücher Dresdens und Altendresdens ediert werden,²² finden in dem Ergänzungsband die Stadtbucheintragungen keine eigenständige Berücksichtigung mehr. Auf sie wird lediglich in den Anmerkungen verwiesen.

Bezüglich des Codex diplomaticus Saxoniae kam und kommt es ebenso wie bei anderen Urkundenbüchern regelmäßig zu Debatten über die Editionsprinzipien. Dies zeigt sich auch an Kritiken zu einzelnen Bänden des 19. Jahrhunderts, mit denen sich die Codex-Mitarbeiter auseinandersetzen mussten. So schrieb Georg Waitz in seiner Besprechung des ersten Bandes des II. Hauptteils, der gleichzeitig der erste Band des Urkundenbuchs des Hochstifts Meißen ist: „Bei der Wiedergabe des Textes sind

¹³ HStA Dresden, 10707, Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Nr. 4402, Bl. 15.

¹⁴ CDS II-5: Die Urkunden der Städte Dresden und Pirna, bearb. von KARL FRIEDRICH VON POSERN-KLETT, Leipzig 1875.

¹⁵ Unter anderem POSSE, Codex diplomaticus Saxoniae regiae (wie Anm. 3), S. 5; DERS., Dr. Carl von Posern-Klett, in: Archiv für die Sächsische Geschichte NF 2 (1876), S. 351-357, hier S. 356; vgl. WERNER, „Zur Ehre Sachsens“ (wie Anm. 1), S. 267, Anm. 27.

¹⁶ CDS II-5, Vorwort.

¹⁷ HStA Dresden, 10001, Ältere Urkunden, Nr. 148 (ediert in: Acta sunt hec Dresdene ... Die Ersterwähnung Dresdens in der Urkunde vom 31. März 1206, bearb. von ECKHART LEISERING [Veröffentlichungen des Sächsischen Staatsarchivs, Reihe B: Kleine Schriften, Bd. 3], Halle/Saale 2006).

¹⁸ HStA Dresden, 10001, Ältere Urkunden, Nr. 224.

¹⁹ JOHANN CHRISTIAN HASCHE, Urkundenbuch (Diplomatische Geschichte Dresdens, Bd. 6), Dresden 1824.

²⁰ HStA Dresden, 10170, Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Nr. 17.

²¹ WERNER, „Zur Ehre Sachsens“ (wie Anm. 1), S. 300.

²² Stadtbücher Dresdens und Altendresdens (1404–1535), 4 Bde., bearb. von JENS KLINGNER/ROBERT MUND, Leipzig 2007–2010.

Grundsätze befolgt, die ziemlich weit von dem abweichen, was in neuerer Zeit angenommen [wird].²³ Im Wesentlichen lobte er ansonsten die „Sorgfalt und Zuverlässigkeit der Lesung und Wiedergabe“²⁴ sowie die Ausstattung des Bandes und kommt zu dem Schluss, dass dieser „dem Herausgeber und der Regierung [...] in jeder Weise Ehre [macht]“.²⁵ Otto Posse beantragte deshalb bereits am 16. Juli 1875 eine Abweichung von den Editionsrichtlinien von Ernst Gotthelf von Gersdorf und Karl Friedrich von Posern-Klett.²⁶ Ein Jahr später stellte er Editionsgrundsätze zusammen, verwies jedoch gleichzeitig auf die Richtlinien für die Diplomata der Monumenta Germaniae Historica, die dann auch für die Redaktion des Codex diplomaticus Saxoniae gelten müssten.²⁷

Mit der Wiederaufnahme des Projektes nach 1997 stellte sich einmal mehr die Frage nach den Editionsprinzipien.²⁸ Die zurzeit vorbereiteten Codex-Bände orientieren sich dabei weitgehend an denen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen,²⁹ v. a. in Bezug auf den Umfang und die Einrichtung der Edition. Für das Urkundenbuch der Stadt Dresden sollen die bereits im Band II-5 edierten Urkunden überprüft und, wenn größere Korrekturen notwendig sind, als Volltext, ansonsten bei den Bänden zu den Dresdner Kirchen als Regest wiedergegeben werden. Die detaillierten Bearbeitungsgrundsätze der lateinischen und deutschen Urkunden werden dabei in regelmäßigen Treffen der Codex-Mitarbeiter diskutiert und festgelegt. Denn in einigen wenigen Punkten wird nicht den Handreichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen gefolgt.³⁰ So sollen beispielsweise spätmittelalterliche Verdoppelungen bei t und c wiedergegeben werden.³¹ Die Gliederung von verschachtelten Nebensätzen soll nicht mittels Gedankenstrichen, sondern durch Kommata erfolgen.³² Auch von den Prinzipien für die Worttrennung und Wortverbindung wird bei deutschen Urkunden in einigen Punkten abgewichen werden.³³

²³ Unter anderem GEORG WAITZ, Rezension zu: Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Im Auftrage der königlich Sächsischen Staatsregierung hrsg. von E. G. Gersdorf. Zweiter Haupttheil 1. Band. (Auch unter dem Titel: Urkundenbuch des Hochstifts Meissen. 1. Band. Mit zwei Tafeln), in: Göttingische gelehrte Anzeigen 44 (1864), S. 1713-1720, hier S. 1717. Vgl. LEHMANN, Hubert Ermisch (wie Anm. 2), S. 73.

²⁴ WAITZ, Rezension zu: Codex diplomaticus Saxoniae regiae II-1 (wie Anm. 23), S. 1718.

²⁵ Ebd., S. 1720.

²⁶ HStA Dresden, 10707, Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Nr. 4402, Bl. 57.

²⁷ Unter anderem POSSE, Codex diplomaticus Saxoniae regiae (wie Anm. 3), bezüglich der allgemeinen Anerkennung der für die Monumenta Germaniae Historica aufzustellenden Richtlinien bes. S. 10 f.; LEHMANN, Hubert Ermisch (wie Anm. 2), S. 73; WERNER, „Zur Ehre Sachsens“ (wie Anm. 1), hier S. 271 f.

²⁸ WERNER, „Zur Ehre Sachsens“ (wie Anm. 1), S. 287-292.

²⁹ MANFRED VON BOETTICHER/THOMAS VOGTHERR, Handreichungen für die Erarbeitung von Urkundenbüchern im Rahmen der Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 81 (2009), S. 425-436. Für die Übernahme dieser pragmatischen Editionsgrundsätze für Mitteldeutschland plädierte jüngst auch ENNO BÜNZ, Die mittelalterlichen Urkunden Thüringens. Überlieferung – Editionsstand – Aufgaben, in: Diplomatische Forschungen in Mitteldeutschland, hrsg. von Tom Graber (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 12), Leipzig 2005, S. 317-370, hier bes. S. 350-355.

³⁰ Ebd., S. 433-436.

³¹ So ebd., S. 434, Punkt 5.6.

³² So ebd., S. 434, Punkt 5.13.

³³ So ebd., S. 436, Punkt 6.4.

Für einige Aspekte der Geschichte Dresdens gilt trotz der jüngst anlässlich der 800-Jahrfeier der Ersterwähnung Dresdens herausgegebenen dreibändigen Stadtgeschichte³⁴ immer noch die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt von Otto Richter³⁵ als maßgeblich.³⁶ Durch die Ergänzungen zu dem Dresdner Urkundenbuch sowie durch die Edition der Stadtbücher Dresdens und Altendresdens durch Jens Klingner und Robert Mund³⁷ sollen der Zugriff auf bisher kaum oder gar nicht berücksichtigte Quellen und die Stadtforschung erleichtert werden. Deshalb soll parallel zu dem Teilband über die Pfarrkirchen eine Monografie über die Geschichte der Dresdner Kreuzkirche entstehen.

Die Erarbeitung von Quelleneditionen ist unverzichtbare Grundlagenforschung, die allen historisch arbeitenden Disziplinen dient. Wie die Katastrophe des Kölner Stadtarchivs im März 2009 erst wieder nachdrücklich vor Augen geführt hat, ist die Veröffentlichung der Quellen, möglichst in gedruckter Form, der sicherste Weg, die Überlieferung für alle Ewigkeit zu sichern. Mit der Bearbeitung des *Codex diplomaticus Saxoniae* kommt das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde zudem seinem Gründungsauftrag nach, die erhaltene schriftliche Überlieferung Sachsens zu erschließen.

³⁴ Geschichte der Stadt Dresden, 3 Bde., Stuttgart 2005–2006.

³⁵ OTTO RICHTER, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden, 3 Bde., Dresden 1885–1891.

³⁶ Für die Spitäler liegt eine neuere Arbeit vor: ALEXANDRA-KATHRIN STANISLAW-KEMENAH, Spitäler in Dresden. Vom Wandel einer Institution (13. bis 16. Jahrhundert) (Schriften zur Sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 24), Leipzig 2008.

³⁷ Stadtbücher Dresdens und Altendresdens (wie Anm. 22).

Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. in Dresden

Bericht für das Jahr 2009

von
WINFRIED MÜLLER

Der Tätigkeitsbericht für 2009 dokumentiert den Fortgang bzw. den Abschluss von fünf gemeinsamen Vorhaben der Bereiche Geschichte und Volkskunde sowie von fünf des Bereichs Geschichte und zehn des Bereichs Volkskunde. Die meisten Projekte sind durch den Wirtschaftsplan abgesichert, doch spielt daneben für das ISGV schon seit Langem die Drittmittelerwerbung eine wichtige Rolle. Die personelle Grundausrüstung konnte auf diese Weise erheblich ergänzt werden. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang auch, dass zu den in der Endphase befindlichen Drittmittelprojekten zum „Ländlichen Alltag auf dem Weg in die Moderne“ und zu „Migration und Toleranz“ ein neues, von der DFG gefördertes Forschungsvorhaben zur proletarischen Amateurfotografie am Beispiel Sachsens hinzukam. Hier wurde im Februar 2009 die Arbeit aufgenommen, wobei erneut das Alleinstellungsmerkmal des ISGV als eines volkswissenschaftlichen und geschichtswissenschaftlichen Kompetenzzentrums des Instituts zum Tragen kam.

Bei den über den Wirtschaftsplan finanzierten mittel- und langfristig angelegten Arbeitsvorhaben wie der „Sächsischen Biografie“, den „Fürstinnenkorrespondenzen der Reformationszeit“, dem „Codex diplomaticus Saxoniae (CDS)“, den „Visuellen Quellen zur Volkskultur“ und dem „Lebensgeschichtlichen Archiv für Sachsen (LGA)“ wurde die Arbeit kontinuierlich fortgesetzt, wobei beachtliche Zwischenergebnisse vorgelegt bzw. neue Akzente gesetzt werden konnten. Was die „Fürstinnenkorrespondenzen“ betrifft, so ging der erste Band nach Abschluss aller Redaktions- und Korrekturarbeiten an den Verlag und wird 2010 erscheinen. 2009 erschienen ist im Rahmen des CDS der erste Band der „Papsturkunden des Hauptstaatsarchivs Dresden“. Beim volkswissenschaftlichen Arbeitsvorhaben „Lebensgeschichtliches Archiv“ griff die in den zurückliegenden Jahren eingeleitete Neukonzeptionierung deutlich: Die für die Aufnahme von Personal- und Dokumentationsbögen entwickelte Datenbank erwies sich für die Aufbereitung und Erschließung von Archivmaterial bereits als ausgesprochen nützlich. Mit der Durchführung des Schreibauftrags „Urlaub in der DDR“ wurde gezielt neues Material für das LGA eingeworben und zugleich ein zentrales Thema der Alltagskultur als Forschungsgegenstand aufgegriffen. Bei der „Sächsischen Biografie“ konnte dank des 2009 erstmals wirksam werdenden Stellenaufwuchses der angestrebte quantitative und qualitative Ausbau der Internetpräsentation deutlich vorangetrieben werden. Dies kam einerseits der redaktionellen Bearbeitung eingereicherter Manuskripte zugute, andererseits der Verknüpfung mit deutschen und europäischen Biografieportalen; besonders hervorzuheben ist hier die Zusammenarbeit mit der Deutschen Nationalbibliothek im Segment der Personennamendatei (PND) und die Einbindung der wissenschaftlichen Leiterin des ISGV-Projekts in das für das Österreichische Biographische Lexikon zuständige Zentrum Neuzeit- und Zeitgeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Auch 2009 suchte das ISGV durch breit gefächerte Tagungsaktivitäten den wissenschaftlichen Gedankenaustausch und den Dialog mit der interessierten Öffentlichkeit. Sowohl was die fachliche Ausdifferenzierung als auch den Besuch betrifft, hatte dabei die mehrtägige, in Verbindung mit dem interdisziplinären Arbeitskreis Landschaftstheorie durchgeführte Tagung „Landschaft quer Denken. Theorien – Bilder – Formationen“ nachgerade Kongresscharakter. In der Zusammenführung von Natur- und Geisteswissenschaften sowie Regional-, Stadt- und Landschaftsplanung wurde dabei der Versuch unternommen, Landschaft und Landschaftswahrnehmung als Forschungsfeld zu etablieren. Im Kontext des bereits angesprochenen neuen DFG-Projekts zur Arbeiterfotografie wurde bereits eine erste Tagung „Arbeit und Fotografie“ durchgeführt, und im Rahmen der Doktorandenförderung wurde erneut jungen Nachwuchswissenschaftlern die Möglichkeit geboten, eigene Tagungen zu den Themenkreisen „Kleinräumige Mobilität und Grenz Wahrnehmung im 19. Jahrhundert“ und „Regular- und Säkularkanonikerstifte in Mitteldeutschland“ durchzuführen. Die Tagungsorte der zuletzt erwähnten Veranstaltungen waren im Übrigen Crimmitschau, Bautzen und Meißen, d. h. das ISGV war auch 2009 bestrebt, über den Institutsstandort hinaus sich als Landeseinrichtung in anderen Regionen und Städten des Freistaats Sachsen zu präsentieren und dort wissenschaftliche Impulse zu geben. Dies stieß, wie die Grußworte der Oberbürgermeister von Crimmitschau und Bautzen belegten, auf eine ausgesprochen positive Resonanz. Für die thematische Breite der Tagungsaktivitäten spricht schließlich auch das mit der TU Dresden durchgeführte Kolloquium zu Louise Otto-Peters im Kontext der Revolution von 1848/49. Dass außerhalb der Tagungsveranstaltungen die Direktoren, die Bereichsleiter und die Mitarbeiter des Instituts durch zahlreiche Vorträge in die Öffentlichkeit gewirkt haben, sei an dieser Stelle wenigstens kurz hervorgehoben.

Neben den Tagungsaktivitäten spielt die Mitarbeit an Ausstellungsvorhaben für das ISGV eine wachsende Rolle. Diese Tätigkeit ist nicht nur wissenschaftlich von Bedeutung, sondern das Institut wird damit auch seinem Vermittlungsauftrag zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit gerecht. So wirkt das ISGV an der Vorbereitung der 3. Sächsischen Landesausstellung „Via regia“ 2011 in Görlitz mit und ist in Verbindung mit dem Staatsbetrieb Schlösser, Burgen und Gärten Sachsen an den Planungen für eine Dauerausstellung zur Geschichte des sächsischen Adels in Schloss Nossen federführend beteiligt. Bereits seit 2008 bringt sich das ISGV als Kooperationspartner des Landesamts für Archäologie in die konzeptionellen Arbeiten für das „Haus der Archäologie und Geschichte Sachsens“ ein. Dieses Vorhaben, das zudem durch das Direktorium im Wissenschaftlichen Beirat begleitet wird, konnte im Hinblick auf Objekt- und Quellenrecherche im Berichtsjahr weit vorangetrieben werden. Neu hinzu kam 2009 das Projekt einer Dauerausstellung zur Geschichte der deutschsprachigen Bevölkerung in den böhmischen Ländern, die in Aussig/Ústí nad Labem eröffnet werden soll. Das dort ansässige Collegium Bohemicum hat hierfür als sächsischen Kooperationspartner das ISGV gewählt. Collegium Bohemicum und ISGV brachten 2009 einen gemeinsamen Förderantrag auf den Weg, der mittlerweile bewilligt wurde. Die herausragende erinnerungspolitische Dimension dieses Projekts wurde sowohl vom Wissenschaftlichen Beirat als auch dem Kuratorium des ISGV hervorgehoben. Beide Gremien tagten 2009 turnusgemäß (Kuratorium am 22. April und 11. November, Wissenschaftlicher Beirat am 23. Oktober); nachdem Ministerialrat Joachim Linek andere Aufgaben im Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst übertragen worden sind, wurde der Vorsitz im Kuratorium des ISGV zunächst von Regierungsdirektorin Andrea Keller, dann von Regierungsoberrätin Angela Dargel (Referat 4.2: Bund-, Länder- und geisteswissenschaftliche Forschungseinrichtungen) übernommen. Ordnungsgemäß fand ferner am 11. November die Jah-

ressitzung des Trägervereins des ISGV statt. Gleichfalls turnusmäßig erfolgte 2009 im Direktorium der Wechsel in der Geschäftsführung von Enno Bünz auf Winfried Müller. Nachdem die Leiterin des Bereichs Geschichte, Martina Schattkowsky, Ende 2008 an der TU Dresden zur außerplanmäßigen Professorin ernannt worden war, wurden die wissenschaftlichen Verdienste des Leiters des Bereichs Volkskunde, Manfred Seifert, zu Beginn des Jahres 2009 mit der Ernennung zum außerplanmäßigen Professor an der Universität Passau in gleicher Weise gewürdigt.

Die Publikationstätigkeit des ISGV wurde auch 2009 mit unverminderter Intensität fortgesetzt. So sind mehrere Bände der mittlerweile auf über 30 Bände angewachsenen „Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde“ sowie der „Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde“ erschienen. Die beiden Zeitschriften des Instituts, das „Neue Archiv für sächsische Geschichte“ und das Jahrbuch „Volkskunde in Sachsen“, konnten fristgerecht 2009 vorgelegt werden. Kontinuierlich ausgebaut und gepflegt wurden außerdem die zahlreichen Internet-Publikationen, die seit vielen Jahren gleichrangig neben den gedruckten Veröffentlichungen stehen. Dabei bietet das ISGV nicht nur digitalisierte Printmedien an, sondern hat frühzeitig innovative Lösungen für Projekte erarbeitet, deren Ergebnisse für herkömmliche Buchveröffentlichungen gar nicht geeignet wären. Hier lag bei der Betreuung und Weiterentwicklung der Datenbanken 2009 ein deutlicher Schwerpunkt auf der „Sächsischen Biografie“ und auf dem „Lebensgeschichtlichen Archiv“.

Forschungsprojekte 2009

Gemeinsame Projekte der Bereiche Geschichte und Volkskunde:

Ländlicher Alltag auf dem Weg in die Moderne. Sächsische und oberlausitzische Agrargesellschaften zwischen Rétablissement und 1. Weltkrieg (1763–1914). Projektleiter: Johannes Moser/Martina Schattkowsky, Projektbearbeiter: Elke Schlenkrich/Ira Spieker

Machtkonstellationen und Wissenskonzepte. Ländliche Lebenswelten in Sachsen im 19. Jahrhundert zwischen Innovation und Tradition. Projektleiter: Winfried Müller/Martina Schattkowsky/Manfred Seifert, Projektbearbeiter: Elke Schlenkrich/Ira Spieker

Migration und Toleranz. Historisch-volkskundliche Studien zur Einwanderung im Grenzraum Sachsen, Böhmen und Schlesien während des 19. Jahrhunderts. Projektleiter: Winfried Müller/Martina Schattkowsky/Manfred Seifert, Projektbearbeiter: Katrin Lehnert/Lutz Vogel

Projekte des Bereichs Geschichte:

Sächsische Biografie. Projektleiterin: Martina Schattkowsky, Mitarbeiter: Frank Metasch/Ulrike Siewert

Fürstinnenkorrespondenzen der Reformationszeit, Teil 1: Die Briefe der Herzogin Elisabeth von Sachsen in der Zeit ihrer Rochlitzer Witwenschaft. Projektbearbeiter: André Thieme

Codex diplomaticus Saxoniae. Edition der Papsturkunden Sachsens. Projektbearbeiter: Tom Graber

Sächsische Adelstestamente des 16.–18. Jahrhunderts. Projektbearbeiter: Enno Bünz/Jens Kunze

Die Geschichte des Augustiner-Chorherrenstifts St. Afra in Meißen. Projektbearbeiter: Dirk Martin Mütze

Projekte des Bereichs Volkskunde:

Lebensgeschichtliches Archiv für Sachsen. Projektleiter: Manfred Seifert, Projektbearbeiter: Sönke Friedreich

Schreibaufruf „Urlaub in der DDR“ des Lebensgeschichtlichen Archivs für Sachsen. Projektleiter: Manfred Seifert, Projektbearbeiter: Sönke Friedreich

Spamer-Nachlass. Projektleiter: Manfred Seifert, Projektbearbeiter: Sönke Friedreich

Visuelle Quellen zur Volkskultur in Sachsen. Das Bildarchiv des ISGV. Projektbearbeiter: Andreas Martin, Projektmitarbeiter: Beate Löffler/Holger Natusch/Dieter Günter

An der Elbe. Das Leben mit dem Fluss. Projektbearbeiter: Andreas Martin

Ethnografie des Grenzraums. Projektbearbeiter: Petr Lozoviuk

Sachsen als Schauplatz historischer und gegenwärtiger Migrationsprozesse. Projektbearbeiter: Sönke Friedreich

Das Auge des Arbeiters. Untersuchungen zur proletarischen Amateurfotografie am Beispiel Sachsens. Projektbearbeiter: Wolfgang Hesse/Ursula Schlude/Carsten Voigt

Heimat in der Moderne. 100 Jahre Landesverein Sächsischer Heimatschutz. Projektbearbeiter: Manfred Seifert

Lebensgeschichten aus der sächsisch-böhmischen Kontaktzone. Projektbearbeiter: Petr Lozoviuk

Informatisierung in der Landwirtschaft Sachsens. Projektleiter: Manfred Seifert, Projektbearbeiterin: Birgit Huber

Künstlersteinzeichnungen für Haus und Schule. Projektbearbeiter: Winfried Müller

Mitwirkung an Ausstellungen und Ausstellungskonzeptionen:

Ausstellungskonzeption für das „Haus der Archäologie und Geschichte Sachsens“ in Chemnitz, Projektverantwortliche: ISGV (Direktorium, Bereichsleiter)/Projektgruppe Content am Landesamt für Archäologie, Projektbearbeiter: Maike Günther/André Thieme

Entwicklung und Durchführung einer Konzeption für die Dauerausstellung zur Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern durch das Collegium Bohemicum, Ústí nad Labem/Aussig und das ISGV. Projektverantwortliche: Collegium Bohemicum (Blanka Mouralová)/ISGV (Winfried Müller/Manfred Seifert), Projektbearbeiter: Petr Lozoviuk

Via regia. 3. Sächsische Landesausstellung in Görlitz 2011. Projektverantwortliche: Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Projektmitarbeit: Winfried Müller (ISGV/TU Dresden) in Verbindung mit Enno Bünz (ISGV/Universität Leipzig), Thomas Hänseroth (TU Dresden), Frank Metasch (ISGV), Bettina Probst (SKD), Martina Schattkowsky (ISGV), Susanne Schötz (TU Dresden), Gerd Schwerhoff (TU Dresden), Manfred Seifert (ISGV), Swen Steinberg (SKD) und der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften

Tagungen und Workshops 2009

Produktion und Reproduktion: Arbeit und Fotografie, 24./25. April 2009, Crimmitschau, Westsächsisches Textilmuseum. Organisation und Leitung: Wolfgang Hesse/Claudia Schindler/Manfred Seifert

Die Revolution von 1848/49 im Leben von Louise Otto-Peters, 15. Mai 2009, Dresden, Technische Universität. Organisation und Leitung: Martina Schattkowsky/Susanne Schötz

Kleinräumige Mobilität und Grenzwahrnehmung im 19. Jahrhundert – Transregionale Perspektiven, 25./26. Juni 2009, Bautzen, Staatsfilialarchiv. Organisation und Leitung: Katrin Lehnert/Lutz Vogel

Landschaft quer Denken. Theorien – Bilder – Formationen, 17.–19. September 2009, Dresden, Technische Universität. Organisation und Leitung: Andreas Martin/Manfred Seifert

Regular- und Säkularkanonikerstifte in Mitteldeutschland, 16./17. Oktober 2009, Meißen, Evangelische Akademie. Organisation und Leitung: Dirk Martin Mütze

Publikationen 2009

Neues Archiv für sächsische Geschichte, hrsg. von Karlheinz Blaschke, Enno Bünz, Winfried Müller, Martina Schattkowsky, Uwe Schirmer. Redaktion: André Thieme, Bd. 80 (2009).

Volkskunde in Sachsen, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. Schriftleitung: Manfred Seifert und Sönke Friedreich unter Mitarbeit von Wolfgang Hesse, Katrin Lehnert, Petr Lozoviuk, Andreas Martin und Ira Spieker, Bd. 21 (2009).

Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde. Im Auftrag des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. hrsg. von Enno Bünz, Winfried Müller, Martina Schattkowsky und Manfred Seifert:

Band 28: Die Zisterzienser und ihre Bibliotheken. Buchbesitz und Schriftgebrauch des Klosters Altzelle im Vergleich, hrsg. von Tom Graber/Martina Schattkowsky, Leipzig 2009.

Band 29: Grenzgebiet als Forschungsfeld. Aspekte der ethnografischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes, hrsg. von Petr Lozoviuk, Leipzig 2009.

Band 30: Gunter Janoschke, Von der Erlebnis- zur Erinnerungskultur. Militärvereine und militärische Erinnerungskultur im Königreich Sachsen 1863–1913, Leipzig 2009.

Band 31: Nicole Völtz, Staatsjubiläum und Friedliche Revolution. Planung und Scheitern des 40. Jahrestages der DDR 1989, Leipzig 2009.

Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, hrsg. von Enno Bünz, Winfried Müller, Martina Schattkowsky und Manfred Seifert:

Band 11: Sebastian Schaar, Christian Friedrich Frenzel (1780–1864). Erinnerungen eines sächsischen Infanteristen an die napoleonischen Kriege. Edition und Kommentar, Dresden 2008 [2009].

Band 12: Perspektiven der Reformationsforschung in Sachsen. Ehrenkolloquium zum 80. Geburtstag von Karlheinz Blaschke, hrsg. von Winfried Müller, Dresden 2008 [2009].

Band 14: Biografische Lexika im Internet. Internationale Tagung der „Sächsischen Biografie“ in Dresden, hrsg. von Martina Schattkowsky/Frank Metasch, Dresden 2009.

Band 15: Rolf Maaß, Die Sterkamps. Autobiografie eines sächsischen Gewerkschaftsfunktionärs 1920 bis 1933, hrsg. und eingeleitet von Swen Steinberg, Dresden 2009.

Band 16: Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung, hrsg. von Manfred Seifert/Sönke Friedreich, Dresden 2009.

Codex diplomaticus Saxoniae:

Die Papsturkunden des Hauptstaatsarchivs Dresden, Bd. I: Originale Überlieferung, Teil 1: 1104–1303 (Codex diplomaticus Saxoniae, Hauptteil III: Papsturkunden, Bd. 1), bearb. von Tom Graber, Hannover 2009.

Online-Publikationen (Weiterführung)

Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Wissenschaftliche Leitung: Martina Schattkowsky, URL: <http://www.isgv.de/saebi/>

Digitales Bildarchiv des ISGV, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Wissenschaftliche Leitung: Andreas Martin, URL: <http://www.isgv.de/bidok/>

Digitales Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen. Wissenschaftliche Leitung: André Thieme, URL: <http://hov.isgv.de>

Der Codex diplomaticus Saxoniae im Internet, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Wissenschaftliche Leitung: André Thieme, URL: <http://www.isgv.de/codex/>

Repertorium Saxonicum, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Wissenschaftliche Leitung: André Thieme, URL: <http://www.isgv.de/rep sax/>

Sachsen.digital. Interdisziplinäre Wissensplattform zur Geschichte, Kultur und Landeskunde Sachsens. Gemeinsames Internetportal der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden und des ISGV, URL: <http://www.sachsendigital.de>

REZENSIONEN

Der Sachsenspiegel. Die Heidelberger Bilderhandschrift. Faksimile – Transkription – Übersetzung – Bildbeschreibung, hrsg. von DIETLINDE MUNZEL-EVERLING, Universitätsbibliothek Heidelberg, Heidelberg 2009. – Interaktive CD-ROM mit Begleitheft (15 S.) (ISBN: 978-3-927705-21-0, Preis: 19,90 €).

Der Sachsenspiegel des Eike von Repgow gehört ganz ohne Frage zu den bedeutendsten Rechtsdenkmälern nicht nur des deutschen Mittelalters. Aus der ungeheuer breiten Überlieferung stechen besonders die vier erhaltenen Codices picturati hervor, die allesamt untereinander verwandt sind und den Text mit durchlaufenden Bildkolumnen versehen. Unter diesen vier Handschriften wiederum nimmt der Heidelberger Codex die Stellung der ältesten ein. Er gehört zu den vermutlich bekanntesten deutschsprachigen Bilderhandschriften.

Entsprechend war die Handschrift auch eine der ersten, die im Rahmen der digitalen Bibliotheca Palatina (<http://palatina-digital.uni-hd.de>) als kostenfreies Vollfaksimile im Internet zugänglich gemacht wurde – heute sind alle 848 deutschsprachigen Handschriften der Palatina online greifbar. Gegenüber dieser kostenfreien online-Version bietet die vorliegende CD-ROM einige Vorteile in der Bedienung, bspw. eine Thumbnail-Übersicht, die mit verbesserten Kontrasten und anderen Darstellungsoptionen genutzt werden kann. So fällt die Navigation im digitalen Faksimile deutlich einfacher als in der online-Variante – vor allem, wenn man bereits eine Ahnung hat, was respektive welche Szene man sucht. Diese neuen Features alleine freilich würden eine kommerzielle CD-ROM-Ausgabe kaum rechtfertigen.

Aber diese kann weit mehr als ihre kostenfreie online-Schwester. In der Einzelblatt-Darstellung beispielsweise können aufeinander bezogene Text- und Bildbereiche hervorgehoben sowie Beschreibungen einzelner Bildelemente eingeblendet, ferner Transkription und Übersetzung wahlweise zugeschaltet werden. Die Bildelemente folgen neun Gruppen (Personen, Wappen, Gerichtspersonen, Religion/Geschichte, Handgebärden, Wirtschaft, Körperhaltung, Lebensweise, Rechtssymbole), die jeweils durch ein Symbol gekennzeichnet sind. So kann auf einen eingehenden Bildkommentar zurückgegriffen werden. Dieser Kommentar lässt sich über einen anderen Zugriffspunkt auch als Katalog nutzen. So können bspw. die Bilder zu einzelnen Personen oder Sachthemen gruppiert werden. Das eröffnet ganz neue Möglichkeiten, sich Text und Bild aus ganz unterschiedlichem, jeweils persönlichem Interesse anzunähern.

Die Transkription nimmt die sparsam verwendeten diakritischen Zeichen mit auf, löst aber die – ebenfalls vergleichsweise seltenen – Abkürzungen stillschweigend auf. Die Übersetzung ist sehr textnah, was zwar den Lesefluss im Einzelfall eher hemmt, aber das Verständnis des Originaltextes deutlich befördern kann. Dazu trägt auch ein ausgiebiges Glossar bei, das unmittelbar zu einzelnen Worten abgerufen werden kann. Text und Übersetzung sind als pdf-Dateien mit auf der CD-ROM enthalten, also leicht durchsuchbar. Als „Dreingabe“ gibt es dazu den vollständigen Text des Land- und Lehnrechts nach der klassischen Ausgabe durch Carl Gustav Homeyer (3. Aufl., 1861, auf der Grundlage der Handschrift Berlin, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Ms. germ. fol. 10) als pdf-Dateien, allerdings ohne Apparat, Einleitung etc.

Die CD-ROM wird begleitet von einem kurzen Heft, das die grundlegenden Funktionen vorstellt. Sie ist auf Windows-PCs ebenso lauffähig wie auf MACs, be-

nötigt wird jeweils eine minimale Bildschirmauflösung von 1024x768 Pixel. Bleibt als Fazit: Mit diesem preiswerten Digitalfaksimile liegt ein kreativer Zugriff auf ein faszinierendes Zeugnis mittelalterlicher Manuskriptkultur vor. Die Bilder gibt es zwar auch anderswo, die besondere Stärke dieser Ausgabe aber liegt im Kommentar und der Möglichkeit, einzelne, über die gesamte Handschrift verstreute Bildelemente zu bündeln. Gemeinsam mit den Serviceleistungen Transkription und Übersetzung ist so die Auseinandersetzung mit dem Heidelberger Sachsenspiegel nicht nur ein – wie vorher auch schon – faszinierendes, sondern nun auch bequemes Unterfangen.

Bielefeld

Hiram Kümper

Die Stadtbücher Altendresdens (1412–1528), hrsg. von THOMAS KÜBLER/JÖRG OBERSTE, bearb. von Jens Klingner/Robert Mund (Die Stadtbücher Dresdens [1404–1534] und Altendresdens [1412–1528], Bd. 4), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2009. – 631 S., 16 Tafeln (ISBN: 978-3-86583-250-4, Preis: 55,00 €).

Die Herausgabe der spätmittelalterlichen Dresdner Stadtbücher schreitet unter der Leitung von Thomas Kübler und Jörg Oberste zügig voran. Die Bände 1 und 2 des Editionsvorhabens konnten im NASG 79 (2008), S. 279–282 und 80 (2009), S. 357 f. besprochen werden. Band 3 mit Ausgabe des sechsten und siebenten Stadtbuchs Dresdens für den Zeitraum 1505 bis 1535 ist in Vorbereitung, doch wurde die Bearbeitung der Stadtbücher Altendresdens, die aus dem Zeitraum von 1412 bis 1528 erhalten sind, vorgezogen. Die Hauptlast der Editionsarbeit trug hierbei Robert Mund.

Altendresden, das erstmals 1350 im Lehnbuch Friedrichs des Strengen erwähnt wird, hat sich als selbständige Siedlung rechts der Elbe im Gebiet der heutigen Neustadt entwickelt, erhielt 1403 von Markgraf Wilhelm I. das Stadtrecht, verlor aber 1549 durch Kurfürst Moritz wieder seine Eigenständigkeit und wurde der Verwaltung der Stadt Dresden untergeordnet. Als städtisches Gemeinwesen stand Altendresden in den gut 150 Jahren seiner Selbständigkeit im Schatten der größeren linkselbischen Residenzstadt, verfügte aber mit der Dreikönigskirche und einer dazugehörigen Schule sowie dem von Markgraf Wilhelm I. gegründeten Augustinereremitenkloster durchaus über urbane Komponenten, die es lohnend erscheinen lassen, sich mit dieser kleinen Ackerbürgerstadt zu beschäftigen.

Allerdings hat die Überlieferung der Stadt in Folge des Zweiten Weltkriegs schwere Einbußen erlitten. Die Stadtrechnungen aus den Jahren 1467–1516, die Weinamtsrechnungen von 1538 bis 1564 und die Kirchenrechnungen von 1489 bis 1563 sind seitdem verloren, so dass die beiden hier edierten Amtsbücher die einzigen heute noch erhaltenen Quellen im Buchformat sind, die der Altendresdener Rat im 15. Jahrhundert angelegt hat. Nach der Wende zum 16. Jahrhundert wird die Amtsbuchüberlieferung Altendresdens umfangreicher und differenzierter (S. 14 f., wo auch erhaltene Kirchenbaurechnungen von 1515–1520 erwähnt werden, die von den oben genannten, verlorenen Kirchenrechnungen zu unterscheiden sind).

Die Edition des Altendresdner Stadtbuchs (1412–1512) nimmt den größten Teil des Bandes ein (S. 21–400). Einleitend beschreibt Robert Mund äußere und innere Merkmale der Handschrift, die wie die gleichzeitigen Dresdner Ratsbücher zu den gemischten Stadtbüchern zu rechnen ist. Der Band sollte ursprünglich systematisch gegliedert werden, wurde dann aber chronologisch geführt. Zahlreiche Schreiberhände sind zu unterscheiden, doch lassen sie sich erst seit dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts namentlich bekannten Stadtschreibern zuweisen (S. 27 f.). Die 752 Einträge des Stadt-

buchs werden mit laufender Nummer, Kopfrege, aufgelöster Datierung, gegebenenfalls auch textkritischem Apparat und Sachanmerkungen abgedruckt.

Das zweite noch im 15. Jahrhundert einsetzende Stadtbuch Altendresdens, das bis 1528 geführt wurde und hier S. 401-575 ediert wird, trägt den Titel „Protocollum“, was wohl damit zusammenhängt, dass anfangs vor allem vor dem Rat getätigte Kaufgeschäfte eingetragen wurden (S. 411 f.), doch wurden dann auch andere Eintragungen vorgenommen. Von den zehn Händen, die an diesem Band geschrieben haben (z. T. aber nur auf beiliegenden Zetteln), lassen sich fünf mit Stadtschreibern identifizieren, deren Hände auch im anderen Stadtbuch nachweisbar sind. Von den vier seit 1471 namentlich bekannten Stadtschreibern Altendresdens hatten übrigens drei in Leipzig studiert. Nur für Peter Leupold (Stadtschreiber 1506–1516) ist ein dortiger Studienaufenthalt nicht nachweisbar. Das „Protocollum“ umfasst 286 Einträge, die in der oben beschriebenen Weise ediert werden. Ein detailliertes Register der Orte und Personen erschließt den breitgefächerten Inhalt der beiden Altendresdner Stadtbücher, von deren äußerer Beschaffenheit und Anlageform zudem 14 Farbtafeln am Ende des Bandes eine Vorstellung geben.

Leipzig

Enno Bünz

Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon, hrsg. von FRANZ JOSEF WORSTBROCK, Bd. 1, Lieferung 4, Walter de Gruyter, Berlin u. a. 2008. – Brosch. Sp. 953-1338 (ISBN: 978-3-11-020638-8, Preis: 79,95 €).

Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon, hrsg. von FRANZ JOSEF WORSTBROCK, Bd. 2, Lieferung 1, Walter de Gruyter, Berlin u. a. 2009. – Brosch. Sp. 1-320 (ISBN: 978-3-11-020595-2, Preis: 79,95 €).

Das seit 2005 erscheinende Grundlagenwerk, welches unter der Federführung von Franz-Josef Worstbrock als unverzichtbare Ergänzung zum Verfasserlexikon „Die deutsche Literatur des Mittelalters“ erscheint, kann mit zwei neuen Lieferungen aufwarten. Zum Verständnis der Konzeption sei auf meine Besprechung der Lieferungen 1 bis 3 in: NASG 79, 2008, S. 321-323 verwiesen. Lieferung 4 schließt den ersten Band (A-K) ab und enthält ausführliche Artikel über Dietrich Gresemund d. J., Johannes Greußer/Tuberinus, Heinrich Grieninger, Joseph Grünpeck, Philipp Gundel, Hieronymus Gürtler, Johannes Hadeke (studierte in Wittenberg und wohl auch in Leipzig), Jakob Hartlieb/Paulus Olearius (gemeinsamer Artikel), Bohuslaus Lobkowicz von Hassenstein (bedeutendster Vertreter des böhmisch-mährischen Humanismus), Georg Hauer (Artesstudium in Leipzig), Jakob Heinrichmann, Johannes Hermansgrün (studierte in Leipzig und Erfurt), Helius Eobanus Hessus (dass ihm als produktivem Haupt des Erfurter Humanistenkreises mit Sp. 1066-1122 besonders viel Platz eingeräumt wurde, verwundert nicht), Johannes Hildebrandt, Christophorus Hoffmann, Johannes Honorius/Cubitensis (studierte und wirkte als Artist und Theologe in Leipzig), Jacobus Hoogstraeten, Joseph Horlenius, Johannes Hug, Michael Hummelberg, Andreas Hundern, Magnus Hundt d. Ä. (studierte in Leipzig und wirkte dort als Artist, Theologe und Mediziner), Ulrich von Hutten (studierte 1507–1509 in Leipzig, was in dem von ihm verfassten zweiten Teil der „Dunkelmännerbriefe“ Spuren hinterlassen hat, ausführlich über ihn Sp. 1185-1237), Johannes Huttich (wirkte zeitweilig mit Rhagius Aesticampianus an der Universität Leipzig), Franciscus Irenicus, Nikolaus Karbach (studierte in Leipzig), Timan Kemener, Johannes Kerckmeister, Johannes von Kitzscher (sächsischer Adliger, studierte u. a. in Leipzig, als Geistlicher und gelehrter Rat dann zeitweilig in kurfürstlichen Diensten), Michael Köchlin, Wilhelm

Kopp, Albert Krantz, Andreas Krapp (studierte in Leipzig und Wittenberg), Johannes Kruysaer.

Lieferung 1 des zweiten Bandes enthält Artikel über Johannes Landsberger (studierte in Leipzig), Paul Lang (stammt aus Zwickau und wirkte als gelehrter Benediktiner im Kloster Bosau bei Zeitz), Vinzenz Lang, Rudolf von Langen, Johannes Langer von Bolkenhain d. Ä., Kilian Leib, Conradus Leontorius, Jakob Locher/Philomusus, Walther Lud, Joachim Lüntaler, Matthaeus Lupinus/Calidomius (studierte in Leipzig und war zeitweilig Schulmeister in Großenhain), Otmar Luscinus, Johannes Mader, Jakob Magdalius von Gouda, Johannes Maius (studierte in Leipzig), Wolfgang Marius, Nikolaus Marschalk (über ihn, der in Erfurt und Wittenberg wirkte, ausführlich Sp. 161-203), Matthäus Marschalk von Pappenheim, Andreas Meinhardi (stammte aus Pirna, studierte in Leipzig, wirkte später an der Leucorea und verfasste eine bedeutende Beschreibung von Stadt und Universität Wittenberg), Jakob Merstetter, Jacobus Montanus, Petrus Mosellanus/Schade (seine Bedeutung für die Universität Leipzig muss hier nicht eigens hervorgehoben werden, ausführlich Sp. 239-255), Johannes Adelphus Muling, Johannes Murellius und Thomas Murner.

Eindrucksvoll verdeutlichen die Viten in den beiden hier vorliegenden Lieferungen des Verfasserlexikons die Rolle der Universität Leipzig als Studien- und Wirkungsort früher deutscher Humanisten. Vgl. dazu jetzt auch die Beiträge in: *Der Humanismus an der Universität Leipzig*, hrsg. von ENNO BÜNZ/FRANZ FUCHS (Pirckheimer-Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung 23, 2008), Wiesbaden 2009, und meine Gesamtdarstellung der Universitätsgeschichte 1409–1539 in: *Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009*, Bd. 1: Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit 1409–1830/31, von ENNO BÜNZ/MANFRED RUDERSDORF/DETLEF DÖRING, Leipzig 2009, S. 17-325. Für einige Viten werden die weiteren Lieferungen des Verfasserlexikons wohl noch vom neuen biografischen Nachschlagewerk der Theologischen Fakultät profitieren können: *Die Professoren und Dozenten der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig von 1409 bis 2009*, hrsg. von MARKUS HEIN/HELMAR JUNGHANS unter Mitarbeit von ALEXANDER BARTMUSS u. a. (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Reihe A, 8), Leipzig 2009.

Leipzig

Enno Bünz

Regesten der Urkunden und Aufzeichnungen im Domstiftsarchiv Brandenburg, Teil 2: 1488–1519/1545, bearb. von WOLFGANG SCHÖSSLER (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Bd. 54), BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2009. – XV, 685 S., 44 Tafeln (ISBN: 978-3-8305-0943-1, Preis: 82,00 €).

Wie die mitteldeutschen Domkapitel Meißen, Merseburg und Naumburg verfügt auch das Domkapitel Brandenburg bis heute über sein altes Archiv, das in diesem Falle bis auf die Gründungsurkunde Ottos I. von 948 zurückgeht. Das Brandenburger Domstiftsarchiv ist aber nicht nur das älteste Archiv im Lande, sondern auch das einzige der drei mittelalterlichen Bistümer Brandenburg, Havelberg und Lebus, das die Gefährdungen der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges einigermaßen unversehrt überstanden hat. Dazu hat nicht unwesentlich der Umstand beigetragen, dass Brandenburg als evangelisches Domstift in institutioneller Kontinuität über das 16. Jahrhundert hinaus fortbestanden und sich dann in vorbildlicher Weise der Bewahrung und Erschließung seiner Überlieferung angenommen hat. Vor allem Wolfgang Schössler, mittlerweile im Ruhestand, hat sich als langjähriger Leiter des Domstiftsarchivs

bleibende Verdienste um die Ordnung, inhaltliche Erschließung und Edition der umfangreichen Bestände erworben. Hingewiesen sei vor allem auf das detaillierte Inventarwerk „Das Domstift Brandenburg und seine Archivbestände“, bearb. von Wolfgang Schößler (Quellen, Findbücher und Inventare des Brandenburgischen Landeshauptarchivs 15), Frankfurt a. M. u. a. 2005.

Schon vor zwölf Jahren sind die von Wolfgang Schößler bearbeiteten „Regesten der Urkunden und Aufzeichnungen im Domstiftsarchiv Brandenburg, Teil 1: 948–1487“ (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Bd. 36), Weimar 1998, erschienen. Der Band ist mit über 900 Druckseiten deutlich umfangreicher als der vorliegende zweite, der aber bei stetig anschwellender Überlieferung einen deutlich kürzeren Zeitraum abdeckt. Den Kernbestand beider Teilbände bilden die Regesten der Urkunden und anderen Aufzeichnungen im Archiv des Domstifts Brandenburg. Man muss dazu aber wissen, dass dort neben den domkapitelchen Provenienzen mittlerweile noch andere Bestände verwahrt werden. Im Teil 1 sind dies neben Urkunden der Bischöfe von Brandenburg (Hochstift) auch Urkunden der Pfarrei St. Gotthardt in Brandenburg, des Prämonstratenserstifts St. Marien auf dem Marienberg bei Brandenburg, der Pfarrei St. Jakobi in Perleberg und weitere Einzelstücke aus Deposita und Sammlungsgut. Zudem hat sich der Bearbeiter entschieden, auch die Inschriften im Dom und Domstift Brandenburg in seine Regestenpublikation mit aufzunehmen, was zu begrüßen ist, weil die Bearbeitung Brandenburgs im Rahmen des Vorhabens „Die deutschen Inschriften“ nicht absehbar ist.

Ebenso komplex wie der Inhalt des ersten Teilbandes ist auch der des vorliegenden zweiten Teils. Der Übergang vom Urkunden- zum Aktenzeitalter wird eindrucksvoll deutlich. Neben und vor die Urkunden treten andere Überlieferungen wie Rechnungen, Register und Amtsbücher. Waren im Teil 1 noch etwa 25 % der präsentierten Quellen ungedruckt, sind es im vorliegenden Teil 2 schon ca. 80 %. Die Leistung des Bearbeiters tritt damit schon deutlich hervor, denn er hat mit seiner tiefdringenden Arbeit Quellen erschlossen, die heute selbst manchen Mittelalterhistorikern, von Studenten gar nicht zu reden, durch Sprache und Überlieferungsform nur noch schwer zugänglich sind. Zunächst werden als Nr. 632–886 die Regesten der Urkunden und Aufzeichnungen des Domstifts Brandenburg von 1488 bis 1545 geboten. In die Urkundenreihe chronologisch eingereiht werden zudem vom Umfang her eher sperrige Stücke wie das Rechnungsbuch des Domkellners von 1488/89 (Nr. 632), die Aufzeichnungen über Einziehung von Synodiaticum und Cathedraticum 1511–1528 (Nr. 680), die Statuten des Domstifts von ca. 1526/27 (Nr. 774), die Rechnung des Domkustos von 1535–1538 (Nr. 811), das Rechnungsbuch des Dompropstes Johann Meyendorff von 1539–1545 (Nr. 842) und das Testament des Bischofs Matthias von Jagow 1544 (Nr. 873). Diese Überlieferung füllt gut die Hälfte des Bandes.

Des Weiteren enthält Teilband 2 „Regesten der Aufzeichnungen im Stadtbuch der Altstadt Brandenburg“, das als Buchfragment auf unerfindlichen Wegen aus städtischer Überlieferung in das Domstiftsarchiv gelangt ist. Neben typischen Eintragungen, wie sie sich in vielen Stadtbüchern gemischten Inhalts finden, sind auch etliche Abrechnungen des Rats enthalten. Die Einträge umfassen den Zeitraum von 1489 bis 1497 und werden in Regestenform dargeboten (A 1–A63). Den dritten Überlieferungskomplex bilden „Regesten der Urkunden und Aufzeichnungen der Bischöfe von Brandenburg (Hochstift)“, im einzelnen zwar nur zehn Stücke (B 46 – B 55) aus den Jahren 1499 bis 1545, darunter aber als umfangreichste Überlieferung das Rechnungsbuch über Einnahmen und Ausgaben des Hochstifts Brandenburg 1526–1530, das in 48 Unternummern ausführlich dargeboten wird. Von dem Archiv der Bischöfe sind eben leider nur Trümmer erhalten. Als weitere Überlieferungsgruppen folgen „Regesten der Urkunden der Pfarre St. Gotthardt Brandenburg“ (G 23 – G 34 von 1484 bis 1543), die

Inschriften im Brandenburger Dom und Domstift (I 35 - I 58 von 1489 bis 1542), die im Volltext und in deutscher Übersetzung abgedruckt werden, die „Regesten der Urkunden des Prämonstratenserstifts St. Marien auf dem Marienberg bei Brandenburg“ (M 9 - M 14 von 1490 bis 1530), die „Regesten der Urkunden der Pfarre St. Jakob Perleberg“ (P 50 - P 81 von 1497 bis 1545), weiter „Regesten von Einzelstücken aus anderen Deposita und Sammlungsgut im Domstiftsarchiv Brandenburg“ (S 20 - S 24 von ca. 1487–1510/14), und schließlich die „Regesten der Urkunden der Pfarre St. Nikolaus in Wilsnack“ (W 1 - W 8 von 1384 bis 1500). Der letzte Bestand ist erst 2000 als Depositum in das Domstiftsarchiv Brandenburg gekommen und konnte deshalb im ersten Teilband noch nicht berücksichtigt werden, obwohl sieben Urkunden schon vor 1488 ausgestellt worden sind. Inhaltlich beziehen sie sich fast durchweg auf die Wilsnacker Pfarrkirche als Zentrum der zeitweilig überregional berühmten Wunderblutwallfahrt.

Der reiche Inhalt dieses Bandes wird erschlossen durch Verzeichnisse und Beschreibungen der erhaltenen Siegel sowie ein Verzeichnis der Wasserzeichen, womit der umfangreiche Abbildungsanhang korrespondiert (44 Tafeln), der außerdem auch Abbildungen der Notariatsignete enthält. S. 518–520 werden von Wolfgang Schößler Berichtigungen und Zusätze sowie Tippfehlerberichtigungen zu Teil 1 dargeboten, die verdeutlichen, mit welcher Sorgfalt er seine vor zehn Jahren erschienenen Regesten noch einmal durchgearbeitet hat. Das Namenregister und das Sach- und Wortregister, die fast ein Viertel des Buchumfangs ausmachen, sind vorbildlich und gehen „über den Standard vergleichbarer Urkundenbücher weit hinaus“, wie Klaus Neitmann im Vorwort S. VIII betont. Aus dem Sachregister seien fast willkürlich zur Verdeutlichung des Ertrages die Lemmata „Eisen“ (noch weiter untergliedert), „Exkommunikation“, „Handschlag bei Rechtshandlungen“, „Inkorporationen“ und „Konfekt“ herausgegriffen. Es muss wohl nicht eigens hervorgehoben werden, dass Quelleneditionen und Regestenpublikationen erst durch eine solche Tiefenerschließung für systematische Fragestellungen nutzbar werden.

Alles in diesem Band ist gut durchdacht mit dem Ziel, die Überlieferung in bestmöglicher Form zu erschließen. Der Bearbeiter legt die Quellen in ausführlichen Vollregesten vor, die durch den reichlichen Einsatz von runden Klammern für Quellenzitate und eckige Klammern für sachliche Ergänzungen, z. B. bei Namen, auf den ersten Blick zwar etwas unübersichtlich erscheinen, tatsächlich aber den Leser selbst durch komplizierte Urkundeninhalte sicher und sprachlich klar führen. Sachanmerkungen und Querverweise auf andere Quellen werden zudem in Endnoten unter dem Regest geboten. Dort stehen außerdem die erforderlichen Angaben zur Überlieferung, Besiegelung sowie zu Drucken oder Regestenpublikationen. Besonders interessant ist die regestenförmige Wiedergabe der Rechnungen und anderer registerartiger Aufzeichnungen. Sie werden, wie schon bemerkt, innerhalb der Provenienzen, in die der Regestenband gegliedert ist, als Nummer chronologisch eingereiht, und zwar nach dem frühesten Eintrag. Die Rechnung des Domkustos (Nr. 811) umfasst die Jahre 1535 bis 1538 und wird deshalb unter den Urkunden von 1535 eingereiht. Die Rechnung umfasst insgesamt 13 Posten. Die Veröffentlichung solcher Quellen beginnt stets mit einer tabellarischen Übersicht über den Inhalt und seine Aufteilung in Regesten (hier Nr. 811[1]), aus der die Reihenfolge der Einträge in der Vorlage und deren Aufteilung und Reihenfolge als Regest ersichtlich ist. Es folgen – um beim Beispiel zu bleiben – die 13 Regesten, die mit den Nummern 811[2] bis 811[14] versehen sind. Bei der Erschließung der Rechnungen hat sich Wolfgang Schößler an Band 3 der Regesten der Grafen von Katzenelnbogen von Karl E. Demandt (Wiesbaden 1956) als Vorbild orientiert, die ansonsten leider wenig Nachahmung gefunden haben. Die Inhaltsreferate und Regesten von Schößler sind aber noch übersichtlicher, und von Fall zu Fall galt es angemess-

sene neue Präsentationsformen zu finden, wie eindrucksvoll das Register über das vom Dompropst eingezogene Synodaticum und Cathedratium von 1511/28 zeigt, das ausführlich mit mehreren Tabellen S. 67-126 präsentiert wird (Nr. 680[1]-680[37]). Auch auf die ausgeklügelte Präsentation des bischöflichen Rechnungsbuchs über die Einnahmen und Ausgaben des Hochstifts (1526–1530) S. 351-433 (Nr. B 48[1]-B 48[48]) ist in diesem Zusammenhang hinzuweisen. Beide Aufzeichnungen bilden die wichtigsten Quellen für die Rekonstruktion der Kirchenorganisation im Bistum Brandenburg am Ende des Mittelalters und sind deshalb schon von FRITZ CURSCHMANN, *Die Diözese Brandenburg* (Leipzig 1906) intensiv verwertet worden. Schößler kann dazu nun manche Korrekturen beibringen.

Das Regestenwerk endet mit dem Jahr 1545, als der Markgraf das Hochstift Brandenburg eingezogen hat. Bis 1519 können die Regesten den Anspruch erheben, die Überlieferung des Domstifts vollständig zu erschließen! Ab 1520 aber setzen die großen Amtsbuchreihen ein, worauf Schößler S. X hinweist: 1520 die jährlichen Geldrechnungen, 1538 die jährlichen Kornrechnungen, 1535 die Lehnbücher über weltliche und geistliche Lehen, 1543 die Dingetagsprotokolle und 1556 die Kapitelsprotokolle. Lediglich die Lehnbücher sind im vorliegenden Band noch für die Jahre 1535 bis 1545 registriert worden. Der Bearbeiter kündigt aber an, die genannten Amtsbuchserien künftig durch analytische Register zu erschließen. Sollte ihm auch dies gelingen, wäre das Domstiftsarchiv Brandenburg in absehbarer Zeit ein durch Inventar, Regestenbände und analytische Register geradezu vorbildlich erschlossenes Modellarchiv!

Wolfgang Schößler hat mit seinen beiden Regestenbänden der Urkunden und Aufzeichnungen des Domstiftsarchivs Brandenburg, von denen hier nur Teil 2 zu besprechen war, ein Werk vorgelegt, das lange Bestand haben wird. Für die weitere Erforschung von Bistum und Domkapitel Brandenburg hat er hervorragende Voraussetzungen geschaffen, aber es ist zu hoffen, dass seine Regestenbände dafür sorgen werden, dass die brandenburgische Überlieferung auch überregional wahrgenommen und ausgewertet wird. Aus mitteleuropäischer Perspektive bleibt nur zu wünschen, dass auch die Archive der Domstifte Meißen, Merseburg und Naumburg in ähnlicher Weise erschlossen werden mögen.

Leipzig

Enno Bünz

Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. von FRIEDRICH JAEGER, Bd. 9: Naturhaushalt – Physiokratie, J. B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2009. – XXI S., 1194 Sp. (ISBN: 978-3-476-01999-8, Preis: 199,90 €).

Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. von FRIEDRICH JAEGER, Bd. 10: Physiologie – Religiöses Epos, J. B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2009. – XXII S., 1210 Sp. (ISBN: 978-3-476-02000-0, Preis: 199,90 €).

Das große Sachwörterbuch zur Geschichte der Neuzeit (1450–1850) kommt zügig voran. Im NASG 80 (2009), S. 312-314 wurden die Bände 7 und 8 angezeigt. Mit verlässlicher Regelmäßigkeit sind seitdem wieder zwei neue Bände erschienen und hier vorzustellen. Band 9 wartet mit 209 Artikel von 188 Autoren auf, darunter zahlreiche Artikel von allgemeinerem Interesse. Zunächst wird die Reihe der im vorigen Band begonnenen Lemmata mit dem Grundwort *Natur* fortgesetzt. Hervorgehoben sei hier nur der Artikel *Naturkatastrophen* (der Verfasser Christian Rohr hat vor wenigen Jahren seine Habil.-Schrift über Naturereignisse im Ostalpenraum vorgelegt, die zur Nachahmung in anderen Landschaften anregt). Wichtig sind dann die Stichworte

Nepotismus, Netzwerk, Neue Welt, Neuhumanismus, Neulateinische Dichtung (zentral, aber auf nur sieben Druckspalten, wohingegen es der aus meiner Sicht weit weniger relevante Artikel *Neugier* immerhin auf fünf Druckspalten bringt: nicht immer stimmen die Relationen), *Newtonianismus, Niederländischer Aufstand, Nobilitierung, Nonne, Nordamerikanische Revolution, Nordamerikanische Verfassung, Nordische Kriege, Normaljahr* (konfessionelle Besitzverhältnisse 1624), *Notar* (warum hier kein Verweis auf das HRG erfolgt, ist unerfindlich), *Numismatik, Nuntius, Nutzpflanzen, Nutztiere, Nutzungssysteme* (in der Landwirtschaft), *Obrigkeit* (sehr umfassend), *Obst, Ochsenhandel* (mit einem Bezug zu Sachsen und Thüringen), *Ofen* (speziell Hochofen), *Öffentliches Recht* (ausführlich), *Öffentlichkeit, Offizier, Offizin* (recht allgemein, ohne spezifische lokale Bezüge, etwa zu Leipzig), *politische Ökonomie, Ökonomik Alteuropas, Öl, Oper, Opernhaus, Orden* (als Auszeichnung und als religiöse Lebensform), *Orgelmusik* (u. a. natürlich mit Berücksichtigung J. S. Bachs), *Ortszeit, Osmanisches Reich, Osteuropa, Pacht, Pädagogik, Palast* (architektonisch), *Papier, Papsttum* (recht umfassend und interessant bebildert über Amt und Kirchenstaat), *Parlament* (allerdings nur in seinen spezifischen Ausprägungen in England und Frankreich), *Partei* (politisch-parlamentarisch, aber auch als Parteibildung im Dorf), *Partikularrecht, Partnerwahl, Passionsspiel, Patrimonialgerichtsbarkeit* (man gewinnt den Eindruck, diese habe es nur in Preußen gegeben), *Patriziat* (recht knapp und in der Literaturliteratur begrenzt, z. B. ohne Hinweis auf das Standardwerk von Peter Fleischmann über Nürnberg), *Patronat, Pauperismus, Pension, Peregrinatio academica* (Studienreise), *Personalunion, Personenstandsregister, Pest, Pfarramt* (zu den wenigen Literaturangaben hätte zumindest noch ein Hinweis auf PETER HERSCHE, *Muße und Verschwendung*, 2006, gehört, der die gesamteuropäische Forschung zur frühneuzeitlichen Pfarrei gut bündelt), *Pfarrer- und Priesterausbildung, Pferde, Pflug, Pfründe, Philosophie, Philosophische Fakultät, Physicus* (behandelt das Aufkommen von Stadt-, aber nicht von Leibärzten, die am Hof tätig waren, obwohl ein entsprechendes Lemma fehlt).

Auch aus Band 10, der 231 Artikel von 211 Autoren enthält, können hier nur einige wenige Artikel hervorgehoben werden: *Pietismus* (mit Bezügen zu Sachsen, bes. Leipzig), *Pilgerreise* (Christentum und Islam), *theologische Polemik*, dann vor allem das Lemma *Politik* (umfassend zur Politiktheorie) mit zahlreichen weiteren Stichworten wie *Politica Christiana, Politik und Religion, Politische Bewegungen, Politische Literatur, Politische Musik, Politische Polizei, Politische Religion, Politische Theorie* und *Politische Zeitschrift*. Breit angelegt ist der Artikel über den frühneuzeitlichen Begriff *Polizei*. Weitere interessante Lemmata sind *Polyhistor, Porträt, Porzellan* (u. a. natürlich mit Bezug auf Meißen), *Post* sowie weitere Artikel bis hin zu *Postraub* (die erzählerische Detailfreude wirkt aber in einem solchen Nachschlagewerk doch etwas wunderlich) und *Postzeitung, Prädestination, Präzedenz* (der Verfasser des Artikels hat eine einschlägige Dissertation über zeremonielle Rangprobleme im frühneuzeitlichen Leipzig geschrieben), *Predigt, Predigtlehre, Preis* (und weitere Komposita wie *Preiskurant, -revolution, -taxen*), *Presse- und Meinungsfreiheit, Priestertum, Privatdozent* (was als ein typisch deutsches Phänomen erwiesen wird), *Privatrecht, Privileg, Privilegium de non appellando, Privilegium de non evocando, Probierkunde* (mit Verweis auf Lazarus Ercker in Kursachsen), *globale Produktionsgebiete, Professionalisierung* (der weltlichen und geistlichen Berufe), *Professor, Protestantische Ethik, Protestantismus, Protoindustrialisierung, Rassismus, Rat* (insbesondere Stadtrat, ein sehr informativer Artikel), *Rathaus, Ratsprotokolle, Räuberbanden, Raum, Realeinkommen und Rechnungswesen*. Auch *Recht* bildet ein weites Wortfeld mit Lemmata wie *Rechtseinheit, Rechtsgeschichte, Rechtskraft, Rechtsliteratur, Rechtsmittel*, besonders umfassend dann über *Rechtsphilosophie und Naturrecht*, weiter mit Artikeln zu *Rechtssicherheit*,

Rechtsstaat, Rechtsvergleichung und Rechtswissenschaft. Der Artikel *Reformation* skizziert nicht nur das Geschehen im gesamteuropäischen Rahmen, sondern schließt thematisch auch die Entwicklungen in Literatur, Musik und Kunst ein. Die Ausführungen zum Stichwort *Reformationsjubiläen* nehmen zwar zu Recht auf Kursachsen Bezug, ignorieren aber das wichtige Buch von WOLFGANG FLÜGEL, *Konfession und Jubiläum. Zur Institutionalisierung der lutherischen Gedenkkultur in Sachsen 1617–1830* (2005). Das Lemma *Reich* (das hier aber nur als allgemeiner politisch-theologischer Ordnungsbegriff behandelt wird) eröffnet eine ganze Themensequenz zur Geschichte des *Heiligen Römischen Reiches* (dieses Lemma findet sich schon in Band 5): *Reichsacht, Reichsdeputationshauptschluß* (1803), *Reichsdorf, Reichsgesetzgebung, Reichsgrundgesetze, Reichshandwerksordnung, Reichshofkanzlei, Reichshofrat, Reichsitalien, Reichskammergericht, Reichskreise, Reichskriegsverfassung, Reichsmünzordnung, Reichspost, Reichspublizistik, Reichsritter, Reichsstadt* (überraschend kurz, mit dürftigen Literaturangaben), *Reichstag* (hier mag man es noch verschmerzen, dass der Verfasser nicht das wichtige Buch von GABRIELE ANNAS über die Entwicklung der Reichstage bis 1471 von 2004 kennt, aber dass unter den Quellen nicht auf die laufenden großen Editionsprojekte der Deutschen Reichstagsakten, ältere, mittlere und jüngere Reiche, sowie auf zugehörige Reihe „Reichsversammlungen 1556–1662“ hingewiesen wird, ist unverzeihlich), *Reichsunmittelbarkeit und Reichsverfassung*. Der Artikel *Reise* ist tatsächlich so global angelegt, wie es dieses Lemma verdient. Die Artikel *Reiseführer, Reisehilfsmittel, Reiseliteratur* und *Reisepass* treten ergänzend hinzu, während ein eigener Artikel über *Reiseberichte* fehlt, obwohl es dazu auch eine rege deutsche Forschung gibt. Eine letzte Themensequenz dieses Bandes schließt an den Artikel *Religionen* an: *Religionsfreiheit, Religionsfriede, Religionsgemeinschaft, Religionsgeschichte, Religionsgespräch, Religionskriege, Religionskritik, Religionsphilosophie, Religionsvergleich, Religionswandel, Religionswissenschaft*, schließlich *Religiöse Ikonographie, Religiöse Interaktion, globale, Religiöse Reformbewegungen, Religiöser Pluralismus* und *Religiöses Epos*.

Die Grenze zwischen allgemein bedeutenden und auch landesgeschichtlich relevanten Artikeln lässt sich natürlich nur schwer ziehen. Außerhalb der Reihe sei der ausführliche Artikel *Neuzeit* hervorgehoben, den Friedrich Jaeger selbst verfasst hat (Sp. 158–181). Bei mehreren rechtsgeschichtlichen Artikeln fällt auf, dass kein Hinweis auf das HRG gegeben wird. Auf der einen Seite beeindruckt immer wieder die perspektivische Breite und inhaltliche Ausführlichkeit der Enzyklopädie, auf der anderen Seite überraschen aber auch manche überspeziellen Artikel, nach denen vermutlich niemand suchen wird, z. B. *Neuentdeckung Amerikas, Ostafrikanische Welt, Ostasiatische Wirtschaft, Osteuropäische religiöse Kulturen* im Band 9, *Polenfreundschaft, Populärtheologie, Populationistik* (hätte auch als Abschnitt im Artikel *Peuplierung* behandelt werden können), *Priesterkönig Johannes, Produktivität, Prostitution, Pünktlichkeit* im Band 10. Aber diese Feststellung mag auch dazu einladen, in der Enzyklopädie einfach nur zu blättern, um unerwartete Entdeckungen zu machen. Dann findet man allerdings gelegentlich auch Ärgerliches wie den Artikel *Quellenedition*, der nicht viel besser ist als der in Band 3 zum Lemma *Edition*. Anstelle der läppischen Literaturangaben hätte ein Hinweis beispielsweise auf die grundlegenden Arbeiten von ANDREAS KRAUS über die historischen Forschungen der Akademien im Barockzeitalter erfolgen müssen.

Auf der Homepage www.enzyklopaedie-der-neuzeit.de sind die laufend kumulierten Interimsregister der Sachen, Orte und Personen zugänglich. Nun stehen noch sechs Bände von *Renaissance* bis *Zyklizität* aus. Ob die Herausgeber wohl auch an den in Nachschlagewerken üblichen fingierten Artikel gedacht haben? Die Gelegenheit, in Band 10 das Lemma *Projektemacher* (der Aufklärungszeit) für eine moderne Wissenschaftssatire zu nutzen (zumindest wird der Projektemacher wissenschaftsgeschicht-

lich als „Übergangsfigur“ gekennzeichnet, was nachdenklich stimmt), blieb jedenfalls ungenutzt. Aber das beeindruckend zügig voranschreitende Enzyklopädie-Projekt des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen zeigt ja auch, dass „Projektemacherei“ im Großen und Ganzen durchaus seriös sein kann.

Leipzig

Enno Bünz

GÜNTER NAUMANN, *Stadtlexikon Meißen*, Sax-Verlag, Beucha 2009. – 416 S., 450 Abb. (ISBN: 978-3-86729-013-5, Preis: 38,00 €).

Um es vorweg zu sagen: Günter Naumann hat mit seinem Meißner Stadtlexikon ein ebenso informatives wie lehrreiches und überdies schönes Buch vorgelegt und ein eindrucksvolles neues Standardwerk zur Meißner Lokalgeschichte geschaffen. Seinen grundlegenden Wert erhält das Lexikon vor allem daraus, dass es als Frucht einer langjährigen intensiven Beschäftigung mit dem Gegenstand entstanden ist. Neben und mit dem Meißner Stadtchronisten Gerhard Steinecke steht Naumann seit Jahrzehnten für eine quellennahe, tiefeschürfende und fachlich gewichtige Meißner Stadtgeschichtsforschung ein, aus der unter anderem Naumanns „Meißner Geschichte in Daten“ (1993) und seine „Meißner Chronik: 1989–1996“ (1996) hervorgegangen sind.¹

Das nun vorgelegte Stadtlexikon versteht sich als „Kompendium zur Gegenwart und zur Geschichte der Stadt Meißen“ (S. 5). In den knapp 700 Sachartikeln/Stichworten werden vor allem „Gebäude, sonstige Bauwerke, Denkmäler und Kunstwerke, Institutionen und geographische Begriffe, insbesondere aber die Straßennamen“ (S. 5) beschrieben. Damit entstand ein wirklich umfängliches, nach Maßgabe vollständiges und materialreiches Nachschlagewerk, das künftig in der Sache unverzichtbar sein dürfte. Mit 2693 Anmerkungen (!) gewährt Naumann Einblick in seine Quellen- und Literaturgrundlagen. Diese für ein Lexikon ungewöhnlichen und im Anhang ausgeführten Verweise und Kommentare reichern den Wert des Lexikons gerade für die Fachwissenschaft ganz erheblich an. Die trotz der Informationsdichte durchweg gut geschriebenen Artikel laden zum Stöbern und Querlesen ein; das Lexikon kann tatsächlich auch als Lesebuch genutzt werden – vor allem natürlich von Meißnern und ehemaligen Meißnern. Gleichwohl gewinnt der Fachhistoriker aus den geschilderten Einzelaspekten und Einzelgeschichten durchweg interessante Auskünfte und Anregungen etwa zu Denkmalkultur, Straßennamen und Vereinsinitiativen: So berichtet Naumann von der bürgerschaftlich getragenen Instandsetzung der Superintendenturstufen noch kurz vor der Friedlichen Revolution vom Herbst 1989 (S. 338) ebenso wie von der Meißner Freiwilligen Feuerwehr (S. 95 f.), die 1841 als erste freiwillige Feuerwehr Deutschlands gegründet worden ist usw. usf. Die Artikel enthalten nicht zuletzt zahlreiche informative Biogramme Meißner Bürger, die zwar meist Straßennamen oder anderen Örtlichkeiten zugeordnet sind, sich aber über das Personenregister erschließen lassen.

Wohlthuend hat Naumann hinsichtlich der inhaltlichen Balance Maß gehalten, indem er den zwar landeshistorisch überaus bedeutenden, gleichwohl hinreichend andernorts beschriebenen Orten wie Dom und Albrechtsburg keinen überproportionalen Platz eingeräumt hat. Entdeckungen sind für den Leser deshalb vor allem unter den „nichtprominenten“ Stichworten zu machen, die das Buch auch anteilmäßig ganz zu Recht dominieren.

¹ Nicht zu vergessen ist das inzwischen mehrfach überarbeitete und neu aufgelegte, weit verbreitete „Nachwendehandbuch“ zur sächsischen Geschichte: GÜNTER NAUMANN, *Sächsische Geschichte in Daten*, Berlin 1991.

Der Schwerpunkt in den Einzeldarstellungen selbst liegt im 19. und 20. Jahrhundert, was aufgrund der Quellenlage und des Sachzugriffs nicht verwundert, und wodurch das Werk letztlich sogar an Wert gewinnt, weil es sich einer weit weniger populären, häufig noch „unentdeckten“ nahen Vergangenheit widmet. Überhaupt erwies es sich für das Stadtlexikon als günstig, dass Naumann in der Geschichte dieses 19. und 20. Jahrhunderts zu Hause ist, wo der immense Quellenreichtum besondere Vertrautheit mit dem Material erfordert. Zudem kann Naumann mit den eigenen Forschungsschwerpunkten an die große Stadtgeschichte Helmuth Grögers von 1929 („Tausend Jahre Meißen“) zeitlich anschließen und diese thematisch ergänzen.

Trotz dieser Schwerpunktsetzung findet auch die ältere Stadtgeschichte gebührende Berücksichtigung. Neuere Forschungen zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte von Meißen hat Naumann dabei umfassend recherchiert und einbezogen und gerade für diese schwierigen, oftmals nur hypothetisch zu beschreibenden Zeitabschnitte etwa in den Artikeln zu Dom, Burgberg, Bistum und Stadtentstehung sehr brauchbare, oftmals zurückhaltend formulierende und Widersprüche nicht aussparende Texte geliefert. Dass die Forschungsdiskussion gerade zur Frühgeschichte andauert und die Forschungsgrundlagen sich beständig erweitern, haben die jüngsten archäologischen Befunde beim Bau des Domplatzes gezeigt. Und natürlich hätte etwa der Rez. die eine oder andere Bewertung/Schwerpunktsetzung hier anders gefasst, beispielsweise bei der Einschätzung der Kämpfe um die Meißner Burg im 10. und 11. Jahrhundert (S. 46 f.) oder über die fortwährende symbolische und kulturelle Bedeutung der Burg über das Jahr 1500 hinaus – aber das kann nun wirklich nicht ins Gewicht fallen.

Der Anhang enthält über das Personenregister hinaus Stadtpläne, eine Übersicht über die Einwohner von 1834–2007 und ein Register der Straßennamen; Materialien also, die den Zugriff auf das Buch ganz wesentlich erleichtern und den durchweg positiven Eindruck des neuen Meißner Stadtlexikons bestätigen.

Dresden

André Thieme

Digitale Diplomatie. Neue Technologien in der historischen Arbeit mit Urkunden, hrsg. von GEORG VOGELER (Archiv für Diplomatie, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde, Beiheft 12), Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2009. – 362 S. (ISBN: 978-3412203498, Preis: 52,90 €).

Angesichts des immer größer werdenden Stellenwertes des Internets und der darüber vermittelten Informationen gewinnt auch die digitale Diplomatie zunehmend an Bedeutung. Wissenschaftler können über online gestellte Findmittel und Kataloge schneller einen Überblick über die Quellenlage gewinnen und so Archivanfragen spezifischer stellen bzw. unnötige Archivreisen vermeiden. Durch die Digitalisierung von Urkundenbüchern bzw. durch digitale Urkundeneditionen können diese Quellen einem größeren Benutzerkreis leichter zugänglich gemacht werden. Allerdings wird diese Entwicklung nicht zuletzt aufgrund der problematischen dauerhaften Sicherung von digitalen Publikationen z. T. mit großer Skepsis von den Geisteswissenschaftlern beobachtet (vgl. u. a. CHRISTIAN DOMENIG, Die Klagenfurter Urkundendatenbank, S. 78-83). Ein weiteres Problem sind die unterschiedlichen Ansätze bei der Digitalisierung von Urkunden, weshalb die Entwicklung einheitlicher Standards notwendig ist. Dann werden sicher weitere Editionsprojekte den Weg ins World Wide Web finden, die dies bisher auch aufgrund begrenzter Personaldecke nicht leisten konnten. Aber der Weg bis zu einem zentralen Urkundenportal ist noch weit. Der Beitrag von

JOACHIM KEMPER (S. 167 Anm. 1) zeigt zudem, wie schnell Publikationen über digitale Diplomatie auf Grund des rasanten Fortschrittes veralten, trotzdem sind sie wichtig, um weitere Wissenschaftlerkreise anzusprechen.

Der vorliegende Band enthält 27 – deutsche, englische, französische und italienische – Beiträge einer vom 28. Februar bis 2. März 2007 in München stattgefundenen internationalen Tagung, die als „Bestandsaufnahme“ (S. 1) dienen sollte. Nur die Beiträge von Tom Graber und André Thieme über den „Codex diplomaticus Saxoniae“ (S. 2), von Valeria Leoni über den „Codice diplomatico della Lombardia Medievale“ (S. 3 f.) sowie von Manfred Thaller über eine „theoretische Analyse der Konzeption eines Redaktionssystems“ (S. 6) sind nicht in dem Tagungsband abgedruckt.

Einleitend fasst Georg Vogeler die Beiträge (auch die nicht abgedruckten) der von ihm organisierten Tagung zusammen und zeigt auf, inwiefern sich die Diplomatie in Richtung eScience entwickelt (S. 1-12). Den „Codice diplomatico della Lombardia Medievale“ nennt er dabei „ein Flugschiff digitaler Urkundenpräsentation“ (S. 3), weshalb dieser Beitrag sicherlich den Band bereichert hätte. THEO KÖLZER geht dann (S. 13-27) auf die aus den digitalen Editionen erwachsenden neuen Recherche- und Analysemöglichkeiten ein, wofür jedoch ein höherer Arbeitsaufwand und technische Stabilität notwendig sind. Gleichzeitig kritisiert er die nachlassende Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses in den Historischen Hilfswissenschaften, wobei besonders die Fachinformatik von immer größerer Bedeutung wäre. Daran anschließend beschreibt JÜRGEN SARNOWSKY (S. 28-39) die Probleme und Anforderungen von digitalen Urkundeneditionen. So werden v. a. bereits gedruckte Arbeiten digitalisiert, wobei sowohl Verlage als auch Wissenschaftler digitalen Publikationen noch kritisch gegenüberstehen. Als Ideallösung nennt er „kooperative, dezentrale Editionsformen“ (S. 30), wobei Zwischenergebnisse publiziert und die Projekte miteinander vernetzt werden. Diese drei Beiträge bilden zusammen mit den den Band abschließenden Darlegungen PATRICK SAHLES über ein Urkunden-Portal (S. 325-341) den Rahmen des Tagungsbandes. Ein zentrales Urkunden-Portal soll der Bündelung der Informationen und der Ressourcen sowie der Vernetzung der verschiedenen Projekte unter gleichzeitiger Verbesserung der Recherchemöglichkeiten dienen. Dazu sind gemeinsame Terminologien und Analyseverfahren sowie allgemeine technische Standards notwendig, um die Urkunden zu erfassen bzw. zu präsentieren. Außerdem bedarf es einer „Anschubfinanzierung“ (S. 339). Denn derzeit existieren sehr heterogene Daten, da Angaben in Findmitteln, Katalogen und Datenbanken, Regestenwerke und retrodigitalisierte gedruckte Urkundenbücher sowie digitale Editionen auf unterschiedliche Weisen erfasst werden und digital vorliegen (S. 329). Im Anschluss an diese Zusammenfassung sind die – vorwiegend in Englisch abgefassten – Abstracts zu den einzelnen Beiträgen (S. 342-358) sowie eine Auflistung der Autoren mit den Kontaktadressen (S. 359-362) abgedruckt.

Die anderen 23 Beiträge berichten über einzelne, unterschiedlich gelagerte Projekte aus (fast) ganz Europa und zwar nicht nur von Historikern und Sprachwissenschaftlern initiierte, sondern auch solche, die an Archiven oder Bibliotheken angesiedelt sind. Im Folgenden kann allerdings nicht auf alle eingegangen werden. Einige Projekte wie die Regesta Imperii Online (S. 84-90) oder die dMGH (S. 101-115) präsentieren ihre gedruckten Publikationen online, z. T. unter Nutzung verbesserter Recherchemöglichkeiten. Dieses Vorgehen ist einerseits nicht so zeitintensiv wie eine digitale Edition und ermöglicht andererseits, dass die online-Ausgabe gegenüber der gedruckten zitierfähig und mit dieser vergleichbar bleibt (u. a. S. 211).¹ Um jedoch weitere

¹ Auch bei dem sächsischen Urkundenbuch, dem „Codex diplomaticus Saxoniae“, wurden die älteren Bände retrodigitalisiert, wobei die Urkunden online zudem über die

Vorteile von digitalen Editionen – wie Volltextsuche, Expertensuche, geografische Visualisierung, parallele Darstellung von Image, Metadaten und Transkription der Urkunden – nutzen zu können, werden in einem Großteil der Projekte die Urkunden mittels Datenbanken erfasst. Dabei wird inzwischen auf gewisse Standards – wie XML-basierte Datenbanken bzw. die Charters Encoding Initiative (CEI) – zurückgegriffen. Große Bedeutung hat hier das Monasterium.net erlangt (S. 70-77), mit dem verschiedene europäische Projekte und Institutionen kooperieren (u. a. die Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank, das Bayerische Hauptstaatsarchiv sowie Archive in Tschechien, Slowakei und Ungarn), um ihre eigenen Urkundenforschungen voranzutreiben, und das so zu einem mitteleuropäischen, interdisziplinären Urkundenportal werden könnte. Eigens für dieses Projekt wurde EditMOM entwickelt, das ebenfalls auf XML basiert. Dieses System soll den Wissenschaftlern bei der Erfassung von Urkunden helfen, indem es dank eines Editors keine detaillierten XML-Kenntnisse der Bearbeiter voraussetzt und gleichzeitig bei der Verwaltung zwischen verschiedenen Bearbeitergruppen und Benutzern unterscheiden kann (S. 255-270).

Dies sind nur wenige Aspekte der digitalen Diplomatie. Vielmehr bietet der Tagungsband insgesamt eine anschauliche Übersicht über verschiedene europäische Urkundenprojekte, die auf unterschiedliche Weise das Medium Internet nutzen. Mittels der angegebenen URLs kann sich der Leser über den jeweiligen aktuellen Stand der einzelnen Projekte sowie der Bemühungen um die allgemeinen Standards und das Urkunden-Portal informieren.

Dresden

Ulrike Siewert

Stätten und Stationen religiösen Wirkens. Studien zur Kirchengeschichte der zweisprachigen Oberlausitz, hrsg. von LARS-ARNE DANNENBERG/DIETRICH SCHOLZE (Schriften des Sorbischen Instituts, Bd. 48), Domowina-Verlag, Bautzen 2009. – 336 S. und Abb. (ISBN: 978-3-7420-2136-6, Preis: 24,90 €).

Im November 2007 veranstaltete die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit dem Sorbischen Institut Bautzen ihre Herbsttagung in Schmochtitz. Behandelt wurden unter dem Thema „Die zweisprachige Oberlausitz in multikonfessioneller Perspektive“ zahlreiche Aspekte der Kirchengeschichte, die nun in schriftlicher Form vorliegen und durch vier weitere Texte ergänzt wurden. Untergliedert ist der Band in drei Schwerpunkte: „Glaube und Herrschaft“, „Aufbruch und Beharrung“ sowie „Wandel und Widerstand“, die im Wesentlichen jeweils den zeitlichen Rahmen der Beiträge, die vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert reichen, eingrenzen. Inhaltlich ist der Band ebenso weit gefasst wie seine zeitliche Ausdehnung. Der Alltag eines Pfarrers im Mittelalter findet sich hier genauso wie die Baugeschichte zweier Kirchen in Bautzen oder ein persönlicher Bericht über die Lage der Sorben in der DDR. Das Spektrum der behandelten Themen ist Stärke und Schwäche des Bandes gleichermaßen. Sind auch die methodischen Zugänge und die Fragestellungen der Beiträge recht unterschiedlich, zeigen sie doch – wie von den Herausgebern im Vorwort beschrieben – die Vielfältigkeit der oberlausitzischen Kirchengeschichte. Aus der Fülle von 14 Aufsätzen seien hier nur vier kurz vorgestellt.

In seinem der Einführung zugeordneten Beitrag erhellt ENNO BÜNZ anhand eines fiktiven satirischen Briefes die alltäglichen und strukturellen Probleme eines Pfarrers

Urkundennummer aufrufbar sind (<http://isgv.serveftp.org/codex> [letzter Zugriff: 7. Juli 2010]).

in der Meißner Diözese im ausgehenden Mittelalter. Der anonyme Schreiber der *Epistula de miseria curatorum seu plebanorum* wies neun Teufel aus, denen der Pfarrer in seiner Pfarrei ausgesetzt sei. Da war die kirchliche und weltliche Obrigkeit, die in Gestalt des Bischofs, des Offizials und des Patronatsherrn dem Pfarrer gegenüberstanden. Bauer, Heiligenpfleger, Küster und Köchin stehen für die den Geistlichen täglich umgebenden Personen seiner ländlichen Umwelt. In seiner Kirche überschritten sich seine Arbeitsfelder mit denen des Kaplans und des Predigers. Zahlreiche Beispiele aus der Oberlausitz untermalen die Schilderung des Briefschreibers. Sind auch generalisierende Aussagen zur Pfarrei in der Oberlausitz nicht zu treffen, da zwar eine Vielzahl von Einzelstudien vorliegt, es jedoch beträchtliche lokale Unterschiede gegeben hat, gibt die Studie doch einen grundlegenden Einblick in das Leben eines Geistlichen im ausgehenden Mittelalter in der Oberlausitz.

Grundlegend ist die prosopografische Untersuchung HERMANN KINNES zum Kollegiatstift St. Petri in Bautzen. Einleitend erläutert er die Methoden und Quellen seiner Analyse und macht neben den möglichen Erkenntnissen auch auf die Grenzen aufmerksam, die besonders die Zeit des 13. Jahrhunderts betreffen, da die Zahl der namentlich eindeutig zuordenbaren Stiftsherren sehr gering ist. Auch bei seiner Schilderung erster Ergebnisse seiner Untersuchung bleibt der Autor vorsichtig und hinterfragt beispielsweise die ethnische Zuordnung der Stiftskanoniker, deren Bestimmung aus den vorliegenden Quellen auch nur bedingt möglich ist. Zudem betont er die Sprache als das eigentliche Identifikationsmerkmal der Bautzener Stiftskanoniker und kommt zu dem Schluss, dass diese sich wohl eher der universalen lateinischen Christenheit als einer Muttersprachengruppe zugehörig fühlten. Ständische Herkunft und Bildung sind zwei weitere Schwerpunkte der Arbeit. So war der Anteil des Adels im Stift eher gering, was möglicherweise der höheren Attraktivität der Domkapitel von Meißen, Breslau oder Prag geschuldet war. Auch ist eine eindeutige Zuweisung der Familien nicht möglich, da diese zwar ritterliche Privilegien besaßen, zugleich jedoch in der Stadt wohnten und das Adelsprädikat „von“ nicht führten. Auffällig hingegen bleibt trotz allem, dass die alten Lausitzer Adelsgeschlechter im Stift nur sehr dürftig vertreten waren. Möglicherweise war deren Engagement auf andere geistliche Institutionen ausgerichtet. Ein Vergleich der personellen Zusammensetzung der Klöster, aber auch der Stiftungstätigkeit dieser Familien im Umfeld von Bautzen könnte deren Verhältnis zum Kollegiatstift St. Petri erhellen. In einem weiteren Analyseschritt werden verschiedene Netzwerke aufgezeigt, in die die Stiftspersonen eingebunden waren. Erläutert werden das Verhältnis zur Stadt und die Einflussnahme einzelner Familien auf die Vergabe der Ämter.

Mit seinem Artikel über „Die gebremste Reformation“ nähert sich JENS BULISCH der Reformationsgeschichte der Oberlausitz auf der Ebene der Gemeinden und ihrer Pfarrer. Hierfür steht ihm mit der Visitationsakte des Amtes Stolpen eine geeignete Quelle zur Verfügung, die er an passender Stelle immer wieder selbst zu Wort kommen lässt. Anders als im Herzogtum Sachsen gab es hier nicht das gezielte Eingreifen eines Landesherrn, das auf eine zügige Einführung der neuen Lehre zielte. Nicht nur die Besonderheiten in der kirchlichen Organisationsstruktur und die Besitz- und Rechtsverhältnisse führten zu einer verzögerten Durchsetzung der reformatorischen Lehre und Glaubenspraxis, sondern auch die mangelnde Bildung der Geistlichen und die Verweigerung der Gläubigen. So konnten sich bis ins 17. Jahrhundert zahlreiche vorreformatorische Elemente in der Liturgie der Dorfkirchen erhalten. Mit seinen zahlreichen Beispielen liefert Jens Buhlich einen wichtigen Beitrag zu einer Reformationsgeschichte der Oberlausitz auf der „Ebene der Alltags-, Frömmigkeits- und Liturgiegeschichte“, die das „Phänomen der Reformation insgesamt zwar nicht maßgeblich korrigieren“ (S. 267) wird, es im Detail jedoch mit mehr Farbigkeit aufleuchten lassen kann.

Ebenfalls auf der Ebene des Gemeindealltags beschreibt BIRGIT MITZSCHERLICH „Die (Stifts-)Pfarreien östlich der Neiße: Grunau, Königshain, Reichenau und Seiten-dorf 1835–1920“. Für den genannten Zeitraum wertet die Autorin die jährlichen Berichte der Pfarrer über den „moralischen Zustand der Kirche und Schule“ aus. Einer kurzen Vorstellung der Orte folgt die vergleichende Analyse der Akten unter dem Aspekt der Einhaltung der kirchlichen Gebote und des moralischen Zustandes in den Gemeinden. In zwei weiteren Kapiteln betrachtet die Autorin den Einfluss neuer politischer und wirtschaftlicher Ideen sowie die Zäsur des Ersten Weltkrieges und die Entstehung des Freistaates Sachsen auf das religiöse Leben in den Gemeinden. Bedingt durch die zugrunde liegenden Quellen, die einerseits klare statistische Angaben liefern und andererseits die persönliche Meinung der Geistlichen wiedergeben, werden interessante Aspekte des dörflichen Lebens durch die Autorin vorgestellt. Überraschend ist beispielsweise ihr Befund zu Geburten und Taufen unehelicher und gemischtkonfessioneller Kinder, die eine recht deutliche Differenz von „moralischen Vorgaben und ihrer tatsächlichen Bindekraft für das Kirchenvolk“ (S. 304) aufwiesen. Ähnliches ist auch für den Umgang der Konfessionen miteinander zu konstatieren, wenn die Pfarrer bemerken, dass Bequemlichkeit oft die Nähe zu der einen oder anderen Konfession bestimme. Interessant wäre hier ein direkter Vergleich mit Dörfern protestantischer Prägung. So bietet die insgesamt gelungene Studie zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere Untersuchungen.

Fehlt es bis heute an einer allgemeinen Kirchengeschichte der Oberlausitz, liefert der Band doch wichtige Bausteine zu dieser und die vorliegenden Aufsätze werden ganz sicher der Hoffnung der Herausgeber gerecht, Impulse für weitere Forschungen zu sein.

Dresden

Dirk Martin Mütze

*

NORBERT KAMP, *Moneta regis*. Königliche Münzstätten und königliche Münzpolitik in der Stauferzeit (*Monumenta Germaniae Historica. Schriften* 55), Hahn-sche Buchhandlung, Hannover 2006. – LIV, 575 S. (ISBN: 3-7752-5755-1, Preis: 70,00 €).

Norbert Kamp (1927–1999) war ein hervorragender Kenner der Stauferzeit, der international vor allem durch sein vierbändiges Werk über „Kirche und Monarchie im stau-fischen Königreich Sizilien“ (1973–1982) bekannt geworden ist, mit dem er sich 1969 in Münster habilitiert hatte. Seine Dissertation über Münzgeschichte und Münzpolitik im Stauferreich hatte Kamp 1957 in Göttingen vorgelegt (Doktorvater war der als Mit-telalter- und Neuzeithistoriker gleichermaßen bekannte Percy Ernst Schramm), dann aber nie zum Druck bringen können. Kamp war zwar 1971 zum Professor an der TU Braunschweig berufen worden, wirkte dort aber seit 1976 als Rektor der TU und war dann von 1979 bis 1992 Präsident der Universität Göttingen, so dass neben Hoch-schulpolitik und Administration für größere Forschungsvorhaben wohl kaum noch Zeit blieb. Die Dissertation, nur in wenigen maschinenschriftlichen Exemplaren greif-bar, war so „ein Geheimitipp unter Spezialisten“ (Reiner Cunz im Nachwort S. 532), blieb aber nicht unbeachtet, wie z. B. die Beiträge von ELISABETH NAU und ULRICH KLEIN im großen Ausstellungskatalog „Die Zeit der Stauer“ (Stuttgart 1977) zeigen. Die Veröffentlichung der Dissertation in den Schriften der MGH war noch zu Lebzei-

ten des Autors verabredet worden, konnte aber erst postum veröffentlicht werden, wobei sich der mittlerweile ebenfalls verstorbene Landeshistoriker Ernst Schubert in Göttingen besondere Verdienste erworben hat, wie aus dem Geleitwort des MGH-Präsidenten Rudolf Schieffer hervorgeht.

Durch Umfang und Thematik war Kamps Dissertation seinerzeit gleichermaßen ungewöhnlich. In den 1950er-Jahren konnte man noch mit Arbeiten promoviert werden, die den Umfang heutiger Magisterarbeiten hatten, während Kamp eine Arbeit von stattlichen 738 Schreibmaschinenseiten vorlegte. Der Verfasser wandte sich – dabei gewiss von seinem methodisch originellen Lehrer Schramm bestärkt – zudem einer Thematik zu, die Geldgeschichte, Reichsgeschichte und Wirtschaftsgeschichte zusammenführte und durch die spezifische Themenstellung auch einen Beitrag zur Erforschung der wirtschaftlichen Grundlagen des staufischen Königums leistete. Im Zeitalter der regionalen Pfennigprägungen waren die Stauer nur ein Münzherr unter anderen, ein Umstand, der wohl dazu beigetragen hat, dass viele landesherrliche Münzstätten mittlerweile besser erforscht sind als die königlichen. Von diesem Umstand geht die Untersuchung aus, die zunächst in Kapitel I nach der Stellung des deutschen Königs im Münzwesen bis zum 12. Jahrhundert und nach dem königlichen Münzrecht in der Stauferzeit fragt. Kapitel II liefert dann Beiträge zur Geschichte einzelner königlicher Münzstätten in der Stauferzeit, die durch Schriftquellen gut belegt und deren Münzprägungen aufgearbeitet sind, nämlich Nürnberg, Donauwörth und Schongau. Im III. Kapitel werden dann Beiträge zur Geschichte der königlichen Münzpolitik in der Stauferzeit geboten, indem zunächst in einem umfangreichen Unterkapitel die königlichen Münzstätten und ihr Wirkungskreis für das gesamte nordalpine Reich skizziert werden (hier werden auch die königlichen Münzstätten im Egerland, in Thüringen und im Pleissenland behandelt). In weiteren Unterkapiteln werden Mittel und Wege der staufischen Münzpolitik betrachtet (also Gründung und Neuerwerbung von Münzstätten, Umlaufzwang, Wechselmonopol, Münzverrufung), die Währung der königlichen Finanzwirtschaft wird erörtert (mit aufschlussreichen Einblicken in die königliche Wirtschaftspraxis), und schließlich wird nach den Münzeinkünften des Königs und ihrer Verwendung gefragt. Eine Zusammenfassung, mehrere Exkurse und Anhänge (mit Beleg- und Fundverzeichnissen sowie Karten) runden die Dissertation ab, deren wesentliches Ergebnis ist, den engen Zusammenhang zwischen königlicher Münz- und Territorialpolitik aufzuzeigen.

Ein Nachwort des Numismatikers REINER CUNZ, Mitarbeiter am Niedersächsischen Landesmuseum in Hannover, über „Norbert Kamp und die staufische Münz- und Geldgeschichte“ (S. 525-548) ordnet die Dissertation in den aktuellen Forschungsstand ein. Register der Orte und Namen sowie der Kaiser- und Königsurkunden erschließen den Inhalt der nach wie vor grundlegenden Arbeit. Von wie vielen Dissertationen wird man dies nach einem halben Jahrhundert noch sagen können? Im forschungsgeschichtlichen Nachwort nicht erwähnt wird, dass die Arbeit von Norbert Kamp auch von ANDRÉ THIEME in seiner umfangreichen Dissertation über „Die Burggrafschaft Altenburg. Studien zu Amt und Herrschaft im Übergang vom hohen zum späten Mittelalter (Schriften zur sächsischen Landesgeschichte, Bd. 2), Leipzig 2001, rezipiert wurde. Thieme geht S. 426-484 in methodisch weiterführender Weise auf die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen im hochmittelalterlichen Pleissenland ein und erörtert dabei auch die Münzwesen, die Preisentwicklung und den Zahlungsverkehr. Über die mitteldeutschen Brakteatenprägungen der Münzsammlung der Universitätsbibliothek Leipzig befindet sich ein Katalog in Druckvorbereitung.

Die Geburt Österreichs. 850 Jahre Privilegium minus, hrsg. von PETER SCHMID/HEINRICH WANDERWITZ (Regensburger Kulturleben, Bd. 4), Verlag Schnell und Steiner, Regensburg 2007. – 348 S. u. zahlreiche Abb. (ISBN: 978-3-7954-1911-0, Preis: 29,90 €).

Der vorliegende Sammelband feiert den 850. Jahrestag der Ausstellung einer Urkunde Friedrich Barbarossas für einen Verwandten, den Babenberger Heinrich. Durch dieses kaiserliche Privileg aus dem Jahre 1156 wurde die Markgrafschaft Österreich in ein Herzogtum umgewandelt und sein Inhaber, der bereits genannte Heinrich, mit dem Beinamen Jasomirgott, erhielt gemeinsam mit seiner byzantinischen Gemahlin Theodora zusätzlich zum Herzogstitel noch besondere Vorrechte. Aus der bayerischen Ostmark wurde mit diesem Herrschaftsakt ein nur noch von Kaiser und Reich lehnsabhängiges Fürstentum. Mit einer Entlehnung aus der Biologie beschreiben die beiden Herausgeber diesen Vorgang mit der Metapher der Geburt Österreichs. Nun wurde Österreich bereits 996 als *Ostarrichi* und 1147 als *Austria* erwähnt. Handelte es sich dabei in Hinblick auf die hier zu 1156 festgestellte Geburt Österreichs um Früh- oder Fehlgeburten? Und waren es dann Nachgeburten, als 1806 aus dem habsburgischen, römisch-deutschen Imperator ein Kaiser von Österreich, als 1870/71 Österreich nach der Niederlage von 1866 dem neu geschaffenen preußisch-deutschen Reich fernblieb und damit selbständig wurde? Kurz: die Rede von der Geburt Österreichs im Jahre 1156 ist das Ergebnis einer unreflektierten, linearen Geschichtskonstruktion, die anachronistisch politische Ereignisse des 12. Jahrhunderts ausstattet mit einer Sinngebung von nationalstaatlicher und zuletzt EU-europäischer Gegenwart her, und ein schlechtes Label für die darunter versammelten Texte. Das Geleitwort, das es fertigbringt, ständig die Habsburger herauszustellen, wo es doch um die Babenberger geht, und das Vorwort mit seinen überholten Deutungsperspektiven fügen sich dem nahtlos an. Aber ein schwacher Anfang lässt sich korrigieren. Die folgenden Aufsätze sind von zumeist hoher geschichtswissenschaftlicher Qualität und lassen den ärgerlichen Beginn zum Teil vergessen. Wie ein kritischer Kommentar zu Titel, Geleit- und Vorwort liest sich HERWIG WOLFRAM, Wie der Osten Bayerns entstand (S. 13-21), indem er zuerst die ihm offensichtlich zu eindimensionale Fragestellung ironisiert und dann wissensgesättigt die Vielfalt, Komplexität und Offenheit von Geschichte im bayerischen Osten beschreibt. Dabei fragt er (S. 13), ob es sinnvoll sein kann, „die Vergangenheit nach gegenwärtigen Vorlieben zu determinieren“. Und hinsichtlich der Geburtsmetapher befindet er (S. 20): Das Jahr 1156 „war weder Auslöser noch gar Abschluss“ einer Entwicklung. KNUT GÖRICH, „... damit die Ehre unseres Onkels nicht gemindert werde ...“. Verfahren und Ausgleich im Streit um das Herzogtum Bayern 1152–1156 (S. 23-35), beschreibt Otto von Freising als einen Geschichtsschreiber mit eigener selektiver Wahrheit und erkennt im Verfahren zur Klärung des Streites zwischen Heinrich Jasomirgott und Heinrich dem Löwen ein Wechselspiel von *iudicium* und *consilium*, also zwischen Urteil und gütlicher Einigung, sowie im konsensorientierten Vorgehen Friedrich Barbarossas einen typischen Zug der Politik dieses Herrschers. Das Privilegium minus charakterisiert er – einen Begriff Gerd Althoffs nutzend – als Konsensfassade, was mit anderen Worten heißt, dass dieses königliche Diplom dem Prinzip ‚Verstecken durch Zeigen‘ folgt: Die am Ende eines langen Ringens stehende friedliche Lösung des Konflikts wird *coram publico* bekannt gemacht und der mühselig erreichte Konsens symbolisch inszeniert, die Verzichtseleistungen beider Seiten dagegen genauso verschwiegen wie die Verluste an Ruhm und Ehre. FERDINAND OPLL, „Die Regelung der bayerischen Frage 1156“. Friedrich Barbarossa, Heinrich der Löwe und Heinrich Jasomirgott – Gestalter und Mitgestalter (S. 37-75), verabschiedet sich – durch Werner Hechbergers Arbeiten überzeugt – vom

staufig-welfischen Gegensatz als Interpretationsmatrix der Ereignisse und von einer für die Mitte des 12. Jahrhunderts unzeitgemäßen, aber bisher gepflegten Vorstellung von Dynastien und deren Handeln. In den Mittelpunkt seines Textes stellt er die genaue Untersuchung der personellen Konstellationen zwischen den sog. Staufern, Babenbergern und Welfen samt deren Hofaufenthalten und sonstigen Begegnungen, was in einem Anhang für die Jahre 1125–56 noch fundiert wird. Aus den dabei von den jeweiligen Akteuren geführten oder ihnen zugeschriebenen Titeln zieht er neue Erkenntnisse über den Weg zum Kompromiss des Jahres 1156. Kleiner Hinweis: Die vieldiskutierte, von Karl Jordan nur nach einer Abschrift gedruckte Urkunde von 1152 (MGH Urkunden Heinrichs des Löwen Nr. 18) ist im Original erhalten und lässt die Möglichkeit einer nachträglichen Interpolation des Titels ‚Herzog von Bayern‘ nicht zu. WERNER HECHBERGER, Herzog und Herzogtum. Die Welfen in Bayern (S. 77–101), fragt nach der Realität von Herzog und Herzogtum in Bayern am Beispiel der Welfen und gelangt dabei zu wichtigen Aussagen über den Charakter von Forschungsbegriffen wie Verfassung oder Wandel und deren Verhältnis zu den Quellen sowie zur Problematik von Einzelfallentscheidungen, wie das Privilegium minus eine darstellt, und verallgemeinernden Verfassungsmodellen und rechtshistorischen Systematisierungen. WERNER MALECZEK, Das Privilegium minus. Diplomatische Gesichtspunkte (S. 103–141), würdigt eingangs die eindrucksvollen Leistungen der Wiener Diplomatenschule und wendet sich dann der hilfswissenschaftlich-diplomatischen Seite des Privilegium minus zu, wobei er seine Ergebnisse durch vorbildliches Bildmaterial sichtbar macht. RUDOLF SCHIEFFER, Otto von Freising. Der Geschichtsschreiber als Augenzeuge (S. 167–177), befragt mit dem Babenberger Bischof von Freising, Geschichtsschreiber und Intellektuellen, einen in vielerlei Hinsicht in die Ereignisse unmittelbar Involvierten darauf hin, was dieser aus welchen Gründen berichtet und was er vor dem Hintergrund der Differenz zwischen den Mitteilungen des Privilegium minus und den Gesta Friderici verschweigt. ROMAN DEUTINGER, Das Privilegium minus, Otto von Freising und der Verfassungswandel des 12. Jahrhunderts (S. 179–199), untersucht die lehnrechtliche Bedeutung des Privilegium minus, die mit ihm vergebenen Sonderrechte bezüglich der Nachfolgeregulierung, der Einschränkung der Lehnspflichten des Empfängers und der Ausübung der Gerichtsbarkeit nur mit Zustimmung des Herzogs sowie die Frage der sog. drei Grafschaften. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass die Urkunde den Wandel der Verfassung in der Mitte der 1150er-Jahre nicht nur illustriert, sondern denselben ganz wesentlich mitbestimmt hat. KARL BRUNNER, Das Privilegium minus und das werdende Land (S. 201–210), beschreibt das babenbergische Österreich aus zeitgenössischen literarischen Quellen schöpfend als eine Gegend, in der alles schön war, besonders die Ehefrauen der Fürsten, die wiederum reich und mächtig waren. Das werdende Land erkennt er in der wachsenden Einheit von Leuten, Land und Recht sowie den Zeichen von Landesbewusstsein. Im Privilegium minus sieht er einen Modellfall und wichtigen Schritt zur österreichischen Landesbildung. Die Frage, wer dieses Land werden lässt: die vergangenen Ereignisse samt der beteiligten Akteure oder der zurückschauende, die Fakten interpretierende Historiker, oder beides im Wechselspiel, stellt er nicht. ALOIS SCHMID, Das Privilegium minus von 1156 in der bayerischen Geschichtsschreibung (S. 211–227), zeigt, wie spätere Historiografen seit Hermann von Niederaltaich (um 1250) über Aventin (um 1500) bis heute das Geschehen von 1156 in ihrer jeweiligen Gegenwart und vor deren aktuellen Problemen deuteten, und stellt dabei als durchgängige Konstante fest, dass in bayerischer Sicht das Privilegium minus als Verlust-, aus österreichischer als Gewinnsgeschichte behandelt wird. Die dem 12. Jahrhundert noch völlig fremde und als Bewertungsmaßstab für diese Zeit auch ungeeignete nationale und eigenstaatliche Perspektive, die in der Vorstellung von der Geburt Österreichs ihren prägnantesten Ausdruck findet,

habe ihre Wurzeln in der Zeit um 1400 und werde in Österreich bis heute im Wesentlichen fortgeschrieben. Mitten unter die Beiträge zum Privilegium minus ist der Aufsatz von EVA SCHLOTHEUBER, „Das Privilegium maius – eine habsburgische Fälschung im Ringen um Rang und Einfluss“ (S. 143-165), geraten. Die Bezeichnung und damit Unterscheidung zweier Urkunden – eine aus dem 12., die andere aus dem 14. Jahrhundert – als Privilegium minus und maius geht auf Wilhelm Wattenbach und das Jahr 1852 zurück. Die Verfasserin hat sich eine gesonderte Behandlung verdient, allerdings nicht redlich. Sie stellt eine Quelle ins Zentrum ihres Textes, von der sie lange, bis kurz vor Manuskriptabgabe nichts wusste: die Stellungnahme Kaiser Karls IV. zur Fälschungsaktion Herzog Rudolphs IV. Diese imperiale Äußerung trägt nun einen wichtigen Teil des Aufsatzes und liefert auch drei Abbildungen (Abb. 2-4). Das Problem: Dass es diese zentrale Quelle gibt, wo sie überliefert und wo gedruckt ist, erfuhr die Autorin von einem wohlmeinenden Kollegen zusammen mit weiteren nicht ganz nebensächlichen und kritischen Hinweisen. Sie hat vergessen, es dankend oder wie auch immer zu erwähnen. Dabei zeigen die Anmerkungen 8, 69 und 73, dass ihr diese Gepflogenheiten nicht unbekannt sind. Eine inhaltliche Diskussion des Beitrages unterbleibt; sie würde wenig Vorteilhaftes erbringen. Neuzeitlichen Themen, die sich meiner Beurteilungskompetenz entziehen und deshalb nur genannt sein sollen, widmen sich: RUDOLF LEEB, Regensburg und das evangelische Österreich (S. 229-249), KARL MÖSENER, Zum Streben nach „Einheit“ im österreichischen Barock (S. 251-290), ANDREAS GÉMES, Konföderationspläne für den Alpenraum während des Zweiten Weltkrieges (S. 291-313) sowie BERNHARD LÖFFLER, „Zweiter Anschluss“ oder „besseres Deutschland“? Wirtschaftliche Verflechtung und Konkurrenz zwischen Österreich und Deutschland (S. 315-336). Am Ende stehen Verzeichnisse der Autoren, der Abkürzungen, der Bilder, der Orte und Personen. Es sind mit einer Ausnahme bayerische und österreichische Historiker oder heute dort tätige Fachleute, die sich mit dem Privilegium minus beschäftigt haben. In dieser Auswahl spiegelt sich in gewisser Weise ein eingeschränktes südöstliches Blickfeld wider, das den behandelten Ereignissen nicht gänzlich gerecht wird. Das gesamte Reich war – natürlich in abgestufter Weise – in die Geschehnisse verwickelt, was hier nicht auszuführen ist. Beispielhaft für diesen Zusammenhang sollen wenigstens der rheinische Pfalzgraf Hermann und Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg (*marchio de Staden!*), die als Zeugen in der Urkunde erscheinen, sowie Herzog Vladislav von Böhmen, der den entscheidenden Fürstenspruch verkündete, genannt werden. Hinter diesen Beteiligten verbergen sich politische Fäden, die an den Mittelrhein, nach Ostsachsen und nach Böhmen führen und einer angemessenen Interpretation bedürften. Ebenso unumgänglich wäre es gewesen, die Frage nach Aussagewert und -grenzen eines diplomatischen Einzelstücks, wie es das Privilegium minus nun einmal ist, aufzuwerfen. Welchen Platz kam einem solchen Solitär im Ganzen der gesamten königlichen Urkundenpraxis zu? Welche Funktion hat die Gattung, die Textsorte Königsurkunde innerhalb der Herrschaftsordnung, welche impliziten Botschaften verkündete sie den Zeitgenossen und was können wir heute aus diesen Referenztexten entnehmen? Genug der Fragen: das Kapitel Privilegium minus ist auch durch diesen Sammelband nicht erledigt.

JENS BEUTMANN, Untersuchungen zu Topographie und Sachkultur des mittelalterlichen Zwickau. Die Ausgrabungen im Nordwesten des Stadtkerns (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Bd. 49), Landesamt für Archäologie Sachsen, Dresden 2007. – 364 S., 238 Abb., 30 Tabellen, 2 Farbtafeln (ISBN: 978-3910008687, Preis: 45,00 €).

Der Abriss großer Teile der Zwickauer Innenstadt in den Siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts bildete den Anfangspunkt für weiträumige archäologische Grabungen im Stadtkern, die heute unter anderem dazu beitragen, die durch Urkunden nur spärlich belegte Entstehung der Stadt Zwickau genauer zu beleuchten. Die vorliegende Dissertation von Jens Beutmann stellt die Ergebnisse von drei Grabungen, die 1994, 1997 und 1998 im Nordwesten des Stadtkerns, dem ehemaligen „Frauenviertel“ (Schwanengasse, Hauptstraße, Zwickau Arcaden), durchgeführt wurden, vor und interpretiert sie hinsichtlich der mittelalterlichen städtischen Alltagsgeschichte und der frühen Stadtentwicklung Zwickaus. Die große Bedeutung dieses Bandes für Nichtarchäologen besteht darin, dass Beutmann die archäologischen Befunde mit Hilfe eines fragestellungsgeleiteten Ansatzes thematisch geordnet präsentiert und damit ihre Einordnung in die Zwickauer Stadtgeschichte stark erleichtert.

Im ersten Teil der Untersuchung werden die Funde nach Materialarten geordnet beschrieben (S. 16-38), woran sich ein zweiter Abschnitt zur Chronologie der Funde anschließt (S. 39-54). Im dritten Kapitel werden die einzelnen Funde nach ihrer Funktion und im Hinblick auf die Stadtopografie gegliedert dargestellt (S. 55-165). So weisen Objekte der Körperpflege, beispielsweise zwei Rasierschüsseln, ein feiner („Läuse“-) Kamm und eine Pinzette aus der heutigen Marienstraße, früher Badergasse, auf die Tätigkeit der Bader in diesem Bereich hin. Bemerkenswert ist der Zustand einer weiteren Fundgruppe: In Zwickau wurde bei verschiedenen Grabungen eine relativ große Anzahl keramischer Kleinplastiken aus dem 12. bis zum 16. Jahrhundert gefunden. Die meisten Köpfe der im späten 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts hergestellten Keramikfiguren wurden entweder abgeschlagen oder sind abgefallen. Allerdings trifft dies nicht auf alle Gruppen der Keramikfiguren zu. Bei einigen Statuetten, die vermutlich Heilige darstellten, fehlen die Köpfe gänzlich, während sie bei anderen Keramikfiguren in Form des Jesuskindes noch erhalten sind. Aufgrunddessen äußert Beutmann die Vermutung, dass dies die Folge eines „Bildersturms“ der frühen Reformationszeit in Zwickau gewesen sei, räumt jedoch ein, dass die Anzahl der Fundstücke zu gering sei, um definitive Aussagen zu treffen (S. 157 f.).

Im nächsten Teil erstellt Beutmann eine Sozialtopografie des untersuchten Gebietes auf der Grundlage der unterschiedlichen Materialien und Mengen der Funde (S. 166-178). Dabei greift er auf eine quantifizierende Methode bei der Bewertung von Funden als Sozialindikatoren und bei der darauf basierenden Abbildung der städtischen Sozialtopografie zurück, die in dieser Form in der mittelalterlichen Stadtarchäologie in Deutschland bisher nicht angewandt wurde. Als Auswertungsbasis wurden die Keramikfunde gewählt, wobei Beutmann davon ausging, dass auf „reichen“ Parzellen größere Mengen an teuren Keramikgefäßen, Ofenkacheln und Hohlgläsern gefunden wurden als auf ärmeren. Ebenso spricht die Verwendung von Fensterglas und der Nachweis von Metallobjekten und Spielzeug für einen gehobenen Lebensstandard. Tatsächlich konnte Beutmann einige Übereinstimmungen der ergrabenen Funde, insbesondere Buntmetall, Keramik und Eisen, mit den Abgaben der Hausbesitzer, die sich aus dem Lehnbuch der Stadt Zwickau von 1536 erschließen lassen, feststellen. Allerdings räumt auch Beutmann ein, dass die angewandte Methode, auch aufgrund der geringen Größe des ergrabenen Areals, weder räumlich noch zeitlich verlässliche und detaillierte Angaben erlaubt. In Bezug auf die Verteilung von Handwerkern im

Stadtgebiet konnte Beutmann im Bereich der Zwickau Arcaden insbesondere Reste von Messing- und Knochenverarbeitung (Würfelschnitzer) nachweisen (S. 178-191). Beutmann schließt diesen Themenkomplex mit einem kurzen Abschnitt zur Parzellenentwicklung, wobei in Zwickau keineswegs von ursprünglich gleich geschnittenen Grundstücksgrößen auszugehen ist, und der Rekonstruktion einer „Idealparzelle“ des 14. und 15. Jahrhunderts mit einem straßenseitigen, beheizbaren Fachwerkbau und einem dahinterliegenden, leicht eingetieften Steingebäude (S. 192-194).

Diese Ergebnisse nutzt Beutmann, um einige Überlegungen zur, noch immer nicht völlig geklärten, Frühgeschichte Zwickaus im 12. und am Anfang des 13. Jahrhunderts anzuschließen. Dabei setzt er sich sowohl kritisch mit der älteren Forschung, namentlich mit Bönhoff, Schlesinger und Kobuch,¹ als auch mit den bisherigen Ergebnissen der Zwickauer Stadtarchäologie auseinander. In Abgrenzung zu den Vermutungen von Oelsner, Stoye und Walther, die die Entstehungszeit der Nikolaikirche um 1170 ansetzen,² und zur vom Autor selbst zusammen mit Kenzler und Zeischka geäußerten Einschätzung eines Baubeginns um 1200,³ weist Beutmann nun darauf hin, dass sich die Datierung aufgrund der auf dem Baugrund der Nikolaikirche gefundenen Keramik nur relativ ungenau auf den Zeitraum zwischen 1160 und 1220 festlegen lässt.

Insgesamt entspricht das von Beutmann erarbeitete Bild der frühen Zwickauer Stadtgeschichte den bereits bekannten Linien. Auch er sieht in der späteren Vorstadtkirche St. Moritz die erste Zwickauer Kirche St. Marien. Die Nikolaikirche und die Stadtkirche St. Marien bildeten die ersten Kirchen auf dem Gebiet der Stadt Zwickau, wobei er die heutige Marienkirche als „eigentliche Stadtkirche“ Zwickaus bezeichnet. Der Katharinenkirche weist Beutmann am ehesten eine Funktion als Burglehens- oder Suburbiumskirche zu denn als Klosterkirche des zwischen 1212 und 1219 in Zwickau ansässigen Nonnenklosters.

Erhellend ist das Kapitel über die „Besiedlungsanfänge nach den Ausgrabungsergebnissen“, in dem Beutmann die eigenen Ergebnisse mit den Resultaten der vorhergehenden Grabungen vergleicht (S. 199-202). Er weist darauf hin, dass „annähernd im gesamten Zwickauer Stadtkern Befunde der Periode 1“ (1160–1220) ergraben wurden (S. 201), und somit die Stadtarchäologie die Frage nach der frühesten Zwickauer Stadtkirche kaum beantworten könne. Der Hinweis auf die Grenzen der archäologischen Forschung wird jedoch im nächsten Kapitel insofern relativiert, als dass es tatsächlich einige, wenn auch schwache, Hinweise auf ältere Keramik der Periode 0 (1150–1180) gibt. So existiert nach Beutmann nur ein einziger, bisher ergrabener, Bereich im Stadt-

¹ LEO BÖNHOF, Die Gauparochie Zwickau, in: Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte 32 (1919), S. 64-99; DERS., Der Gau Zwickau, in: NASG 40 (1919), S. 241-295; WALTER SCHLESINGER, Die Anfänge der Stadt Chemnitz und anderer mitteldeutscher Städte. Untersuchungen über Königtum und Städte während des 12. Jahrhunderts, Weimar 1952; MANFRED KOBUCH, Zur Frühgeschichte Zwickaus. Bemerkungen zu Stadt und Vorstadt im 12. und 13. Jahrhundert, in: Regionalgeschichtliche Beiträge aus dem Bezirk Karl-Marx-Stadt 2 (1980), S. 49-64.

² NORBERT OELSNER/WILFRIED STOYE/THOMAS WALTHER, Marienkirche und Nikolaikirche in Zwickau. Neue Erkenntnisse zur Frühgeschichte der Stadt, in: Frühe Kirchen in Sachsen. Ergebnisse archäologischer und baugeschichtlicher Untersuchungen, hrsg. von Judith Oexle (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Bd. 23), Stuttgart 1994, S. 161-165; SILVIA TEICHERT, Die Entstehung der Stadt Zwickau im Spiegel jüngster Ausgrabungsergebnisse, in: Zur Entstehung und Frühgeschichte der Stadt Chemnitz, Chemnitz 2003 (Aus dem Stadtarchiv Chemnitz, Bd. 6), S. 129-138, hier S. 132.

³ JENS BEUTMANN/HAUKE KENZLER/ANNETTE ZEISCHKA, Die Entwicklung der Stadt Zwickau im Mittelalter, in: Sächsische Heimatblätter 4/5 (2000), S. 293-301, hier S. 294.

bezirk, auf dem sich ein größerer Komplex dieser älteren Keramik nachweisen lässt. Dieser Bereich befindet sich am Südrand der Marienstraße in direkter Nähe zur Marienkirche und war im Mittelalter vergleichsweise hochwassersicher (S. 202). Beutmann führt drei Modelle zur Erklärung dieser frühen Siedlung an. So könne es sich um die bereits erwähnte Kaufmannssiedlung handeln, deren Bewohner später die Nikolaikirche erbauten, oder um eine landwirtschaftlich genutzte Siedlung, die sich kirchenrechtlich auf die Gaupfarrkirche St. Marien, die erwiesenermaßen älter war, bezog. Als dritte Möglichkeit bietet Beutmann an, dass die Marienkirche und eine dazugehörige Siedlung in diese Zeit zurückreichen könnten. Da weder die vorhandenen Urkunden noch die Ergebnisse der Stadtarchäologie zweifelsfrei den Zeitpunkt der Gründung der Zwickauer Kirchen belegen können, wird dieser wohl schwerlich geklärt werden. Geht man allerdings von der These aus, dass die in einer Urkunde aus dem Jahr 1192 erwähnte Zwickauer Kirche die heutige Marienkirche gewesen ist (S. 197),⁴ die Kirche demzufolge vorher entstanden sein muss und die Stadt Zwickau um 1170 die Stadtrechte durch Kaiser Friedrich I. erhielt,⁵ dann legt der Grundriss der ursprünglichen Marienkirche eine Entstehung in diesem Zeitraum nahe. Anders als die Nikolaikirche war die Marienkirche als „stattlich dimensionierte Saalkirche“ mit einer Länge von fast 38 Metern und eigenem Friedhof konstruiert worden.⁶ Sie bot damit seit ihrer Erbauung Raum für die Bevölkerung einer königlichen Stadt und verweist auf weitergehende Planungen bei Zwickaus Gründung.

Beutmanns Untersuchung schließt mit einem umfangreichen Anhang, der die Funde detailliert darbietet und wie auch der erste Teil der Untersuchung zahlreiche Abbildungen enthält. Seine Dissertation bietet reichhaltige Informationen zur Zwickauer Stadtgeschichte, wobei diese mit den Ergebnissen weiterer bereits in Zwickau durchgeführter, aber noch nicht abschließend ausgewerteter Grabungen zu vergleichen sein werden.

Leipzig

Julia Sobotta

Traditionen, Zäsuren, Umbrüche. Inschriften des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit im historischen Kontext. Beiträge zur 11. Internationalen Fachtagung für Epigraphik vom 9. bis 12. Mai 2007 in Greifswald, hrsg. von CHRISTINE MAGIN/ULRICH SCHINDEL/CHRISTINE WULF, Reichert Verlag, Wiesbaden 2008. – 432 S., 120 Tafeln (ISBN: 978-3-89500-597-8, Preis: 59,00 €).

Das Akademievorhaben „Die deutschen Inschriften“ verfolgt das Ziel, den original und kopiaal überlieferten Bestand an lateinischen und deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (bis 1650) in systematisch nach Landkreisen bzw. Städten gegliederten Bänden zu veröffentlichen. Mittlerweile liegen für Deutschland und Österreich (die Schweiz wird von dem Vorhaben nicht erfasst) rund 80 Bände vor,

⁴ Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg, Band I: 967–1207, bearb. von FELIX ROSENFELD (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt, Bd. 1), Magdeburg 1925, S. 341 f., Nr. 377.

⁵ KOBUCH, Zur Frühgeschichte Zwickaus (wie Anm. 1), S. 166; REINER GROSS, Zwickaus Platz in der sächsischen Geschichte, in: Sächsische Heimatblätter 4/5 (2000), S. 190–195, hier S. 190; nach SCHLESINGER um 1160, vgl. SCHLESINGER, Anfänge (wie Anm. 1), S. 170 f.

⁶ OELSNER/STOYE/WALTHER, Marienkirche und Nikolaikirche (wie Anm. 2), S. 159.

und es vergeht kein Jahr, in dem nicht mehrere neue Inschriftenbände präsentiert würden. Wer mehr über das Projekt erfahren und über Inschriften lernen möchte, sei auf die neu gestaltete, vorzügliche Homepage Deutsche Inschriften online (DIO) verwiesen: <http://www.inschriften.net>.

Manche Historiker neigen wohl noch immer zu der Fehleinschätzung, dass es sich bei dem Inschriftenprojekt um ein primär epigraphisch und damit hilfswissenschaftlich ausgerichtetes Arbeitsvorhaben handeln würde. Diesen Zwecken dient die Dokumentation des Inschriftenbestandes natürlich auch, aber vor allem handelt es sich bei den Inschriften um historische Quellen, die in ihrem Überlieferungskontext und oft auch in ihrem Text-Bild-Zusammenhang zu erfassen und zu deuten sind. Um die historische Aussagekraft der Inschriften deutlicher herauszuarbeiten, wandte sich die 11. Internationale Fachtagung für Epigraphik 2007 im Alfred Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald unter dem Rahmentitel „Traditionen – Zäsuren – Umbrüche“ gezielt den historischen Kontexten von Inschriften des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit zu. Dabei waren sechs Rahmenthemen jeweils zwei Vorträge eines Epigraphikers und eines anderen Fachvertreters zugeordnet.

1. Visualisierung und Erklärung von Glaubensinhalten im Mittelalter und in der Reformationszeit: Spätmittelalterliche Bildinschriften als Zeugnisse intensiver Barmherzigkeitsdarstellungen (B. HAMM); Funktionswandel von Inschriften auf kirchlichen Ausstattungsstücken vom Hochmittelalter bis zur Reformation (C. WULF). 2. Genealogie und landesherrliche Selbstdarstellung im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit: Epigraphische Zeugnisse fürstlicher Selbstdarstellung in Mecklenburg und Pommern im 16. Jahrhundert (O. AUGE); der epigraphische Niederschlag genealogischer Konzepte der österreichischen Landesfürsten (R. KROOS). 3. Sprache und Prestige – Inschriftensprache zwischen 1517 und 1648: Glockeninschriften unter dem Einfluss von Reformation und Gegenreformation (J. MACHA); Inschriften des Totengedächtnisses (D. HÜPPER). 4. Inschriftensammlungen des 15. bis 17. Jahrhunderts aus historischer und philologischer Sicht: Oberrheinische Humanisten als Inschriftensammler und -verfasser (D. MERTENS); gedruckte Inschriftensammlungen des 16. und frühen 17. Jahrhunderts (A. ZAJIC). 5. Tod und Begräbnis vor und nach der Reformation: Tod und Begräbnis in der jungen evangelischen Kirche (S. KARANT-NUNN); das Epitaph des Laurentius Hoffmann aus der Ulrichskirche in Halle (F. JÄGER). 6. Sepulkralkultur zwischen Spätgotik und Renaissance im Rhein/Main/Mosel-Gebiet: Figürliche Epitaphien des Adels und der Geistlichkeit (U. B. THIEL); ein neuer Grabmalstyp für Kleriker (E. J. NIKITSCH). Weitere drei Einzelbeiträge befassen sich mit Inschriften auf Waffen, Rüstungen und Kriegsgerät (H. DRÖS), mit der Sprache von Inschriften in England 1300–1700 (J. BERTRAM) und mit Konventionen antiken Herrscherlobs in frühneuzeitlichen Inschriften (I. BARTUSCH).

Dem Tagungsort war es geschuldet, dass sich zudem ein Forum mit fünf Vorträgen der Epigraphik im Ostseeraum zuwandte. Hier ging es um den epigraphischen Ertrag des dänischen Inventarwerks „Danmarks Kirker“ (B. BØGGILD JOHANNSEN), den epigraphisch-ikonographischen Kontext auf schwedischen Runensteinen (J. STAECKER), die lateinischen Inschriften in den Kirchen Finnlands vom 14. bis 18. Jahrhundert (R. PITKÄRANTA), die Epigraphik in Lettland aus kunsthistorischer Sicht (O. SPARITIS) sowie mittelalterliche Epigraphik in Russland (N. GANINA). Dass der Band einen umfangreichen Tafelteil enthält, versteht sich angesichts der Beiträge von selbst. Ein Register fehlt, was aber angesichts der geografischen und thematisch breit gestreuten Aufsätze zu verschmerzen ist. Entscheidend ist, dass die Bedeutung des Inschriftenvorhabens für die Geschichtswissenschaft und für andere historisch arbeitende Nachbarwissenschaften deutlich geworden ist. Aus der Perspektive der sächsischen Landesgeschichte kann an dieser Stelle nur unterstrichen werden, wie wichtig es wäre, die

Arbeiten der Inschriftenarbeitsstelle der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, die von Halle aus Sachsen-Anhalt aufarbeitet, auch auf den Freistaat Sachsen auszudehnen.

Leipzig

Enno Bünz

Zwischen Konflikt und Kooperation. Religiöse Gemeinschaften in Stadt und Erzstift Mainz in Spätmittelalter und Neuzeit, hrsg. von IRENE DINGEL/WOLFFRIEDRICH SCHÄUFELE (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 70), Philipp von Zabern, Mainz 2006. – VIII, 260 S. (ISBN: 978-3-8053-3595-9, Preis: 34,80 €).

Schon aufgrund der gewaltigen Ausdehnung des Erzbistums Mainz bis nach Ostthüringen und in das Eichsfeld ist die Mainzer Kirchengeschichte weit über den mittelhessischen Kernraum hinaus auch für die mitteldeutsche Landesgeschichte von Bedeutung. Aus sächsischer Perspektive ist zudem noch darauf hinzuweisen, dass im späten Mittelalter nicht nur das mainzische Erfurt, das eine Quasi-Bischofsstadt war, sondern auch der Mainzer Erzbischofsstuhl selbst Bezugspunkte wettinischer Politik waren. Das mainzisch-wettinische Beziehungsgeflecht des späten Mittelalters harret noch der systematischen Erforschung. Der vorliegende Sammelband geht auf eine Tagung zurück, die das Institut für Europäische Geschichte (Abt. Abendländische Religionsgeschichte) und der Fachbereich Evangelische Theologie der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz 2004 in Mainz veranstaltet haben. Das Themenspektrum ist denkbar breit und reicht von den Beginen im sozialen Beziehungsgeflecht des spätmittelalterlichen Mainz (V. LEPPIN), Gabriel Biel als Mainzer Domprediger (U. KÖPF) und Johann von Wesel als Wormser Domprediger (G. A. BENRATH) bis zum Humanismus im Erzstift Mainz und seinem Zusammenhang mit der Reformation (W.-F. SCHÄUFELE). Zwei Beiträge befassen sich mit der Rolle des Mainzer Dompredigers Wolfgang Capito in der Reformationszeit (M. LIENHARD) und dem Einfluss der Reformation auf die Dompredigt (R. DECOT). Mehrfach werden die reformatorische Bewegung und ihre Unterdrückung im Erzstift Mainz thematisiert, nämlich am Beispiel der kurmainzischen Amtsstadt Miltenberg 1523 (E. WOLGAST), dem Luthertum am Bischofssitz (W. G. RÖDEL) und dem Herrschafts- und Konfessionswechsel in Marienborn 1521–1630 (L. PELIZAEUS). Die schwedische Kirchenpolitik unter König Gustav Adolf und dem Reichskanzler Oxenstierna in Stadt und Erzstift Mainz (H.-D. MÜLLER) sowie dem Bergsträßer Rezzess von 1650 zwischen Kurmainz und Kurpfalz (A. KOHNLE) gelten zwei weitere Beiträge, während der letzte Aufsatz – etwas isoliert – Konfessionskonflikte in Mainz 1855/57 in den Blick nimmt (F. ACKVA).

Nur zwei Aufsätze haben einen stärkeren Bezug zu Mitteldeutschland. SIEGFRIED BRÄUER behandelt „Thomas Müntzers Kontakte zum Erfurter Peterskloster 1521/22 und zu Heiligenstädter Persönlichkeiten 1522“ und möchte damit – so der Untertitel – die „relativ offene Situation im Erzstift Mainz“ zu diesem Zeitpunkt herausarbeiten (S. 103–122). Im Mittelpunkt des Beitrags steht das Antwortschreiben der Petersberger Konventualen Martin Gentzel und Veit Goldschmidt, die beide aus Müntzers Heimatort Stolberg stammten, von frühestens Mitte Dezember 1521, mit dem sie auf ein (mittlerweile verlorenes) Schreiben Müntzers reagierten; offenbar war Müntzer eine Stelle im Peterskloster angeboten worden. Die Kontakte Müntzers nach Heiligenstadt werden anhand eines Schreibens von Johannes Buschmann vom 30. September 1522 behandelt; auch hier waren Müntzers Bemühungen um eine Stelle der Hintergrund des Briefwechsels. Während die genaue Interpretation die Biografie Müntzers um neue

Facetten bereichert, wird die „relativ offene Situation im Herrschaftsbereich Erzbischof Albrechts“ nach meinem Eindruck aber nicht sehr viel deutlicher. Der zweite Beitrag mit mitteldeutschen Bezügen stammt von HEINER LÜCK, der über „Das Projekt einer katholischen Universität in Halle an der Saale. Motive, Chancen, Realitäten“ handelt und die Originalurkunde des Kardinallegaten Lorenzo Campeggio vom 27. Mai 1531 im Anhang abdruckt (S. 141-166). Der Universitätsgründungsplan fügt sich in den prachtvollen Ausbau Halles zur Residenz durch Albrecht ein, dürfte auch von der Gründung und vor allem der seit der Reformation wachsenden Leucorea sowie von den Erfahrungen Albrechts mit anderen Universitätsgründungen (Frankfurt an der Oder) angeregt worden sein, entsprang letztlich aber der Gunst des Augenblicks, weil Albrecht sich nicht planmäßig um ein Universitätsprivileg an der päpstlichen Kurie bemühte, sondern die Begegnung mit dem Kardinallegaten Lorenzo Campeggio auf dem Augsburger Reichstag 1530 nutzte. Warum es dann letztlich bei der „paper university“ blieb, ist schwer zu sagen. Wie die Immatrikulationszahlen der bis 1539 altgläubigen Universität Leipzig zeigen, war der absolute Tiefpunkt an Einschreibungen 1530 schon überwunden. Das hätte letztlich ebenso wenig wie die konfessionelle Festigung im Reich seit 1530, auf die der Verfasser als mögliches Motiv verweist, gegen eine altgläubige Universitätsgründung in Halle gesprochen.

Leipzig

Enno Bünz

KATJA LINDENAU, Brauen und herrschen. Die Görlitzer Braubürger als städtische Elite in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 22), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2007. – 315 S., 12 Abb. (ISBN: 978-3-86583-139-2, Preis: 44,00 €).

Katja Lindenau's 2006 eingereichte und 2007 in leicht überarbeiteter Fassung in der Schriftenreihe des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde erschienene Dissertation behandelt am Beispiel der Görlitzer Braubürger die Formierung einer städtischen Elite und deren Machtausübung in der Stadt. Dabei geht sie davon aus, dass der Besitz eines Brauhofes in Görlitz nicht nur mit einem hohen Ansehen der jeweiligen Besitzer verknüpft war, sondern die wichtigste Voraussetzung für die Aufnahme in den Görlitzer Rat, mithin für die Teilhabe am Stadtre Regiment, darstellte. Dass es in Görlitz, ähnlich wie in anderen oberlausitzischen Städten, nicht zur Bildung eines abgeschlossenen Patriziats kam, belegen zahlreiche Fälle von meist gebildeten Zuwanderern, die durch den Kauf eines Brauhofes eine „Eintrittskarte“ in den Rat erwarben. Stattdessen besaß die scharfe Trennung zwischen den Braubürgern und den Görlitzer Handwerkern, die keinen Anteil am Stadtre Regiment besaßen, eine große Bedeutung in der sozialen Realität der Stadt. Die ständigen Auseinandersetzungen um das Braurecht und deren Verknüpfung mit den Forderungen der Handwerker nach einer Teilhabe an der städtischen Herrschaft, die im ersten Kapitel der Dissertation beschrieben werden, weisen nach Lindenau darauf hin, dass beide Faktoren im Zusammenhang wahrgenommen wurden. Außerdem werden im ersten Kapitel die Grundlagen des Brauvorgangs und die Entstehung der Görlitzer Bierprivilegien sowie deren Beschränkung auf die Gruppe der Tuchhändler behandelt und auf weitere Konflikte um die Bierprivilegien verwiesen. Als Kontrahenten traten nicht nur die Görlitzer Handwerker, sondern auch der Landadel, die Stadt Zittau, eine benachbarte „Sechsstadt“ mit einer ähnlich hohen Bierproduktion wie Görlitz, die städtische Geistlichkeit und sogar die Braubürger untereinander auf. Das „energische Einschreiten“ des Görlitzer Rates für die Bierprivilegien der Tuchhändler verweise, so Lindenau, darauf, dass das Braurecht nicht

nur ökonomische Vorteile, sondern auch einen wesentlichen Bestandteil des sozialen Prestiges der Braubürger ausmachte.

Im zweiten Kapitel werden der soziale Status der Görlitzer Braubürger analysiert und die einzelnen Brauhöfe im Stadtraum verortet. Die Basis für diese Analyse stellt ein angehängtes Verzeichnis der Görlitzer Brauhöfe dar, welches Angaben zu den Besitzern und zum Wert der 131 Brauhöfe enthält. Bei der Erstellung des Verzeichnisses konnte sich Lindenau hauptsächlich auf die Überlieferung im Ratsarchiv Görlitz und in der Universitätsbibliothek Breslau stützen. Anhand der beigelegten übersichtlichen Karten kann man eine Hierarchie innerhalb der Gruppe der Braubürger erkennen, die sich am sozialen Prestige des Standortes des Brauhofes ablesen lässt. So befanden sich die meisten Bierhöfe auf dem Untermarkt und den angrenzenden Gasen, an der Peterskirche sowie am Obermarkt. Die am höchsten angesehenen, neunbierigen Höfe lagen in der Mehrzahl in der Nähe des Rathauses, wobei die Größe des Grundstückes nicht in einer Relation zum Wert der Brauberechtigung stand. Unter den Besitzern dieser Brauhöfe ließ sich tatsächlich eine größere Zahl von Ratsherren feststellen als unter den Besitzern der Brauhöfe mit einer geringeren Brauberechtigung. Der Besitz von einzelnen neunbierigen Höfen in der Petersgasse korrelierte sogar mit dem Amt des Bürgermeisters. Andererseits stellte der Besitz eines Brauhofes nur eine notwendige Voraussetzung, aber keine Garantie für die Wahl in den Rat dar, was die Beispiele von einzelnen Braubürgern, meist die Besitzer geringerwertiger Brauhöfe, die nicht im Görlitzer Rat saßen, belegen. Verbindungen zwischen der Bedeutung der universitären Bildung, der Besetzung wichtiger Stellen in der städtischen Verwaltung und dem Besitz eines Brauhofes zeigt Lindenau anhand einiger Beispiele von sozialen „Aufsteigern“ auf.

Ausgehend von der These, dass die Braubürger ihre erlangte Vormachtstellung in Görlitz ständig verteidigen mussten, untersucht Lindenau im dritten Kapitel die Testamente der Braubürger im Hinblick auf deren Strategien bei der Vererbung eines Brauhofes. Die meisten Brauhöfe wurden an die Witwen und die Kinder der Erblasser vererbt, wobei versucht wurde, Erbteilungen zu vermeiden. Zu Lindenaus Feststellung, die überlieferten nachreformatorischen Testamente belegten weniger eine „uneigennützigste Freigiebigkeit“ als eine „starke Zweckgebundenheit“ (S. 140), die von Mitgliedern einer städtischen Elite nicht zu erwarten gewesen sei, muss bemerkt werden, dass es bis heute die Eigenart von Stiftungen ist, dass sie in sich meist eine Vielzahl unterschiedlicher Zielsetzungen vereinen, die zwischen der „Vergegenwärtigung“ des Stifters und rein egoistischen Zielen, wie Eigentumsschutz etc. auf der einen Seite und allgemeiner „Wohltätigkeit“ und speziellen gemeinschaftsfördernden Zielsetzungen wie Kunst- und Kulturförderung auf der andere Seite, schwanken.¹

Bei der Einsetzung des Görlitzer Rates als Patron der Stiftungen war wohl nicht nur die Schaffung einer Öffentlichkeit intendiert, die die Stiftung zu einem „symbolischen Akt der christlichen Nächstenliebe“ (S. 140) werden ließ, sondern schlicht auch eine die Generationen überdauernde und vertrauenswürdige Verwaltung der gestifteten Gelder. Bei der Beurteilung der Tatsache, dass seit dem 17. Jahrhundert in zunehmendem Maße Stiftungen mit dem Ziel der Finanzierung von begabten Schülern und Studenten in den Testamenten der Görlitzer Braubürger erscheinen, wäre es sinnvoll

¹ MICHAEL BORGOLTE, Einleitung, in: *Stiftungen in Christentum, Judentum und Islam vor der Moderne. Auf der Suche nach ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden in religiösen Grundlagen, praktischen Zwecken und historischen Transformationen*, hrsg. von Michael Borgolte (Stiftungsgeschichten, Bd. 4), Berlin 2005, S. 9–21, hier S. 12.

gewesen, einige Beiträge der neueren Forschung zum Thema Stipendien- und Studienstiftungen einzubeziehen.²

Im vierten Kapitel werden der Brauhof als „dritter öffentlicher Ort neben Rathaus und Kirche“ (S. 185) in den Blick genommen und das soziale Leben in einem „typischen“ Görlitzer Brauhof untersucht. Lindenau kommt dabei zu dem Ergebnis, dass es keine strikte Trennung zwischen dem „Öffentlichen“ und dem „Privaten“, den Schankräumen und den privaten Räumen der Braubürger gegeben hat.

Der reichhaltige Anhang enthält neben zahlreichen weiteren Tabellen das bereits erwähnte Verzeichnis der Brauhöfe, ihrer Wertigkeit und ihrer Besitzer und deren Testamente. Sinnvoll wäre es gewesen, die in dieser Liste genannten Personen ebenfalls in das angehängte Personen- und Ortsregister zu integrieren.

Dennoch können diese kleinen Kritikpunkte das positive Gesamturteil kaum schmälern. Katja Lindenau gelang mit dieser logisch aufgebauten und anschaulich gestalteten Untersuchung eine stimmige Verbindung von Sozialtopografie und Elitenforschung in einer frühneuzeitlichen Stadt, wobei auch ihre flexible Herangehensweise zu würdigen ist, bei der verschiedene theoretische Ansätze sinnvoll angewandt wurden, ohne das Fallbeispiel Görlitz in einen allzu starren Rahmen zu pressen.

Leipzig

Julia Sobotta

HELGA-MARIA KÜHN, Eine „unverstorbene Witwe“. Sidonia, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg geborene Herzogin zu Sachsen, 1518–1575. Ein aus Archivquellen nachgezeichneter Lebensweg (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 247), Verlag Hahnsche Buchhandlung Hannover, Hannover 2009. – 301 S. mit 36 Abb., 2 Stammtafeln sowie einer Zeittafel (ISBN: 978-3-7752-6047-3, Preis: 39,00 €).

In der 2007 erschienenen Monografie von Ute Essegern über „Fürstinnen am kursächsischen Hof“ wird mit vollem Recht bemerkt: „Auch die sächsischen Fürstinnen sind heute, trotz der vielen bereits veröffentlichten Arbeiten zur Frauengeschichte, immer noch ein in vielen Bereichen unbeschriebenes Blatt.“¹ Zu diesem Personenkreis gehörte bis zum Erscheinen der hier anzuzeigenden Untersuchung die dritte Tochter von Herzog Heinrich von Sachsen und seiner Ehefrau Katharina von Mecklenburg, Sidonia Herzogin zu Sachsen, trotz vorliegender älterer und jüngerer Darstellungen vor allem zu ihrem braunschweigischen Lebensabschnitt. Helga-Maria Kühn verfolgt nun erstmals ausführlich anhand der archivalischen Quellen, vor allem in sächsischen und niedersächsischen Archiven, den Lebensweg dieser „im politischen und kulturellen Geschehen ihrer Zeit relativ unbedeutenden Fürstin in ihrem Alltag“ (S. 10). Der Darstellung liegen etwa 780 Briefe von und an Sidonia sowie amtlicher Schriftwechsel,

² Beispielsweise BERNHARD EBNETH, Stipendienstiftungen in Nürnberg. Eine historische Studie zum Funktionszusammenhang für Studenten am Beispiel einer Großstadt (15.–20. Jahrhundert) (Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, Bd. 52), Nürnberg 1994, der ebenfalls im 16. und 17. Jahrhundert eine „kontinuierliche Zunahme der Stiftungen zur Studienförderung“ feststellte, vgl. ebd., S. 113.

¹ UTE ESSEGERN, Fürstinnen am kursächsischen Hof. Lebensrezepte und Lebensläufe zwischen Familie, Hof und Politik in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 19), Leipzig 2007, S. 9.

vor allem zwischen den Höfen von Dresden, Lüneburg und Kassel, zu Grunde. So ist eine außerordentlich bemerkenswerte, sehr lesbare und methodisch neue Wege beschreitende Biografie entstanden, die mit Recht von der Autorin als ein „historisches Lesebuch des 16. Jahrhunderts“ bezeichnet wird und die man jedem Landeshistoriker, nicht nur den sächsischen, empfehlen kann.

Sidonia wurde am 8. März 1518 im Freiburger Schloss Freudenstein geboren. Sie wuchs dort und zum Teil in Wolkenstein, den beiden Hauptorten von Heinrichs „Freiberger Ländchen“, gemeinsam mit ihren drei bzw. zwei Jahre älteren Schwestern Sibylla und Emilia sowie ihren jüngeren Brüdern Moritz, Severin und August auf. Wie ihre Schwestern erhielt Sidonia die für eine fürstliche Tochter notwendige Bildung. Sie wurde im Rechnen, in Schreiben, Lesen, Geografie und Religion sowie in allen hausfraulichen Aufgaben unterrichtet. Als sich 1537 Herzog Heinrich in seinem Freiburger Ländchen offiziell zum lutherischen Glauben bekannte, trat auch seine Tochter Sidonia zum evangelischen Glauben über. Das hatte für sie erhebliche Auswirkungen auf eine künftige Eheschließung, da aus dynastischen Gründen nun nur ein Ehepartner mit gleichem Glaubensbekenntnis in Betracht kam. Während aber ihre Schwester Emilia bereits 1533 mit Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach und ihre Schwester Sibylla 1540 mit Herzog Franz I. von Sachsen-Lauenburg verheiratet worden waren, verliefen alle Heiratspläne für Sidonia nach 1539 negativ. Letztlich wurde sie ein „Opfer“ der Heiratspolitik innerhalb des Schmalkaldischen Bundes. Als ihr Bruder Moritz die älteste Tochter des hessischen Landgrafen Philipp, Agnes, heiratete, wurde sie der Ersatz für das hessische Eheversprechen an Herzog Erich II. von Braunschweig-Lüneburg. Verwoben in die Auseinandersetzung des Schmalkaldischen Bundes mit Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel nach 1542 wurde schließlich 1544 die Eheverabredung zwischen Sidonia und Erich II. getroffen. Am 17. Mai 1545 fand in Hannover Münden die Hochzeit von Sidonia von Sachsen und dem fast elf Jahre jüngeren Herzog Erich II. von Braunschweig-Lüneburg statt. Diese Ehe blieb kinderlos, verlief bald glücklos und wurde letztlich gegenstandslos, da Erich, nachdem er mit 18 Jahren für mündig erklärt worden war, zum katholischen Glauben übertrat, Land und Ehefrau verließ, in den Dienst des spanischen Königs Philipp II. trat, in den Niederlanden Besitzungen erwarb und mit einer Geliebten eine Familie gründete.

So ist Sidonia bald eine „unverstorbene Witwe“, wie sie sich selbst bezeichnete, die sich ab 1563 auf Schloss Calenberg aufzuhalten hatte, wo sie eigentlich als Gefangene lebte. Nach 1568 versuchte dann Erich, seine Frau im Rahmen eines angestrebten Hexenprozesses endgültig loszuwerden. 1572 warf man Sidonia Zauberei und Hexerei vor. Man beschuldigte sie, im Bündnis mit dem Teufel versucht zu haben, ihren Ehemann durch Gift zu beseitigen. Sie floh daraufhin zu ihrem Bruder, dem sächsischen Kurfürsten August. Man verhaftete jedoch vier angebliche Mittäterinnen, davon drei von Adel, und erzwang von ihnen unter der Folter belastende Aussagen gegen die Herzogin. Sidonie gelang es aber, beim Kaiser eine Revision des Verfahrens zu erlangen, in deren Folge sich die Unrechtmäßigkeit der Beschuldigungen erwies.²

Nach ihrer Flucht im April 1572 von Calenberg führte sie ihr Weg über Schöningen und Dresden nach Wien, wo sie Mitte Juni ihre Klagen und Bitten Kaiser Maximilian II. vortrug, und von wo sie nach Dresden zurückkehrte. Dann wies ihr Kurfürst August das St. Klaren-Kloster in Weißenfels mit allem Grundbesitz als ständigen Wohnsitz zu. Im Januar 1573 bezog Sidonia dann ihr neues Domizil, das sie bis zu ihrem Tod am 4. Januar 1575 bewohnte. Am 13. Januar 1575 wurde Sidonia im Dom

² MANFRED WILDE, Die Zauberei- und Hexenprozesse in Kursachsen, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 202.

zu Freiberg beigesetzt. Damit hatte sich das Leben einer albertinisch-wettinischen Fürstin vollendet, deren „Leben ... offenbar von Anfang an unter keinem guten Stern“ stand (S. 11).

Es ist der Autorin, die als eine der Schülerinnen von Hellmut Kretzschmar der sächsischen Landesgeschichte auch dann verbunden blieb, als sie nach ihrem Potsdamer Archivexamen nach Göttingen gegangen war, gelungen, eine vorzügliche biografische Studie vorzulegen. Helga-Maria Kühn lässt in besonderer Weise die Quellen sprechen, womit ein außerordentlich lebendiges und sehr zeitnahes Lebensbild entstanden ist. Zudem werden zum Teil neue Fakten und Einsichten vermittelt, die unsere Kenntnisse über den albertinischen Hof, die albertinische Politik im Reformationszeitalter und den Einfluss der fürstlichen Frauen auf die gesellschaftliche Entwicklung im 16. Jahrhundert beachtlich erweitern. Die in fünf größere Abschnitte gegliederte Arbeit (Eine „alte Braut“ – Die verlassene Ehefrau – Die Gefangene von Calenberg – Eine „Hexe“? – Ein „sächsischer“ Kopf) ist durch einen Exkurs über Bildnisse der Fürstin und einen Exkurs über die Bibliothek Sidonias ergänzt sowie mit Zeittafel, Stammtafeln, Quellen- und Literaturverzeichnis, Personen- und Ortsregister versehen. Für die weitere Erforschung der sächsischen Landesgeschichte im Kontext mit den weiblichen Angehörigen des Geschlechtes der Wettiner in ihren vielfältigen inhaltlichen und dynastischen Verflechtungen in der deutschen Geschichte wünschte man sich weitere solcher Darstellungen.

Lungkwitz

Reiner Groß

ANNE-SIMONE KNÖFEL, *Dynastie und Prestige*. Die Heiratspolitik der Wettiner (Dresdner Historische Studien, Bd. 9), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2009. – 614 S. (ISBN: 978-3-412-20326-9, Preis: 69,90 €).

Die anzuzeigende Studie, eine Dresdner Dissertation, nimmt ein für Sachsen lange vernachlässigtes Thema vornehmlich aus politischer Perspektive in den Blick. Dies ist keineswegs selbstverständlich, da Studien in diesem Bereich oft biografischen oder sozialgeschichtlichen Leitlinien wie auch Fragestellungen der *gender history* nachgehen.

Die vornehmlich die Wirkungen der wettinischen Heiratspolitik auf das politische Koordinatensystem der Herrscher Sachsens und Thüringens berücksichtigende Studie verdeutlicht nicht zuletzt vom Quellenzugriff her den politikgeschichtlichen Ansatz der Arbeit: Für das albertinische Kursachsen ab 1547 bilden die Quellenbestände des Geheimen Rates bzw. des Geheimen Konsiliums die Hauptgrundlage der Arbeit. Die Anbahnung und Umsetzung von frühneuzeitlichen Heiratsprojekten gehörte nicht von ungefähr ins Arbeitsfeld des Geheimen Rates und zeigt auch von dieser Warte aus die eminent politische und strategische Bedeutung, die der Aus- und Aufbau von Familiennetzwerken durch das Konnubium im Konzert der Höfe und Dynastien besaß. Dies stellte innerhalb der Säulen Dynastie, Konfession, Staatsräson und Diplomatie eine wichtige Funktion dar und formte das europäische Mächtesystem der Frühen Neuzeit entscheidend mit.

Die Arbeit gliedert sich in zwei zentrale Aspekte in unterschiedlicher Gewichtung: Der erste Hauptteil (S. 25-86) befasst sich in thematischer Auffächerung mit den Aspekten der adligen Familienpolitik. Hier bekommt der Leser bereits bestimmte Einsichten und Fazite geliefert, die indes noch nicht ad exemplum ausgeführt werden.

Das frühneuzeitliche Konnubium war eingepasst in Diplomatie, Konkurrenz der Höfe und Dynastien um Prestige, aber auch in die in der Frühen Neuzeit vornehmlich

dynastische Staatsräson. Hier wird deutlich gemacht, dass Konnubien friedenssichernde Maßnahmen darstellen konnten, indes aber auch die Gefahr von Erbfolgekriegen erhöhten, von denen das europäische Mächtesystem besonders im 18. Jahrhundert durchaus mitgeprägt wurde. So wird der janusköpfige Charakter herausgestellt, den Heiratspolitik eben auch besaß: rückwirkend konnten über Konnubien Erbfolgeansprüche geltend gemacht werden, die mitunter in Kriege umschlugen.

Der Titel der Arbeit sagt es schon deutlich: Die Heiratspolitik nicht nur der Wettiner war auch ein Kampf um Einfluss und Ansehen, eben Prestige. Die Wettiner unterlagen hier besonderen Zwängen, was die Auswahl ihrer Ehepartner anging: geografisch die zentrale Lage auf dem Kontinent als auch die konfessionelle Trennlinie, die für Sachsen weiteres Konfliktpotential besaß. Die sächsischen Wettiner mussten so besonders strategisch vorgehen.

Die Systematisierung dynastischer Eheschließungen (S. 80-83) zeigt neben einer Vielzahl von Motiven das Hauptziel frühneuzeitlicher Konnubien: die Stärkung der Hausmacht. So diente die Heiratspolitik der Wettiner dem Prestigekampf, indem sie auf die Konkurrenten ausgerichtet war. Der Verfassungsstaat des 19. Jahrhunderts markierte dann ein Ende der politischen Bedeutung des Konnubiums, obschon bereits im 18. Jahrhundert die Frage der Standesgemäßheit nachzulassen begann.

Der zweite, quantitativ umfangreiche (S. 87-426) Teil der Arbeit widmet sich dann den Vermählungen der albertinischen und ernestinischen Wettiner in Einzelfällen bis zum ersten Weltkrieg. Dabei besaß das albertinische Kursachsen im Alten Reich ein Alleinstellungsmerkmal: Da frühmoderne Heiratspolitik sich an konfessionellen Leitlinien orientierte, markierte der Glaubenswechsel Augustus des Starken 1697 ein in der Folgezeit verändertes heiratspolitisches Koordinatensystem. Vornehmlich Prestigegründe bewogen den sächsischen Kurfürsten unter dem Druck der aufstrebenden Hohenzollern und dem vordrängenden Katholizismus, die Behauptung der evangelischen Position aufzugeben (S. 180). So ergab sich nicht zuletzt unter Zunahme der Heiratsprojekte eine erweiterte außenpolitische Manövrierfähigkeit. Innerhalb der albertinischen Heiratspolitik stellte die Konversion jedoch eine Zäsur dar (S. 192).

Die einzelnen ehelichen Verbindungen der Wettiner sind nach Regionen bzw. den dort regierenden Dynastien geordnet und vermitteln so auch von der Gliederung her ein Bild der strategischen Positionierung zu einzelnen Territorien des frühmodernen Reiches, das immer wieder von Perspektivenwechseln geprägt war. So bestand für die Kurlinie im 16./17. Jahrhundert eine konnubiale Affinität zu Dänemark, indem sich jeweils die größte protestantische Macht innerhalb wie außerhalb des Reiches wechselseitig versicherten (S. 150 f.).¹ Diese Kontinuitätslinie brach nach der Konversion von 1697 natürlich ab.

Besondere Bedeutung für die nun katholische Kurlinie der Wettiner besaß der konnubiale Anschluss an das Kaiserhaus 1719 (S. 203-214). Im Zusammenhang mit der Konversion des Kurprinzen wurde hier auch das Taktieren des Kaisers deutlich, der seinerseits immer noch auf einen männlichen Thronerben hoffte. Hier pflegt die Verfasserin mit Akten des Wiener Archivs eine diachrone Betrachtungsweise, da hier – als Höhepunkt der Wettiner Heiratspolitik – das wechselseitige Kalkül als Taktgeber der im Vorfeld stattfindenden Verhandlungen für die dann als prachtvoll fest inszenierte Hochzeit fungierte. Wie sehr gerade diese Vermählung politischen Charakter besaß,

¹ Zur politischen Relevanz dänisch-sächsischer Heiratsverbindungen auch die Ausstellung: Mit Fortuna übers Meer. Sachsen und Dänemark – Ehen und Allianzen im Spiegel der Kunst, die im August 2009 von der dänischen Königin Margrethe II. in Dresden eröffnet wurde (bis Januar 2010). Bis Mai 2010 war diese Ausstellung noch auf Schloss Rosenborg, Kopenhagen zu bewundern.

erhellt aus der diplomatischen Offensive Preußens, dieses Projekt zu hintertreiben (S. 207).

Demgegenüber müssen die Ernestinischen Wettiner in Thüringen nach ihrer Niederlage im Schmalkaldischen Krieg als Verlierer der Geschichte gelten. Der Sturz war hier besonders tief, da sich die Ernestiner als sächsische Kurfürsten einer „europaweiten Wertschätzung“ erfreuten, die sich nicht zuletzt in „attraktiven Vermählungsprojekten“ niederschlug (S. 334). Wesenskern der Ernestinischen Heiratspolitik nach 1547 bildete der Wunsch nach Stärkung der protestantischen Partei im Reich, bevor ihnen, nach dem bekannten Bonmot Bismarcks, als „Gestüt Europas“ im 19. Jahrhundert eine verspätete Karriere auf den Thronen Europas bevorstand (S. 377-412).

Besondere Bedeutung für das innerwettinische Verhältnis besaßen die so genannten endogamen Heiraten (S. 334-377). Von Seiten der Ernestiner hoffte man im Regelfall wohl auf das mögliche Erbe der Kurlinie. Von Seiten der Albertiner ist indes keine endogame Strategie zu verzeichnen, da der politische Gewinn im Falle einer Erbschaft eher gering ausfiel.

Das Gesamtfazit der Arbeit fällt eher nüchtern aus. So fehlte es den sächsischen Wettinern an langfristigem Denken und einer Risikobereitschaft, um im Fehlen eines Fernziels im Vergleich mit dem nördlichen Nachbarn Brandenburg-Preußen auch heiratspolitisch langsam, aber kontinuierlich auf die Verliererstraße zu geraten. Im Blick auf die Konkurrenz dominierte bei den Wettinern eher das Reagieren als das Agieren. So wurde das von den sächsischen Fürsten des 16. Jahrhunderts erarbeitete Kapital preisgegeben und Sachsen auch konnubial auf ein Mittelmaß reduziert. Sowohl bei Ernestinern als auch Albertinern bestimmten Sicherung des Besitzes und Selbstgenügsamkeit das Bild.

Im Anhang sind einige Fallbeispiele von Eheanbahnungen in Quellenausügen aufgeführt; vor allem aber die gut lesbaren Stammtafeln und Statistiken im Anhang (S. 451-515) runden das insgesamt gelungene, detailreiche Werk ab, das einen wichtigen Lückenschluss darstellt. Besonders hervorzuheben sind die kurzen, kapitelweisen Zusammenfassungen, die die Lesbarkeit der Arbeit noch einmal erhöhen. Einzelne Druckfehler können der Autorin nicht angelastet werden.

Für weiter gehende Fallstudien zu einzelnen Heiratsprojekten der Wettiner bildet diese Untersuchung zur Einordnung in den langfristigen Kontext künftig eine unverzichtbare Vorarbeit, da hier in einer Perspektive der *longue durée* die Konjunkturen der wettinischen Heiratspolitik aufgezeigt werden.

Leipzig

Christian Heinker

ULRIKE LUDWIG, Philippismus und orthodoxes Luthertum an der Universität Wittenberg. Die Rolle Jakob Andreäs im lutherischen Konfessionalisierungsprozeß Kursachsens (1576–1580) (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 153), Aschendorff Verlag, Münster 2009. – XI, 582 S., 16 s/w Abb., kartoniert (ISBN: 978-3-402-11578-7, Preis: 69,00 €).

In den vergangenen Jahren ist es nicht nur in sächsischen Archiven mehrfach zu Verwechslungen der Autorin der hier vorzustellenden Studie mit ihrer Dresdner Namensschwester gekommen. Es sei daher vorab nachdrücklich darauf hingewiesen, dass Ulrike Ludwig mit der vorliegenden Studie 2007 in Leipzig promoviert wurde und nicht zu verwechseln ist mit der 2006 in Dresden mit einer Arbeit zu Strafrecht und Gnade in Kursachsen promovierten Ulrike Ludwig (veröffentlicht als: *Das Herz der Justitia [...]*, Konstanz 2008).

Innerhalb der Frühneuezeitforschung ist in den vergangenen Jahren eine Konjunktur universitätsgeschichtlicher Arbeiten festzustellen, die unter anderem von Debatten über regionale Bildungslandschaften im Alten Reich vorangetrieben wird und herkömmliche institutionengeschichtliche Perspektiven (nicht selten im Umfeld von Universitätsjubiläen) durch sozial- und kulturwissenschaftliche Fragestellungen ergänzt. So auch die vorliegende Studie, die die Rolle des ‚württembergischen Kirchenpolitikers‘ Jakob Andrea an der Wittenberger Leucorea bei der Implementierung der Kirchen- und Universitätsordnung von 1580 untersucht. Ulrike Ludwig setzt sich zum Ziel, „die bemerkenswert enge Interaktion zwischen dem Kurfürsten August und Jakob Andrea auf der einen und den Mitgliedern der Leucorea auf der anderen Seite während der Reformmaßnahmen der Jahre 1576 bis 1580 zu untersuchen und angemessen zur Darstellung zu bringen“ (S. 7). Diese Zielvorgabe wird erfüllt. Die Studie ist in eine Einleitung, vier chronologisch und inhaltlich aufeinander aufbauende Kapitel (wobei die Hauptkapitel vier und fünf jeweils aus zwei großen, durch eigene Zusammenfassungen abgegrenzten Teilen bestehen), einen Ausblick und ein Fazit gegliedert. Erwähnenswert sind auch die „Quellenbeilagen“ im Anhang, die einige für die Argumentation zentrale Dokumente und Abbildungen verfügbar machen, sowie das Personen- und Ortsregister, das einen beschränkten Zugriff auf einzelne Inhalte erlaubt.

Die Kapitel zwei und drei erfüllen zunächst einführende Funktionen: Zum einen kontextualisieren sie das eigentliche Thema, indem die konfessionellen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts und die Rolle, die Kursachsen in diesen spielte, skizziert werden. Zum anderen wird die Entwicklung der Wittenberger Universität von ihrer Gründung an dargestellt, wobei der Fokus klar auf das Wirken und die Wirkung von Philipp Melanchthon einerseits und auf die Krise und den Sturz des ‚universitären Philippismus‘ andererseits gerichtet wird. Kritisch ließe sich an diesen beiden, zum eigentlichen Thema ja erst hinleitenden Kapiteln einwenden, dass sie im Rahmen der Gesamtkomposition der Arbeit mit über 100 Seiten etwas (zu) umfangreich ausgefallen sind und die Auswahl und Vertiefung einzelner Schwerpunkte, etwa die Abschnitte zu Caspar Peucer, nicht immer zwingend nachvollziehbar sind. Ich halte das Vorgehen von Ulrike Ludwig jedoch weitgehend für gerechtfertigt und zielführend, denn eine moderne, erschöpfende Darstellung zur Geschichte der Leucorea im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung liegt bislang nicht vor. Entscheidende Wegmarken, wichtige Strukturen und Prozesse, die für das Verständnis der im eigentlichen Zentrum der Studie stehenden Themen unabdingbar sind, müssen daher vorab hinreichend dargestellt werden. Hierzu zählt vor allem das Verhältnis der Universität und ihrer führenden Theologen zu den jeweiligen Landesherren und hierbei insbesondere zu Kurfürst August.

So werden bspw. die Bemühungen von Universität und Landesherr beschrieben, nach dem Tod von Melanchthon Kontinuität und Ordnung sowohl in der Lehre als auch im universitären Alltag zu sichern. Kurfürst August war darüber hinaus bemüht, die Homogenität des Bekenntnisses in Kursachsen und dessen Akzeptanz durch andere lutherische Territorien zu sichern. Dieses obrigkeitliche Ansinnen setzte dem Wirken der auch auf Ausgleich zu den Reformierten ausgerichteten Wittenberger Universitätsgelehrten konfessionspolitische Grenzen, deren Überschreiten unweigerlich landesherrliche Interventionen zur Folge haben musste. Ulrike Ludwig kann vor diesem Hintergrund plausibel machen, wie spätestens mit der Aburteilung des Wittenberger Katechismus als gleichsam reformierte Irrlehre außerhalb Kursachsens eine Situation entstand, in der Kurfürst August zum Reagieren gezwungen war. In der Folge griff dieser wiederholt persönlich und energisch in die personellen und konfessionellen Belange der Leucorea ein – ein Handeln, das den Sturz des sächsischen ‚Phi-

lippismus‘ besiegelte. Nebenbei bemerkt, zeigt sich im persönlichen Engagement Augusts, insbesondere bei der Neubesetzung der Professuren, eine interessante Parallele zu dem von Ulrike Ludwig aus Dresden (!) beschriebenen Agieren dieses Kurfürsten in Fragen der Bestrafung von Wilderern, bei der August ebenfalls aus persönlichen Motiven hergebrachte, institutionalisierte Verfahren zu umgehen versuchte, um landesherrliche Interessen durchzusetzen.

Im letzten Abschnitt (3.3.) dieses Teils untersucht Ulrike Ludwig einige studentische Tumulte im Gefolge der Krise von 1574, deren Zäsurcharakter sie insgesamt relativiert. In den von ihr analysierten Beispielen wird deutlich, dass an sich alltägliche Konflikte zwischen Studentenschaft und Bürgern (man denke hier nur an die nicht eigens erwähnten Studien von Barbara Krug-Richter für Freiburg) rasch konfessionspolitisch aufgeladen und instrumentalisiert werden konnten. Ferner lagen den Tumulten unterschiedliche Intentionen zugrunde: Ging es einigen Studenten 1574/75 vorrangig noch um die Rehabilitierung der abgesetzten und des Landes verwiesenen Philippisten, richtete sich der studentische Protest in der Folge vor allem gegen die Visitationen, die als illegitimer landesherrlicher Eingriff in die Autonomie des Rechtsraumes Universität aufgefasst wurden, und dann zunehmend auch gegen die als Protagonisten dieses Eingriffs identifizierten Personen – nicht zuletzt gegen den 1576 als Visitor der kursächsischen Bildungseinrichtungen installierten Jakob Andreä.

Die Motive für Andreäs Bestallung in Kursachsen lassen sich weitgehend nur indirekt erschließen: Ob mit Hilfe dieses, wenn man so will, landfremden ‚Theologen-Ordnungspolitikers‘ die landeseigenen Funktionseliten effektiver übergangen werden konnten, wie eine der abschließenden Thesen formuliert (S. 439), ist nicht so eindeutig, wie es zunächst erscheint (das wurde ja auch schon an anderer Stelle von Martin Keffler kritisiert). Gegen Ludwigs These sprechen nicht zuletzt der heftige Widerstand, der Andreä in Wittenberg und im Geheimen Rat entgegenschlug und die in den Abschnitten 4.6. und 4.7. beschriebenen Umstände, die dazu führten, dass sich Andreä häufig nicht mit seinen Positionen durchsetzen konnte. Klar ist auf jeden Fall, dass mit Andreä ein Mann gewonnen wurde, der als Kanzler der Hohen Schule in Württemberg bereits hinreichende Erfahrungen als verlängerter ordnungspolitischer Arm eines Landesherrn an einer Universität gesammelt hatte. Und genau solch ein Mann wurde benötigt, der sich zudem nicht mit einer (in stürmischen konfessionspolitischen Zeiten ja immer auch nicht ganz unproblematischen) eigensinnigen theologischen Lehre profiliert hatte.

Detailliert schildert Ulrike Ludwig in den Abschnitten 4.1.-4.4. die verschiedenen Frontstellungen zwischen der Leucorea (und auch der Alma mater Lipsiensis), der Wittenberger Studentenschaft und den kurfürstlichen Geheimen Räten einerseits, auch wenn diese durchaus unterschiedliche Interessen verfolgten und keine einheitliche Front bildeten, und Andreä andererseits, der als Visitor und durch persönliche Rechenschaftspflicht eng an den Kurfürsten gebunden war. Ulrike Ludwig zeigt, wie schnell in Personalfragen konfessionspolemische Vorwürfe instrumentalisiert werden konnten. Die Jahre 1576–78 werden als Jahre des Übergangs und der Konsolidierung der Position Andreäs bestimmt. Vor dem Hintergrund gegenwärtiger verkrampfter Studienreformbemühungen liest man zudem nicht ohne Schmunzeln von Auseinandersetzungen über die Wiedereinführung des Bakkalarsgrades, den die Studentenschaft als Schimpfwort verstand, oder davon, dass lavierendes Agieren von Hohen Schulen offenbar vor allzu aggressiven obrigkeitlichen Eingriffen schützte.

Deutlich werden zudem zwei weitere Aspekte: Erstens waren die Reformvorschläge Andreäs von eigenen biografischen Erfahrungen geprägt und orientierten sich stark am Württemberger Vorbild – ob Kurfürst August diesem Vorbild aber mit der Bestallung Andreäs a priori nacheifern wollte, scheint mir nicht so eindeutig zu sein

wie es Ulrike Ludwig in ihrer Interpretation der Bestimmungsmotive darstellt. Hier scheint eher von den Wirkungen auf die Intentionen geschlossen worden zu sein. Hinzu kommt, das wird in den späteren Abschnitten der Arbeit sehr deutlich, dass dem württembergischen Modell zwar eine Vorbildfunktion zukam, die Ausgestaltung der kursächsischen Ordnungen aber noch ganz andere Aspekte und landeseigene Traditionen berücksichtigte. Zweitens, und das halte ich vor dem Hintergrund der Desiderate der Visitationsforschung für Kursachsen für zentral, wird deutlich, wie sehr die Inhalte frühneuzeitlicher Visitationen Gegenstand von Aushandlungsprozessen waren und diese Visitationen keinesfalls als Einbahnstraße landesherrlicher Interessendurchsetzung verstanden werden sollten.

In den Abschnitten 4.5.-4.7. untersucht Ulrike Ludwig Höhepunkt und Wendepunkt in Andreäs Wirken in Kursachsen in den Jahren 1578–80. Hierbei geht sie insbesondere auf die Predigtstätigkeit Andreäs im Jahr 1579 ein. Sehr schön zeigt Ulrike Ludwig, wie Andreä seine Predigten nutzte, um (bei seiner Predigt vor dem Kurfürsten in Dresden) August in der Rechtmäßigkeit seines Handelns zu bestätigen und (bei seinen anderen Predigten) unter Berufung auf die Autorität des Landesherrn ein breiteres Publikum von der Notwendigkeit und Richtigkeit des Reformwerks zu überzeugen. Hierbei kam es in Wittenberg zu Unruhen während der Predigt, die, so wird auf der Grundlage paralleler Überlieferungen gezeigt, die auch 1579 noch bestehende Brisanz des Themas belegen. Unmut riefen vor allem Andreäs scharfe Angriffe gegen das ‚Corpus doctrinae philippicum‘ und den ‚Wittenberger Katechismus‘ hervor.

Die letzte untersuchte Predigt, die Andreä zu Weihnachten 1579 in Dresden hielt, verweist dann schon auf Momente des persönlichen Scheiterns und Resignierens Andreäs, so Ludwig. Hier traten wieder stärker allgemeine ‚Kryptocalvinismus‘-Vorwürfe Andreäs gegen kursächsische Theologen und Amtsträger in den Vordergrund. Das kursächsische Reformwerk wurde von Andreä gar nicht mehr thematisiert. Die Predigt folgte zeitlich unmittelbar einer Synode in Dresden, auf der sich Andreä beispielsweise nicht mit seinen Vorstellungen über die Besetzung des Kanzleramtes an der Universität Wittenberg durchsetzen konnte. Grundsätzlich stellt sich mir allerdings die Frage, ob Andreä sich dabei je hätte durchsetzen können, denn eine zuvor unbegrenzte Machtfülle und Durchsetzungsfähigkeit Andreäs legen die Befunde von Ulrike Ludwig nicht wirklich nahe, auch wenn das nicht immer so reflektiert wird.

Die Arbeit wird von einer beschreibenden Darstellung der Inhalte der Universitätsordnung und einem kurzen Ausblick auf die weitere Entwicklung nach dem Tod Augusts unter Christian I. und der folgenden Kuradministratur abgerundet. Die einzelnen Bestimmungen der Universitätsordnung, deren jeweiliges Zustandekommen meist nur angedeutet und leider nicht genauer analysiert wurde, werden umfassend beschrieben und mit den als Modell verstandenen Verhältnissen in Württemberg verglichen. Spätestens an dieser Stelle stutzt man über die in der Einleitung beschriebenen Konstitutionsfaktoren einer ‚mitteldeutschen Bildungslandschaft‘, deren begriffliche Einführung vor dem Hintergrund neuerer universitätshistorischer Arbeiten (vor allem auch aus Leipzig) zwar nachvollziehbar, aber doch mit den Befunden Ludwigs für das Wittenberger Beispiel geradezu ergänzungs- und kritikbedürftig erscheint.

Ein Fazit in siebzehn (!) Thesen beschließt die Arbeit. Meines Erachtens lassen sich an diesem Fazit noch einmal sehr gut Stärken und Schwächen von Ulrike Ludwigs Studie aufzeigen. Die Vielzahl von Thesen verweist einerseits darauf, dass die Studie inhaltlich nicht nur ihrem eingrenzenden Untertitel bzw. einer einzigen Fragestellung verpflichtet ist, sondern weit darüber hinausgeht. Das halte ich grundsätzlich für eine Stärke der Arbeit, denn sie erschließt einen weiten Horizont. Daraus folgt aber andererseits, dass eben nicht alle Thesen gleichermaßen präzise und quellengestützt herausmodelliert sind. Es ist bedauerlich, dass neuere Forschungen zur Implementierung von

Ordnungs- bzw. Policygesetzen in der Frühen Neuzeit nicht rezipiert wurden, in die sich die Befunde Ulrike Ludwigs durchaus einordnen ließen. Das verwundert umso mehr, als ja eine gleichermaßen sozialregulierende wie disziplinierende Ordnungspolitik unter Kurfürst August am Beispiel der (Kirchen- und) Universitätsordnung von 1580 im Zentrum der Analyse steht. Natürlich will ich hier nicht etwas einfordern, was nicht zwingend Intention der Arbeit war. Zugleich aber wurde auch die Konfessionalisierungs- und Sozialdisziplinierungsforschung nur verkürzt rezipiert. Daraus ergibt sich eine in sich etwas hermetische Interpretation der untersuchten Vorgänge und Handlungsmotive im Rahmen einer nur grob entfalteten, schlussendlich aber immer unbestreitbar etatistischen Konfessionalisierungsvorstellung. Etwas zugespitzter formuliert: Aus einem begrenzten Untersuchungs(zeit)raum wird eben noch nicht automatisch eine ‚mikrohistorische‘ Fallstudie, wie in der Einleitung zumindest angedacht (S. 6).

Zweifelsohne und eingedenk der vorgetragenen Kritik hat Ulrike Ludwig aber eine wichtige und vor allem lesenswerte Studie vorgelegt, die Lücken der sächsischen Universitäts- und Kirchengeschichtsschreibung füllt. Besonders deutlich wird dies auch daran, dass das bislang kaum systematisch berücksichtigte persönliche Engagement Augusts im konfessionspolitisch aufgeladenen Kirchen- und Bildungsreformwerk näher ausgeleuchtet wurde. Darüber hinaus bietet Ulrike Ludwigs Studie eine solide Grundlage sowie Anregungen für weitergehende Untersuchungen zur Universitäts- und Konfessionalisierungsgeschichte nicht nur Kursachsens.

Dresden

Alexander Kästner

THOMAS OTT, Präzedenz und Nachbarschaft. Das albertinische Sachsen und seine Zuordnung zu Kaiser und Reich im 16. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abt. Abendländische Religionsgeschichte, Bd. 217), Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2008. – 654 S. (ISBN: 978-3-8053-3875-2, Preis: 65,50 €).

Das albertinische Sachsen darf im 16. Jahrhundert zu den einflussreichsten politischen Akteuren im Reich gezählt werden. Ob unter der altgläubigen Herrschaft Georgs, der selbstbewussten Führung Moritz', der kaiser- und reichstreuen Regierung Augusts oder dem kurzen, neue reichs- wie kirchenpolitische Optionen suchenden Zwischenspiel Christians: der Dresdner Hof war eine der Schaltstellen im multipolaren Reichssystem. Die konkreten konfessions- und reichspolitischen Vorzeichen dieser Stellung veränderten sich bekanntermaßen im Reformationsjahrhundert. Doch auch noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts wird Kursachsen eine reichspolitische Bedeutung nicht abzuspüren sein, wenngleich der konfessionsneutrale und strikt reichsverfassungstreue – gleichwohl nicht uneigennützig – Kurs die Einfluss- und Koalitionsmöglichkeiten des Kurfürstentums im Schatten des Dreißigjährigen Kriegs beschränkt hatte. Die albertinischen Herzöge und Kurfürsten waren insofern eine feste Größe für Kaiser und Reichsstände, mit der zu rechnen war, respektive mit der gerechnet wurde.

Die hier anzuzeigende Arbeit stellt die Frage nach der Verortung des albertinischen Sachsen im Reichssystem und nach seiner „Zuordnung zu Kaiser und Reich“ im 16. Jahrhundert. Thomas Ott möchte klären, „was das albertinische Sachsen im Reich ‚ausmachte‘, was es ‚galt‘“ (S. 6). In den Fokus der 2005 an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereichten Promotionsschrift rückt damit eine zweifellos komplexe Thematik. Der Autor wählt zur Beantwortung dieser Frage den Blickwinkel der zentralen Reichsinstitutionen, das heißt die Sicht von Kaiser und Reichstag, und

vom benachbarten Königreich Böhmen. Als Indikatoren für die Verortung des albertinischen Sachsen im Reich dienen ihm die beiden Kategorien der Nachbarschaft und des Ranges bzw. der Präzedenz. Der methodische Zugriff erweist sich als innovativ, da er die kulturalistische Sicht der modernen Zeremonialforschung im reichs- und territorialpolitischen Kontext mit einer politikwissenschaftlichen Herangehensweise kombiniert. In den Mittelpunkt rückt dabei die Frage nach den politischen Verfahren und den Implikationen von Verfahrensfragen auf den Rang des albertinischen Sachsen. Die ereignisgeschichtlichen Bezüge sächsischer Reichspolitik treten demgegenüber in den Hintergrund und dienen vielmehr der Analyse des politischen Verfahrens als Folie.

In einem dem ereignisreichen Zeitraum und anspruchsvollen Thema durchaus angemessen erscheinenden, voluminösen Umfang verfolgt der Verfasser die albertinische „Reichstagspolitik“. Von den zwölf Kapiteln (inklusive Einleitung und Zusammenfassung) beschäftigen sich immerhin neun mit Hierarchie- und Rangfragen sowie mit Sessionskonflikten. Das Verhältnis zum Nachbarn Böhmen kommt demhingegen lediglich in einem Kapitel zur Darstellung, wobei sich Ott auf die Bedeutung der sächsisch-böhmischen Erbeinigung in den Konflikten am Ende des 16. Jahrhunderts, der polnischen Thronkrise (1587–89) und des Langen Türkenkrieges (1592–1606), beschränkt. Die Komposition der Arbeit folgte den chronologischen Vorgaben der Ereignisgeschichte, nahezu alle bedeutenden historischen Ereignisse des 16. Jahrhunderts finden sich im Brennglas der „Reichstagspolitik“ wieder.

Der Autor erarbeitet seine sachkundige Darstellung aus umfangreichem gedruckten und ungedruckten Aktenmaterial, unter anderem aus den Beständen des Dresdner Hauptstaatsarchivs, des Berliner Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz und des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs und kann seine Argumentation zudem auf eine profunde Kenntnis der Forschungsliteratur stützen. Der Lesbarkeit nicht eben zuträglich erweisen sich sowohl einige, der narrativen Struktur geschuldete Redundanzen als auch die gelehrte Diktion, deren Ambitioniertheit zu einer gewissen Dominanz heuristischer Begrifflichkeit führt. Hinzu tritt der Exkurscharakter einiger Ausführungen, der, wiewohl zur Begriffserklärung und zur Ausleuchtung des historischen Rahmens nützlich, die Darstellung merklich fragmentiert. So erschließt sich aus dem Argumentationszusammenhang schwerlich, warum die sächsische Kuradministrationsregierung von 1591 bis 1601 ausführlich dargestellt wird, wo doch sonst die territoriale „Binnensicht“ weitgehend ausgeklammert bleibt.

Für das zentrale Thema der Studie, der Frage nach der Präzedenz und den damit verbundenen Sessionskonflikten auf den Reichstagen, bietet der Autor viel Neues und manch anregende These, etwa wenn er die Rangstreitigkeiten als „Weg zur politischen Selbstfindung“ der Fürstenkurie interpretiert (S. 43 f.) oder aber der „Sessionspolitik“ (S. 71) der Fürsten eine spezifische politische Rationalität („Ökonomie“ [S. 47]) unterstellt. Gleichwohl erscheinen einzelne Argumentationslinien der Studie hinterfragbar. So dürfte der Grund für einen Schwenk im Sessionsstreit Sachsen-Weimars mit den Wittelsbachern in den Jahren 1571–1576 keineswegs auf den Einfluss des pfälzischen Kurfürsten als formellem Mitvormund über die ernestinischen Herzöge ab 1573 zurückzuführen sein (S. 393–395). Die Vormundschaftsgeschäfte in Weimar und Coburg führten die kursächsischen Statthalter vielmehr allein, während der Einfluss der Mitvormünder wie auch der Weimarer Witwe Dorothea Susanna stark eingeschränkt war. Insofern mag eine Veränderung der ernestinischen Sessionspolitik viel eher dem Kalkül Kurfürst Augusts in Dresden entsprochen haben, dem der Gedanke an das Gesamthaus Wettin zu diesem Zeitpunkt wohl deutlich ferner lag als die Absicherung des albertinischen Kurfürstentums gegen ernestinischen Statusgewinn und drohende Restitutionsbestrebungen. An diesem Beispiel wird ebenso die Problematik der Quellengrundlage deutlich – der These liegt in diesem Fall allein die Weimarer

Korrespondenz in der wittelsbachischen Überlieferung in München zugrunde – wie etwa am Beispiel der Einschätzung der rechtlichen Rahmenbedingungen der sächsischen Kuradministrationsregierung: Für diese wurde allein die kurbrandenburgische Überlieferung in Berlin herangezogen. Da die Gegenüberlieferung nicht im (vom Autor benutzten) Weimarer Thüringischen Hauptstaatsarchiv, sondern im Staatsarchiv Altenburg liegt, entsteht so ein recht einseitiges Bild, das Kurbrandenburgs Rolle aufgrund der Bestimmungen des vom Kuradministrator Friedrich Wilhelm nie akzeptierten Vertrages von Zinna deutlich überschätzt (S. 460 f.). Dies sind freilich vernachlässigbare Petitesse, die das Bild einer ansonsten gründlich recherchierten Studie nicht zu trüben vermögen.

Die verdienstvolle Arbeit liefert mit ihrer – methodisch gewollten – Beschränkung auf die Kategorien Rang und Nachbarschaft sowie auf das Aktionsfeld „Reichstagspolitik“ jedoch allenfalls einen, wenn auch tragenden, Baustein zur Beantwortung der Frage nach dem Ort des albertinischen Sachsen im Reich des 16. Jahrhunderts. Es scheint fraglich, ob die Analyse einer solch komplexen Problematik für ein gesamtes Jahrhundert ohne die Berücksichtigung weiterer Faktoren, wie etwa dynastischer Verbindungen und Konkurrenzen, der Konfession, wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit, personeller Konstellationen und ständischen Einflusses auf die territoriale Reichspolitik, zielführend ist. Auch die vom Autor selbst eingeforderte (S. 6), aber kaum realisierte Verknüpfung von landes- und reichsgeschichtlichen Befunden dürfte sich dabei als erkenntnisfördernd erweisen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Thomas Ott mit seiner Analyse der Verortung des albertinischen Sachsen im Reich ein intellektuell anregender Diskussionsbeitrag gelungen ist. Aufgrund seiner innovativen Herangehensweise wird das Buch in der reichsgeschichtlichen Forschung zweifellos Beachtung finden. Die landesgeschichtliche Forschung wird aus ihm, durch den methodischen Zuschnitt bedingt, eher geringere Impulse erwarten dürfen. Ein zu schätzendes Verdienst der Studie ist es, die für das Verständnis des lehnrechtlich organisierten Alten Reiches wichtigen Strukturelemente der fürstlichen Erbeinigungen und Erbverbrüderungen mit einem modernen politikwissenschaftlichen Instrumentarium analysiert und die Frage nach Präzedenz und Nachbarschaft für die aktuelle reichsgeschichtliche Forschung an einem konkreten Fallbeispiel nutzbar gemacht zu haben.

Leipzig

Sebastian Kusche

SIMONE GIESE, Studenten aus Mitternacht. Bildungsideal und *peregrinatio academica* des schwedischen Adels im Zeichen von Humanismus und Konfessionalisierung (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 68), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2009. – 826 S., 10 s/w Abb., 33 s/w Tab., 25 s/w Zeichn., 2 Ktn., 6 Übers. (ISBN: 978-3-515-08545-8, Preis: 106,00 €).

Das Bildungverhalten des Adels im Spätmittelalter und in der Frühneuzeit gehört zu den von der Forschung noch wenig beachteten Themengebieten. Von Rainer Müller stammt die einzige Monografie zum Thema Adel und Studium,¹ ferner werden adlige Studenten behandelt, wenn die soziale Zusammensetzung der Studentenschaft einer

¹ RAINER A. MÜLLER, Universität und Adel. Eine soziostrukturelle Studie zur Geschichte der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt 1472–1648, Berlin 1974.

Universität oder eines Territoriums analysiert wird.² Gruppen- und schichtenspezifische regionale Untersuchungen zu adliger Bildung, die sich dem Bildungsverhalten des Adels einer Region widmen, können – von wenigen Ausnahmen abgesehen – als Desiderat der deutschsprachigen Forschung gelten.³ Studien zu Bildungsreisen des Adels beschränken sich meist auf die Kavalierstour, mithin die adlige Reise seit dem 17. Jahrhundert, berücksichtigen aber nicht die Bildungsreisen an die Universitäten. Für den schwedischen Adel in der frühen Neuzeit hat Susanne Giese mit ihrer bei Anton Schindling in Tübingen entstandenen Dissertation diese Lücke nun gefüllt und für den Zeitraum 1520 bis 1637 eine exzellente Untersuchung des Bildungsverhaltens des schwedischen Adels vorgelegt. Giese verbindet hierin die Untersuchung des Bildungsverhaltens mit der Analyse des Bildungsideals. Dazu hat die Autorin anhand einer Auswahl an bedeutenden Erziehungstraktaten des Humanismus, nachreformatorischer Strömungen, aus dem Kontext des Ideals des vollkommenen Hofmannes und der Niederländischen Bewegung die Bildungsideale des europäischen Adels unter Hinzuziehung eines Kriterienkataloges untersucht, der die Rolle körperlicher Übungen, die Bedeutung klassischer oder moderner Fremdsprachen sowie das Verhältnis von Humaniora und Realia in den Studieninhalten berücksichtigt. Indem sie die Rezeption dieser Schriften in Schweden untersuchte und zudem schwedische Traktate einbezog, konnte die Autorin den Wandel von Bildungsidealen des schwedischen Adels von der spätmittelalterlichen Ausgangslage bis in das 17. Jahrhundert darstellen.

Daran anschließend untersucht Giese, und dies bildet den Hauptteil der Arbeit, die Umsetzung des Bildungsideals durch den schwedischen Adel anhand von Bildungswegen und Studieninhalten. Insgesamt 59 Matrikeln von Universitäten, Hohen Schulen, Gymnasien und Ritterakademien hat die Autorin untersucht. Sie erfasste dabei die Zahl der Immatrikulation schwedischer Studenten und die schwedischer Adliger. Darüber hinaus wurde eine große Reihe weiterer Quellen in die Untersuchung einbezogen. Dazu gehören solche aus dem universitären Umfeld wie Dissertationen und Oratorien, daneben Briefe, Reisetagebücher, *alba amicorum*, Widmungen in Büchern und Memoiren. Giese konnte so Bildungsreisen von 362 schwedischen Adligen belegen, von denen etwa zwei Drittel in Matrikeln nachgewiesen sind.

Zunächst behandelt die Autorin umfassend die Erziehung und Ausbildung des schwedischen Adels im Heimatland (Kapitel 3), dessen Ausführlichkeit damit begründet wird, dass „das geringe Niveau der Schulen und der Universität im 16. Jahrhundert [...] die Abhängigkeit des Königreichs von ausländischen Studien, von der *peregrinatio academica* seiner Einwohner“ belegt und die Reformen im schwedischen Bildungswesen im frühen 17. Jahrhundert die Ausgangsbasis für die *peregrinatio academica* veränderten (S. 10). Kernstück der Arbeit bilden die Kapitel 4 bis 9. Während in Kapitel 4 die Rahmenbedingungen und Grundzüge der *peregrinatio academica* erörtert werden, behandeln die Kapitel 5 bis 9 die Frequentierung der außerschwedischen Universitäten und Hohen Schulen gliedert nach Bildungslandschaften, die sowohl regio-

² Stellvertretend MATTHIAS ASCHE, Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der frühen Neuzeit (1500–1800), Stuttgart 2000; RAINER CHRISTOPH SCHWINGES, Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert. Studien zur Sozialgeschichte des alten Reiches, Stuttgart 1986; BEATE IMMENHAUSER, Bildungswege – Lebenswege. Universitätsbesucher aus dem Bistum Konstanz im 15. und 16. Jahrhundert, Basel 2007.

³ Zu nennen sind hier z. B. die Studien von GERNOT HEISS sowie CHRISTIAN WIELAND, Status und Studium. Breisgauischer Adel und Universitäten im 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 148 (2000), S. 97–150.

nal als auch konfessionell bestimmt sind. Kapitel 5 ist den Universitäten und Hohen Schulen im Ostseeraum gewidmet, das folgende Kapitel den Universitäten in Mitteldeutschland. Es folgen die Universitäten in den Niederlanden (Kapitel 7), die protestantischen Hochschulen in den südlichen und westlichen Reichsterritorien einschließlich der Schweiz (Kapitel 8) sowie die katholischen Universitäten und Jesuitenkollegien im Heiligen Römischen Reich und in Polen-Litauen (Kapitel 9). Eine relativ kurze Behandlung erhalten aufgrund der Quellenknappheit die Universitäten und Ritterakademien in Frankreich, Italien, Spanien und England (Kapitel 10).

Giese untersucht die Frequenz von Schweden und schwedischen Adligen an den verschiedenen Bildungseinrichtungen im Kontext von geistes- und bildungsgeschichtlichen sowie konfessionellen Faktoren. Sie kann so den „Entwicklungen und Moden“ nachspüren, denen Ausbildungswege und Studieninhalte unterlagen (S. 6). Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die *peregrinatio academica* die Adligen im 16. Jahrhundert vor allem an die Universitäten im Kernbereich des Heiligen Römischen Reiches, aber auch nach Italien führte, dass die Bildungseinrichtungen des Ostseeraums, hier vor allem Rostock und Greifswald, und die Universität Wittenberg von herausragender Bedeutung für den Adel waren, dass die konfessionelle Entwicklung in Schweden im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts zu einer verstärkten Frequentierung von Jesuitenkollegien und katholischen Hochschulen führte, hier vor allem von Braunsberg, bevor 1617 das Studium an katholischen Einrichtungen verboten wurde. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts gewinnen die Universitäten in den Niederlanden durch die starke Orientierung auf den Handel mit den nördlichen Niederlanden und den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, aber auch durch die neuen geistesgeschichtlichen Ideen an Bedeutung und lösen das Heilige Römische Reich als bevorzugtes Ziel der *peregrinatio academica* ab. Leiden ist nun die am stärksten vom schwedischen Adel frequentierte Universität außerhalb Schwedens.

Ein abschließendes 11. Kapitel widmet sich Bildungsinhalten und Form der Bildungsreise und konstatiert einen Wandel von der *peregrinatio academica* des 16. Jahrhunderts, die sich vor allem durch das Studium an ausländischen Universitäten auszeichnete, hin zur Kavalierstour, die auf höfisch-ritterliche Fähigkeiten und empirisch gewonnene Kenntnis der Länder und Höfe zielte. Eine begriffliche Abgrenzung hatte die Autorin bereits vorgenommen (S. 140-145). Die Zusammenfassung ist in englischer Sprache verfasst. Abgerundet wird die Dissertation durch einen ausführlichen Anhang, der unter anderem ein Verzeichnis der Bildungsreisen schwedischer Adliger enthält (S. 707-721).

Die Arbeit bietet eine hoch interessante, methodisch hervorragend erarbeitete, gut geschriebene und fundierte Bildungsgeschichte Schwedens sowie des schwedischen Adels, der man auch verzeiht, dass der als widerlegt geltende Topos der Universität Leipzig als *universitas pauperum* tradiert wird.⁴

Leipzig

Fanny Münnich

⁴ Vgl. hierzu jetzt ENNO BÜNZ, Gründung und Entfaltung. Die spätmittelalterliche Universität (1409–1539), in: Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009, hrsg. von Enno Bünz/Detlef Döring/Manfred Rudersdorf, Bd. 1: Spätes Mittelalter und frühe Neuzeit (1409–1830/31), Leipzig 2009.

Universitäten und Wissenschaften im mitteldeutschen Raum in der Frühen Neuzeit. Ehrenkolloquium zum 80. Geburtstag von Günter Mühlpfordt, hrsg. von KARLHEINZ BLASCHKE/DETLEF DÖRING (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 26), Verlag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, in Kommission bei Franz Steiner Verlag Stuttgart, Leipzig 2004. – 329 S. (ISBN: 3-515-08593-9, Preis: 75,00 €).

Nach der mehrbändigen Festschrift zum 75. Geburtstag erschien 2004 eine weitere den Aufklärungshistoriker Günter Mühlpfordt und seine Forschungen würdigende Publikation, die in acht unterschiedlich konzipierten Aufsätzen das im Oktober 2003 in Halle/Saale gehaltene Ehrenkolloquium dokumentiert. Dabei bilden Mühlpfordts langjährige Forschungsschwerpunkte wie mitteldeutsche Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte der Aufklärungszeit den roten Faden für die Beiträge. Ziel des Symposiums – und damit auch der Veröffentlichung – war es, den „Kulturherd Mitteldeutschlands“ (Mühlpfordt) auf bildungs- und wissenschaftsgeschichtlicher Ebene zu beschreiben, zu charakterisieren, zu ergründen und seine Entwicklungsgeschichte nachzuzeichnen.

Aus verschiedenen Blickwinkeln und Ansätzen heraus gelingt es den Autoren, sich diesem Thema anzunähern. Nach einem Grußwort und der Übergabe der Diamantenen Doktorurkunde durch den damaligen Prorektor für Studium und Lehre der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg Prof. Dr. Thomas Bremer stellt KARLHEINZ BLASCHKE den Jubilar vor, wobei er besonders auf die Verwurzelung Mühlpfordts in der eigenen Heimatregion als Antrieb für dessen Forschungen hinweist. THOMAS TÖPFER geht in „Landesherrschaft – fürstliche Autorität – korporative Universitätsautonomie. Die Anfänge der Universität Wittenberg 1502–1525“ dem bisher immer noch nicht ausreichend erforschten Verhältnis zwischen der Universität als autonome Rechtskorporation und den landesherrlichen Eingriffen nach. Töpfer konnte am Beispiel der jungen Leucorea nachweisen, dass ein pauschales Urteil von größerer fürstlicher Abhängigkeit bei frühneuzeitlichen, gestifteten Hochschulen nicht getroffen werden kann, sondern erst Einzelstudien genauere und detaillierte Erkenntnisse bringen. Der anschließende Aufsatz von ULMAN WEISS über das Bildungsverhalten Langensalzaer Bürger im 15. und 16. Jahrhundert stellt anhand statistisch-biografischer Analysen die Verbindung von Universität und Land her. Auch wenn der Titel zunächst sehr nüchtern erscheint, verbirgt sich hinter ULRICH RASCHEs Beitrag „Die Jenaer Rektoratsrechnung von Caspar Sagittarius aus dem Sommersemester 1683“ eine wichtige Darstellung zu dieser besonderen Quellengattung (einschließlich einer Rechnungsedition). Zu Recht weist Rasche darauf hin, dass der Aspekt der Universität als Wirtschaftsgemeinschaft bisher nur wenig Beachtung fand. Mit seinem Beitrag gelingt es ihm endlich auch, die erkenntnisreiche und methodisch einleuchtende Erörterung der Rektoratsrechnung als Quelle mit einer kleinen Wirtschaftsgeschichte der frühmodernen Salana zu verbinden. Einem völlig anderen Themenfeld widmet sich DETLEF DÖRING, der die Preisfragen der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig zwischen 1728 und 1738 untersucht. Das Aufblühen der Deutschen Gesellschaft war vor allem dem Engagement ihres Mitglieds Johann Christoph Gottsched (1700–1766) geschuldet. Als einen Vertreter der wittenbergischen Aufklärung stellt ANDREAS KLEINERT den Mathematikprofessor Johann Daniel Titius (1729–1796) vor, der mit seiner Reihe zur mathematischen Berechnung der Planetenabstände von der Sonne nicht nur in die Wissenschaftsgeschichte einging. Besonders interessant ist der seltsame Veröffentlichungsweg, den Titius für die Publikation seiner Berechnungen wählte: Er stellte die Formel nicht wie üblich in einem Einzelaufsatz vor, sondern

integrierte sie in die „Contemplation de la nature“ des Genfer Zoologen Charles Bonnet, deren Übersetzung er gerade besorgte. Den Abschluss der Aufsätze bildet GERHARD LINGELBACH mit seiner kurzen Abhandlung über „Das Wirken Jenaer Rechtsgelehrter für ein modernes bürgerliches Recht“, in der er aufzeigt, wie stark Kants Philosophie die Jurisprudenz beeinflusste und bis in die moderne Rechtswissenschaft nachwirkt. Am Ende der Festschrift kommt der Jubilar selbst zu Wort. In „Danksagung und Schlußbetrachtung. Mitteldeutsche Universitäten der Frühneuzeit auf dem Weg zur modernen Wissenschaft“ lässt Mühlpfordt nicht nur das Ehrenkolloquium Revue passieren, sondern gibt im essayistischen Stil eine sehr gute Charakterisierung des mitteldeutschen „Kulturherds“. Gerade diese Zusammenfassung ist allen zur Bildungslandschaft Mitteldeutschlands Forschenden zu empfehlen – nicht nur, da Mühlpfordt prägnant das Wesen der Region aufzeigt, sondern auch Gründe für das starke Aufblühen in der Aufklärungszeit herausstellt.

Ohne Zweifel stellt die Festschrift in ihren Einzelbeiträgen wichtige Erkenntnisse zu Einzelaspekten der mitteldeutschen Bildungslandschaft dar, erscheint aber als Ganzes dem Leser nicht als „runde Sache“. Dies ist vor allem den verschiedenen Aufsatzlängen sowie dem unterschiedlichen Umarbeitungsgrad der mündlichen Vorträge geschuldet, die teilweise einen kompletten Abdruck des Referats mit allen persönlich-individuellen Noten abbilden, teilweise vollkommen neu geschrieben wurden. So ist Blaschkes Ausführung ein vollständiger Abdruck seines Referates, Töpfer weist hingegen in einer Fußnote auf die Überarbeitung der schriftlichen Fassung hin. Zudem irritiert das Register in Rasches Beitrag den Leser, auch wenn es zur Erschließung der Quellenedition im Aufsatz nützlich ist. Eine stärkere Kongruenz der Aufsatzmodi und eine Einleitung der Herausgeber als Klammer für die Beiträge hätten dem Band gut getan. Trotzdem ist die Publikation nicht nur jedem am „Kulturherd Mitteldeutschlands“ Interessierten anempfohlen, sondern auch ein gelungener Beitrag zur vergleichenden frühneuzeitlichen Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte.

Leipzig

Wenke Richter

ERHARD HARTSTOCK, Wirtschaftsgeschichte der Oberlausitz 1547–1945, Lusatia Verlag, Bautzen 2007. – 509 S. (ISBN: 3-936758-40-5, Preis: 24,90 €).

Die eben noch in Bezug auf den vom selben Autor vorgelegten Band zur „Teichwirtschaft der Oberlausitz“ getroffene Einschätzung als dessen *opus magnum* (NASG 80 [2009], S. 431-433) muss angesichts der nun vorgelegten Wirtschaftsgeschichte revidiert werden, denn dieser gebührt jetzt zweifellos das Prädikat, ist sie doch die Summe der jahre-, oder vielmehr jahrzehntelangen Forschungen des Sorabisten, Historikers und Archivars Erhart Hartstock. Gleich vorweg sei hier der ausdrückliche Dank an den Autor gerichtet, dass auf diese Weise eine im Rahmen sächsischer Wirtschaftsgeschichten naturgemäß nur stiefmütterlich behandelte Region (schließlich war der sächsische Kurfürst erst seit 1635 in Personalunion auch Markgraf der Oberlausitz) ein eigenständiges Kompendium bekommt. Ein solches Werk übersteigt eigentlich die Leistungsfähigkeit eines einzelnen Autors und war wohl nur möglich, weil Hartstock, der viele Jahre Abteilungsleiter im Staatsarchiv Dresden und Leiter des Bautzner Stadtarchivs war, seit mehreren Jahrzehnten ein entsprechendes Quellenstudium betrieben hat und immer noch betreibt. Nach eigenen Angaben hat er sich seit den 1950er-Jahren für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Oberlausitz und ihrer Bewohner interessiert und mittlerweile einen riesigen Fundus an Quellenexzerpten, Tabellen, Übersichten und Statistiken angelegt. Speziell für diese Arbeit hat Hartstock

eine Fülle an Dokumenten aus deutschen wie auch tschechischen und polnischen Archiven zusammengetragen und ausgewertet. Man merkt dem Band aber auch deutlich an, dass der Autor vor allem in der Neuzeit zu Hause ist. Dementsprechend umfasst die Wirtschaftsgeschichte der Oberlausitz auch primär den Zeitraum „1547–1945“, wobei der Schwerpunkt sogar auf dem 19. Jahrhundert liegt. Das hat durchaus seine Berechtigung angesichts der tiefgreifenden Umwälzungen, die sich in dieser Epoche Bahn brachen, wie auch der vielleicht nur in der Oberlausitz in dieser Form möglichen Exoten, wie die Versuchsanstalt Pommritz: Das Gut hatte der später durch den sächsischen König geadelte Johann Gottfried Zenker 1820 erworben und zu einem wirtschaftlichen Mustergut entwickelt, ehe es die Landständische Bank des königlich sächsischen Markgraftums Oberlausitz 1863 kaufte und die kurz zuvor in Weidnitz begründete landwirtschaftliche Versuchsanstalt hierher verlegte. Das Gut entwickelte sich daraufhin zu einem modellhaften landwirtschaftlichen Großbetrieb und war zugleich Forschungszentrum für neuartige Anbautechniken. Erst 1945 wurde die Versuchsanstalt geschlossen, die viele Neuerungen für die sächsische Landwirtschaft hervorgebracht hat.

Nach einem überaus knappen und stark verkürzenden Abschnitt zum „Territorium der Oberlausitz“, der sowohl geografische als auch politische Strukturen aufzeigen soll und dabei leider sinn- und geschichtsentstellend verkürzt (z. B. S. 20: „Die politische Macht übte der deutsche Adel zuerst allein und nach dem Pönfall mit beschränkter Beteiligung der städtischen Aristokratie bis zur bürgerlichen Umwälzung aus.“?), geht Hartstock direkt zur Darstellung der Wirtschaftsgeschichte über. Vor allem Kriege, wie der 30-jährige und der Siebenjährige Krieg, später die Napoleonischen Kriege, der Erste und der Zweite Weltkrieg, dienen als strukturierende Zäsuren. Darunter leidet ein wenig die Plausibilität der Darstellung. Nachvollziehbar ist dies noch beim Einsatz mit dem als Pönfall in die Geschichte eingegangenen Ereignis, als die Sechstädte der Oberlausitz all ihrer Privilegien und ihres gesamten städtischen Grundbesitzes (zunächst einmal) verlustig gingen. Das war zweifellos auch aus wirtschaftshistorischer Sicht ein Einschnitt. Vielleicht wäre aber generell eine Gliederung nach ökonomischen Epochen und Wendepunkten, die sich sicherlich gut hätten mit politischen Zäsuren verbinden lassen, geeigneter gewesen. Und ob ein Kapitel „Armut, Bettelwesen, Vagabundentum, Dieberei und Räuberunwesen als soziale Frage in der Oberlausitz“ in dieser Form in eine Wirtschaftsgeschichte gehört, sei einmal dahingestellt ...

Entsprechend den für wirtschaftsgeschichtliche Kompendien durchaus üblichen Gepflogenheiten belegen viele Zahlenangaben, Übersichten und Tabellen die Ausführungen des Autors – ohne allerdings zu ermüden. Allenfalls ließe sich monieren, dass er dabei mit relativ wenigen Nachweisen wie auch Verweisen auskommt, was sich zwar wohlthuend auf die Lesbarkeit auswirkt, allerdings auch die Verifizierung der Angaben erschwert, wenn nicht gar unmöglich macht. Zudem sind die wenigen Anmerkungen in ihrer Anordnung als Randglossen zumindest gewöhnungsbedürftig.

Hinsichtlich der Forschungsliteratur bilden vor allem die Klassiker der Wirtschafts- und der Landesgeschichte seinen Ausgangspunkt (Wilhelm Abel, Hermann Aubin, Rudolf Kötzschke, Karlheinz Blaschke), worüber leider neuere grundlegende Studien, wie etwa Steffen Menzels Arbeiten zu den Raseneisenerzen, unterschlagen werden. Nichtsdestotrotz handelt es sich um einen gewaltigen, überaus informativen Überblick, der die einstige wirtschaftliche Leistungskraft der Oberlausitz in hervorragender Weise dokumentiert.

ALEXANDER ZIRR, Axel Oxenstierna – Schwedens Reichskanzler während des Dreißigjährigen Krieges. Studien zu seiner Innen- und Außenpolitik (TSR Historische Studien, Bd. 3), Meine Verlag, Leipzig 2008. – IX, 155 S., 1 s/w Abb., broschürt (ISBN: 978-3-9811859-7-3, Preis: 25,95 €).

Die vorliegende Studie verfolgt zwei Ziele: Im Vordergrund steht eine ereignisgeschichtliche Beschreibung der europäischen Kriege des 17. Jahrhunderts. Punktuell vertiefend werden Rolle und Bedeutung des schwedischen Kanzlers Axel Oxenstierna (1583–1654) dargestellt. Hinsichtlich dieser Ziele und des Inhalts der Studie führt der Titel leicht in die Irre. Nach meinem Leseindruck bietet die Arbeit anstatt tiefer schürfender Analysen eher eine in acht Kapiteln entworfene, rein deskriptive Skizze der Rolle Oxenstiernas im Rahmen der schwedischen Innen- und Außenpolitik des 17. Jahrhunderts. Dass das durchaus so gewollt ist, verdeutlicht die Umschreibung des methodischen Vorgehens: „Das Thema dieser Arbeit wird in hauptsächlich chronologisch-deskriptiver Weise bearbeitet“ (S. 2). Zunächst werden knapp der Rahmen der schwedischen Geschichte und der Lebenslauf Oxenstiernas skizziert. ‚Chronologisch-deskriptiv‘ schließen sich Kapitel zu den wichtigen Wegmarken der Innen- und Außenpolitik Schwedens sowie des Wirkens Oxenstiernas an, etwa zum Eintritt Schwedens in den Dreißigjährigen Krieg, zum Tod Gustavs II. Adolf und zur Zeit des Heilbronner Bundes. Das Verhältnis Schwedens zu Sachsen im Untersuchungszeitraum wird nicht vertieft behandelt – das sei hier mit Blick auf landeshistorisch interessierte Leser lediglich erwähnt und ist nicht als Schwäche der Studie misszuverstehen.

Insgesamt sehe ich in der Gestaltung der Studie zwei wesentliche Probleme: Zum einen entzieht sich die rein beschreibende Darstellung einer wirklich tiefer gehenden Analyse und Forschungsdiskussion. Zwar werden Kontroversen und Themen bisheriger Forschungen vorgestellt; wirklich eigenständige Ergebnisse fördert dies aber nicht zu Tage, weil sich die präsentierten Schlussfolgerungen jeweils an schon vorhandenen Erkenntnissen entlang hangeln. Die unter anderem als zentral benannte Frage nach der Kriegsfinanzierung wird in zwei Exkursen anhand vorhandener Literatur behandelt. Erstaunlicherweise wird dabei der erhebliche Einsatz persönlicher Ressourcen Oxenstiernas für die Versorgung und Finanzierung des schwedischen Heeres überhaupt nicht thematisiert.

Zum anderen wird auf eine präzisere Analyse der ausgewählten Inhalte verzichtet. Wenn bspw. erklärt wird, Oxenstierna sei bei den Friedensverhandlungen von Brömsbro 1645 federführend gewesen (S. 107), hätte man gern mehr als diese allgemeine Feststellung von einer Studie erfahren, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Rolle Oxenstiernas in der schwedischen Innen- und Außenpolitik zu untersuchen. Weiterhin werden, um nur noch ein Beispiel zu nennen, die möglichen Erklärungen für das Eingreifen Schwedens in den Dreißigjährigen Krieg allgemein abgehandelt, Einstellungen und Handeln Oxenstiernas in diesem Zusammenhang aber nur sehr unklar herausgearbeitet (Kap. 5.5.–6.2.). Unbestreitbar richtig stellt Alexander Zirr zwar dar, dass Oxenstierna erst, und im Übrigen anders als sein König, die polnischen Unternehmungen Schwedens absichern wollte, ehe er auf deutschem Boden loszuschlagen gedachte. Allerdings folgt Zirr in seiner weiteren Argumentation der älteren Forschung, die zwischen den Standpunkten Gustav II. Adolfs und Axel Oxenstiernas einen grundsätzlichen Unterschied sah. Während sich Gustav II. Adolf in den „allgemeinpolitischen Fragen Europas“ (S. 49) engagieren wollte, hätte Oxenstierna einzig auf die Vorteile für Schweden geblickt und 1630, so das weitere Argument, einfach einen günstigen Zeitpunkt zum Losschlagen auf deutschem Boden erkannt. So nachvollziehbar dieser Schluss ist, so diskussionswürdig sind doch dessen Voraussetzungen. Jörg-Peter Findeisen hat etwa jüngst die Position vertreten, dass Oxenstierna die gegen den

Kaiser gerichteten Aktivitäten seines Königs nicht prinzipiell abgelehnt, sondern von vornherein lediglich auf einen günstigeren Zeitpunkt orientiert habe.¹ Diese Deutung Findeisens plausibilisiert im Übrigen auch die von Zirr wiederholt angeführte aber nicht erklärte Beobachtung, Oxenstiernas Ansichten hätten sich schrittweise denen Gustav II. Adolfs angeglichen.

Die oben angesprochenen allgemeinen Defizite haben m. E. drei Gründe. Erstens liegt der Studie im Manuskript eine im Umfang einfach beschränkte Magisterarbeit zugrunde, auch wenn die „Bandbreite des bearbeiteten Themas [... für den Autor] den größeren (sic!) Umfang der vorliegenden Arbeit“ (S. 2) begründet. Der Umfang allein wäre noch nicht zu kritisieren. Zweitens wird dieser aber den anvisierten sechs umfangreicheren Fragen- und Themenkomplexen nicht gerecht – so fragt Alexander Zirr u. a. nach den außenpolitischen Zielen Oxenstiernas mit Blick auf Dänemark, Polen, Russland und das Heilige Römische Reich deutscher Nation, nach dessen innenpolitischen Maximen und Programmen, seinem Verhältnis zu den jeweiligen Herrschern, seiner historischen Rolle und Bedeutung sowie nach den historiografischen Bildern von Oxenstierna.

Der programmatische Anspruch wirkt leicht überzogen. Deshalb wäre zum Dritten, trotz nachvollziehbaren Wunsches einer raschen Veröffentlichung, eine inhaltliche Überarbeitung angebracht gewesen. Jörg-Peter Findeisens Oxenstierna-Biografie ist inhaltlich ebenso wenig eingearbeitet worden wie bspw. Jenny Öhmans Untersuchung der diplomatischen Bemühungen um Frieden zwischen Kaiser und Schweden 1633–1644 und zu den Parteiungen des schwedischen Reichsrats.² Andere weiterführende Hinweise erwecken den Eindruck, dass ein Teil der Literatur nicht genau rezipiert wurde: „Zwischen Alltag und Katastrophe“ ist keinesfalls eine Monografie Benigna von Krusenstjerna (S. 102 und 134), sondern ein von derselben und Hans Medick herausgegebener Sammelband, der thematisch verschiedene, breit gestreute und eben nicht nur alltagshistorische Beiträge zum Dreißigjährigen Krieg versammelt.³

Die Herausgeber der Historischen Studien im Meine Verlag erheben den Anspruch, jungen Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, „mit neuen Erkenntnissen die Forschung in ihrer notwendigen Diskussion anzuregen“ (VIII). Diesem selbst gesteckten Anspruch wird, so mein Fazit, die vorliegende Studie wegen der rein deskriptiven Bearbeitung des Themas und der fehlenden inhaltlichen Überarbeitung nur bedingt gerecht.

Dresden

Alexander Kästner

¹ JÖRG-PETER FINDEISEN, Axel Oxenstierna. Architekt der schwedischen Großmacht-Ära und Sieger des Dreißigjährigen Krieges, Gernsbach 2007, S. 149.

² JENNY ÖHMAN, Der Kampf um den Frieden. Schweden und der Kaiser im Dreißigjährigen Krieg (Militärgeschichtliche Dissertationen, Bd. 16), Wien 2005.

³ Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, hrsg. von BENIGNA VON KRUSENSTJERN/HANS MEDICK (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 148), Göttingen 1999.

Die Gesellschaft des Fürsten. Prinz Xaver von Sachsen (1730–1806) und seine Zeit, hrsg. von UWE FIEDLER/THOMAS NICKLAS/HENDRIK THOSS, Edition Mobilis, Chemnitz 2009. – 228 S., ca. 150 Abb. (ISBN: 978-3-9808878-4-7, Preis: 24,90 €).

Europäische Adelsgeschichte ist nach dem Millennium zugunsten der Erforschung niederer sozialer Schichten etwas ins Hintertreffen geraten. Umso erfreulicher ist es, dass ein auch vorher wenig beachteter Spross des Hauses Wettin, Xaver von Sachsen (1730–1806), kürzlich vielfach wieder in den Blick der Wissenschaft geraten ist. Zunächst hatte bereits Marcus von Salisch in der zweiten Hälfte seiner Dissertation¹ Xaver in seiner Funktion als Kommandeur der gesammelten sächsischen Soldaten 1758–1763 und als Militärreformer einen großen Stellenwert eingeräumt. Unabhängig davon fand 2008 in Chemnitz eine Tagung statt, die sich dem Königsspross widmete. Anlass hierfür war die erste Ausstellung von Xavers Archiv im französischen Troyes, wohin dieser nach 1768 seinen Hauptsitz verlegt hatte. Ergebnis der Tagung war eine sehr gelungene Ausstellung im Chemnitzer Schlossbergmuseum vom 4. Oktober 2009 bis zum 6. Januar 2010. Begleitend hierfür wurden die Ergebnisse der Tagung in einem ansprechenden Aufsatzband mit anhängendem Ausstellungskatalog herausgebracht.

Die drei vorausgehenden Grußworte von Ingrid Mössinger, Generaldirektorin der Kunstsammlungen Chemnitz (S. 4), Albert Prinz von Sachsen und Herzog zu Sachsen (S. 5) und Uwe Fiedler, dem Leiter des Schlossbergmuseums (S. 6), widmen sich der Entstehung der Ausstellung und der Tagung. Zeitgemäß und politisch modern wird der europäische Kontext, in dem Xaver wandelte, für die heutige Zeit aktualisiert und in seiner Bedeutung als kulturell-politisches Erbe sicherlich auch etwas überbetont.

In einem einleitenden Essay skizzieren FRANK-LOTHAR KROLL und HENDRIK THOSS die Rolle „Kursachsens im Europa der Dynastien“ (S. 8-11). Die beiden Autoren erläutern die Geschichte des Landes und die Bedeutung Xavers und seiner Geschwister in der internationalen Politik des Kurfürstentums. Abschließend unterstreichen auch sie noch einmal, dass der Band und die Ausstellung zu einem Hochadligen neuen Schwung in die Adelsgeschichtsforschung bringen sollen. UWE FIEDLER und THOMAS NICKLAS erklären die Bedeutung des Administrators für Chemnitz in dem Essay „Xaver in Chemnitz – warum? Gedanken zur Ausstellung“ (S. 12-19). Hierbei werden in kurzen, prägnanten Absätzen die verschiedenen Reformversuche und ihre Bedeutung für die aufstrebende Manufakturenstadt dargestellt. NICKLAS wendet sich im Folgenden dem Thema „Xaver von Sachsen. Fürst zwischen den Mächten“ (S. 20-29) zu. Der Prinz nahm im Laufe seines Lebens verschiedene, für einen Hochadligen stereotype Rollen ein. Er war potenzieller Thronfolgerersatz für seinen kränkelnden Bruder Friedrich Christian (1722–1763), Feldherr sowohl in der sächsischen als auch der französischen Armee, ein geschickter Diplomat, aber auch ein machtgieriger Intrigant, der schon zu Lebzeiten seines Vaters nach dessen polnischer Krone griff. All diesen Rollen widmet sich der Autor in einem flüssig geschriebenen Aufsatz. Der emeritierte REINER GROSS, der 1994 bis 2002 den Lehrstuhl für Landesgeschichte an der TU Chemnitz innehatte, kommt anschließend in einem ebenfalls sehr guten Beitrag auf „Das kursächsische Rétablissement und die Stadt Chemnitz“ (S. 30-39) zu sprechen. Mit vielen geschickt eingeflochtenen Quellenbelegen unterstreicht Groß die Bedeutung Xavers für den wirtschaftlichen Wiederaufstieg der Stadt nach dem Siebenjährigen Krieg. Die Reformen des Administrators setzten einen wich-

¹ MARCUS VON SALISCH, *Treue Deserteure. Das kursächsische Militär und der Siebenjährige Krieg*, München 2009; siehe Besprechung in: NASG 80 (2009), S. 386-389.

tigen Grundstein für die zeitige Vorindustrialisierung der sächsischen Wirtschaftsmetropole.

„Der Siebenjährige Krieg als Medienereignis“ (S. 40-49) ist das Thema von ULRICH ROSSEAUX. In einem sehr stringenten Beitrag erläutert der Dresdner Historiker die Bedeutung von Zeitungen und Flugschriften für die Kriegspropaganda des Siebenjährigen Krieges. Er kann dabei aufzeigen, dass Friedrich II. als Roi *connétable* eine wesentlich wirkmächtigere Propaganda entfalten konnte als seine Gegner, denen ein solch politisch-militärischer Leitstern fehlte. Außerdem gelingt es Rosseaux, die Bedeutung der Religion für die Propaganda herauszustrichen, stand doch nach dem Renversement der Alliances ein katholischer Block gegen einen protestantischen, welchem Friedrich als Schutzfigur vorstand. WINFRIED MÜLLER schreibt über das „Bürgertum und Fürstenhaus im Rétablissement“ (S. 50-59). Er betont dabei die Rolle des sächsischen Neuadels als dem entscheidenden Träger der Reformen. In dieser Funktion standen geadelte Bürgerliche dem reinen Bürgertum und auch dem Altadel vor, wobei auch Letzterer sich an den Reformen beteiligte.

Dem Feldherrn „Prinz Xaver als Soldat und Militärreformer“ (S. 60-69) widmete LUDOLF PELIZAEUS seinen Beitrag. Kurz skizziert er die Rolle des Prinzen im Siebenjährigen Krieg, eingebettet in das französische Adelskorps. Anschließend wendet sich der Aufsatz intensiv den geplanten, aber vom Adel verhinderten Militärreformen zu. Pelizaeus streicht dabei heraus, dass, obwohl der Großteil der Reformen abgelehnt wurde, die weiterverfolgten Ansätze dazu führten, dass Sachsen in der Folgezeit durchaus einen verlängerten Prozess der Heeresneustrukturierung und -modernisierung unternahm. Dass die Loslösung der Personalunion mit Polen eine militärische Schwächung für Sachsen darstellte, ist jedoch eine Fehleinschätzung des Autors, kam es doch nie zu einer administrativen Vereinigung beider Heere oder existierten strategische Gesamtkonzepte zu ihrem gemeinsamen Einsatz.²

HARALD MARX beschäftigt sich anschließend in einem etwas zusammenhanglos wirkenden Beitrag mit dem Thema „Malerei für Dresden. Das 18. Jahrhundert – drei Schlaglichter“ (S. 70-79). Marx beschreibt einleitend drei Bilder, die er als Paradebeispiele der sächsischen Kunst während und vor allem nach dem Siebenjährigen Krieg sieht. Es verwundert hierbei, dass das Bild *Die Zeiten eines Kaisers Augustus wiederzubeleben* nicht abgebildet wurde. Mit der knappen Bildbeschreibung lässt sich wenig anfangen. Erst im Schluss seines Beitrages geht der Autor auf die Veränderungen und Neuentwicklungen der sächsischen Kunst nach dem einschneidenden Ereignis des Siebenjährigen Krieges ein. Dies erschwert es dem Leser den Ausführungen Marx' zu folgen. Viel Platz verliert er mit zwei langen Absätzen zu einer sehr kurzen Biografie Xavers, die er der Bildbeschreibung des Werkes von Francois Guérin (dem Titelbild des Bandes) anhängt. Dies erweist sich insofern als überflüssig, da der folgende kunstgeschichtliche Beitrag „Die Portraits Xavers von Sachsen. Eine Studie anhand der Druckgrafik“ (S. 80-89) von FRANCOIS PUPIL sich der Thematik der Xaverdarstellung viel intensiver und besser widmet.

² Umfangreichere Darstellungen zum Zusammenwirken der kursächsischen und der polnischen Kronarmee während der Jahre der Personalunion fehlen bisher noch. Dass es jedoch nur eine sehr lose administrative Verknüpfung beider Heere gab, beschreiben u. a.: JÓZEF GIEROWSKI, Personal- oder Realunion? Zur Geschichte der polnisch-sächsischen Beziehungen nach Poltawa, in: Józef Gierowski/Johannes Kalisch, Um die polnische Krone. Sachsen und Polen während des Nordischen Krieges 1700-1721, Berlin 1962, S. 254-291; REINHOLD MÜLLER, Die Armee Augusts des Starken. Das Sächsische Heer von 1730-1733, Berlin 1987.

Von den optischen zu den akustischen Genüssen der Zeit leitet MICHAEL WALTER in seinem Aufsatz „Oper in Dresden. Vom Sammlungsgegenstand zum antiquarischen Repertoire“ (S. 90-99) über. Walter erklärt die Bedeutung der Oper für die Repräsentationszwecke Augusts des Starken, zeigt den Verfall des Exklusivitätsanspruches unter dessen Sohn und versucht abschließend Gründe für den endgültigen Niedergang der Dresdner Oper nach dem Siebenjährigen Krieg anzuführen.

Im Anschluss liefert der Grußwortautor ALBERT PRINZ VON SACHSEN einen Beitrag zum Thema „Administrator Prinz Xaver und die Bergakademie Freiberg“ (S. 100-103), wobei sich der zweieinhalbseitige Beitrag auf einen skizzenhaften Abriss der sächsischen Montangeschichte mit der kurzen, zwei Sätze langen Bemerkung, dass Xaver 1765 die Bergakademie gegründet hat, beschränkt. Damit ist dieser Einwurf sogar kürzer als der zusammenhanglose Schlussvermerk, dass Prinz Albert 1990 zur 225-Jahrfeier der Bergakademie „einen Beitrag für die sächsische Hochschulwelt leisten“³ konnte. Wesentlich besser ist danach wiederum TORSTEN PFLITNERS Beitrag „Der Versuch einer Forstreform im Rétablissement“ (S. 104-11). Pflittner zeigt die Versuche der Reformer auf, die sächsische Forstwirtschaft zu modernisieren, um auch zukünftig dem wachsenden Holzbedarf der sächsischen Wirtschaft Rechnung zu tragen. Auch diese Reform Xavers scheiterte am Widerstand des Adels. Der frommen Mutter des Administrators widmet CONSATANZE DONATH den schönen Essay „Deine bis in den Tod getreue Mutter“. Maria Josepha von Sachsen – eine Frau im Schatten.“ (S. 112-119). Die Autorin skizziert das Leben der streng katholischen Habsburgerin, die mit dem Vater Xavers, Friedrich August II. von Sachsen, eine treuherzige Ehe führte. Einer weiteren sächsischen Fürstin gilt der Beitrag von ALOIS SCHMIDT: „Maria Anna Sophie. Die unbekannte Wettinerin auf dem bayerischen Kurfürstenthron“ (S. 120-127). Der Aufsatz thematisiert intensiv die Bedeutung der Kurfürstinkinder in deren deutscher Heiratspolitik und schildert abschließend kurz das kulturfördernde Wirken Maria Anna Sophies in München.

Im Folgenden wendet sich LUCIEN BÉLY dem Thema „Die Bourbonen und das albertinische Haus“ (S. 128-135) zu. Die skizzenhafte Darstellung der sächsisch-französischen Beziehungen im 17./18. Jahrhundert wirkt jedoch nicht gängig stringent. Es gelingt Bély nicht, epochenüberschreitende Zusammenhänge oder Kontinuitäten aufzuzeigen, wie er es sich selbst zum Ziel setzte. Interessanter dagegen wirkt dann wieder der nächste Aufsatz von FRANCOISE KNOPPER „Fürstenreisen. Prinz Xaver als Reisender“ (S. 136-145). Anhand der Reisejournale des Prinzen werden dessen verspätete „Kavalierstouren“ nachvollzogen und in den Kontext adliger Bildungs- und Kulturreisen des 17./18. Jahrhunderts eingeordnet. Bildung und Kultur sind auch der Inhalt von ISABELLE DE CONIHOUTS Beitrag, „Die Bibliothek Xavers von Sachsen. Von Pont-sur-Seine in die Bibliothèque Mazarine“ (S. 146-153). Hierin versucht die Autorin, die während der französischen Revolution teilweise zerschlagene, teilweise der Bibliothèque Mazarine zugeführte Bibliothek Xavers zu rekonstruieren und fördert interessante Ergebnisse zu Tage. Lediglich die sehr in der ersten Person gehaltene Schreibweise de Conihouts mag dabei den Lesefluss etwas stören. Der Titel von JEAN-LUC LIEZ' Aufsatz „Ein Prinz und seine Archive. Xaver von Sachsen und Zabeltitz“ (S. 154-161) suggeriert, den Beitrag als Bericht über den immensen Quellenfundus zu verstehen. Dies ist leider nicht der Fall, handelt es sich doch um einen trotzdem nicht minder lesenswerten Beitrag zur Baugeschichte von Schloss Zabeltitz. Die Pläne Xavers hierfür sind leider nie umgesetzt worden.

³ Vgl. S. 103.

Thematisch etwas unglücklich gewählt ist der letzte Beitrag von HENDRIK THOSS: „Sächsische Identität und das Bild von Sachsens Fürsten im Dritten Reich und in der DDR“ (S. 162-169). Zwar wird der in sich sehr gute Aufsatz seinem Titel durchaus gerecht und würdigt zudem noch einmal die Vorreiterrolle Karl Czoks bei der Aufarbeitung der wettinischen Geschichte in der DDR. Jedoch ist er als Abschlussbeitrag in diesem Band etwas unglücklich platziert. Ein Essay, der die Teilergebnisse zusammenfasst und Ideen und Zielsetzungen für eine zukünftige Erforschung Xavers oder auch anderer bedeutender Sprösslinge Augusts des Starken, wie etwa Friedrich August Rutowski oder Johann Georg Chevalier de Saxe, entwirft, wäre wünschenswerter gewesen.

An die Aufsätze schließt sich ein umfangreicher Auswahlkatalog zur Ausstellung an (S. 170-219). Der gesamte Band ist mit circa 150 Abbildungen exzellent illustriert und im Layout ansprechend aufgebaut. Die Vielzahl der mehrheitlich sehr guten Beiträge entwirft ein umfassendes Bild dieses Fürsten, der als militärisches Talent auf Europas Schlachtfeldern Aufsehen erregte, in amourösen Abenteuern in den Spuren seines berühmten Großvaters wandelte und schließlich die Grenzen adliger Konvention durch seine Heirat mit der Bürgerlichen Clara Maria Spinucci (1741–1792) weit überschritt. Was noch fehlt, ist ein umfassender biografischer Gesamtabriss, für den der vorliegende Band jedoch etliche umfangreiche Fragmente bietet. Ein fester Grundstein für eine Xaverbiografie ist somit gelegt.

Dresden

Alexander Querengässer

Johann Christoph Gottscheds Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe, im Auftrage der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig hrsg. von DETLEF DÖRING/MANFRED RUDERSDORF, Bd. 3: 1734–1735, hrsg. und bearb. von Detlef Döring/Rüdiger Otto/Michael Schlott unter Mitarbeit von Franziska Menzel, Walter de Gruyter, Berlin/New York 2009. – XXXIV, 550 S. (ISBN: 978-3-11-021561-8, Preis: 229,00 €).

195 Briefe von 73 Absendern aus 51 Orten – so lauten die Eckdaten der Korrespondenz Johann Christoph Gottscheds (1700–1766) aus den Jahren 1734 und 1735, die nun im dritten Band der an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig angesiedelten historisch-kritischen Edition vorliegt.¹ Die Zahlen verdeutlichen die zunehmende Verdichtung des Korrespondenznetzes des einflussreichen Leipziger Professors, Aufklärers, Dichters und Literaturkritikers. Dabei erweist sich die spezifische Überlieferungslage – das gilt für das gesamte Quellencorpus – im Wesentlichen nur auf Seiten der Korrespondenzpartner als ertragreich. Gottscheds eigene Briefe fehlen hingegen weitgehend. Im vorliegenden Band befinden sich von ihm lediglich sechs Schreiben. Dieses quellentechnische „Handikap“ präfiguriert unstreitig die Auswertungsmöglichkeiten der Edition. Sie liefert nicht in erster Linie biografisches Material zu Gottsched, sondern stellt vor allem einen Zugang zum weiten Kreis der mit Leipzig und der Gottschedschen Schule verknüpften, weitgehend protestantischen Gelehrtenkultur des Aufklärungsjahrhunderts dar. Gerade dies aber macht Gottscheds

¹ Zum Editionsprojekt insgesamt und zur Bedeutung des Briefwechsels siehe die Besprechungen des ersten Bandes, in: NASG 79 (2008), S. 341-345; sowie des zweiten Bandes, in: NASG 80 (2009), S. 384-386.

Briefwechsel zu einer für aktuelle ideen-, kultur- und kommunikationsgeschichtliche Fragestellungen idealen und in ihrer Aussagefülle überaus reichhaltigen Materialbasis.

Die Textgestalt, der Erläuterungsapparat sowie die diversen Indizes (Absender, Personen, Orte, Schriften, bio-bibliografisches Korrespondentenverzeichnis) sind auch im dritten Band von mustergültiger Qualität. Die Einleitung von Detlef Döring (S. VII-XXIV) gibt einen instruktiven Überblick über Gottscheds Biografie und die Entwicklung seiner Korrespondenz im Berichtszeitraum. Die prägenden Ereignisse dieser Jahre stellten Gottscheds Berufung zum Professor für Logik und Metaphysik an der Universität Leipzig und seine (dadurch endlich möglich gewordene) Heirat mit Luise Adelgunde Victorie Kulmus am 19. April 1735 in Danzig dar. Im Alter von etwa 35 Jahren fügt sich Gottscheds Biografie also in wesentlichen Bereichen dauerhaft zusammen. In der Tat stellen die 30 hier enthaltenen „Brautbriefe“ der zukünftigen „Gottschedin“ – trotz der Problematik ihrer Überlieferung² – in ihrer Verbindung aus dramatischer Komposition und individualisierter Empfindsamkeit höchst bemerkenswerte Beispiele der deutschen Briefkultur der Aufklärungszeit dar. So etwa der Brief vom 5. Juni 1734 (Nr. 48, S. 114-117), in welchem Gottscheds Verlobte den Tod ihrer Mutter und eine schwere eigene Erkrankung vor dem Hintergrund des russischen Bombardements der Stadt Danzig und der Flucht der Familie Kulmus in eine geschützte Unterkunft am Hafen schildert: „Ich lag, und erwartete meine Auflösung im Stillen. In diesen Augenblicken fielen Sie, mein bester Freund, mir ein, und mein Herz wurde bey dieser Erinnerung noch beklemmter.“ Die letzten Worte der Mutter werden geschildert: „Mein Kind, [...] ich gehe zum Vater; Gute Nacht! aber nicht auf ewig. Dort wollen wir uns wieder sehen, und denn soll unsere Vereinigung ungetrennt und vollkommen seyn. Ich lasse dich in einer Welt, darinnen die Gottlosigkeit aufs höchste gestiegen, und ich danke Gott, daß er mich dir bis jetzt erhalten, da du hoffentlich das Böse von dem Guten zu unterscheiden weißt. Hasse das erste und hange dem letzten an, weiche nie von der Bahn der Tugend.“ Sterbend segnet die Mutter ihre Tochter und deren zukünftige eheliche Verbindung.

Die Mehrzahl der an Gottsched gerichteten Briefe ist freilich eher pragmatischer Natur und widerspiegelt seine Stellung in der Gelehrtenrepublik. Manuskripte werden zur Beurteilung oder zur Drucklegung übersandt, Studenten werden empfohlen und zahlreiche Übersetzungsprojekte besprochen. Quantitativ ragen Gabriel Wilhelm Goetten (sechs Briefe), Johann Gottlieb Krause (fünf), Jacob Friedrich Lamprecht (fünf), Johann Friedrich May (elf), Johann Lorenz Mosheim (acht), Heinrich Engelhard Poley (fünf), Johann Christian Schindel, (sechs), Daniel Stoppe (sechs) und Georg Venzky (fünf) hervor. Bemerkenswert daneben zwei Briefe von Johann Jakob Bodmer und ein Brief von Albrecht von Haller – hier existiert jeweils auch ein Antwortschreiben Gottscheds. Das thematische Spektrum ist äußerst vielseitig und kann hier nur in ausgewählten Punkten angesprochen werden. Weiten Raum nimmt nach wie vor die Entwicklung der Deutschen Gesellschaft ein. Einschlägig sind hier vor allem die Briefe Mosheims. Einen geografischen Schwerpunkt der Korrespondenz bildet Schlesien, wobei die literaturgeschichtliche Spannung zwischen Gottscheds sprachreformerischen Bemühungen und der Poetik der Zweiten Schlesischen Schule deutlich wird. Hingegen ist der Konflikt mit Bodmer und Haller noch kaum erkennbar – Döring spricht einleitend von einer „damals noch bestehende[n] Abhängigkeit der ‚Schweizer‘ vom Vorbild der Obersachsen“ (S. XXIV). Auffällig sind dagegen die fast völlig fehlenden Verbindungen nach Brandenburg-Preußen. Auch mit dem katholischen Süden des Reiches bahnen sich nur schleppend Kontakte an: Von Johann Balthasar von Antesperg, Reichshofrat in Wien, stammen vier Schreiben. Missstim-

² Vgl. NASG 79 (2008), S. 343.

mungen, deren Ursache durchaus bei Gottsched zu liegen scheint, führen indes zum baldigen Abbruch dieser Korrespondenz.

Aufschlussreich sind daneben die zahlreichen Kontakte Gottscheds zu Schullehrern in Mittel-, Nord- und Ostdeutschland, die den Einfluss der Gottschedschen Sprachbemühungen auf die gelehrte Schulbildung nachvollziehbar machen – so etwa der Brief des Gymnasialprofessors Johann Christian Schindel aus Brieg vom 24. Juli 1734 (Nr. 58, S. 135-136). Zudem bieten sich zahlreiche Einblicke in das Alltags- und Familienleben sowie in die Mentalität der protestantischen Gelehrtenschichten in den 1730er-Jahren – so etwa der Bericht des Pfarrers von Klein-Kniegnitz Adam Bernhard Pantke, ehemals Student in Leipzig, Mitglied der dortigen Deutschen Gesellschaft und auch als Historiker und Übersetzer tätig, über seine eigene Hochzeit vom 30. Mai 1734 (Nr. 46, S. 108-109): „Diesen tag habe ich auch [...] gantz erfreut zugebracht; indem nach den Sitten hiesiger Gegend ein Dorfgeistlicher bey so außerordentlichen Begebenheiten seiner Person nicht so gar eingeschränkt ist, daß es Ihm als eine Sünde angerechnet würde, wenn er sich gleich eine mäßige Lust mit Tanzen gemacht hätte.“

Erörtert werden schließlich auch Gottscheds eigene Schriften. 1734 erschien vor allem der zweite Band des philosophischen Lehrbuchs „Erste Gründe der gesammten Weltweisheit“³, mit dem Gottsched zu einem der wichtigsten Vertreter der Schule Christian Wolffs avancierte. Nach der Lektüre des Bandes antwortete ihm unter anderem der Jurist Christian Gottlieb Prieber, später Gründer des „Kingdom of Paradise“ in Great Tellico. Sein Brief (Zittau, 23. Februar 1734, Nr. 17, S. 39-41) zeigt, wie sehr philosophische Theoreme, die ansonsten systematisch innerhalb festgefügtter Lehrgebäude dargelegt wurden, im epistolären Gespräch flexibel debattiert werden konnten. So kritisiert Prieber – und das weist auch auf seine späteren politischen Aktivitäten in Amerika voraus – die ausgesprochen positive Obrigkeitsorientierung der praktischen Philosophie Gottscheds. Wenn dem Herrscher grundsätzlich und ungeprüft eine höhere Einsicht in die Belange des Staates zugesprochen werde, so scheine ihm, „[...] als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt u. Slavery Thüre und Thoren öffnen könnten, alles nach bloßer Willkühr zu tun.“ Auch vermeint Prieber, Gottsched habe sich seines Amtes wegen in solchen Fragen der „elende[n] Teutsche[n] Censur“ gebeugt. Dergleichen Probleme sollten wenige Jahre später vor dem Hintergrund des Herrschaftsantritts Friedrichs II. von Preußen und des ausbrechenden Ersten Schlesischen Krieges noch einmal verstärkt im Briefwechsels Gottscheds und seiner Frau diskutiert werden.

Berlin

Johannes Bronisch

Als Studiosus in Pleiß-Athen. Erinnerungen von Leipziger Studenten des 18. Jahrhunderts, hrsg. von KATRIN LÖFFLER, Lehmanns Verlag, Leipzig 2009. – 411 S. (ISBN: 978-3-937146-68-3, Preis: 19,90 €).

Die Anthologie vereint Ausschnitte aus den Autobiografien des Leipziger Predigers Adam Bernd (1676–1748), des Göttinger Professors Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800), des Rektors der Leipziger Nicolaischule Johann Jakob Reiske (1716–1774), des vor allem für seine Kinder- und Jugendliteratur bekannten Leipziger Autors Christian Felix Weiße (1726–1804), ferner des streitbaren Theologen Carl Friedrich Bahrdt (1740–1792), des Dichterstürzen Johann Wolfgang Goethe (1749–1832), des Frankfur-

³ JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED, Erste Gründe der gesammten Weltweisheit, darinn alle philosophischen Leipzig 1762, ND Hildesheim u. a. 1983.

ter Professors Christian Ernst Wünsch (1744–1828), des Christian Gottlieb Neefe (1748–1798), zuletzt Musikdirektor am Dessauer Hoftheater, des Berliner Hofmusikers und nachmaligen Hallenser Salineninspektors Johann Friedrich Reichardt (1752–1814), des Königsberger Professors Gustav Friedrich Dinter (1760–1831), des reise- und abenteuerlustigen Schriftstellers Johann Gottfried Seume (1763–1810), des Königsberger Professors Karl Friedrich Burdach (1776–1847) und des Dresdner Literaten Friedrich August Schulze alias Friedrich Laun (1770–1849). Im Schnitt entstanden die dreizehn Texte rund vierzig Jahre post festum, sieben erst im 19. Jahrhundert. Alles was man aus der Perspektive strenger Quellenkritik gegen die Authentizität von Erinnerungen alter Männer vorbringen kann, trifft mal mehr und mal etwas weniger auch für diese Texte zu: posthume Verklärung der Studienzeit, Hang zur literarischen Stilisierung, Dichtung und Wahrheit sind kaum unterscheidbar.

Und dennoch liest man sie gerne und – wer mit den gattungsimmanenten Problemen umzugehen weiß – auch mit Gewinn, die „Klassiker“ Goethe und Bahrdt sowieso, die fast das halbe Buch füllen, aber auch die kaum bekannten Erinnerungen der Aufsteiger, etwa die des armen Webersohns Wünsch, der seine Nächte ohne Bett auf den harten Stubendielen seiner Studentenbude zubringen musste und dem erst ein selbst fabriziertes „Kometenplanetarium“ die bitter nötigen Stipendien eintrugen, die heiteren Anekdoten des Juristensohns Dinter, dem ein großzügiger Vater „die vierzig genussreichsten Monate [seines] Lebens“ bescherte, oder auch Launs warmherzige Professorenportraits. Selbstverständlich haben sich die späteren Literaten schon immer für Theater und Literatur, die Musiker schon immer für Musik interessiert, und die meisten Autoren sparen nicht an diesbezüglichen Reflexionen, die die Herausgeberin manchmal sogar gekürzt hat. Authentischer sind die Texte dort, wo sie vom Alltäglichen und Gewöhnlichen handeln, vom Wohnen und Essen, von den Sorgen ums Geld, von Orten und Begegnungen und natürlich auch von Universität und Studium. In letzterer Hinsicht ist Bahrds respektlose Schilderung seiner Leipziger Magisterpromotion zweifellos das Highlight. Aber insbesondere auch Bernd, der Dissertationen verschlang, ferner etwa Kästner, Wünsch, Dinter, Burdach und Laun bieten manche Einblicke in die Praxis des damaligen Universitätsstudiums, die nicht nur für die Leipziger Universitätsgeschichte von Interesse sein dürften. Dass Bernd die Planung seines Studiums auf seine „eigene[n] Hörner“ nehmen musste, während Dinter von seinem Hausvater offenbar einen detaillierten Studienplan empfing, dass Reiske, der gar keine Vorlesungen besuchte, oder Bahrdt („und so war in meinem ganzen Studium kein Plan, keine Regel“) vollkommen frei studierten, charakterisiert jenen Typ protestantisch-deutscher Universität, der gewöhnlich erst dem 19. Jahrhundert zugeschrieben wird (und von dem man heute nichts mehr wissen will).

Die Herausgeberin hat das Ihrige getan, um die Texte zum Sprechen zu bringen. Ihre sehr empfehlenswerte Einführung und ihre kenntnisreichen Fußnotenkommentare lassen kaum Wünsche offen. Jedem Text hat sie ein Biogramm seines Autors vorangestellt. Nachweise der Textgrundlagen, Literatur- und Quellenverzeichnis, ein Glossar sowie Orts- und Personenregister beschließen den Band, den 26 en bloc beigefügte und klug ausgewählte Abbildungen bereichern. Ihnen fehlen allerdings (wie schon bei der von ihr im gleichen Verlag 2007 herausgegebenen Autobiografie von Johann Christian Müller) die Herkunftsnachweise.

HELGE BUTTKEREIT, Zensur und Öffentlichkeit in Leipzig 1806 bis 1813 (Kommunikationsgeschichte, Bd. 28), Lit-Verlag, Berlin 2009. – 242 S., 8 Abb. (ISBN: 978-3-643-10168-6, Preis: 24,90 €).

In der 1931 erschienenen „Geschichte des Freistaates Sachsen“ von Alfred Dietrich heißt es über die napoleonische Zeit: „Auch in Sachsen standen die Zeitungen unter französischer Zensur, wurde der Briefverkehr überwacht, verfolgte eine von Franzosen geleitete Polizei alle franzosenfeindlichen Regungen.“¹ Das ist durchaus keine Einzelmeinung; Behauptungen wie diese prägten lange Zeit das Bild der Jahre 1806–1813 in Sachsen. In Wirklichkeit war die direkte Einflussnahme der Franzosen auf die „öffentliche Meinung“ im verbündeten Königreich Sachsen wesentlich geringer als von der alten sächsischen Geschichtsschreibung unterstellt wurde. Das zeigt auch die Studie von Helge Buttkeireit, die 2003 als Magisterarbeit am Historischen Seminar der Universität Leipzig eingereicht wurde. Buttkeireit untersucht, wie er selbst schreibt, die „veröffentlichte Meinung“ sowie die Zensurpraxis in Leipzig – „Deutschlands Pressehauptstadt“ (S. 39) jener Zeit. Sein Buch steht auf einer für eine Magisterarbeit ungewöhnlich breiten Quellengrundlage; der Vf. kann sogar auf einige Akten verweisen, die bisher noch gar nicht beachtet worden waren.

Zunächst geht Buttkeireit auf Strukturen und Praxis der Zensur am Ende des Alten Reiches in Sachsen und Leipzig ein. Der Leser erfährt u. a., dass die Aufsicht über die Zensur theologischer Schriften dem Kirchenrat oblag, jene der innenpolitischen und juristischen Schriften hingegen dem Geheimen Konsilium. Das Geheime Kabinet war wiederum für die „Leipziger Zeitungen“², Sachsens einzige überregionale politische Tageszeitung, zuständig, während das gesamte Finanz- und Postwesen dem Geheimen Finanzkollegium unterstand. Was die Zensur betraf, verlagerte sich nach der Französischen Revolution von 1789 der Schwerpunkt der kontrollierten Schriften vom theologischen auf den politischen Bereich.

Die besonders wichtige Vorzensur, die darüber entschied, ob etwas überhaupt im Druck erscheinen durfte, wurde lange Zeit nebenamtlich von den Leipziger Universitätsprofessoren gehandhabt. Bald zeigte sich aber, dass die Professoren mit dieser zusätzlichen Aufgabe überlastet waren und unter dem Zeit- und Arbeitsdruck Artikel genehmigten, die später von höherer Stelle beanstandet wurden. Dies konnte nicht nur für die Verfasser solcher Beiträge Konsequenzen haben, sondern auch eine Bestrafung des Vorzensors nach sich ziehen. Um diese Unzulänglichkeiten abzuschaffen und die Professoren zu entlasten, wurde 1811 ein eigenständiger politischer Zensor bestellt. Außerdem erfolgte 1812 eine Verschärfung der Zensur – allerdings nicht auf Druck der Franzosen, sondern eher im vorausseilenden Gehorsam gegenüber den Franzosen (S. 45).

Von diesen Änderungen abgesehen blieb die Zensurpraxis in Sachsen auch nach dem Übergang vom Alten Reich zum Rheinbund im Jahre 1806 recht konstant. Zwar gab es in Sachsen keine Pressefreiheit, die Zensur wurde jedoch verhältnismäßig liberal gehandhabt, um den für Leipzig so wichtigen Buchhandel nicht zu schädigen. Immerhin waren von den 473 Buchhandlungen, die es im gesamten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Jahre 1802 gab, allein 53 in Leipzig ansässig (S. 38).

In Bezug auf Verbote antifranzösischer Schriften, so konstatiert Buttkeireit, stellte das Jahr 1806 keineswegs eine Zäsur dar. Denn Verbote mit Rücksicht auf fremde Herrscher oder auf Initiative ausländischer Gesandter waren schon vor Sachsens Bei-

¹ ALFRED DIETRICH, Geschichte des Freistaates Sachsen, Bd. 2, Leipzig/Berlin 1931, S. 20.

² Ab 1810 „Leipziger Zeitung“, vorher „Leipziger Zeitungen“.

tritt zum Rheinbund üblich gewesen und lassen sich mit der strikten Neutralitätspolitik Friedrich Augusts des Gerechten am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts erklären. So waren von allen zwischen 1800 und 1806 konfiszierten Schriften immerhin ein Viertel aus Gründen der Rücksichtnahme auf Frankreich verboten worden (S. 87). Und dies, obwohl sich laut Buttkei selbst im Jahre 1806 noch eine deutlich pro-preußische Zensurausübung in Sachsen feststellen lässt (S. 49)!

Ab 1806 hatten die Franzosen zwar die Möglichkeit einer direkten Einflussnahme und machten davon gelegentlich auch Gebrauch, allerdings viel seltener als bislang angenommen wurde. Buttkei hält fest, dass keine grundlegenden Änderungen im Vergleich zu den Vorjahren erfolgten und zeigt sich verwundert über „die nicht besonders große Zahl konkreter Einflussnahme der Franzosen“ (S. 86). Denn auch in den Jahren der Mitgliedschaft Sachsens im Rheinbund wurde Rücksicht auf ausländische Staaten genommen – selbst wenn sie mit Frankreich befeindet waren. So wurden z. B. nicht nur einige antipreußische Schriften verboten, sondern sogar Passagen aus Artikeln des französischen Regierungsorgans „Moniteur“ bei Übernahme in die „Leipziger Zeitungen“ gestrichen, wenn sie von sächsischer Seite als anzüglich empfunden wurden! Im Sinne der Beförderung des nach 1806 ohnehin krisengeschüttelten Buchhandels verfuhr die sächsischen Zensurbehörden weiterhin sehr liberal: „Selbst bei einem für die Franzosen so wichtigen Fall wie der Berichterstattung über Spanien ergriffen die sächsischen Behörden [...] Partei für den Buchhandel, was zeigt, welche wichtige Rolle ökonomische Belange für die Entscheidungen spielten“ (S. 53).

Weitere Beispiele für die relativ große Autonomie der sächsischen Behörden gegenüber den Franzosen lassen sich anfügen: So wurde 1809 mit Johann Adam Bergk ausgerechnet ein deutscher Nationalist und Gegner Napoleons zum Redakteur der „Leipziger Zeitungen“ berufen, der zwei Jahre zuvor noch wegen antifranzösischer Äußerungen belangt worden war (S. 93 u. 95). Und als die Franzosen 1813 den neuen Redakteur der „Leipziger Zeitungen“, Siegfried August Mahlmann, verhafteten, weil er (wohl versehentlich) ein pro-preußisches Inserat veröffentlicht hatte, verwendete sich die sächsische Regierung für ihn. Sie sah in Mahlmanns Verhaftung eine „unbotmäßige Einmischung in die Dresdner Regierungsangelegenheiten“³ und konnte bereits nach einer Woche seine Freilassung erwirken.

Allerdings zeigten sich die Sachsen recht selten so selbstbewusst gegenüber ihrem mächtigen Verbündeten. Häufiger waren wohl die Fälle, in denen sich sächsische Beamte im voreilenden Gehorsam französischer als die Franzosen gebärdeten. So veröffentlichte der Dichter Johann Gottlieb Elger im Dezember 1810 eine Broschüre, die sich kritisch zu den Verbrennungen englischer Waren in Leipzig äußerte. Die Leipziger Bücherkommission ließ die Schrift kurz nach ihrem Erscheinen beschlagnahmen. Elger wurde verhaftet und auf Veranlassung des Geheimen Kabinetts zu zwei Monaten Festungshaft auf dem Königstein verurteilt. Bereits nach zwei Wochen wurde er jedoch wieder freigelassen, und zwar auf Initiative des französischen Gesandten, der dies als Zeichen der Milde sehen wollte. Der Buchdrucker wurde indes überhaupt nicht belangt, obwohl auch ihn Schuld traf. Buttkei sieht darin „ein weiteres Zeichen für die Beförderung des Buchgewerbes durch die Landesregierung“ (S. 98). Doch am Beispiel des Schriftstellers Johann Gottfried Seume zeigt der Vf. einmal mehr, dass bei kritischen Bemerkungen gelegentlich die sächsischen Zensurbehörden einschritten, während es von französischer Seite keine Reaktionen gab. Das System der sächsischen Zensur, so fasst Buttkei zusammen, war bereits fest verankert und

³ Zitat nach PETER UFER, *Leipziger Presse 1789 bis 1815. Eine Studie zu Entwicklungstendenzen und Kommunikationsbedingungen des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens zwischen Französischer Revolution und den Befreiungskriegen*, Münster 2000, S. 172.

eingespielt, bevor Sachsen dem Rheinbund beitrug, und der Einfluss Napoleons auf dieses System darf nicht überbewertet werden (S. 184). Mutige Publizisten konnten aber durchaus politisch-liberale Gedanken äußern. Ganz abgesehen davon, dass es auch Möglichkeiten gab, die Zensur zu umgehen, wie Buttkeireit an einigen Beispielen aufzeigt (S. 155-160).

Zu bedauern ist, dass die Arbeit erst sechs Jahre nach ihrer Fertigstellung veröffentlicht wurde. Denn dadurch sind einige Bemerkungen zu den Rahmenbedingungen des Untersuchungsgegenstandes – konkret zur sächsischen Wirtschaft unter der Kontinentalsperre und zum Wandel der Stimmung der Bevölkerung – nicht mehr auf dem neuesten Forschungsstand. Der Vf. hat sich zwar bemüht, die in den letzten Jahren erschienenen Beiträge zumindest in den Anmerkungsapparat einzuarbeiten. Eine entsprechende Überarbeitung des Textes ist jedoch nicht erfolgt. Dies sind aber für den Untersuchungsgegenstand nebensächliche Gesichtspunkte, die nichts daran ändern, dass Helge Buttkeireit einen bemerkenswerten Beitrag zur Erforschung der napoleonischen Zeit in Sachsen geleistet hat.

München

Roman Töppel

MARTIN DRUCKER, Lebenserinnerungen (1869–1947), hrsg. von Hubert Lang, Verlag des Biographiezentrums, Fuchstal 2007. – 212 S. (ISBN: 3940210161, Preis: 18,00 €).

Der Leipziger Jurist Martin Drucker, von 1924 bis 1932 Vorsitzender des Deutschen Anwaltvereins, zählte zu den bekanntesten deutschen Strafverteidigern seiner Zeit. In seiner Heimatstadt Leipzig war er seit der vorletzten Jahrhundertwende zudem eine prägende Figur des pulsierenden bürgerlichen Kultur- und Gesellschaftslebens mit reichhaltigen Beziehungen und Freundschaften zu Angehörigen von Reichsgericht und Universität sowie sonstigen Honoratioren der Messestadt. Von den Nationalsozialisten wurde der Sohn eines ursprünglich jüdischen Vaters als „Mischling ersten Grades“ aus dem Notariat gedrängt, kurzzeitig verhaftet und über Jahre angefeindet, bis er schließlich 1943 ganz aus dem Anwaltsberuf gedrängt wurde. Nur wenig aus dem ereignisreichen Leben Druckers ist archivalisch überliefert, da der leidgeprüfte Vater vierer Kinder (beide vierteljüdischen Söhne fielen für das „Großdeutsche Reich“) gleich zweimal ausgebombt wurde – zuerst in der Kanzlei und danach auch in der Privatwohnung. Der letzten Verfolgung durch das Regime, die ausgerechnet in Folge der Zerstörung der Leipziger Wohnung und der darauffolgenden Meldung beim Wohnungsamt einsetzte, ist der Text der vorliegenden Edition zu verdanken. Denn als Martin Drucker im Februar 1945 in der Leipziger Amtsstube von einem fanatischen Nachbarn mit der Einweisung in ein Konzentrationslager bedroht wurde, tauchte er unter. Die Monate bis zum Kriegsende nutzte er zum Verfassen seiner Lebenserinnerungen. Mit dem Einmarsch der Amerikaner nahm der bereits 76-jährige Drucker erneut seine anwaltliche Tätigkeit in Leipzig auf. Hier engagierte sich der Zeit seines Lebens liberale Bildungsbürger bis zu seinem Tod 1947 auch in der LDPD.

Diese neuerliche Betriebsamkeit verhinderte allerdings den Abschluss des Memoiren-Manuskripts, so dass die systematische Darstellung mit der Referendanzzeit Martin Druckers abbricht. Was der Leser aber aus den bis dahin niedergeschriebenen, hier auf 106 Druckseiten wiedergegebenen Erinnerungen erfährt (S. 8-114), verweist oft genug auf Ereignisse in Druckers späteren Lebensphasen und rechtfertigt ganz unbedingt den Abdruck – auch wenn die Memoiren ein Torso sind. Dem Herausgeber und der jüngst verstorbenen Tochter Martin Druckers, Prof. Dr. Renate Drucker (1917–

2009), ist daher für die sorgfältige Transkription und die Mühen der kommentierten Herausgabe zu danken.

Hubert Langs hauptsächliche Arbeit liegt dabei nicht in den sparsamen Endnoten zu Druckers Text. Vielmehr hat Lang mit seinem Nachwort (S. 129-171) dem Band einen zweiten Teil hinzugefügt, der mit monografischen Zügen die wichtigsten Wirkungs- und Schaffensphasen Martin Druckers darstellt.¹ Darüber hinaus haben viele Passagen Langs den Charakter einer die Memoiren abrundenden Familienbiografie Druckers, so dass der Band fast einen weitergesteckten Titel verdient hätte. So erfährt der Leser Etliches über die Atmosphäre im Haushalt der Druckers, wo prominente Untermieter wie der Romanist Wilhelm Friedmann (1884-1942) lebten (S. 131) und Freunde der Kinder ein- und ausgingen. Dass diese Mitschüler der Thomas-Schule sämtlich dem gehobenen Leipziger Bürgertum entstammten, liefert den Hauptgrund für den größten, wenn auch nicht systematisch gebündelten Vorteil von Langs Nachwort: Im hier nachgezeichneten Privatleben der Druckers spiegelt sich beispielhaft das bürgerliche Leben in der sächsischen Metropole.

Das gilt natürlich in erster Linie auch für die Teile, in denen Drucker seine kaiserzeitliche Kindheit selbst beschreibt. Als universitäts- und stadtgeschichtliche Quelle ersten Ranges führt er in dem ursprünglich nur für seine Nachfahren bestimmten Text den heutigen Leser in die Leipziger Kulturgeschichte der wilhelminischen Jahrzehnte ein. Richter und Anwälte des Reichsgerichts und deren Familien, Professoren der Landesuniversität mit Kindern und sonstigen Verwandten sowie die verschiedensten Angehörigen der freien Berufe gehen schon im Elternhaus Martin Druckers ein und aus, bzw. er ist Spielfreund der Kinder und Tischgast der Eltern in anderen gutbürgerlichen Häusern. Als Beispiel sei auf die Schilderungen der Schulfreunde Adolf Schmidt und Bernhard Maurenbrecher verwiesen (S. 70-73), beide Söhne von Leipziger Professoren. Die Studienzeit bildet schließlich den letzten Abschnitt von Druckers Erinnerungen, und fast möchte man ihm dankbar sein, dass er nach nur einem Münchner Semester an die Leipziger Universität wechselte und somit in seinen heimatischen Kreis zurückkehrte.

Darüber hinaus enthält der Band wenige kurze autobiografische Prosatexte Druckers, die bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg reichen und als stilistisch ansprechende Miniaturen etwas von der Brillanz und Prägnanz von Druckers Formulierungen vor Gericht ahnen lassen (S. 115-129).

Die wenigen Tippfehler können den gediegenen Eindruck nicht trüben. Allenfalls hätte der Herausgeber den Band durch einige Abbildungen abrunden können. Das Umschlagfoto, auf dem Martin Drucker mit seinen fünf Geschwistern zu sehen ist, macht hier doch neugierig auf mehr und gerade im Fall der häufig erwähnten Schwester Betty oder dem als Chemieprofessor ins schwedische Exil gegangenen Bruder Carl wären Illustrationen wünschenswert gewesen. Ungeachtet dieser Marginalien ist der Band eine Bereicherung für die Kenntnis der Geschichte von Stadt, Universität und bürgerlicher Gesellschaft in Leipzig zwischen 1870 und 1950.

Leipzig

Ulf Morgenstern

¹ Der Hrsg. kann dabei auf eigene Vorarbeiten (HUBERT LANG, Martin Drucker. Das Ideal eines Rechtsanwalts, Leipzig 1997) und solche anderer Autoren zurückgreifen (siehe dazu zusammenfassend MANFRED UNGER, Drucker, Martin, in: Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky, Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi/> (10.6.2010).

JESCO VOGEL, Der sozialdemokratische Parteibezirk Leipzig in der Weimarer Republik: Sachsens demokratische Tradition (Studien zur Zeitgeschichte, Bd. 52), Verlag Dr. Kovac, Hamburg 2006. – 835 S. (ISBN: 3-8300-2340-5, Preis: 148,00 €).

Leipzig als Wiege der deutschen Arbeiterbewegung stand in den letzten 20 Jahren häufiger im Mittelpunkt von wissenschaftlichen Untersuchungen. Historiker und Publizisten wie Thomas Adam, Michael Rudloff, Jürgen Schlimper oder Wolfgang Schröder haben in ihren Veröffentlichungen dabei unterschiedlichen Themenfeldern nachgespürt: Ging das eine Mal das Interesse mehr in Richtung Sozialmilieu und Verwurzelung, lag das andere Mal das Augenmerk eher auf der Organisationspolitik, den Bildungsinstitutionen und den Generationskohorten. Schon im Jahre 1996 hatten Adam und Rudloff eine knappe Gesamtdarstellung der Leipziger Sozialdemokratie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart vorgelegt. Vogels zweibändige Dissertationsschrift schließt hier an, konzentriert sich aber fast vollständig auf die Zeit der Weimarer Republik. In einem ersten Kapitel verfolgt der Autor Entwicklungslinien vor dem Ersten Weltkrieg, während er in einem zweiten die Region Leipzig als Hochburg der linken Strömung in der deutschen Sozialdemokratie (1915–1922) untersucht, und sich in einem dritten Kapitel mit der Zeit der innerparteilichen Opposition (1923–1929) und in einem abschließenden vierten Kapitel mit der Endphase der Weimarer Republik beschäftigt. Die Kapiteinteilung lässt bereits deutlich werden, dass Vogel keine themenspezifischen Zugänge bevorzugt, sondern ein streng chronologisches Prinzip. Innersozialdemokratische Entwicklungen versucht er so mit den gesellschaftspolitischen Prozessen in der Region, im Land und im Reich zu verknüpfen. Die Schwierigkeit besteht darin, dass er nicht nur Entwicklungen in der Messestadt, sondern in der kompletten Leipziger Kreishauptmannschaft (die Parteibezirk ist) im Auge behalten muss.

In seiner Studie konzentriert sich Vogel auf drei zentrale Fragestellungen: Erstens zielt seine Untersuchung auf die historisch-politische Verortung der Leipziger SPD, die in dieser Zeit mit über 40.000 Mitgliedern einer der stärksten und bedeutendsten Parteibezirke der deutschen Sozialdemokratie überhaupt gewesen ist. Zweitens möchte er untersuchen, inwieweit sich die ursprüngliche Arbeiterpartei SPD mit dem Zustrom an Angestellten, Beamten und kleinen Gewerbetreibenden bereits vor 1933 zu einer Volkspartei entwickelte und daraus mögliche bündnispolitische Konsequenzen gezogen hat. Drittens interessiert ihn, ob die Leipziger SPD über eine „tragfähige Strategie für den Erhalt und den Ausbau der parlamentarischen Demokratie“ (S. 793) verfügte und in welchen Punkten sich diese vielleicht von der Gesamtpartei abhob.

Was die Frage nach der innerparteilichen Verortung betrifft, so kann Vogel auf quellenesättigter Basis und über Rudloffs Analysen hinaus die besondere Stellung der westsächsischen Gliederung präzise umreißen: Der linke Nimbus, den vor allem die parteiamtliche „Leipziger Volkszeitung“ (LVZ) vor 1914 verbreitete, fand in den Vorfeldorganisationen (z. B. Konsum, Arbeitersport, Gewerkschaften) und in der Partei selbst keinen adäquaten Widerhall. Der Parteibezirk ging zwar 1917 geschlossen zur USPD (1922 mehrheitlich wieder zur SPD), bewegte sich aber in den Jahren bis 1933 mehrheitlich in gemäßigt linken Bahnen. Linkssozialistische Tendenzen, die in der Messestadt selbst die Oberhand gewannen und durch Hermann Liebmann und Hugo Saube repräsentiert worden, vermochten im Gesamtbezirk nicht Mehrheit bildend zu werden. Dafür sorgte schon der langjährige Bezirksvorsitzende (seit 1908!) Richard Lipinski. Er, der mehrere Jahre Landesinnenminister war und nicht nur in dieser Funktion gegen eine zu enge Kooperation mit der KPD votierte, konnte sich mit den Umland-Unterbezirken auf eine sichere Hausmacht stützen. In der Frage einer Öffnung der Partei konstatiert Vogel zwar nicht den Übergang zu einer Volkspartei, aber

ihnen anzusehen wäre, ein Ort von Ausgrenzung und Flucht. Davon handelt das 2009 mit dem Sächsischen Landespreis für Heimatforschung ausgezeichnete Buch „Erbaut 1928 CS. Erinnerung an die jüdische Familie Schönwald aus Großröhrsdorf“. Der Autor Norbert Littig ist Pfarrer, er betreut eine Gemeinde und unterrichtet Religion am Gymnasium, und er interessiert sich für die Geschichte von Großröhrsdorf. Dabei hat er einiges herausgefunden über die Menschen, die hier lebten.

Littig stellte fest, dass Richard Seifert am 1. Dezember 1938 das in Großröhrsdorf an der Ecke Bischofswerdaer Straße/Bankstraße gelegene Kaufhaus wieder eröffnete. Dessen Besitzer war Curt Schönwald. Ihn hatten Nationalsozialisten in den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 bei einer „judenfeindlichen Kundgebung“ in „Schutzhaft“ genommen und anschließend in das Konzentrationslager Buchenwald verbracht. Zu diesem Geschehen fand Littig eine Notiz des ehemaligen Bürgermeisters Max Rentzsch. Diese besagte, dass die Einwohnerschaft Großröhrsdorfs die Ereignisse der Nacht vom 9. zum 10. November „aufs schärfste“ verurteilt habe. Dessen ungeachtet waren jedoch hier wie anderswo im „Dritten Reich“ der Nationalsozialisten, die in der so genannten „Kristallnacht“ die Synagogen anzündeten, die Schau-fensterscheiben des Kaufhauses eingeschlagen worden. Die Täter bezeichnete der mögliche Augenzeuge Rentzsch als „aufgeputschte Parteigenossen“, deren Namen blieben ungenannt (S. 232). Aber der Tischler Heinz Zimmer, der die daraufhin erforderlichen Reparaturen vornahm, wurde vom Ortsgruppenleiter der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), Friedrich Wilhelm Wetter, angeschrieben und mit einer offiziellen Nachricht der Stadtverwaltung darüber informiert, dass er „von öffentlichen Ausschreibungen nunmehr ausgeschlossen“ werde, weil er Juden unterstützt habe. Auch der wenige Tage später im Großröhrsdorfer Hotel Haufe aufgetretene Gauredner Selbach der sächsischen NSDAP-Gauleitung prangerte es an, dass man immer wieder auf Menschen stoße, die diese „armen Juden“ bedauerten, obwohl sie wegen ihrer „verbrecherischen Taten etwas härter anzufassen“ seien (S. 81). Die Frage, welcher Verbrechen die Nationalsozialisten den Großröhrsdorfer Bürger Curt Schönwald bezichtigten, steht unbeantwortet im Raum.

Littig führt den Leser in eine beklemmende Gemengelage des nationalsozialistischen Alltags im kleinstädtisch-ländlichen Raum. Einerseits hatten sich im Oktober des Vorjahres auf zwei Großkundgebungen der NSDAP etwa 2.600 Menschen eingefunden und die zur gleichen Zeit in der Hauptschule gezeigte Ausstellung „Blut und Rasse“ wurde bis abends 20 Uhr offen gehalten, weil die Behörden offensichtlich mit zahlreichen Besuchern rechneten. Andererseits kauften die Einwohner Großröhrsdorfs und aus den Dörfern der Umgebung in dem Kaufhaus regelmäßig ein, sonst hätte Schönwald keineswegs sieben Verkäuferinnen beschäftigen können. Zeitzeugen berichteten Littig, „wie ihre Mütter sie manchmal mit dem Hinweis zu Schönwalds geschickt haben, sie sollten den Seiteneingang benutzen“ (S. 71) – der Umstand, dass 1938 das Kaufhaus innerhalb kürzester Zeit in neue Hände übergang, ist ein Indiz für ein gut gehendes Geschäft. Trotz der verstärkten antijüdischen Hetze und der Versuche des seit Januar 1937 amtierenden Bürgermeisters Herbert Rosig, die Einwohner zum Boykott von Schönwalds Geschäft zu bewegen, gaben die Eltern Ilse Höfgens ihre Tochter bei ihm in die Lehre. Den erst 1928 fertig gestellten Neubau hatten die Schönwalds, die 1912 von Berlin nach Großröhrsdorf kamen und einen Textilwarenladen eröffneten, errichten lassen, weil der Platz im ersten Laden für das große Warenangebot nicht mehr ausreichte. Dafür mussten sie eine beträchtliche Hypothek aufnehmen.

Die von dem Tischler Zimmer unterstützten, von anderen bedauerten und dennoch zur Flucht genötigten ehemaligen jüdischen Nachbarn und Mitbürger wohnten danach in Berlin. Von dort aus wollten sie Deutschland verlassen und suchten nach

einem Käufer für ihren für sie nutzlos gewordenen Besitz. In Richard Seifert gab es einen Interessenten, doch der machte nach der „Übernahme des Hauses Schwierigkeiten“ (S. 91). Littig fand heraus, dass Seifert den Kauf zwar nicht mit Begleichung von Kaufpreis und Tilgung der Schuld ordnungsgemäß zum Abschluss gebracht, dass er aber dennoch einen rechtskräftigen Kaufvertrag hatte. Damit blieb er nach 1945 rechtmäßiger Eigentümer. Das Kaufhaus besaß abzüglich der Hypothek einen damaligen Verkaufswert von 50.000 Reichsmark und gehörte Seifert zum Nulltarif.

Während das Ehepaar Schönwald vergeblich die Ausreise betrieb, konnten beide Kinder 1939 emigrieren. Die Tochter Suse, geboren 1915, gelangte mit ihrem Ehemann Alfred Lachmann nach Süd-Rhodesien und lebt noch heute in einem kleinen jüdischen Altersheim in Kapstadt/Südafrika. Der 1912 in Großröhrsdorf geborene Heinz Schönwald starb in den USA 1986 als Henry Wald. Er hatte niemals „mit seinen Kindern über seine Eltern sprechen können“ (S. 151). Diese gehörten zu einem Transport in Richtung Lublin, der am 28. März 1942 Berlin verließ. Entweder ist das Ehepaar Schönwald 1942 im Transitghetto Piaski bei Lublin umgekommen oder im Vernichtungslager Sobibor ermordet worden. Der Enkel Schönwalds, der Politikwissenschaftler Kenneth D. Wald, lernte seine Großeltern nie kennen und hatte von seinem Vater nur erfahren, dass sie in einem Konzentrationslager umgekommen waren. Im Nachlass entdeckte er Briefe aus Deutschland. Die sagten ihm nichts, bis „mir Norbert Littig meine Familie und meine Geschichte zurückgegeben“ hat. Der Enkel wusste fast nichts über die Schönwalds. Deswegen konnte er in ihnen bis dahin nicht seine Großeltern sehen, sondern lediglich „irgendeine Familie in irgendeinem anderen Land in weit entfernter Vergangenheit ohne jeglichen Bezug“ zu ihm (S. 4).

In Littigs Buch geht es um weitaus mehr als um das bloße Bewahren der Vergangenheit vor dem Vergessenwerden. Es geht, das wird in dem Geleitwort Kenneth D. Walds deutlich, um die Rückgewinnung von Geschichte. So kann Historiografie ein Wiederfinden längst verlorener Geschichte sein. Das erfordert präzise Fragen nach Zusammenhängen sowie eine geduldige und gründliche Recherche. Mit Hilfe zweier Mitstreiter begann Littig 1995 Informationen zu sammeln. In den ersten Kapiteln im Hauptteil des Buches wird die Geschichte des 1912 nach Großröhrsdorf gekommenen Ehepaars Schönwald thematisiert. Mit zahlreichen Fotos und Faksimiles versehen, erzählen diese Kapitel lebendig von den Lebensstationen der Schönwalds in Großröhrsdorf – den Jahren der Normalität bis 1933 und der anschließenden sukzessiven Diskriminierung bis zum endgültigen Ausschluss der Schönwalds aus der Lebenswelt ihrer Mitbürger 1938.

Ermöglicht wurde diese einprägsame Beschreibung, angereichert durch Berichte zahlreicher befragter Zeitzeugen, nicht zuletzt durch den Kontakt zu Schönwalds Enkel in den USA, der die Briefe seiner Großeltern zur Verfügung stellte. In diesen Briefen, zahlreiche Zitate sind im zehnten Kapitel abgedruckt, schildern die Eltern Schönwald ihrem emigrierten Sohn Heinz die bedrückende Situation jüdischer Existenz im nationalsozialistischen Deutschland und die aussichtslosen Bemühungen um die eigene Ausreise. Die zur Deportation und Ermordung ermittelten Fakten folgen in den weiteren Kapiteln. Abschließend erfährt der Leser weiteres über die Biografie der Kinder in der Emigration und darüber, wie die Recherche zum Leben der Schönwalds in Großröhrsdorf verlief. Der zweite Teil des Buches besteht aus umfangreichen Hinweisen, Ergänzungen und Anmerkungen, die den historischen Bericht in den zeitgeschichtlichen Kontext und in den gegenwärtigen Horizont einbetten. Verzeichnisse von Lebensdaten der Schönwalds und der mit ihnen verbundenen Menschen, ein Stammbaum sowie ein Abbildungs- und Quellenverzeichnis runden das Buch ab.

„Erbaut 1928 CS. Erinnerung an die jüdische Familie Schönwald aus Großröhrsdorf“ ist keine historische Analyse, vielmehr eine sorgfältige und gründliche Doku-

mentation und ein authentisches Beispiel für integrierte Geschichtsschreibung.¹ Diese chronologisch berichtende Darstellung, die nicht auf Parteinahme und Interpretation verzichtet, kann Beziehungen herstellen, die sonst nur undeutlich wahrgenommen werden. In diesem Fall betrifft es die Beiläufigkeit der tiefen Verstrickung ganz normaler Nachbarn und freundlicher Mitbürger in die nationalsozialistische Verfolgungspolitik. Littig hat überzeugend den Zusammenhang herausgearbeitet, der zwischen der Ermordung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten und der Ausgrenzung einer jüdischen Familie unter passiver Teilnahme der städtischen Gesellschaft bestand. Deswegen stellt sich immer wieder neu die Frage, ob und in welchem Ausmaß deren fehlende Gegenwehr und unterlassener Protest den Ablauf der Ereignisse beeinflusst haben würden. Es ist zu wünschen, dass das Buch nicht nur zahlreiche Leser findet, sondern auch andernorts weitere Nachforschungen veranlasst.

Dresden

Thomas Widera

JOHANNES FRACKOWIAK, Soziale Demokratie als Ideal. Die Verfassungsdiskussionen in Sachsen nach 1918 und 1945 (Demokratische Bewegungen in Mitteldeutschland, Bd. 10), Böhlau Verlag GmbH, Köln 2005. – 367 S. (ISBN: 3-412-08404-2, Preis: 34,90 €).

Johannes Frackowiaks Dissertation ist der vorerst letzte Band der Reihe „Demokratische Bewegungen in Mitteldeutschland“, die seit 1995 zahlreiche Bausteine zur politischen wie sozialen Geschichte des mitteldeutschen Raumes geliefert hat. Und gleich den vorangehenden Bänden schließt auch Frackowiaks Arbeit eine Lücke der sächsischen Geschichte – genauer: der Geschichtsschreibung –, wurde die Auseinandersetzung mit den sächsischen Verfassungswerken des 20. Jahrhunderts doch in der Vergangenheit vor allem von Juristen dominiert, deren Untersuchungen aber zumeist, so die zutreffende Einschätzung des Autors, aufgrund der „Vernachlässigung jüngster Forschungsergebnisse [...] zu ahistorischen Trugschlüssen“ (S. 14) kamen. Eine dezidiert historische Auseinandersetzung stellte dagegen ein Desiderat dar, insonderheit mit Blick auf die Diskurse und Debatten um die Ausgestaltung der jeweiligen Verfassungsordnungen, die Frackowiak eingehend analysiert. Allerdings resultierte die bislang unterbliebene Auseinandersetzung mit den sächsischen Verfassungen auch aus der ihnen zugemessenen Bedeutung. Schließlich wurde „Die Verfassung des Freistaates Sachsen“ vom 1. November 1920 „auf Grund ihres Torsocharakters ohne Grundrechtekatalog und ihrer eindeutigen Unterordnung unter die Weimarer Reichsverfassung“ (S. 12) als relativ bedeutungslos bewertet. Die „Verfassung des Landes Sachsen“ vom 28. Februar 1947 hingegen stand im Ruf eines „Durchgangsstadiums in die nächste Diktatur“, als ein „nicht ernst zu nehmendes Täuschungsmanöver von Sowjets und SED.“ (S. 15) Diese Einschätzung mag zwar teilweise berechtigt sein, bedenkt man etwa die Einflussnahme der Sowjetischen Militäradministration auf den Prozess der Ausarbeitung der Verfassungen. Allerdings vermag Frackowiaks Ansatz, eben nicht jeden einzelnen Paragraphen der Verfassungswerke auf Inhalt und Wirkung zu analysieren, sondern vielmehr den politischen, gesellschaftlichen und auch individualbiografisch bedingten Entstehungsprozess nachzuzeichnen, die eigentliche Be-

¹ SAUL FRIEDLÄNDER, Eine integrierte Geschichte des Holocaust, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 14/15 (2007), S. 7-14.

deutung der beiden sächsischen Verfassungen aufzuzeigen. Wie lohnenswert dieser Blickwinkel ist, bestätigen die Ergebnisse seiner Studie.

Frackowiaks Analyse verfolgt zwei Ansätze des Vergleichs: In einem diachronen Vergleich werden zum einen die Debatten um die sächsischen Verfassungen 1919/20 und 1946/47 untersucht und miteinander verglichen. Dem fügt der Autor zum anderen einen synchronen Vergleich der Auseinandersetzungen um die Verfassungen in Sachsen und Hessen nach 1945 hinzu und zeigt damit auch die Potenziale der noch ausstehenden interzonalen Komparatistik auf. Schließlich überrascht der Befund der Studie, dass die Debatte um die hessische Verfassung in Sachsen nicht nur rezipiert wurde, sondern dass diese beiden Verfassungen zumindest in den ersten Entwürfen gar partiell inhaltlich deckungsgleich waren. Ein Umstand, der sich aus sächsischer Perspektive vor allem aus der Angst vor einer Isolation „durch Abkopplung von den Westzonen“ (S. 344) erklärt und sich interessanterweise parteiübergreifend ausmachen lässt. Diese Vergleichsebenen sind dabei klug gewählt. Schließlich fokussiert Frackowiak in erster Linie die Akteure der Debatten, hier gelingt es ihm sehr schlüssig, die personalen Kontinuitäten der kaum 30 Jahre auseinanderliegenden Debatten aufzuzeigen. Die politische Mehrheitskonstellation bildet eine weitere Konstante des Vergleichs, fanden alle drei Debatten doch unter der Dominanz der Arbeiterparteien statt, was zu einem ebenso konstanten sozialistisch-bürgerlichen Antagonismus führte. Frackowiak verdeutlicht hier die Halbwertszeit politisch-kultureller Prägung, wie sie im „dritten Deutschland“ (Hans Mommsen) sicherlich in einer besonderen Form ausgeprägt war. Die allerdings, und das ist zweifelsohne ein weiterer Verdienst der Studie, weitaus länger nachwirkte, als dies bisher gemeinhin angenommen wurde. Es überrascht zwar vor dem Hintergrund der politischen Prägung zentraler sozialdemokratischer Protagonisten wie Erich Zeigner oder Rudolf Friedrichs kaum, dass diese auch nach 1945 entsprechend ihrer politischen Sozialisation agierten. Dass allerdings an in der Weimarer Republik geführte Debatten um verfassungsmäßige Grundsätze – etwa bezüglich der Gewaltenteilung oder der Frage der wirtschaftlichen Verstaatlichung – angeknüpft wurde und mehr noch alte sozialdemokratische Grundsätze in die Entwürfe eingebracht wurden, erscheint hier als spannender Befund, der den „Einfluß wirkmächtiger Traditionen der sächsischen Sozialdemokratie“ (S. 339) deutlich offenbart. Und der gerade deswegen zu einem besonderen Ergebnis führte, war der sächsische Verfassungsentwurf doch im innerzonalen Vergleich am weitesten von den Vorgaben der SED entfernt. Letzteres äußerte sich etwa in dem Grundrechtekatalog, den die Verfassung von 1947 enthielt. Wenngleich dieser nicht nur den Erfahrungen der Weimarer Republik und den sozialdemokratischen Traditionsbeständen entsprang, sondern auch eine originäre Forderung des bürgerlichen Lagers darstellte. Darüber hinaus war in beiden Debatten die Weimarer Reichsverfassung ein zentraler Bezugspunkt, wenn auch unter ungleichen Vorzeichen. Schließlich waren die Auseinandersetzungen 1919/20 weitaus stärker von den ‚kulturellen Überhängen‘ der Zeit des Deutschen Kaiserreiches geprägt, was zu umfassenden Auseinandersetzungen über die Sozialisierung der Wirtschaft oder das Verhältnis von Staat, Kirche und Schule führte. Nach 1945 wurde, vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933, die Verfassung von Weimar dagegen zur negativen Vergleichsfolie und führte zu Debatten um die Schwächen bzw. die davon ausgehenden Gefahren. Letzteres äußerte sich eindrücklich in der Auseinandersetzung um die Unabhängigkeit der Justiz, wobei in Sachsen Vertreter der CDU wie auch der LDP und SPD an eigene Forderungen der 1920er-Jahre anknüpften – erstere forderte gleich den Vorgängerparteien DVP und DNVP eine klare Gewaltenteilung, die letzteren beiden sprachen sich wie in der Weimarer Republik für eine schwache Richterposition und eine Absetzbarkeit bei „demokratiefeindlichen Tendenzen“ (S. 340) aus. Ähnliche Konstanten lassen sich

auch in anderen Politikfeldern ausmachen, etwa bei der Frage des Verhältnisses von Staat, Kirche und Schule – auch hier hatte sich die „antiklerikale Prägung“ (S. 340) der 1920er-Jahre erhalten und schließlich wieder durchgesetzt.

Johannes Frackowiak ist es gelungen, eine in ihren Ergebnissen vielseitige und überdies gut lesbare Studie vorzulegen, die nicht zuletzt in methodischer Hinsicht überzeugt. Denn gerade durch den komparativen Zugriff auf verschiedene Ebenen wurde eine detailliert ideengeschichtliche Analyse der Kontinuitäten und Brüche der sächsischen Verfassungsdebatten möglich, die wenige Fragen offen lässt. Bedauerlich erscheint lediglich das Fehlen eines Registers, das diese Ergebnisse – mithin aufgrund der Fokussierung der Akteursebene – besser zugänglich gemacht hätte.

Dresden

Sven Steinberg

Chemnitz in der NS-Zeit. Beiträge zur Stadtgeschichte 1933–1945, hrsg. vom Stadtarchiv Chemnitz (Aus dem Stadtarchiv Chemnitz, Heft 10), O. K. Grafik, Leipzig 2008. – 237 S. (ISBN: 978-3-935534-18-5, Preis: 17,95 €).

In den vergangenen Jahren entfaltete das Stadtarchiv Chemnitz eine angesichts eng begrenzter finanzieller Mittel beachtliche Publikationstätigkeit. Standen dabei bislang eher fernere Zeiten sowie wirtschafts-, kultur- oder baugeschichtliche Themen im Vordergrund, so widmet sich der vorliegende Sammelband erfreulicherweise einem politisch akzentuierten Bereich der jüngsten Geschichte, nämlich der nationalsozialistischen Herrschaft in der sächsischen Industrie- und Arbeiterstadt. Ausdrücklich ohne Anspruch auf Vollständigkeit spiegeln die zehn Beiträge unterschiedliche Themen und Herangehensweisen aktueller lokalgeschichtlicher Forschung. Beachtlich ist die Mischung von Autoren – unter ihnen nur eine Frau – ganz unterschiedlichen Lebensalters: Ihre Geburtsjahrgänge umspannen fünf Jahrzehnte. Die Untersuchungen, das sei vorweggenommen, liefern insgesamt fundierte und nützliche Ergebnisse und bieten eine durchweg interessante und lohnende Lektüre.

DIRK HÄNISCH analysiert mittels ausgefeilter wahlstatistischer Methoden auf dem jüngsten Stand der Forschung das Wahl- und Abstimmungsverhalten in Chemnitz während der Jahre 1933 und 1934. Er macht deutlich, dass auch nach der nationalsozialistischen Machtübernahme den veröffentlichten Ergebnissen der Volksabstimmungen und der im November 1933 damit verbundenen Reichstagswahl per Einheitsliste Aussagen über die politische Orientierung der Wählerschaft abzugewinnen sind, zumal die in Chemnitz außergewöhnlich günstige Überlieferungslage Analysen bis hinab auf die Ebene der Stimmbezirke zulässt. So legt Hänisch plausibel dar, wie in einigen traditionell von der SPD dominierten Stimmbezirken im November 1933 eine beträchtliche Verweigerungshaltung der Bevölkerung gegenüber den neuen Herrschern zu Tage trat, die durch leere, ungültige oder nicht abgegebene Stimmzettel sowie durch Nichtteilnahme an der Wahl bzw. Abstimmung zum Ausdruck gebracht wurde. Generell wird ersichtlich, dass die vor 1933 sozialdemokratisch oder kommunistisch geprägten Stadtgebiete den Kern der oppositionellen Wähler stellten. Hänisch bietet ein Musterbeispiel sorgfältiger Grundlagenforschung auf Mikroebene. Er lässt im Übrigen keinen Zweifel daran, dass von einer besonderen Resistenz der Chemnitzer Bevölkerung gegenüber den Verlockungen und Verheißungen des Nationalsozialismus im sächsischen – insbesondere Leipzig stach hier durch ein hohes Oppositionspotential hervor – oder im reichsweiten Vergleich keine Rede sein kann.

Diesen Eindruck bestätigt ANDREAS PEHNKE in seinem etwas fragmentarischen, auf die Reformschulen der Weimarer Republik konzentrierten, jedoch aufschlussreichen

und quellennahen Beitrag über die Chemnitzer Schulen in der NS-Zeit: Der Organisationsgrad Chemnitzer Lehrer in der NSDAP reichte bis zu 87 Prozent, wobei Karrierismus und Anpassungsbereitschaft Hand in Hand gingen. Anschaulich schildert Pehnke die schon im März 1933 einsetzende Säuberung der Lehrerschaft durch Entlassung, Verfolgung und Vertreibung demokratisch oder kommunistisch gesinnter Pädagogen, die nicht selten auch Aufenthalte in Haftanstalten oder Konzentrationslagern über sich ergehen lassen mussten. Andreas Pehnke weist auch auf Lehrer hin, die sich in den Anfangsjahren des Regimes der Anpassung an die Zumutungen der nationalsozialistischen Schulpolitik dadurch entzogen, dass sie vor dem Erreichen der Altersgrenze freiwillig in den Ruhestand traten. Schließlich wirft der Beitrag einiges Licht auf den alle Fächer durchwirkenden direkten Einfluss von Denken und Handeln der Nationalsozialisten im Schulunterricht, etwa durch die massive Förderung einer Krieg und Soldatentum verherrlichenden Gesinnung.

ANNE NAUMANN zeichnet den Weg der Chemnitzer Presse im Dritten Reich nach. Sie schildert sachlich und informativ die rasche Ausschaltung der kommunistischen und sozialdemokratischen Presse wenige Wochen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme und verweist auf die relative Vielfalt bürgerlicher Tageszeitungen in Chemnitz bis weit in den Krieg hinein. Eine vertiefte inhaltliche Analyse müsste hier der Frage nachgehen, inwieweit über formale Alternativen hinaus auch von einem tatsächlichen Pluralismus in der lokalen Presselandschaft die Rede sein kann. – In geradezu vorbildlicher Kleinarbeit gerade anhand einer Auswertung dieser Lokalpresse befasst sich WERNER KADEN mit dem Chemnitzer Musikleben in der NS-Zeit. Er kann in diesem Bereich eine Fülle von Aktivitäten unterschiedlichster Art nachweisen, die gleichwohl allesamt in je eigener Weise der nationalsozialistischen Herrschaft und ihrer Ideologie Tribut zollten: Kaden berichtet von Treuegelöbnissen der Chöre und Gesangvereine, die sich auch in ihrer inneren Organisation rasch dem Führerprinzip unterwarfen, „auf den Führer Adolf Hitler“, von der wachsenden Rolle der Militärmusik im Garnisonstandort Chemnitz im Zuge der mentalen Aufrüstung des Dritten Reiches, von der Bevorzugung spezifischer Opern im Repertoire des städtischen Musiktheaters. Die völkisch-nationalistischen oder „nordischen“ Themen fanden allerdings nicht immer den Beifall des Publikums. Während in der Chemnitzer Presse der Chorgesang als ein vorzügliches „nationalsozialistisches Erziehungsmittel“ im Sinne der propagierten Volksgemeinschaft gepriesen und eine „deutsche Musik“ gefordert wurde, bekämpfte man andererseits den „jüdisch snobistischen Irrweg der Atonalität“ ebenso wie Jazz- und Swingmusik, letztere offenbar wiederum mit begrenztem Erfolg. Auch das öffentliche Musikleben im Chemnitz der NS-Zeit, von dem Werner Kaden ein breites und vielschichtiges Panorama entfaltet, erlosch trotz des Krieges erst in den letzten Monaten des Jahres 1944.

STEPHAN WEINGART untersucht kenntnisreich die bauliche Entwicklung der Stadt Chemnitz unter der NS-Diktatur. Während das noch heute beeindruckend moderne städtische Hallenbad auf die Weimarer Republik zurückgeht, jedoch aufgrund der Wirtschaftskrise erst 1935 fertiggestellt wurde und von nationalsozialistischer Seite propagandistisch in Beschlag genommen werden konnte, blieben eine Reihe von spezifischen NS-Monumentalbauten wie eine Großkampfbahn für sportliche Massenveranstaltungen und politische Großkundgebungen oder eine großzügig dimensionierte Stadthalle in den Anfängen oder in der Planung stecken, nachdem ihre Errichtung nicht als kriegswichtig galt. Die Projekte verweisen auf das über die politischen Umbrüche von 1933 und 1945 wie auch 1989/90 hinausweisende kontinuierliche Bestreben Chemnitzer Kommunalpolitiker und Behörden, nicht zuletzt durch bedeutende Repräsentationsbauten zu den sächsischen Rivalen Dresden und Leipzig aufzuschließen. Als folgenreicher bis in die Gegenwart erwies sich der teilweise in An-

knüpfung an die Weimarer Republik fortgeführte Bau von Kleinsiedlungen und Wohnblocks für Arbeiter. Allerdings deckte der Wohnungsbau nicht annähernd den Bedarf, lieferte im Hinblick auf Größe und Ausstattung oft magere Resultate, litt unter Mangel an Finanzmitteln und Materialien und verlief im Zeichen des Krieges schließlich im Sande oder endete im Bau von Behelfsbehausungen für Bombengeschädigte. Dies alles schildert Stephan Weingart ebenso umsichtig wie die baulichen Entwicklungen im Bereich von Grünflächen und Parkanlagen sowie den Ausbau von Verkehrswegen und den Anschluss von Chemnitz an das auch in Sachsen im Entstehen begriffene Netz der Reichsautobahnen.

BENJAMIN KROHN analysiert am Beispiel von Chemnitzer Personen und Strukturen das problematische Verhältnis der evangelisch-lutherischen Kirche zum Nationalsozialismus. Er verweist auf permanente Streitigkeiten zwischen Deutschen Christen, Bekennender Kirche und einer Mittelgruppe, die „ohne Bruch mit der Kirchenleitung“ das lutherische Bekenntnis gegen die Angriffe der dezidiert pronationalsozialistischen Deutschen Christen verteidigen wollte. Wenngleich Krohn auf die Bedrängnisse und Nöte aufrechter Lutheraner und ihrer Organisationen und auf Einzelbeispiele mutigen Widerstehens verweisen kann, beschreibt er insgesamt doch eine Kirche, die in großen Teilen von Nähe und Übereinstimmung mit den politischen Zielen des Nationalsozialismus geprägt war und die für die Opfer der nationalsozialistischen Terrorherrschaft und Kriegspolitik, soweit es sich nicht um evangelische Christen handelte, auch in Chemnitz wenig Anteilnahme zu erkennen gab. – JÜRGEN NITSCHES gründlicher und engagierter Beitrag widmet sich vor dem Hintergrund einer inzwischen recht fein verästelten Detailforschung den Tätern und Opfern der nationalsozialistischen „Erbgesundheits“- und Rassenpolitik unter den Geistes- und Nervenkranken in Chemnitz. Demgegenüber fällt der Aufsatz von WOLFGANG UHLMANN ab, der überwiegend in Form von Aufzählungen und in technische Details verliebt die Produktion der Chemnitzer Rüstungsindustrie von 1935 bis 1945 vorführt.

STEPHAN PFALZER hingegen demonstriert noch einmal souverän und problemorientiert die Möglichkeiten lokalgeschichtlicher Forschung, wenn er „Aspekte des Einsatzes von Zwangsarbeitern in Chemnitz und seinem Umland 1939–1945“ aufzeigt und reflektiert. Pfalzer erörtert die mit der Quellenlage verbundenen Schwierigkeiten und die aus der lückenhaften Überlieferung resultierende Unsicherheit von Zahlenangaben, kann jedoch gleichwohl als Annäherung eine Zahl von insgesamt gut 30.000 nachweisbaren Zwangsarbeitern im Chemnitzer Arbeitsamtsbezirk mit einer Spitze von rund 20.000 im Herbst 1944 plausibel machen, die die bislang in der Literatur kursierende und wohl unrealistische Zahl 80.000 erheblich zu korrigieren vermag und eine neue Diskussionsgrundlage schafft. Ebenso gründlich beschäftigt sich Stephan Pfalzer mit Fragen der Nationalität, der Unterbringung und der sozialen Verhältnisse der nach Chemnitz verschleppten ausländischen Arbeitskräfte, und er vermag es sogar ansatzweise, individuelle Schicksale zwischen Misshandlung und Widerstand vor Augen zu führen sowie auf Krankheiten und frühzeitigen Tod durch unmenschliche Arbeits- und Lebensbedingungen und schließlich auch im Bombenkrieg einzugehen: Insgesamt ist hier ein vorbildlicher Problemaufriss gelungen. – Abschließend erinnert EBERHARD HÜBSCH an die Kriegsendverbrechen in Chemnitz am Beispiel eines siebenfachen Mordes an politischen Häftlingen durch ein Gestapo- und SS-Kommando am 27. März 1945.

Nicht nur inhaltlich und durch seine umfassende Bebilderung, auch sprachlich ist der Band alles in allem gut gelungen. Nur selten wiehert der Amtsschimmel, wenn etwa vom „Vollzug des Abstimmungsaktes“ (S. 12) die Rede ist oder wenn „Gaststättenbesuche durchgeführt“ werden (S. 212), und nur noch ein Mal heißt es in Anlehnung an die Diktion der einstigen SED-Geschichtswissenschaft in Bezug auf die Situa-

tion nach 1945: „Mit antifaschistisch-demokratischen Vorsätzen konnten [...] der unvorstellbar große Kulturhunger der Bevölkerung gestillt und deren geistige Not gelindert werden“ (S. 97). Das Stadtarchiv Chemnitz befindet sich mit dem vorliegenden Sammelband auf einem guten Weg, und es ist ihm zu wünschen, dass es darauf weiter voranschreiten wird.

Köln

Rainer Behring

REINHARD RÜRUP unter Mitwirkung von **MICHAEL SCHÜRING, Schicksale und Karrieren.** Gedenkbuch für die von den Nationalsozialisten aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forscherinnen und Forscher (Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bd. 14), Wallstein Verlag, Göttingen 2008. – 539 S., 98 Abb. (ISBN: 978-389244-797-9, Preis: 34,00 €).

Im Mittelpunkt dieses Gedenkbuches stehen 104 biografische Artikel, die einem einheitlichen Grundmuster, aber keinem schematischen Aufbau folgen, weil die Lebensläufe gravierende Unterschiede aufweisen. Auch die ungleich dichte Datenüberlieferung wirkte sich auf die einzelnen Darstellungen aus. Das personenbezogene Bildmaterial ist zumindest für Dreiviertel der vertriebenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – 78 von 104 – gesichert worden. Vergleichsweise ist das sehr viel, wenn man die Umstände von Flucht und Vertreibung bedenkt.

Der Verfasser hat mit den biografischen Skizzen keine Lexikonartikel zum Nachschlagen geschrieben. Es sind vielmehr dokumentierte Lebenswege, die auf „erschreckende Weise den prinzipiellen Unrechts- und Terrorcharakter“ (S.143) des Dritten Reiches charakterisieren. Hoffnungsvolle wissenschaftliche Karrieren werden abgebrochen und finden nicht selten in der Emigration keine Fortsetzung. Wünsche und Träume zerbrechen. Dennoch hat ein Teil der Betroffenen die neuen Möglichkeiten genutzt. In diesem Kontext stehen die Biografien. Sie sind allemal nützlich, gut lesbar und reflektieren nicht selten eine grausame Wirklichkeit.

Im Geleitwort des Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft und in der ausführlichen Einleitung wird der bekannte Brief von Lise Meitner an Otto Hahn vom 27. Juni 1945 zitiert, der an die Mitverantwortung auch der Wissenschaftler für das Geschehen in Nazideutschland erinnert, die allein durch ihre Arbeit das System gestärkt und stabilisiert haben. Von ihnen, die oft genug dem NS-Regime ablehnend gegenüberstanden, forderte Lise Meitner das Schuldbekenntnis oder die „offene Erklärung“ ein. Betroffenes Schweigen schien damals die einzige Antwort zu sein.

Neben bekannten Namen wie Albert Einstein oder Fritz Haber rücken auch vielfach unbekannt oder wenig bekannte Wissenschaftler wieder ins Gedächtnis. Dazu gehört aus sächsischer Sicht der Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts (KWI) für Lederforschung in Dresden, Max Bergmann, der schon früh „wegen der Beschäftigung von Juden, Ausländern und angeblich linksradikal eingestellten Mitarbeitern unter Druck geriet“ (S. 34). Bergmann (1886–1944) war seit 1921 Direktor des neugegründeten KWI für Lederforschung in Dresden. Als rassistisch Verfolgter emigrierte er 1934 in die USA; er kehrte von einer Vortragsreise nicht zurück. Im gleichen Jahr emigrierte auch Bergmanns Angestellter Leo Salzmann, der am KWI für Lederforschung eine leitende Stelle innehatte. Bereits 1933 hatte Bergmanns Mitarbeiter Ludwig Seligsberger das KWI verlassen und in Ankara an der landwirtschaftlichen Hochschule eine Anstellung erhalten, ehe er 1937 in die USA emigrierte.

Sächsische Bezüge bestehen auch zu dem Mediziner und Direktor des KWI für Hirnforschung in Berlin-Buch, Oskar Vogt, der 1925 das Gehirn Lenins untersuchte.

Für kurze Zeit war er in Leipzig Assistent des Psychiaters Paul Flechsig. Zusammen mit seiner Frau Cécile wird er wegen so genannter Begünstigungshandlungen gegenüber Juden aus dem Amt gedrängt. – Der Krebsforscher Hans Sachs, 1900 in Leipzig zum Dr. med. promoviert, wird 1935 aus rassistischen Gründen aus dem KWI für medizinische Forschungen in Heidelberg entlassen und zwangspensioniert. Er flieht über die Schweiz und England nach Irland. In Dublin setzt er seine Immunitätsforschungen erfolgreich fort. – Der Chemiker Georg von Frank arbeitete bis 1933 am KWI für Faserstoffchemie in Berlin-Dahlem. Frank besuchte in Leipzig und München die Schule, studierte in beiden Städten und promovierte 1923 in Leipzig. Er emigrierte nach Frankreich und arbeitete nach dem Krieg in Brüssel. Über ihn ist (noch) sehr wenig bekannt. Wahrscheinlich, so der Autor des Buches, ist er in der Industrie tätig gewesen. – Georg Ettisch studierte in Leipzig Medizin, promovierte 1919 in Halle zum Dr. med. und habilitierte sich in Berlin für das Fach Physiologie. Seit 1921 arbeitete er am KWI für physikalische Chemie und Elektrochemie in Berlin-Dahlem. 1934 wird ihm aus rassistischen Gründen gekündigt. Ettisch emigrierte über Lissabon in die USA. Sein weiterer Lebensweg ist leider noch nicht erforscht.

Die Gesamtdarstellung wird durch ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis abgerundet, in dem auch die grundlegenden Arbeiten des langjährigen Leiters des Archivs der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Prof. Dr. Eckart Hennig und seiner Mitarbeiterin, der Biologie-Archivarin Dr. Marion Kazemi, gewürdigt werden.

Ein Register zu den Einrichtungen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft/Max-Planck-Gesellschaft, das solide gearbeitete Personenregister sowie ein geografisches Register erleichtern die schnelle Erschließung des Werkes und runden den guten Gesamteindruck ab.

Leipzig

Gerald Wiemers

LOTHAR FRITZE, Die Moral des Bombenterrors. Alliierte Flächenbombardements im Zweiten Weltkrieg, Olzog, München 2007. – 347 S. (ISBN: 978-3-7892-8191-4, Preis: 29,90 €).

Im Februar 2005 wurde der britische Autor Frederick Taylor, der im Jahr zuvor ein heftig diskutiertes Buch über die Bombardierung Dresdens veröffentlicht hatte,¹ von Journalisten gefragt, ob die Zerstörung der Stadt ein Kriegsverbrechen gewesen sei. Taylor antwortete, er wisse es nicht bzw. er sei nicht sicher.² Nunmehr liegt auf diese Frage eine klare Antwort vor, und zwar aus der Feder des Philosophen und Politikwissenschaftlers Lothar Fritze, Professor an der TU Chemnitz und Mitarbeiter am Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung an der TU Dresden. Fritze scheut in seinem Buch keine heiklen Fragen und gibt viele Antworten, und zwar aus rechtlicher und moralphilosophischer Sicht, jedoch mit genauer Kenntnis der historischen Fakten und Kontroversen nach neuestem Forschungsstand. Bei seinem Bemühen um ein möglichst objektives und ausgewogenes Bild der geschichtlichen Hintergründe kennt Fritze keine Berührungsgängste: Die breite Literaturgrundlage, auf der sein Buch steht, berücksichtigt die Arbeiten linker Autoren (wie des linientreuen DDR-Historikers

¹ FREDERICK TAYLOR, Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945. Militärische Logik oder blanker Terror?, München 2004.

² Vgl. <http://www.spiegel.de/international/0,1518,341239,00.html> (Interview für das Magazin „Spiegel Online“ am 11.2.2005) sowie <http://www.welt.de/print-welt/article/423058/> (Interview für die Zeitung „Die Welt“, erschienen am 7.2.2005), Zugriff jeweils am 29.11.2009.

Olaf Groehler) genauso wie Bücher revisionistischer Verfasser (wie z. B. des umstrittenen russischen Autors Wladimir B. Resun alias Viktor Suworow).

Die geschichtlichen Fakten sind für Fritze jedoch nur der äußere Rahmen seiner Darstellung, denn das „Anliegen des Buches ist es nicht, die tatsächlichen Wirkungen des Kriegshandelns zu untersuchen, sondern die Handlungsmaximen der entscheidenden Akteure unter dem Gesichtspunkt ihrer moralischen Akzeptabilität und damit Vorbildlichkeit zu prüfen“ (S. 196). Eine solche übergreifende philosophische Perspektive ist umso nötiger, als bloße historische Beschreibungen von Ereignissen und Entscheidungsprozessen oft das Wesentliche der ganzen Diskussion um die Opfer des Bombenkriegs außer Acht lassen: nämlich den unbestreitbaren und unantastbaren Wert eines jeden Menschenlebens.

Aus dieser Perspektive heraus gelangt Fritze dann auch zu einer eindeutigen Verurteilung der zuerst von den Briten, später vereinzelt auch von den Amerikanern angewandten Strategie des „moral bombing“, d. h. der Demoralisierung der deutschen Bevölkerung mittels Flächenbombardements. Eine solche Doktrin, so Fritze, stelle eine Grenzüberschreitung dar, und zwar insofern, „als sie menschliches Leid absichtsvoll erzeugt und über das in Kriegen unvermeidbare Maß hinaus steigert“ (S. 211). Der Autor macht zugleich deutlich, dass der Bombenkrieg größtenteils Unschuldige traf, denn ein Volk dürfe nicht für die Verbrechen seiner Regierung verantwortlich gemacht und kollektiv bestraft werden. Nationen, die einen gerechten Krieg führen, weil sie angegriffen werden (*Ius ad bellum*) hätten noch lange nicht das Recht, rechtliche und moralische Grundgesetze zu verletzen und den Krieg mit allen Mitteln und ohne Rücksicht auf Opfer der Gegenseite zu führen, selbst wenn es sich beim Gegner um ein verbrecherisches Regime wie den Nationalsozialismus handelt. Denn auch in einem gerechten Krieg seien diese Regeln nicht außer Kraft gesetzt (*Ius in bello*). „Wer jedoch die Forderung aufgibt, dass auch im Kampf gegen den gefährlichsten Feind moralische Regeln zu gelten haben, ist selbst in das Lager der gefährlichsten Menschenfeinde übergewechselt“ (S. 254).

Den manchmal kritisierten Begriff „Bombenterror“ hält Fritze bei den Flächenangriffen für angemessen, denn es seien tatsächlich Terrorakte gewesen (S. 71). Es habe sich dabei, auch im juristischen Sinn, um „vorsätzliche, direkt angestrebte Massentötungen“ gehandelt (S. 56 f.). Winston Churchill selbst hatte noch im Jahre 1938 geschrieben, dass man Flugzeugbesatzungen, die auf die Zivilbevölkerung Bomben abwürfen, nur als „ruchlose Mörder“ bezeichnen könne (S. 255). Doch schon wenig später war derselbe Churchill, wie Fritze ausführt, mit „kaltschnäuziger Entschlossenheit“ bereit, für britische nationale und imperiale Interessen rücksichtslos Menschen zu opfern (S. 154 f.). Mit Arthur Harris, der als „Bomber-Harris“ in die Geschichte einging, habe das britische Bomberkommando dann auch einen Chef gehabt, der ohne jegliches Unrechtsbewusstsein eine Strategie der „Massenvernichtung von Mensch und Material“ (S. 63) durchführte – und dies noch zu einem Zeitpunkt, an dem diese Strategie selbst unter militärischen Gesichtspunkten nicht mehr zu rechtfertigen gewesen sei. Gerade die Bombenangriffe der letzten Kriegsmonate werden nicht nur von Fritze, sondern auch von anderen Philosophen klar als Kriegsverbrechen angesehen (S. 247-249). Speziell zum britischen Bombenangriff auf Dresden im Februar 1945 hält Fritze fest: „Man hat große Mengen unschuldiger Menschen ohne Not absichtlich getötet“ (S. 115). Noch weniger seien die Atombombenabwürfe auf das bereits verhandlungsbereite Japan im August 1945 zu rechtfertigen. Alle derartigen späteren Versuche, so stellt Fritze überzeugend dar, halten einer kritischen Hinterfragung nicht stand (S. 261 f.).

Nicht alle der vielen Fragen, die Fritze aufwirft, versucht er selbst zu beantworten. Oft geht es ihm lediglich darum, „Begründungslasten“ aufzuzeigen, und zwar vor dem

Hintergrund, dass zur Rechtfertigung aktueller Kriege immer wieder auf den Zweiten Weltkrieg als Präzedenzfall eines vermeintlich gerecht geführten Krieges verwiesen wird. Mit Fritzes eigenen Worten: „Das primäre Anliegen ist nicht Schuldzuweisung, sondern Gegenwartsorientierung“ (S. 292).

Immer wieder betont Fritze, dass ein Sieg in einer kriegerischen Auseinandersetzung nicht zu jedem Preis angestrebt werden dürfe, sondern dass das moralisch Richtige vorgehe. Ebenso setzt er sich mit Präventivkriegen auseinander und gibt seiner Überzeugung Ausdruck, dass eine Selbstverteidigung gegen nur potentiell bestehende Bedrohungen „als Abwehrrecht nicht universalisierbar“ sei. Vor diesem Hintergrund seien auch die Diskussionen, ob Hitler 1941 gegen die Sowjetunion einen Präventivkrieg geführt habe, „zwar nicht uninteressant, aber für die Frage der Rechtfertigung seines Angriffs belanglos“ (S. 191).

Dem Vorwurf einer „Relativierung“ der Verbrechen des Nationalsozialismus durch die Untersuchung der alliierten Kriegsverbrechen hält Fritze entgegen: „Kein Verbrechen wird dadurch weniger schlimm, dass es auch andere Verbrechen gegeben hat. Kein Verbrecher wird weniger schuldig, wenn seine Opfer unangemessen zurückgeschlagen und dabei selbst schuldig werden“ (S. 295).

Eines ist Lothar Fritzes Arbeit sicherlich nicht: im Sinne eines „politisch korrekten“ Zeitgeistes geschrieben. Im Gegenteil: Aus jeder Seite des Buches spricht echte Zivilcourage. – Einer der größten Philosophen hat einst gefordert: „Habe Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ Lothar Fritze hat diesen Mut.

München

Roman Töppel

Die Zerstörung Dresdens 13. bis 15. Februar 1945. Gutachten und Ergebnisse der Dresdner Historikerkommission zur Ermittlung der Opferzahlen, hrsg. von ROLF-DIETER MÜLLER/NICOLE SCHÖNHERR/THOMAS WIDERA, V&R unipress, Göttingen 2010. – 233 S., 1 Karte (ISBN: 978-3-89971-773-0, Preis: 31,90 €).

Im März 2010 hat die „Dresdner Historikerkommission zur Ermittlung der Opferzahlen der Luftangriffe auf die Stadt Dresden am 13./14. Februar 1945“ ihre lang erwarteten Ergebnisse vorgelegt. Dies geschah zum einen durch die Präsentation des „Abschlussberichts“ auf der Homepage der Landeshauptstadt Dresden,¹ zum anderen in gedruckter Form im vorliegenden Band. Zu erwähnen sind außerdem noch zwei ergänzende Beiträge, die zusammen mit dem „Abschlussbericht“ in elektronischer Form veröffentlicht wurden.²

Der gedruckte Band besteht aus zehn Einzelbeiträgen zu verschiedenen Aspekten des Untersuchungsgegenstandes. Zunächst stellt THOMAS KÜBLER, Amtsleiter des Stadtarchivs Dresden, in knapper Form die Aktenbestände seines Archivs vor, die sich auf die Luftangriffe im Februar 1945 beziehen. Seinem Beitrag folgt ein Aufsatz von HORST BOOG, dem renommiertesten deutschen Luftkriegshistoriker, der die Zerstörung Dresdens in die Gesamtkriegslage einordnet. Boog bezeichnet Dresden als „Symbol für die bei den maßgebenden Luftmächten feststellbare Pervertierung der Bom-

¹ Vgl. http://www.dresden.de/de/02/110/03/historikerkommission/02_materialien.php [Zugriff: 29.3.2010].

² MATTHIAS NEUTZNER, Die Bergung, Registratur und Bestattung der Dresdner Luftkriegstoten (42 S.); HELMUT SCHNATZ, Nachträge zum Komplex Tiefflieger über Dresden (101 S.), beide siehe Anm. 1.

benzielauswahl von militärisch-industriellen Objekten auf zivile und kulturhistorische“ (S. 61) und beschreibt die Bombenangriffe auf deutsche Städte in der Endphase des Krieges als militärisch „überflüssig“ (S. 62). Eine der bemerkenswertesten Aussagen Boogs betrifft jedoch das heiß umstrittene Thema Tieffliegerangriffe. Bei der Podiumsdiskussion anlässlich der Vorstellung des Buches „Tiefflieger über Dresden“³ im Dresdner Stadtmuseum am 18. April 2000 hatte Boog dem Autor Helmut Schnatz noch uneingeschränkt Rückendeckung gegen die aufgebrachten Zeitzeugen gegeben und erklärt, solche Tiefangriffe auf wehrlose Zivilisten wären schon deshalb nicht erfolgt, weil sie mit dem Ehrenkodex der Piloten unvereinbar gewesen seien.⁴ Mittlerweile ist Boog jedoch offensichtlich zu einer anderen Auffassung gelangt. Zwar konstatiert er in seinem Beitrag mit Bezug auf die Ergebnisse der Historikerkommission, dass es im Dresdner Stadtgebiet am 13. und 14. Februar 1945 keine Tiefangriffe gegeben habe. Aber in anderen Fällen sei es hin und wieder „unabsichtlich oder intentional“ (!) zu Angriffen durch amerikanische Jagdflugzeuge auf Zivilisten gekommen. Boog hält es sogar für möglich, dass entsprechende, die amerikanischen Piloten belastende Szenen von den Auswertern der Filme herausgeschnitten worden seien (S. 71).

ROLF-DIETER MÜLLER, Wissenschaftlicher Direktor des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Potsdam und Leiter der Dresdner Historikerkommission, beschreibt in seinem Aufsatz die militärische Bedeutung Dresdens im Frühjahr 1945 und die Auswirkungen der alliierten Luftangriffe. Sein Beitrag belegt einmal mehr die militärische Sinnlosigkeit der Bombardierung Dresdens, denn, so hält Müller fest, der Festungsbereich Dresden als ein Dreh- und Angelpunkt der Ostfront habe trotz der Zerstörungen im Stadtzentrum seine strategische Bedeutung behalten (S. 85). Oder anders ausgedrückt: „Der militärische Wert der Festung Dresden war bei einer sachlichen Betrachtung kaum geschmälert worden“ (S. 90).

Der Koblenzer Luftkriegshistoriker HELMUT SCHNATZ, Autor des Buches „Tiefflieger über Dresden“, tritt im vorliegenden Band nicht mit einem Beitrag zur Tieffliegerproblematik, sondern mit einem Aufsatz zur möglichen Höhe der Opferzahlen hervor. Auf den ersten Blick wirkt die Berechnung der Effizienz des britischen Bomberkommandos, ausgedrückt in der Anzahl der Toten pro abgeworfener Tonne Bomben, vielleicht makaber. Nähert man sich dem Gegenstand jedoch emotionslos und mit wissenschaftlicher Sachlichkeit, erscheinen die Berechnungen und Schlüsse, die Schatz daraus zieht, plausibel. Demnach erreichte die britische Luftwaffe bei ihren verheerendsten Angriffen, die mit der Bombardierung Dresdens vergleichbar sind (Pforzheim, Darmstadt und Hamburg) eine Quote von 11–13 Toten pro Tonne Bomben.⁵ Rechnet man diese Quote auf die britischen Luftangriffe auf Dresden in der Nacht vom 13./14. Februar 1945 um, ergibt sich eine Größenordnung von 30.000–35.000

³ HELMUT SCHNATZ, *Tiefflieger über Dresden. Legenden und Wirklichkeit*, Köln/Weimar/Wien 2000.

⁴ Der Rezensent war bei der genannten Veranstaltung anwesend.

⁵ Die von Schnatz für Hamburg angegebenen Zahlen sind zu hoch. Demnach habe allein der Angriff in der Nacht vom 27./28.7.1943 35.000 Todesopfer gefordert. In Wirklichkeit wurden jedoch bei sämtlichen Luftangriffen der Operation „Gomorra“ (24.07.–03.08.1943, in die Geschichtsschreibung Hamburgs eingegangen als „Juli-Katastrophe“) max. 35.000 Menschen getötet (vgl. HANS BRUNSWIG, *Feuersturm über Hamburg. Die Luftangriffe auf Hamburg im 2. Weltkrieg und ihre Folgen*, Spezialausgabe, Stuttgart 2003, S. 402). Davon dürften bei dem verheerendsten Angriff, am 27./28.7.1943, ca. 30.000–32.000 Menschen umgekommen sein. Das entspricht einem Verhältnis Tote/Tonne Bomben von 12,4–13,2.

Todesopfern. Eine sechsstellige Opferzahl, die bis heute von manchen für die Bombardierung Dresdens unterstellt wird, hätte dagegen die Vernichtungskapazität des britischen Bomberkommandos weit überschritten.

RÜDIGER OVERMANS, Militärgeschichtler und Experte für die Auswertung statistischen Quellenmaterials, hat für seine Berechnung der Opferzahlen die Unterlagen der Standesämter ausgewertet. Die vollständige Durchsicht des Sterberegisters des Standesamtes Dresden sowie die stichprobenartige Auswertung des Buchs für Todeserklärungen und der Heimatortskarteien haben ihn zu dem Ergebnis geführt, dass sich ca. 18.000 Todesopfer nachweisen lassen. Overmans geht von einer maximalen Opferzahl von 20.000 aus und hält fest: „Insgesamt erweisen sich die Verluste in Dresden damit als unerwartet niedrig, in Relation zu den Schäden anderer deutscher Städte jedoch als nach wie vor ungewöhnlich groß“ (S. 138). Allerdings liegt die von Overmans geschätzte Maximalzahl deutlich unter der bislang als gesichert geltenden Mindestzahl der Opfer der Dresdner Katastrophe. So notierte der Chef der Ordnungspolizei in Berlin in seiner Lagemeldung vom 03.04.1945 bereits 22.096 bis zum 31.03.1945 registrierte Todesopfer der Luftangriffe auf Dresden.⁶ Weitere 1.858 Tote wurden bei der Enttrümmerung der Stadt in der Nachkriegszeit geborgen.⁷ Und selbst in den letzten Jahren wurden bei den archäologischen Untersuchungen in Dresden noch einige Leichen von Opfern der Luftangriffe gefunden. Darauf wird in dem auf Overmans' Beitrag folgenden Artikel von THOMAS WESTPHALEN und JÖRG WICKE eingegangen (S. 142). Eine Opferzahl von weniger als 24.000 ist vor diesem Hintergrund abwegig.

Immerhin hat Overmans jedoch eine Größenordnung ermittelt, die weit übertriebene Schätzungen von 135.000 oder 250.000 Toten unhaltbar macht. Derartig hohe Zahlen werden u. a. immer wieder mit dem Argument vorgebracht, dass zahlreiche Leichen aufgrund der großen Hitze des Feuersturms spurlos verbrannt, quasi „verdampft“ seien, ohne irgendwelche Rückstände zu hinterlassen. Gegen solche Gerüchte wendet sich THOMAS WIDERA in seinem Beitrag „Expertengutachten zu Brandtemperaturen“. Aufgrund verschiedener Analysen konnte nachgewiesen werden, dass gerade in den Kellern und auf den Straßen, wo die meisten Menschen während des Feuersturms getötet wurden, keine Temperaturen erreicht wurden, die zu einem restlosen Verbrennen der Leichen geführt hätten. In den oberen Stockwerken der durch Brandbomben getroffenen Häuser konnte es zwar durchaus zu einem Ansteigen der Brandtemperatur auf mehr als 1.000° C kommen. Allerdings dürften sich dort während des Angriffs nur in Einzelfällen noch Menschen aufgehalten haben. „Damit ist die Vermutung widerlegt, damals seien Tausende oder gar Zehntausende von Opfern verbrannt, ohne überhaupt eine Spur zu hinterlassen“ (S. 173).

WOLFGANG FLEISCHER, Waffen- und Munitionsexperte und Mitarbeiter im Militärgeschichtlichen Museum der Bundeswehr in Dresden (MHM), präsentiert zusammen mit UDO HÄNCHEN die Ergebnisse der Historikerkommission zu den Tieffliegerangriffen. Auf diesen Beitrag durfte man besonders gespannt sein, wurde die Thematik in den vergangenen Jahren in der Öffentlichkeit doch besonders heftig diskutiert. Eine Projektgruppe des MHM hatte zur Klärung dieser Frage insgesamt 220 Zeitzeugenberichte ausgewertet. 103 davon wiesen eine genügende Informationsdichte auf, um entsprechenden Hinweisen auf Beschuss zusammen mit dem Kampfmittelbeseitigungsdienst nachzugehen und an den fraglichen Stellen mit Metallsuchgeräten nachzuforschen. Schließlich kamen von den möglichen Orten jedoch nur sechs für eine

⁶ ROLF-DIETER MÜLLER, Der Feuersturm und die unbekanntenen Toten von Dresden, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 59 (2008), H. 3, S. 171.

⁷ WALTER WEIDAUER, *Inferno Dresden. Über Lügen und Legenden um die Aktion „Donnerschlag“*, Berlin 1989, S. 115.

Suche in Frage; die Mehrzahl der von den Zeitzeugen angegebenen Flächen schied wegen baulicher Veränderungen oder aus anderen Gründen für die Untersuchung aus. Auf den sechs untersuchten Flächen konnten keine Geschossprojekte festgestellt werden, womit nachgewiesen ist, dass zumindest an diesen Stellen kein Bordwaffenbeschuss erfolgte. Da jedoch erstens ein großer Teil der in Frage kommenden Flächen nicht untersucht werden konnte, zweitens einige ernstzunehmende Berichte von kompetenten Augenzeugen vorliegen und drittens an einer Stelle auf den Elbwiesen im August 1974 eine Patronenhülse eines schweren amerikanischen Maschinengewehrs gefunden wurde, schließen die Autoren Tiefangriffe einzelner Maschinen nicht aus. Für Bordwaffenbeschuss bei Nacht, über den Zeitzeugen immer wieder berichten, liefern sie zudem eine andere, plausible Erklärung: Die Einschlaggeräusche der massenhaft abgeworfenen britischen Stabbrandbomben könnten von einigen Zeitzeugen als Bordwaffenbeschuss wahrgenommen worden sein. Ein Feldversuch mit nachgebauten Stabbrandbomben habe die „beeindruckende Eigenart und Lautstärke der Aufschlaggeräusche“ bestätigt und lasse eine Wahrnehmung als Beschuss aus Bordwaffen nahe liegend erscheinen (S. 184).

Im Zusammenhang mit derselben Problematik soll an dieser Stelle auch auf den Beitrag „Nachträge zum Komplex Tiefflieger über Dresden“ eingegangen werden, der sich nicht im vorliegenden Buch findet, sondern auf der Homepage der Landeshauptstadt Dresden. Es ist sehr zu begrüßen, dass sich Helmut Schnatz in Reaktion auf die Kritiken an seinem Buch und die öffentlichen Diskussionen noch einmal ausführlich mit dieser Materie auseinandergesetzt und dabei auch die Argumente seiner Kritiker geprüft hat. Konnte sein 2000 erschienenes Buch „Tiefflieger über Dresden“ manchen Leser, so auch den Verfasser dieser Rezension, aufgrund zahlreicher Ungenauigkeiten und Polemiken nicht überzeugen, verhält es sich mit den nun veröffentlichten „Nachträgen“ anders. Schnatz' Bericht ist deutlich sachlicher als sein Buch abgefasst und nimmt die Zeitzeugen auch wesentlich ernster als zuvor. Hatte Schnatz z. B. früher kategorisch behauptet, Bordwaffenbeschuss auf Zivilisten müsste durch die Filmrollen der automatischen Bordkameras der Jagdflugzeuge dokumentiert sein, räumt er nun ein, dass insgesamt nur noch ganz wenige solcher Filmstreifen existieren und dass es leicht gewesen sei, „den Beschuss einer oder mehrerer offenkundiger Zivilpersonen (Nichtkombattanten) unter den Tisch fallen zu lassen“ (Nachträge, S. 5). Doch trotz dieser Möglichkeit der Tilgung unliebsamer Beweise sind die Selbstzeugnisse amerikanischer Jagdflieger immer noch erschreckend genug. Wie Schnatz überzeugend belegen kann, gab es zwar während des Krieges keine Befehle „von oben“, Jagd auf Zivilisten zu machen. Demzufolge wurden auch keine systematischen völkerrechtswidrigen Tiefangriffe geflogen. „Schwarze Schafe“ gab es aber immer wieder, und offenbar nicht wenige. Das beweisen die von Schnatz vorgebrachten Beispiele aus amerikanischen Dokumenten. Allein im Februar 1945 meldeten amerikanische Jagdflieger zahlreiche Angriffe auf Zivilpersonen und andere nichtmilitärische Ziele (Nachträge, S. 74 f.). Doch in Bezug auf die Angriffe auf Dresden sprechen sowohl amerikanische als auch deutsche Akten gegen Tiefangriffe auf die Zivilbevölkerung. Schnatz hat dazu noch einmal verschiedene Dokumente, Aspekte des Geschehens und Deutungsmöglichkeiten beleuchtet. Er kommt zu dem Schluss, dass die Aussagen der Zeitzeugen, welche über Beschuss von Tieffliegern berichten, dennoch nicht gänzlich abwegig sein müssen. Denn über dem Dresdner Luftraum fanden am 14. Februar 1945 nachweislich Luftkämpfe statt, und bei einer Verfolgungsjagd im Elbtal könnten MG-Garben aus amerikanischen „Mustang“-Jägern, die ein deutsches Jagdflugzeug verfolgten und wenig später abschossen, auch Zivilisten verletzt oder getötet haben. Dass ein solcher Beschuss dann als absichtlich und zielgerichtet wahrgenommen wurde, liegt auf der Hand.

Insgesamt lässt sich diese Deutung als Kompromiss verstehen: Schließlich sollte man die Zeitzeugen grundsätzlich als Quelle ernst nehmen. Dafür plädieren auch ALEXANDER VON PLATO und NICOLE SCHÖNHERR in ihrem Beitrag „Die Erfahrung Dresden“. Die Autoren, die zahlreiche Zeitzeugenberichte und Interviews ausgewertet haben, stellen fest, „dass manche Historiker selbst einen (Gegen-)Mythos aufbauen, demzufolge sich alle oder die Mehrheit der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ‚falsch‘ erinnern“ (S. 206). In der Tat können Zeitzeugen noch zur Klärung mancher Frage beitragen, auf die es sonst keine Antwort mehr gäbe. Andererseits ist nicht zu übersehen, dass der „Mythos Dresden“ manche Übertreibungen, Verzerrungen und bewussten Fälschungen hervorgebracht hat, die in Frage gestellt werden müssen. Das gilt auch für einige nachweislich übertriebene bzw. falsche Zeugenaussagen zu Tieffliegerangriffen.

Einige Fragen bleiben dennoch offen, und zwar nicht nur an die Zeitzeugen, sondern auch an die Kommissionsmitglieder. Warum wird z. B. nach wie vor behauptet, dass nächtlicher Bordwaffenbeschuss nicht möglich gewesen sei? Es stimmt nicht, dass allein die unbewaffneten Zielmarkierer vom Typ „Mosquito“ in niedriger Höhe über Dresden flogen, während die Bomber der zweiten Angriffswelle in einer Höhe ab 2.300 m geblieben seien.⁸ Dabei wird geflissentlich ein Bericht von Peter de Wesselow übersehen, der den zweiten Nachtangriff als Masterbomber einleitete und koordinierte.⁹ De Wesselow hat berichtet, dass er über dem Zielgebiet (im Feuersturm!) immerhin bis auf 1.500 m herunterging, weil er den Zielpunkt nicht genau erkennen konnte. In den Straßen habe er dabei Menschen gesehen und sogar einen Hund, der über die Straße gelaufen sei und ihm leid getan habe.¹⁰ Und de Wesselow flog nicht etwa eine der schnellen „Mosquitos“, sondern einen viermotorigen „Lancaster“-Bomber, der mit Maschinengewehren bewaffnet war.¹¹ Mit der entsprechenden Einstellung, die de Wesselow noch lange nach dem Krieg bekundete,¹² und der offenbar technisch gegebenen Möglichkeit ist nächtlicher Bordwaffenbeschuss demnach nicht völlig auszuschließen.¹³ Zwar ist er eher unwahrscheinlich, und die im Kommissionsbericht getroffene Feststellung, dass solcher Beschuss im tobenden Feuersturm kaum wahrgenommen worden wäre, ist einsichtig. Die Erklärung, dass die einschlagenden Brandbomben als Bordwaffenbeschuss fehlinterpretiert wurden, erscheint in diesem Zusammenhang überzeugender. Aber es ist schade, dass durch das Beharren auf offensichtlich falschen Behauptungen weiterhin Spielraum für Spekulationen bleibt.

⁸ So HELMUT SCHNATZ in „Nachträge zum Komplex Tiefflieger über Dresden“ (vgl. Anm. 1), S. 2 u. 32.

⁹ Auf diesen Bericht hat der Rezensent Helmut Schnatz bereits während der Vorstellung des Buches „Tiefflieger über Dresden“ im Stadtmuseum Dresden am 18.04.2000 öffentlich hingewiesen. Anwesend waren bei dieser Diskussion außerdem die späteren Kommissionsmitglieder Götz Bergander und Horst Boog.

¹⁰ ALEXANDER MCKEE, Dresden 1945. Das deutsche Hiroshima, Hamburg/Wien 1983, S. 168.

¹¹ Eine Abbildung der Maschine findet sich in der englischen Originalausgabe: ALEXANDER MCKEE, Dresden 1945. The Devil's Tinderbox, London 1982, Abb. 32 im Bildteil nach S. 160.

¹² Zitat de Wesselow: „Besser, deutsche Zivilisten zu töten, als ihnen zu gestatten, dass sie den Tod von anderen, völlig unschuldigen Zivilisten verursachen.“ MCKEE, Dresden 1945 (wie Anm. 10), S. 167.

¹³ Beachtenswert ist dazu eine Aussage im Beitrag von Wolfgang Fleischer und Udo Hänchen: „Es gibt Berichte von Bomberbesatzungen der Royal Air Force, dass sie über dem Zielgebiet und aus der üblichen Angriffshöhe mit ihren 7,71-mm-Maschinengewehren aus beweglichen Waffenständen wahllos nach unten geschossen haben“ (S. 185).

Außerdem ist zu bedauern, dass die Kommission „keinen Grund gesehen hat, die für den Altmarkt vorliegenden Zahlenangaben der Polizeibehörde in Frage zu stellen“ (S. 59). Gemeint sind die 6.865 Leichen, die laut Schlussmeldung des Befehlshabers der Ordnungspolizei vom 15.03.1945 auf dem Altmarkt eingäschert wurden.¹⁴ Zwar besteht für seriöse Historiker in der Tat kein Grund, an der Größenordnung dieser Zahl zu zweifeln. Angesichts der immer wieder auftauchenden Behauptungen, viele der zur Verbrennung vorgesehenen Leichen seien zum Schluss entweder gar nicht mehr¹⁵ oder nur sehr nachlässig¹⁶ registriert worden, wäre eine kritische Hinterfragung dennoch angebracht gewesen.

Nach allem, was die Mitglieder der Historikerkommission in den Einzelbeiträgen unter Berücksichtigung verschiedener Methoden und Aspekte vorgetragen haben, lässt sich die genannte Größenordnung von insgesamt ca. 25.000 Opfern der Luftangriffe im Februar 1945 nicht mehr ernsthaft bezweifeln. Allerdings ist diese Zahl nicht neu: Sie wurde bereits in den Polizeiberichten vom März 1945 genannt¹⁷ und durch die Forschungen von Friedrich Reichert in den 1990er-Jahren bestätigt.¹⁸ Schade, dass es der Kommission nicht gelungen ist, die Opferzahl noch genauer einzugrenzen! Immerhin dürfte die nochmalige Untermauerung einer einigermaßen genauen Größenordnung zumindest Geschichtsfälschern den Wind aus den Segeln nehmen. Und alle, die sich vielleicht an höhere, womöglich sogar sechsstelligen Opferzahlen gewöhnt haben und denen es schwer fällt, diese verhältnismäßig niedrige Zahl zu akzeptieren, sollten sich fragen: Ist es nicht tröstlich, dass es nicht 135.000, 250.000 oder gar 300.000 Menschen waren, die in der Katastrophe vom Februar 1945 ihr Leben verloren, sondern „nur“ 25.000?

Roman Töppel

München

GERHARD SCHULZ, *Mitteldeutsches Tagebuch*. Aufzeichnungen aus den Anfängen der SED-Diktatur 1945–1950, herausgegeben, kommentiert und eingeleitet von Udo Wengst (Biografische Quellen zur Zeitgeschichte, Bd. 25), Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2009. – 269 S. (ISBN: 978-3-486-59033-3, Preis: 34,80 €).

Persönliche Aufzeichnungen mit intellektuellem Anspruch über das Leben in den ersten Jahren nach dem II. Weltkrieg und den Wiederaufgang an den Hochschulen sind selten. Deshalb ruft das Tagebuch eines ehemaligen Neulehrers, später Student an der TH Dresden und der Universität Leipzig, besonderes Interesse hervor. Schulze, geboren 1925 im niederschlesischen Sommerfeld, im letzten Kriegsjahr schwer verwundet, fand mit seinen vor der sowjetischen Armee geflohenen Eltern in Mahlis nahe Werm-

¹⁴ WEIDAUER, *Inferno Dresden* (wie Anm. 7), S. 221.

¹⁵ Vgl. WOLFGANG SCHAARSCHMIDT, *Dresden 1945. Dokumentation der Opferzahlen*, München 2005, S. 114-121.

¹⁶ So behauptete der damals 15 Jahre alte Hitlerjunge Willy Schauss, er sei auf dem Altmarkt Zeuge der Leichenverbrennungen geworden. Ein Unteroffizier, der an den Verbrennungen beteiligt war, habe ihm gesagt, dass sie die Leichen nicht mehr zählen, sondern ausgedachte Zahlen melden würden. Vgl. WILLY A. SCHAUS, *My Side of the War. How Meatballs saved my Life*, Kalispell 1994, S. 66.

¹⁷ WEIDAUER, *Inferno Dresden* (wie Anm. 7), S. 219 u. 229.

¹⁸ Vgl. FRIEDRICH REICHERT, *Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit*, in: *Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit. Die Zerstörung Dresdens 1945*, hrsg. von der Landeshauptstadt Dresden und dem Stadtmuseum Dresden, Altenburg 1994, S. 40-62.

dorf einen provisorischen Wohnort. Eine Rückkehr nach Schlesien war nicht mehr möglich. Mit sieben Jahren bereits hatte er zunächst sporadisch damit begonnen, Ereignisse zu notieren. Seit seinem 22. Lebensjahr wurde das Tagebuch für ihn bedeutsam.

Die vorliegende Veröffentlichung umfasst den Zeitraum vom 15. November 1945 bis zum 2. Juni 1950, als Schulze aus der DDR nach Westberlin ging, dort weiter studierte und bei Hans Herzfeld promovierte. Nach der Habilitation war er ein angesehener, produktiver Zeithistoriker, von 1962 bis zu seiner Emeritierung 1990 Ordinarius an der Universität Tübingen. Er vertrat nach den Worten des Herausgebers „eine höchst eigenwillige Auffassung von Universität und Wissenschaft, die mit den Usancen der Zeit oft nicht übereinstimmte.“ Bei der Edition des Tagebuches wurden sehr private Notate und längere Zitate aus wissenschaftlichen Werken ohne Kennzeichnung im Text weggelassen.

Die ersten Eintragungen Ende 1945/Anfang 1946 bezeugen Trauer über den Verlust der Heimat („Das Heimweh macht sich mit Heftigkeit bemerkbar“), kritische Distanz zur sowjetischen Besatzungspolitik, bei der Reflexion zeitgenössischer Vorgänge auch Spuren seiner Erziehung aus der Zeit vor 1945. Als die Immatrikulation an der Universität Halle scheiterte, nahm Schulze im Nachbardorf Liptitz eine Stelle als Neulehrer an und war ohne pädagogische Vorbildung bald mit munteren und renitenten Schülern konfrontiert. Im März 1946 trat er der LDPD bei. Not prägte den Alltag („Zum Wochenende wieder in Mahlis, um mich satt zu essen.“). Schließlich schlug ihn im Juli 1946 sein Schulrat zum Studium an der Pädagogischen Fakultät in Leipzig vor. Als Folge einer sich abzeichnenden Studienplanung landete er aber für das Fach Gewerbelehrer an der TH Dresden, da hierfür offensichtlich Bewerber fehlten. Mühsam gelang der Tausch mit einem Leipziger Studenten, den die Besatzungsmacht genehmigen musste (!).

Über die Situation an der Leipziger Universität war er durch Luise Langendorf informiert, eine Bekannte, die der CDU- Hochschulgruppe angehörte, im September 1947 mit anderen Kommilitonen von der Besatzungsmacht verhaftet und zu einer drakonischen Strafe (25 Jahre Lager!) verurteilt wurde. In Leipzig studierte Schulze vor allem Geschichte, hebt von seinen Lehrern Johannes Kühn und Karl Buchheim hervor, hörte bei Theodor Litt und war vom kulturellen Angebot in der Stadt begeistert. Immer wieder bricht in den Notizen die wirtschaftliche Situation und materielle Not durch: Hunger, Typhusgefahr in der Stadt. Zwei Jahre nach dem Ende des Krieges verfügte er endlich über einen Zivilanzug.

Schon an der TH Dresden engagierte er sich in der studentischen Vertretung. Im Dezember 1947 wurde er in den Leipziger Studentenrat gewählt und befand sich bald mitten in den Kontroversen um die neuen Zulassungsrichtlinien der Deutschen Verwaltung für Volksbildung, die Arbeiter- und Bauernkinder absolut bevorzugte. Der Verhaftungswelle von Ratsmitgliedern seiner Partei durch den sowjetischen Geheimdienst im November 1948, die zuerst den Vorsitzenden Wolfgang Natonek traf, entging er. Ihm wurde „nur“ das Stipendium entzogen.

Schulze richtete nun seine Blicke auf die im WS 1947/48 eröffnete Westberliner Freie Universität. Walter Markov, wohl der Gutachter seiner Abschlussarbeit an der Pädagogischen Fakultät, mit dem er „hin und wieder ein kurzes Gespräch fand“, bedeutet ihm, dass seine weitere Entwicklung nur außerhalb der Ostzone Chancen habe. Dem Beginn an der Freien Universität standen aber Hindernisse entgegen. „Wenn ich jemals gemeint habe, Bürokratie zu kennen, so bin ich in den letzten Wochen eines Besseren belehrt worden“, notierte er im April 1950, nachdem er dort das Studium aufnehmen konnte.

Eine zusammenfassende, leicht greifbare Veröffentlichung über diese komplizierten und widersprüchlichen Jahre der Leipziger Universitätsgeschichte fehlt bisher. Das

führte wohl zu einer Anzahl von Missverständnissen und Ungenauigkeiten in den Anmerkungen zu den interessanten Aufzeichnungen.

Leipzig

Siegfried Hoyer

GÜNTER FIPPEL, unter Mitarbeit von Paul Radicke, mit einem einführenden Essay von Klaus-Dieter Müller, **Demokratische Gegner und Willkürpfer von Besatzungsmacht und SED in Sachsenhausen (1946 bis 1950)**. Das sowjetische Speziallager Sachsenhausen – Teil des Stalinschen Lagerimperiums, hrsg. von Klaus-Dieter Müller/Mike Schmeitzner, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2008. – 270 S. mit 4 Abb. (ISBN: 978-3-86583-251-8, Preis: 32,00 €).

Die sowjetischen Speziallager auf deutschem Boden waren bis ca. 1947 Todes- aber keine Vernichtungslager, weil es keine Vernichtungsabsicht oder gar einen Vernichtungsbefehl gegeben hat. Dennoch kamen in diesen Lagern Zehntausende unschuldiger Menschen um. Zu diesen Lagern gehörte 1945 auch Sachsenhausen. Der Historiker Günter Fippel hat dazu eine überzeugende Untersuchung vorgelegt, die auf Zeitzeugenberichten und Quellen in russischen Archiven fußt. Über zwei Drittel der Gefangenen waren Zivilisten, die aus politischen Gründen verurteilt wurden und nichts mit der NS-Zeit und den Kriegereignissen zu tun hatten. Damit wird der Zusammenhang mit dem sowjetischen Gulag-System offensichtlich, dem politischen Repressionsinstrument gegen Andersdenkende. Die ersten elf sowjetischen Speziallager in der SBZ/DDR sind nicht Folge des NS-Systems, sondern logische Fortsetzung des Sowjetsystems der Lager von Lenin und Trotzki gegen Menschen anderer Weltanschauung. Sachsenhausen wird zum Speziallager des NKWD Nr. 7. Es war kein Arbeitslager. Die Häftlinge litten unter erzwungener Untätigkeit, ständigem Hunger, Kälte, Ungeziefer, Krankheiten und völliger Isolation von der Außenwelt. Zwischen 1945 und 1950 sind unter diesen Bedingungen etwa 12.000 Gefangene umgekommen, darunter auch der deutsche Schauspieler und Intendant des Berliner Schiller-Theaters Heinrich George. 52 Jahre später wird er von der russischen Föderation rehabilitiert. Seit September 2009 erinnert auf dem so genannten Kommandantenhof ein sieben Meter hohes Eichenkreuz an die Opfer des Speziallagers Sachsenhausen. Gleichzeitig wird die Schuld der Täter wach gehalten.

Die Speziallager entstanden meist dort, wo sich ehemalige Konzentrationslager der NS-Diktatur befanden. Das verleiht ihnen bis heute einen makabren Zug. Die Ausdehnung des sowjetischen Lagersystems, der Export in die SBZ, geht wohl auf Lawrentij Berija zurück. Damit muss man allerdings vorsichtig umgehen. Auch Stalins Terror soll bewusst auf eine Person konzentriert werden, um das an sich Gute, das Sozialistische, am Sowjetsystem desto heller erstrahlen zu lassen. Das sowjetische Lagersystem ist ein System der Sklaven. Es pervertiert den Sozialismusbegriff bis heute nachhaltig.

Fippel gelingt an zeithistorischen Beispielen und persönlichen Schicksalen der Nachweis, dass das sowjetische Lagersystem nicht an menschlichen Einsichten, dass hier Menschenunwürdiges geschieht, gescheitert ist, sondern vor allem an ihrer zunehmenden Ineffektivität.

Kleine Ungenauigkeiten, die später leicht revidiert werden können, schmälern nicht den guten Gesamteindruck der Publikation. So war Frau Annerose Matz-Donath nicht 11, sondern 11 1/2 Jahre in politischer Haft. Auch hat sie vor ihrer Verhaftung zu keiner Zeit „Dienststellen“ in Berlin-West betreten oder mit Nachrichten versorgt (S. 129).

Leipzig

Gerald Wiemers

HARTMUT ZWAHR, Die erfrorenen Flügel der Schwalbe. DDR und „Prager Frühling“. Tagebuch einer Krise 1968 bis 1970 (Archiv für Sozialgeschichte, Beiheft 25), J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2007. – 434 S. (ISBN: 978-3-8012-4176-6, Preis: 36,00 €).

Ego-Dokumente aus DDR-Zeiten sind Mangelware, jedenfalls solche, die nicht im Auftrag der allmächtigen Staatspartei entstanden sind und nicht von „Veteranen“ der Arbeiterbewegung stammen. Zwahrs Tagebuch aus einer krisengeschüttelten Zeit kommt aus zweierlei Gründen Bedeutung zu: Zum einen wegen der Zeitumstände, die hier beschrieben werden, und zum anderen wegen des Verfassers selbst. Der thematische Bogen spannt sich von der Verfassung der DDR, die im April 1968 in einem Volksentscheid verabschiedet wurde, über den „Prager Frühling“ im Nachbarland und die dritte Hochschulreform in der DDR bis zum Besuch von Willy Brandt in Erfurt. Derjenige, der penibel Tagebuch führt, ist der damalige Nachwuchshistoriker Hartmut Zwahr, ein 32-jähriger Oberassistent an der Abteilung für Regionalgeschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig. Zu dieser Zeit ist Zwahr bereits Mitglied der SED, aufgrund von „Zwang“ (S. 13), wie er den Leser schon auf der ersten Seite wissen lässt. Präziser wäre es wohl, von Nötigung zu reden, denn auch er wurde von seinen „Genossen“ Kollegen so lange bedrängt, bis er einer Mitgliedschaft in der Staatspartei kaum noch ausweichen konnte. Doch Zwahr – so wird schnell deutlich – geht es nicht um Exkulpation in eigener Sache. Sein Tagebuch spiegelt in eindrucksvoller Weise die geistigen und seelischen Nöte eines kritischen Genossen, der von den Zumutungen des ideologisch überformten Universitätsbetriebes und eines allumfassenden politischen Zugriffs wenigstens intern Zeugnis ablegen möchte.

Sein Tagebuch der Jahre März 1968 bis April 1970 erscheint unverändert, wenn auch mit einem stattlichen Anmerkungsapparat versehen, der im Text genannte Personen und Ereignisse näher erläutert und bibliografisch verdichtet. Veränderungen wurden allein bei einigen Namen in Zwahrs beruflichem Umfeld vorgenommen. Doch aufgrund ihrer Funktionen im Universitätsbetrieb sind die eingeführten Pseudonyme mindestens teilweise leicht zu entschlüsseln. Vermutlich ist das auch ein unterschwelliges Anliegen des Autors gewesen, denn schon in der Vorbemerkung heißt es: „Wer die Macht genoss und andere die Macht spüren ließ, sollte genau hinhören. Die Sprache verrät die Umgedrehten, die aus HJ und BdM, aus Napola, Krieg und Umsturz ins entwickelte System hineinmarschierten: Komm mit, koste es, was es wolle, halte Schritt, Kamerad, komm ins neue Leben mit, und bist du nicht willig, so brauch in Gewalt.“ (S. 8).

Der poetische Titel des Buches ist einer Eintragung entlehnt, die Zwahr am 22. August 1968 vornimmt, nur einen Tag nach dem Truppeneinmarsch der Warschauer Paktstaaten in die Tschechoslowakei: „Den Schwalben sind die Flügel erfroren im Anhauch der Eisgrauen, stalinistischer Kälte.“ (S. 111). Das Thema „Prager Frühling“ zieht sich auch in der Tat wie ein roter Faden durch einen Großteil des Bandes, was nicht nur der politischen Überzeugung des Autors geschuldet ist, sondern auch seiner sorbischen Herkunft, aufgrund der er die tschechische Sprache beherrscht. So ist er ohnehin an vielem interessiert, was im tschechoslowakischen Nachbarland passiert. Dass er früher als andere die dortigen politischen Umbrüche feinsinnig registriert, erscheint kaum verwunderlich. Er „will Sozialismus“ (S. 72), aber so, wie er sich im Nachbarland andeutet – menschlicher, diskussionsfreudiger und emanzipatorischer, mit anderen Worten: tatsächliche demokratische Teilhabe statt von oben kommandierten demokratischen Zentralismus. „Westliche Verhältnisse“ einschließlich eines „Krupp oder Thyssen“ möchte er nicht (S. 22) und von den USA ist er überzeugt, dass sie mit ihrer blutigen Apotheose in Vietnam und nach dem Mord an Martin Luther King einem „moralischen Bankrott“ (S. 46) zusteuert.

Bis zum 21. August 1968 setzt er all seine Hoffnungen auf die demokratisch-sozialistischen Umgestaltungen in der Tschechoslowakei: Er verfolgt die einzelnen politischen Requirere an der Spitze der Partei und der Regierung mit seismografischer Schärfe, identifiziert sich schnell mit Alexander Dubcek, dem charismatischen Reformen an der Spitze der KPTsch, und mit jenem Aktionsprogramm der kommunistischen Partei, das im April 1968 die Weichen auf mehr innerparteiliche Demokratie und gesellschaftlichen Pluralismus stellt. Zur unentbehrlichen Stütze wird ihm in dieser Zeit das KPTsch-Zentralorgan „Rude Pravo“, das er im Wortlaut lesen kann. Die stetig anwachsende Propaganda seiner eigenen Partei gegen Prag und die dort begonnene Demokratisierung kritisiert er mit scharfen Worten. Als die Armeen der Warschauer Paktstaaten in das Nachbarland einfallen, schwankt er zwischen völliger Niedergeschlagenheit („Eine „Hoffnung schien zu enden – auf Jahre“, S. 124) und heller Wut (S. 139). Am Ende ist es die „Ohnmacht“ (S. 134), die seine Stimmung entscheidend prägt. Für die Okkupanten, gerade auch für die (ost)deutschen, findet er deutliche Worte („Panzerkommunisten“, S. 134), ebenso für ihre militanten Propagandisten: „Sie wüten hier in Worten wie die Faschisten.“ (S. 125).

Neben dem Themenkreis „Prager Frühling“ ist es der breit geschilderte berufliche Schwerpunkt, der ein Höchstmaß an Interesse beanspruchen darf. Zwahrs intime Kenntnis der universitären Umgestaltungen und der Entwicklung in der neuen Sektion Geschichte öffnen den Blick für von oben gesteuerte Umbrüche (Stichwort: Hochschulreform), aber auch für Versuche der internen Mitsteuerung, von Anpassungsverhalten und schlichter Unterwerfungspraxis. Deutlich wird dabei immer wieder, über welch großen Einfluss *die* Partei inzwischen an der Universität verfügte und in welchem Ausmaß sich die Historiker der neuen Sektion bereits als Legitimationswissenschaftler verstanden. Zwahrs heimlich auf Papier gebrachtes Diktum ist unerbittlich. So finden sich häufig Passagen wie diese: „Unser Amt wird immer kläglicher. Der Historiker hat die Parteilinie zu vertreten, zu interpretieren, nichts anders. [...] Alle Wissensvermittlung wird diesem Ziel untergeordnet, der Stoff danach ausgewählt.“ (S. 18). An anderer Stelle konstatiert er bitter, dass „wir [...] immer stärker in Agitation [verfallen], wir sind nur noch eine Agitationsreserve der Partei, Parteiarbeiter, die die Forcierung der klassenmäßigen Erziehung betreiben müssen“ (S. 60). Und weiter heißt es: „Sie verlangen ja offen, dass der Historiker die Richtigkeit der Politik der Partei zu beweisen hat.“ (S. 64). Persönlich betroffen macht Zwahr, welche Blüten die „Kaderentwicklung“ im Historikerbereich bereits treibt. „Heulen vor Wut“ (S. 59) möchte er, als er erfährt, wie im Zeichen einer plötzlich verordneten „Frauenförderung“ parteitreue Kolleginnen, die „noch keine Zeile veröffentlicht“ (ebd.) haben, zu Dozenten aufgewertet werden. Aufschlussreich ist zudem seine präzise Schilderung, wie innerhalb eines Promotionsverfahrens der dem unteren Mittelmaß zuzuordnende Kandidat mittels Parteikonditionierung zum „Modell“-Historiker für die Sektion aufsteigt (S. 264 f.).

Eine Frage aber bleibt und verdichtet sich im Zuge der Lektüre immer stärker – nämlich die nach Zwahrs eigener Konsequenz. Wie müsste man persönlich handeln, wenn man zu einer derart kritischen Analyse fähig ist? Sein eigenes Parteibuch in die Pleiße werfen und somit den „Genossen“ den offenen Kampf ansagen, oder, wie es der Leipziger Historiker bis 1989 schließlich tat, ein Doppelleben führen? Eine Antwort darauf ist nicht einfach zu finden, sie hat die konkreten Umstände und Möglichkeiten immer mit zu berücksichtigen. Zwahr zu ersterem zu raten, erscheint im Nachgang allzu wohlfeil. Er selbst vertraute mehrfach seinem Tagebuch an, entsprechende Konsequenzen zu ziehen: „Hier müsste ‚man‘ aufstehen und seinen Beruf aufgeben, ganz öffentlich...“ (S. 64), oder einer „einfachen Tätigkeit in irgendeinem Betrieb nach [...] gehen und [...] warten.“ (S. 59). Er wollte „weg“ und „schwankte“ mehrfach (S. 154):

Sein Versuch an die Akademie der Wissenschaften zu wechseln, scheiterte jedoch (S. 268). Letztlich hat sich der Leipziger Historiker unter veränderten Bedingungen seinen schmalen Freiraum an der Sektion Geschichte der Leipziger Universität erkämpfen können – nicht mehr in der Abteilung Regionalgeschichte, aber unter dem Firmenschild der Geschichte der Arbeiterbewegung, unter dem er später die moderne Sozialgeschichte mitbegründet und sogar zu westdeutschen Trends aufschließen kann. Er wie einige andere Leipziger Vertreter (z. B. Walter Markov oder Manfred Kossok) sind es, die trotz aller Parteieinflüsse die wissenschaftlichen Standards aufrecht erhalten und in Teilbereichen sogar neue Trends markieren.

Was über den persönlichen Aspekt hinausreicht, sind Fragen an die menschliche Natur in Zeiten totalitärer Regime. Zwahr stellt sie immer wieder und mit unerbittlicher Härte: Die Rede ist davon, wie sich die „umfassende Manipulierung des Menschen“ (S. 195) auf diesen schließlich auswirkt, wie durch politisch erzwungene permanente Bewusstseinspaltung und Selbstdemütigungen Menschen verkrüppeln, wie – als „Erziehungsprodukt der Dogmatiker“ – Menschen entstehen, die „an nichts glauben, in den eigenen Reihen sind es die Zyniker, die geschäftigen Jasager oder die Verzweifelten und Müden“ (S. 80). Welche seelischen und biografischen Konsequenzen haben eigentlich einmal eingeübte Reflexe der Verantwortungs- und Entscheidungsabwehr sowie des eigenen Rückzugs in die ungestörte private Nische? Es sind dies Fragen, die sich durch die friedliche Revolution von 1989 keineswegs erledigt haben. Denn auch 20 Jahre nach Beendigung „dieser irrsinnigen Schießerei an der Mauer“ (S. 66) leben immer noch Menschen verschiedener Generationen, die durch die Zeit zuvor geprägt worden sind.

Dresden

Mike Schmeitzner

Keine Gewalt! Revolution in Dresden 1989, hrsg. von HOLGER STARKE im Auftrag des Stadtmuseums Dresden, Sandstein Verlag, Dresden 2009. – 216 S., zahlreiche Abb. (ISBN: 978-3-940319-73-9, Preis: 19,90 €).

Anlässlich des 20. Jahrestages der „Wende“ in der DDR sind im Jahr 2009 unzählige wissenschaftliche Arbeiten, Zeitzeugen- und Erinnerungsberichte erschienen, die nahezu alle denkbaren Facetten der Ereignisse im Herbst 1989 darstellen. Hier reiht sich die Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung ein, die von Juli 2009 bis Januar 2010 im Dresdner Stadtmuseum gezeigt worden ist. Der Band zeichnet in überaus gelungener Weise die Ereignisse der „Friedlichen Revolution“ im lokalen Rahmen der damaligen Bezirksstadt Dresden nach. Insgesamt 19 Beiträge bieten sowohl „fachwissenschaftliche Darstellungen als auch authentische Erlebnisberichte und Erinnerungen von Protagonisten der Revolution“ (S. 7). So finden sich neben Artikeln ausgewiesener Kenner der Materie interessante, teilweise aber bereits publizierte Zeitzeugenberichte bzw. Interviews mit Protagonisten der „Wende“ in Dresden.

Das Werk ist in drei chronologisch aufeinander aufbauende Abschnitte unterteilt. Im ersten Teil („Dresden in den achtziger Jahren und die Gesellschaftskrise in der späten DDR“) werden in acht Beiträgen verschiedene Aspekte der gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Entwicklung der Stadt analysiert. Hervorzuheben ist der einleitende Beitrag von STEFAN WOLLE („Wühlen in alten Kisten. Alltag und Politik in der DDR“, S. 12-24), in dem der Autor acht „Grundelemente“ des Lebens in der späten DDR umreißt und einige gesellschaftliche wie politische Rahmenbedingungen skizziert, die der Einordnung der Ereignisse und Entwicklungen in Dresden in den Gesamtprozess der „Wende“ dienen. Eine umfangreiche Analyse der spezifischen

Dresdner Situation in den achtziger Jahren liefert HOLGER STARKE. In seinem Aufsatz „Die Bezirksstadt Dresden in den 1980er Jahren. Strukturen der Macht und Vorboten des Gesellschaftswandels“ (S. 25-45) widmet er sich vor allem strukturellen Gegebenheiten des Machtapparats und zeichnet den beginnenden Wandel nach, der z. B. anhand der Partnerschaften Dresdens mit Städten aus „nichtsozialistischen“ Ländern wie Hamburg und Rotterdam oder Liberalisierungen im Kulturbereich (exemplarisch genannt sei das Konzert von Joe Cocker im Jahr 1988) festgemacht werden könne. Eine interessante Analyse von GERHARD LINDEMANN zur Rolle der Kirche in der späten DDR („Inneregesellschaftliche Konflikte seit 1978 und die Christen. Militarisierung der Gesellschaft, unabhängige Friedensbewegung, Jugendarbeit und Ökumene“, S. 79-90) schließt den ersten Teil, der durch die Erinnerungen von HARALD BRETSCHNEIDER („Am Anfang des ‚Dresdner Weges‘. Kirchliche Jugendarbeit und die VII. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 1984 in Budapest“, S. 75-78) und JÜRGEN GOTTSCHALK („In den Fängen des Ministeriums für Staatssicherheit. Die Verhaftung beim Rat des Stadtbezirks – Untersuchungshaft“, S. 46-49) abgerundet wird.

Das zweite Kapitel „Der ‚Dresdner Weg‘ als Teil der Friedlichen Revolution in der DDR“ vereint Untersuchungen und Erinnerungen zu den Ereignissen im Herbst 1989. MICHAEL RICHTER betrachtet in seinem Beitrag „Der Umbruch in Dresden 1989/90. Ereignisse – Etappen – Personen“ (S. 94-109) die Gesamtentwicklung zwischen dem „Vorabend der Friedlichen Revolution“ (S. 94) und dem Zusammentritt des Sächsischen Landtages im Oktober 1990. Er hebt dabei hervor, dass „die Stadt Dresden in diesem Umbruchsprozess eine entscheidende Rolle mit maßgeblichen Wirkungen für die gesamte DDR“ (ebd.) gespielt hat. NICOLE VÖLTZ widmet sich in ihrem Aufsatz „Feiern ohne Volk? Die Jubiläumsfeierlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR“ (S. 115-121) den umfassenden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und (sicherheits-)politischen Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten anlässlich der 40-Jahr-Feier sowie deren Durchführung am 7. Oktober 1989. Die Autorin arbeitet überzeugend heraus, dass sich die Jubiläumsfeiern und der Verfall der Loyalität zur SED im Verlauf des Jahres 1989 wechselseitig beeinflussten und dass das Jubiläum „sogar zur Zuspitzung der Gesellschafts- und Staatskrise“ (S. 115) beitrug. Die Erinnerungen von FRANK RICHTER an den „8. Oktober. Der Tag der Entscheidung“ (S. 110 f.) geben eindrücklich die Stimmung an jenem Abend wieder und beschreiben aus der Sicht eines unmittelbar Beteiligten die Bildung der „Gruppe der 20“.

Aus dem dritten Abschnitt „Auf dem Weg zu einer neuen Dresdner Stadtgesellschaft“ soll schließlich der Beitrag des Soziologen KARL-SIEGBERT REHBERG über „Die wiedererstandene Stadt. Dresden nach der ‚Wende‘ zwischen Aufbruch und Selbstisolierung“ (S. 168-192) hervorgehoben werden. Ausgehend von der Kennzeichnung Dresdens als „Symbolstadt der Wiedervereinigung“ (S. 168) über den so genannten „Wendeschock“ (S. 170) und der folgenden „De-Industrialisierung“ (S. 172) zeichnet Rehberg konzise den Weg Dresdens in den Jahren seit der deutschen Einheit nach. Er schließt seinen überaus lesenswerten Beitrag mit folgendem Fazit: „Der Zeitraum, der seit 1989/90 verging, währte bereits halb so lang wie die Existenz der beiden deutschen Teilstaaten und umfasst bald das Doppelte der Jahre, welche die Weimarer Republik oder die Hitlerdiktatur gedauert haben. Und doch ist seit 1989 das Gefühl des Übergangs, des Aufbruchs wie der mit der Wende verbundenen Probleme noch allgegenwärtig, wird der zeitliche Abstand zur friedlichen Revolution nicht wirklich erlebt.“ (S. 192).

Die inhaltliche Mischung aus Erinnerungsberichten, einem Interview sowie profunden fachwissenschaftlichen Analysen vermag zu überzeugen. Eine reiche Bebilderung sowie die überzeugende grafische Gestaltung des Bandes runden den positiven Eindruck ab.

Vom Rinnsal zum Strom. Dresdnerinnen und Dresdner beantworten 15 Fragen zur Friedlichen Revolution und deutschen Wiedervereinigung, hrsg. von UWE ULLRICH, auraspress, Dresden 2010. – 304 S. (ISBN: 978-3-94018-05-7, Preis: 19,90 €).

Mitunter vermögen Leser wie Geschichtswissenschaftler durch Zeitzeugeninterviews mehr über historische Fakten, aber vor allem über Zusammenhänge und Hintergründe von überlieferten Begebenheiten zu erfahren, als sie schriftlichen Quellen entnehmen können. Anhand vielfältiger Zeitzeugnisse lassen sich sogar fundierte Rückschlüsse auf ausgewählte Ereignisse oder Entwicklungen ziehen. Doch spiegeln sich in den Interviewtexten auch die unterschiedlichsten subjektiven Wahrnehmungen vergangener Verhältnisse wider, durchsetzt mit Erklärungen und Interpretationen der gegenwärtigen Zeit. Denn lebensgeschichtliche Erzählungen sind immer „Rekonstruktionen der Vergangenheit aus dem Heute, keine Abbilder; sie sind nicht das Sammelsurium dessen, was ein einzelner insgesamt objektiv durchlebt hat, sondern sie sind strukturierte Selbstbilder aus der Gegenwart“¹. Zeitzeugeninterviews müssen deshalb immer (quellen)kritisch gelesen und analysiert werden.

Das trifft auch für die Lektüre des Buches „Vom Rinnsal zum Strom“ zu. Hier werden Zeitzeugen durch Befragungen vorgestellt, die im Dresden der 1980er-Jahre – auf verschiedenste Art und Weise und in unterschiedlichem Ausmaß – aktiv an der Beseitigung der SED-Herrschaft mitgewirkt haben. Nach Ansicht des Herausgebers Uwe Ullrich bedurfte es der Texte über diese „unbekannten Helden“, weil die Mehrzahl der damaligen Aktivisten bis heute namenlos geblieben sei. Er wollte ihnen, ihren individuellen Erinnerungen an historische Vorgänge, Lebensentwürfe und politische Einstellungen eine Plattform bieten und ihre Meinungen, Vorstellungen, Hoffnungen, Wünsche und Bilanzen einem interessierten Leserkreis zugänglich machen (S. 15 f.). Die zentralen Fragestellungen drehen sich im Wesentlichen um die Ursachen und Beweggründe, welche die Befragten zum „aktiven oder passiven Widerstand gegen die DDR-Verhältnisse“ geführt hätten. Sie berühren Fragen nach der Einbettung des jeweiligen Engagements, z. B. in Initiativen im kirchlichen Bereich, den Umwelt- und Bürgerbewegungen. Gefragt wird außerdem nach den Vorstellungen, „welche die Protagonisten für die individuelle und gesellschaftliche Zukunft bewegten und schließlich, welchen Einsatz sie während der Phase zwischen ‚Wendeherbst‘ und Wiedervereinigung sowie beim Wiederaufbau des Freistaates Sachsens, das heißt beim Wechsel von der sozialistischen Diktatur in eine demokratisch verfasste Gesellschaft“ im Privaten, in beruflicher Hinsicht und politisch leisteten (S. 16).

50 potentielle Gesprächspartner hat der Herausgeber angeschrieben. 30 von ihnen stellten sich schließlich den 15 fest vorgeschriebenen Fragestellungen. Ein Teil der ehemaligen Akteure beantwortete die Fragen schriftlich, andere berichteten mündlich oder übergaben entsprechende Dokumente. Letztendlich präsentiert der Band 24 Interviewtexte. Umrahmt werden die Beiträge von einem Prolog, der Rede von HUBERTUS GIEBE auf der Demonstration der Künstlerverbände am 19.11.1989, und einem (am Ende und im Ergebnis seltsam anmutenden) Epilog, in dem MICHAEL BARTSCH Typen des „Ossi“ auf satirische Art und Weise vorstellen will. Außerdem fügte der Herausgeber vier Texte hinzu, die nicht den Fragestellungen folgen und bereits veröffentlicht waren: HUBERTUS GIEBE, HANS KROMER und KURT REINSCHKE stellten eigene Texte wiederholt zur Verfügung. Aber vor allem der Beitrag von

¹ WERNER FUCHS-HEINRITZ, *Biografische Forschung. Eine Einführung in die Praxis und Methoden*, Wiesbaden 2005, S. 53.

HANNO SCHMIDT, Pfarrer i. R. und Mitbegründer des Neuen Forums, fällt auf. Denn er bietet mit seinen „Erinnerungen – Gedanken – Bilanzen“ nicht nur eine überaus interessante individuelle Beschreibung an, sondern beantwortet als einziger der vier indirekt, aber in erster Linie originell die an die anderen 24 Personen gestellten Fragen.

Die Interviews – wie beispielsweise das äußerst interessante mit MANFRED ARTUR FELLISCH oder das ausgesprochen spröde mit PETER SCHRÖTER – zeigen nicht nur die mögliche Spannweite der Antworten, sondern auch deren überaus unterschiedliche Qualität. Deutlich machen alle, wie stark persönliche Erlebnisse die jeweiligen Entwicklungswege in der DDR prägten. Sie bestätigen damit nicht nur Ilko-Sascha Kowalczuks Auffassung, dass die wichtigste Quelle oppositionellen Handelns in der DDR die jeweils ganz eigenen Lebenserfahrungen in und mit der SED-Diktatur darstellten.² Sondern sie zeigen auch, dass die Erkenntnis Kowalczuks ebenfalls auf mehr oder weniger starkes (zeitweiliges) Engagement gegen die SED-Herrschaft zutrifft. So beschreibt beispielsweise GERHARD BARKLEIT seine privaten Aktivitäten als die „eines mündigen Bürgers, der innerhalb des gesetzlichen Rahmens und vor begrenzter Öffentlichkeit seine Ängste zu artikulieren bzw. sich gegen offensichtliches Unrecht zu wehren suchte“ (S. 37 f.). GABRIELE FEYLER begriff ihr Tun als „bürgerschaftliches Engagement“ (S. 108) oder „bürgerschaftliches Erwachen“ (S. 111).

Kaum einer der hier Befragten gehörte oppositionellen oder Widerstandsgruppen an. Eine Reihe von ihnen betonte sogar ausdrücklich und damit entgegen ihrer Bewertung in der Einleitung, sich nicht als „Widerstandskämpfer“ titulieren lassen zu wollen. Viele von ihnen reagierten oder agierten ohnehin „erst“ 1989, teilweise seit dem Frühjahr, teilweise seit dem Herbst d. J. (S. 274). Sie haben gelitten (S. 81), sie haben sich verweigert (S. 240), sie haben sich engagiert (S. 84, S. 95). Was sie vereint, und damit den größten gemeinsamen Nenner des Samples ausmacht, war ihre Unzufriedenheit mit der Situation im Land. Auffällig ist außerdem, dass ein großer Teil von ihnen 1989/90 von einer reformierten, demokratisierten DDR „träumte“ (S. 82) und (vorerst) weniger von einem wiedervereinigten Deutschland. Im Nachhinein sind die wenigsten von dem Ergebnis, dem kurzfristigen Zusammenschluss beider demokratischer deutscher Staaten, enttäuscht. Dazu zählen sowohl die, die schließlich die Unumgänglichkeit dieses Schrittes erkennen mussten (S. 277), als auch jene, die keine gesellschaftlichen Experimente mehr wollten.

Ein weiterer Schwerpunkt der Befragung geht (ungewollt oder indirekt) auf die Frage nach der Zufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland ein. Kritik am wiedervereinigten Deutschland, die unterschiedliche Sichtweisen und Gründe einschließt, beinhaltet fast jedes Interview. So wird u. a. von Deutschland als einer „Spaßgesellschaft mit Wohlstandsversprechungen“ gesprochen (S. 245), oder von einer „Vertreterdemokratie“, die sich zur Kultur des Mittelmaßes entwickelt habe und schon deshalb nicht geeignet sei, die Probleme in der derzeitigen weltwirtschaftlichen Situation zu lösen (S. 252). Andere ergänzen, dass es hierzulande keine Politikverdrossenheit gebe, sondern Parteien- und Politiker-Verdrossenheit (S. 287). Einige Befragte sind weniger radikal in ihren Ansichten und meinen lediglich, dass auch heute „menschliche Unzulänglichkeiten“ existieren würden (S. 102). Die Kritik an den (demokratischen) Verhältnissen in Deutschland verbindet sich für eine Reihe von Interviewten mit Skepsis (S. 288) oder/und Pessimismus, was die gesellschaftliche und damit teilweise auch die persönliche Zukunft angeht. Andere sind verhalten optimistisch (S. 90) und manche fordern – nicht zuletzt auch in Erinnerung an die bürger-

² Vgl. ILKO-SASCHA-KOWALCZUK, Endspiel. Die Revolution von 1989 in der DDR, München 2009, S. 233.

schaftlichen Aktivitäten in den Jahren 1989/90 – mehr (direkte) Demokratie (S. 87).

Die eine oder andere Wahl von Fragestellungen ist allerdings überhaupt nicht zu verstehen. So lässt z. B. die Frage „Wo oder was wären Sie heute, wenn Sie nicht in der DDR gelebt hätten?“ bestenfalls die Formulierung von (heutigen) Wünschen und Träumen zu (S. 216); in der Regel erlauben die Antworten jedoch nur Spekulationen. Das erkannte auch mancher Befragte. Einige ließen die Frage deshalb unbeantwortet, andere wiederum machten sich aus der Antwort einen (an dieser Stelle unpassenden) Spaß (S. 192). Überhaupt würden manche der Aussagen nicht so formalisiert, schematisch und eingeschränkt erscheinen, wäre der Interviewer der Vorgehensweise der meisten Historiker bei oral history gefolgt und hätte Zeitzeugeninterviews favorisiert, die für Fragen und Analyse lediglich eines Leitfadens bedürfen und in denen deshalb viel Freiraum für eigenes Erzählen gewährt wird.

Nicht zu verstehen sind außerdem Formulierungen oder Begriffe, die vom Herausgeber unkommentiert stehengelassen werden. So spricht beispielsweise CHRISTINE OSTROWSKI von einer „inneren SED-Opposition“ (S. 205), die es nachweislich als solche nicht gegeben hat.³ Un- oder missverständliche Formulierungen treten jedoch schon in der Einleitung des Buches auf. Ohne Zweifel versuchte sich Ullrich an einem interessanten Einstieg in die Einleitung. So beschreibt er, dass Schüler der 10. Klassen in der DDR 1970/71 einen Aufsatz zum Thema „Wie stelle ich mir das Jahr 2000 vor“ anfertigen sollten. Nach Ansicht des Herausgebers habe wahrscheinlich ein Referat von Erich Honecker den Anstoß dafür gegeben. Dass Honecker in dieser Rede „seinen Blick auf das ferne, magische Jahr 2000 gerichtet und dabei die Aufgaben für die heutigen Tage ins Visier genommen“ habe, ist nachvollziehbar, aber nicht Ullrichs Schlussfolgerung, Honecker habe seinerzeit auch eine „realistische Zukunftsvision formuliert“ (S. 13 f.).

Zum besseren Verständnis hätte es im einleitenden Beitrag prinzipiell einer tiefer gehenden, analytischen Auseinandersetzung mit den Interviewtexten bedurft. Das übernahm in Ansätzen FRANK RICHTER in seinem klugen Geleitwort. Der Direktor der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung verweist an dieser Stelle auf die im Buch dokumentierten vielfältigen Perspektiven auf ein und dasselbe Geschehen und schlussfolgert mit Blick auf die oben beschriebenen tatsächlichen Leistungen von Zeitzeugeninterviews: Der Leser „kann und muss kritisch lesen, weil er mit Erkenntnissen, Bekenntnissen und Geständnissen von Menschen konfrontiert wird, die sich über Vergangenes in der Gegenwart äußern und weil dieselben Menschen dabei von Interessen geleitet werden, wie sie damals von Interessen geleitet wurden.“ (S. 9).

Dresden

Francesca Weil

Politik und Wissenschaft in der prähistorischen Archäologie. Perspektiven aus Sachsen, Böhmen und Schlesien, hrsg. von JUDITH SCHACHTMANN/MICHAEL STROBEL/THOMAS WIDERA (Berichte und Studien, Nr. 56), V&R unipress, Göttingen 2009. – 344 S. (ISBN: 978-3-89971-741-9, Preis: 41,90 €).

Der Vorbereitung eines gemeinsamen Forschungsprojektes diente eine im November 2007 stattgefundene Arbeitstagung. Vorliegender Sammelband ist das Ergebnis des in Kooperation vom Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung und vom sächsischen Landesamt für Archäologie initiierten Diskussionskreises. Für den Ver-

³ Vgl. ANDREAS MALYCHA/PETER JOCHEN WINTERS, *Geschichte der SED. Von der Gründung bis zur Linkspartei*, Bonn 2009, S. 292 ff.

gleich zwischen verschiedenen politischen Gesellschaftssystemen und benachbarten Regionen, welche im 20. Jahrhundert unterschiedliche Entwicklungen nahmen, konnten Wissenschaftler aus Polen und Tschechien gewonnen werden. Mit der Problemstellung „betritt die Forschung Neuland“, betonen im gemeinsamen Geleitwort die (amtierenden) Direktoren beider Einrichtungen.

Es dürfte keine Wissenschaft, welche mindestens seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts etabliert war, im deutschsprachigen Kulturraum existieren, die nicht in die Turbulenzen der nationalsozialistischen Ära und in die Legendenbildung nach Ende des Zweiten Weltkrieges verstrickt gewesen ist. Zu den für deutsch-völkische, biologisch-rassistische und schließlich ideologische Zwecke instrumentalisierten Wissenschaften gehörte auch die prähistorische Archäologie. Sie konnte länger als vier Jahrzehnten ihr Selbstbild mit der Unterteilung in eine missbrauchte „befleckte“ und eine „saubere“ Wissenschaft in der öffentlichen Wahrnehmung aufrecht erhalten.

Weshalb dieses Erscheinungsbild so lange aufrecht erhalten werden konnte, verfolgt FREDERICK JAGUST (Berlin) über mehrere Handlungsstränge. Einer der Ausgangspunkte für diese sagenhafte Erzählung liegt danach in der im Juni 1949 verabschiedeten Resolution des Verbandes für Altertumsforschung, die „sich in aller Form von einer Forschungsrichtung distanzierte, wie sie vom ehemaligen Führer des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte der NSDAP, Prof. Dr. Hans Reinerth, propagiert worden ist“ (S. 285). Einem einzelnen Mann, seit 1939 Leiter der Abteilung Vorgeschichte im Amt Rosenberg, gaben die Fachkollegen Schuld für die augenscheinliche Instrumentalisierung der Ur- und Frühgeschichte. Die zu Beginn der siebziger Jahre veröffentlichten Arbeiten von Reinhard Bollmus¹ über das Amt Rosenberg und Michael H. Kater² über das „Ahnenerbe“ der SS führten unfreiwillig (unkritische Befragung von Zeitzeugen) die Legendenbildung fort. Erst nach der deutschen Vereinigung 1990 begann eine anfangs zögerliche, differenzierte Aufarbeitung der Vorgeschichtsforschung im Dienst des Dritten Reiches. Jagust analysiert sorgfältig Erklärungs- und Argumentationsmuster, die zur lange gehegten Annahme führten, die Vorgeschichtsorganisation der SS sei „quasi als Schutzraum für verfolgte, aber fachlich kompetente Archäologen“ (S. 288) geworden. Anhand zahlreicher Beispiele weist er nach, dass das Refugium praktisch nicht bestanden hat. Die „Verfolgten“ dienten sich entweder dem Reichsführer SS aus weltanschaulicher Übereinstimmung oder opportunistischem Grund an. Beweggründe sind unter anderem die Aussicht auf Freistellung vom aktiven Kriegsdienst, auf nationale und internationale fachliche Anerkennung, Sicherung von gutem Arbeitsplatz und Einkommen sowie vielversprechende Zukunftsperspektiven. Wenn sich humanistisch geschulte Akademiker dem opportunen Zeitgeist einer Diktatur beugen, bejahen sie in letzter Konsequenz das Regime. Eine wieder von beiden Institutionen ausgerichtete Tagung³ im September 2009 widmete sich konkret Lebensläufen von Prähistorikern, welche aktiv an der Legendenbildung über die Rolle und Bedeutung der „Weltanschauungswissenschaft“ im Dritten Reich beteiligt waren.

Dieses nationalsozialistische Gedankengut breitete sich in den deutschsprachigen Gebieten und in der Hauptstadt Prag der benachbarten Tschechoslowakei aus. „Von Einfluss waren die in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückreichenden Spannungen zwischen den sozial gehobenen Prager Deutschen, traditionell liberal und häufig deutschsprachigen Prager Juden, und den oftmals weit weniger wohlhabenden

¹ REINHARD BOLLMUS, *Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem*, Stuttgart 1970.

² MICHAEL H. KATER, *Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches*, München 42006.

³ Siehe ><http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2866>>.

Deutschen aus der Provinz, unter denen sich seit der Jahrhundertwende das deutsch-völkische Ideengut ausgebreitet hatte“ (S. 75). Über die ideologische Unterwanderung der Prager Universität und der Sudetendeutschen Anstalt für Landes- und Volksforschung in Reichenberg (Liberec) berichtete OTA KONRAD (Prag) ausführlich, detailreich und differenziert. Er schildert Auseinandersetzungen verschiedener Fachgebiete über die Frage, wie man sich zum Staat verhalten und welche Orientierung der Wissenschaftsbetrieb nehmen soll: staats-treu oder reichsdeutsch. Konrad verweist auf eine Geschichtsschreibung, die in ihrer Konzeption von einem deutschen Gesamtvolk und seiner außerhalb der Reichsgrenzen lebenden deutschsprachigen Minderheit ausgeht. Der Begriff Sudetendeutscher wurde zu einer einheitlichen Bezeichnung für die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien, die „zu einer gesamt-sudetendeutschen Kultur zusammenwächst, ein unlöslicher Teil der deutschen Gesamtkultur, damit Westeuropa ist“ (S. 79).

JARMILA KACZMAREK (Poznan) referiert in ihrem Beitrag über die Archäologie in Polens Westteil, der zwischen 1918 und 1945 zu verschiedenen Staaten (Preußen, Polen, Deutsches Reich) gehörte. Die Archäologie blickte hier auf eine lange deutsche und polnische Tradition zurück. Da die beiden Gruppierungen staatlicherseits nicht gleichberechtigt behandelt wurden, entstanden getrennte wirtschaftliche und kulturelle Institutionen. „So gab es häufig Streit um die Anzahl der übernommenen Fundobjekte, die beweisen sollten, das die Provinz Posen schon seit Jahrhunderten von polnischer oder von deutscher Bevölkerung besiedelt worden war“ (S. 252). War man sich anfangs über den slawischen Ursprung der Besiedlung einig, so begann gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Suche nach germanischen Spuren. Mit der Gründung der polnischen Republik war eine neue politische Situation entstanden und fast alle bisherigen Einrichtungen deutscher Archäologie aufgelöst oder polonisiert. Während der Zwischenkriegszeit vollzog die Posener Archäologie einen enormen Qualitätssprung, wie Kaczmarek überzeugend nachweist und begründet: rasche Entwicklung der Institutionen und des Museumswesens, der Ausgrabungsverfahren und Geländeforschungen, Mit dem Überfall deutscher Truppen im September 1939 wurde die kontinuierliche wissenschaftliche Arbeit polnischer Prähistoriker beendet. Jetzt sollte Poznan das archäologische Hauptzentrum zwischen Königsberg und Wien und der national-sozialistischen Kulturpolitik werden. Während der Katalogisierung konfiszierter polnischer Kulturgüter „unterliefen den Wissenschaftlern, die sich in dieser Zeit mit ihnen fremden Kulturgebieten beschäftigten, viele Fehler“ (S. 258).

Welche Wege die Institutionalisierung der Bodendenkmalpflege in Sachsen 1918 bis 1945 nahm, überblickte MICHAEL STROBEL (Dresden) in seinem Beitrag. Eingangs verweist er darauf, dass Kultur und Bildung Ländersache waren und die Entwicklung des Faches immer „in starker Abhängigkeit von politischen und wirtschaftlichen Konstellationen“ (S. 169) erfolgte. Zu Beginn der Weimarer Republik führte die Archäologie ein behördliches Nischendasein. Erst ab Mitte der zwanziger Jahre erfuhren Burgwallgrabungen und verschiedene archäologische Fundorte die notwendige offiziöse Aufmerksamkeit und Förderung. Die gehegte Disharmonie zwischen der Dresdner Zentralstelle und Bautzen, wo die Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz ihren Sitz hatte, blieb erhalten. Hier wirkte sich das Fehlen eines Denkmalschutzgesetzes, – was auf Privatgrund gefunden wurde, teilten sich Eigentümer und Finder; zur Meldung war niemand verpflichtet – auf Sammlungs- und Grabungspraxis von Museum und Archiv negativ aus. „Massive Quellenverluste in den Braunkohletagebauten Nordwestsachsens“ (S. 179) sind gleichfalls zu verzeichnen. Eine Änderung der Verhältnisse trat erst nach 1933 ein, nachdem das „Heimatschutzgesetz“ verabschiedet worden war. Die Gründung des selbständigen Landesmuseums für Vorgeschichte erfolgte 1938. Für die archäologische Denkmalpflege kann Michael

Strobel konstatieren, dass die „weltanschauliche Leitwissenschaft des Nationalsozialismus“ im Gau Sachsen „ungleich weniger profitierte“ als andere, „da ‚SS-Ahnenerbe‘ und das Amt Rosenberg“ es umgingen, „aus Gründen, die auf höchster Führungsebene zu suchen sein dürften. Gauleiter Martin Mutschmann verbat sich ‚eine Einmischung Berliner Stellen in die Arbeit‘ der sächsischen Vorgeschichtsforschung“ (S. 192).

Überzeugend weisen die Texte des Sammelbandes nach, dass die prähistorische Archäologie in den Grenzregionen des Freistaates Sachsen Ausgangsbasis nationaler Geschichtsschreibung war. Sie diente der „Legitimierung“ von territorialen Ansprüchen und leistete verhängnisvoll als Argumentationshilfe „wertvolle“ politische Hilfe. Die Beiträge geben beredten Überblick, wie man Wissenschaft instrumentalisiert und damit missbraucht hat. Dass Vorgeschichte nur ein Bestandteil, neben Literaturwissenschaft, Slawistik usw., dafür sein kann, ist das Fazit, welches aus der Lektüre zu ziehen ist.

Dresden

Uwe Ullrich

CHRISTIAN JANSEN unter Mitarbeit von **CHRISTOPH NENSA**, **Exzellenz weltweit**. Die Alexander von Humboldt-Stiftung zwischen Wissenschaftsförderung und auswärtiger Kulturpolitik (1953–2003), DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln 2004. – 248 S. mit Abb. und vier Grafiken (ISBN: 3-8321-74230, Preis: 29,90 €).

Der vorliegende Band entstand anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Stiftung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der ganzen Welt mit Hilfe von Stipendien weiter zu fördern. Die Stiftung wird überwiegend durch das Auswärtige Amt finanziert, aber auch durch andere Bundesministerien und private Geldgeber. Die Bilanz ist herausragend: Weltweit wurden bis 2004 mehr als 25.000 Wissenschaftler in 132 Staaten gefördert. Aus den „Humboldtianern“ sind immerhin 35 Nobelpreisträger hervorgegangen. Zu den prominentesten Humboldtianern gehört der 2003 ermordete serbische Ministerpräsident Zoran Djindjic.

Die Arbeit gründet auf dem Archiv der Stiftung. Nicht alles konnte geborgen werden. „Es wäre sehr wünschenswert, dass das Archiv der Alexander von Humboldt-Stiftung, das einen zentralen Bestand für die historische Forschung zur deutschen auswärtigen Kulturpolitik bildet, in absehbarer Zeit professionell mit Findmitteln erschlossen und interessierten Wissenschaftlern zugänglich gemacht würde“ (S. 15). Dem kann man nur beipflichten. Die Vorgängerstiftung, begründet 1925, die während der Weimarer Republik und des Dritten Reiches existierte, wird kurz gestreift. Dazu müssten die Akten der Landesarchive herangezogen werden, z. B. für Sachsen, Hauptstaatsarchiv Dresden, Bestand Ministerium für Volkbildung, Signatur 10281/63, 1925–1933...

Die Neugründung in Bonn zog sich aus unterschiedlichen Gründen bis zum 10. Dezember 1953 hin. Zum Gründungsvorsitzenden wurde der früher in Leipzig lehrende Physiker und Nobelpreisträger Werner Heisenberg (1901–1975) bestellt. In mehr als 20 Jahren hat er als „Präsident“, dieser Titel war formal nicht vorgesehen, bürgerte sich aber ein, die Stiftung mit großem Erfolg geführt. Der von ihm bestimmte Geschäftsführer Heinrich Pfeiffer hat von 1956 bis 1994 maßgeblich zu dieser positiven Entwicklung beigetragen. Als 1998 mit Stiftungsgeldern das Werner-Heisenberg-Haus in Leipzig als Gästehaus und internationale Begegnungsstätte eingeweiht werden konnte, hielt der ehemalige Generalsekretär Pfeiffer den Festvortrag. Dieser Vorgang ist in dem Jubiläumsband leider nicht erwähnt.

Das Ehrenamt als Vorstandsvorsitzender bekleidete Heisenberg bis zu seinem Tode. Er war von der notwendigen Nähe von Naturwissenschaft und Politik in einer modernen Gesellschaft überzeugt. Die von Heisenberg geforderte „politische Optik“ spiegelt sich in dem hohen Anteil der Bewerber aus den sogenannten Ostblockstaaten.

Die wichtigsten Leitlinien der Alexander von Humboldt-Stiftung hat der Verfasser so zusammengefasst: 1. Die Stiftung fördert die besten Wissenschaftler weltweit. 2. Es werden nur junge WissenschaftlerInnen ausgewählt. 3. Die Förderung ist individuell und nicht projektbezogen. 4. Die Förderung erfolgt flexibel und unbürokratisch. 5. Die Arbeit ist frei von staatlicher Einmischung. 6. Die Stipendiaten werden lebenslang nachbetreut. 7. Die Auswahl ist autonom und politisch neutral. 8. Es findet keine direkte Werbung für Deutschland statt. 9. Alle Stipendiaten sollen in ihre Heimat zurückkehren.

Diese Institutionengeschichte ist flüssig geschrieben und gut abgebildet. Kritisch ist anzumerken, dass inhaltlich auf S. 124 die Seite 128 folgen müsste. Gleiches gilt für die S. 169 und 172 sowie S. 179 und 183. Das fehlende Personenregister hätte die Dichte des Inhalts ein wenig aufgelockert. Dennoch bleibt ein guter Gesamteindruck.

Leipzig

Gerald Wiemers

*

Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit. Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 800. Domjubiläums, hrsg. von MATTHIAS PUHLE, Band I: Essays, Band II: Katalog, Mainz: Philipp von Zabern 2009. – 500 S. u. 624 S. mit Abb. (ISBN: 978-3-8053-4062-5, Preis: zus. 89,90 €).

Anlässlich des Baubeginns des gotischen Doms vor 800 Jahren hat das Kulturhistorische Museum in Magdeburg eine breit angelegte Ausstellung unter dem griffigen Thema „Aufbruch in die Gotik“ veranstaltet. Auf der einen Seite ging es den Ausstellungsmachern unter der bewährten Leitung von Matthias Puhle darum, das Bauwerk und seine Ausstattung in den Mittelpunkt zu stellen, auf der anderen Seite lag es nahe, das zeitliche Umfeld des Domneubaus, die späte Stauferzeit von 1198 bis 1250, zu thematisieren. Ausstellungskatalog und Essayband folgen einer einheitlichen Gliederung nach acht Themenbereichen, denen eine Einführung von Matthias Puhle vorangestellt ist. Der Essayband enthält 36 Beiträge, die überwiegend von Kennern der Materie verfasst worden sind. Zum ersten Themenschwerpunkt „Der Kaiserdom Ottos des Großen“ skizzieren zwei Beiträge die Magdeburger Erzbischöfe und ihre Bedeutung im Reich vor 1207 (R. SCHIEFFER) und die (ergrabenen) Kirchen des Magdeburger Domhügels (R. KUHN). Der zweite Themenschwerpunkt „Neuerung und Erinnerung: Der gotische Dom“ wird von einem Essay über den Magdeburger Domchor in der Kunstgeschichte eröffnet (W. SCHENKLUHN). Es folgen Beiträge über die Stellung des Magdeburger Baus zur Gotik der Ile de France (B. NICOLAI), über den Zusammenhang des Domneubaus mit der Zisterziensergotik (B. U. HUCKER) und über den Skulpturenschmuck des Doms (K. NIEHR). „Die neue Architektur“ ist dann das Rahmenthema von vier Essays, die sich mit dem Wandel im Baubetrieb um 1200 befassen (B. SCHOCK-WERNER), die Bauphasen und Bautechnik des Magdeburger Doms bis 1520 skizzieren (M. SUSSMANN), der Rezeption und Wirkung des Magdeburger Bauwerks nachgehen (L. HELTEN) und sich zum Verhältnis von Bauwerk und Glasmalerei äußern (B. KURMANN-SCHWARZ). In das Innere des Bauwerks dringt dann

die vierte Themensequenz „Gottesdienst und Gegenwart der Heiligen“ vor: Neue Tendenzen des Reliquienschmucks im 13. Jahrhundert (S. WITTEKIND), eine Bestandsaufnahme der Magdeburger Reliquiare des 13. Jahrhunderts (H. KÜHNE), die Mauritiuskulptur des schwarzen Ritters (G. SUCKALE-REDLEFSEN) und die Grablegen Kaiser Ottos, Königin Edgiths und der Erzbischöfe (B. PÄFFGEN) werden angesprochen.

Die weiteren Beiträge des Essaybandes entfernen sich nun mehr oder minder weit von Magdeburg, nehmen gleichwohl aber immer wieder Bezug auf den überregional bedeutenden Metropolitansitz an der Elbe. Zunächst geht es in Abschnitt V um die „Entfaltung von Kunst, Wissen und Recht“, und damit um ein denkbar breites Themenspektrum: Sächsische Buchmalerei insbesondere in Magdeburg (B. BRAUN-NIEHR), Magdeburger Goldschmiedekunst des 13. Jahrhunderts (M. JUNGHANS), Wandmalerei des 13. Jahrhunderts in Sachsen-Anhalt (E. RÜBER-SCHÜTTE), höfische Kultur und volkssprachliche Schriftlichkeit in Thüringen und Sachsen (M. SCHUBERT), Musik der Gotik (W. SPINDLER), das Studium in Paris und Bologna (M. KINTZINGER), Eike von Repgow und die Professionalisierung des Rechts (H. LÜCK), die Schulen der Bettelorden (T. ERTL), die religiöse Frauenbewegung des 13. Jahrhunderts (A. FÖSSEL) und Italienreisen deutscher Prälaten im 13. Jahrhundert (G. KÖSTER) sind Gegenstand der Betrachtung. In einem noch breiteren Themenfeld werden „Herrschaft und Gesellschaft“ aus wechselnden Perspektiven behandelt: Politischer Wandel und Wertewandel im 13. Jahrhundert (S. WEINFURTER), Sachsen als reichsnahe und königsferne Landschaft (C. EHLERS), die Grafen von Schwarzburg-Käfernburg, also die Familie, aus der Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg stammte, in dessen Amtszeit der gotische Dom begonnen wurde (H. WITTMANN), Personennetzwerke um diesen Erzbischof (R. RAMSCH), Erzbischof Albrecht II. als Reichsfürst (E. HANDLE), der weltliche Besitz der Magdeburger Erzbischöfe im 12. und 13. Jahrhundert (M. SCHOLZ), die wirtschaftlichen Grundlagen der Zeit (H. VON SEGGERN) und die Rolle der Juden zwischen Rhein und Elbe (J. HEIL) werden thematisiert. In Abschnitt VII wird „Das Bild von der Welt“ lediglich durch zwei Beiträge umrissen: Grenzerfahrung und Grenzüberschreitung im 13. Jahrhundert (F. SCHMIEDER) und: Die Ordnung von Welt und Geschichte, was exemplarisch anhand des „Speculum historiale“ von Vinzenz von Beauvais, des „Liber extra“ Gregors IX. und anderer Werke verdeutlicht wird (B. SCHNEIDMÜLLER). Die achte und letzte Themensequenz ist „Städtisches Leben im Aufschwung“ überschrieben, was durch einen allgemeinen Beitrag über die Stadt im 13. Jahrhundert (M. PUHLE) sowie zwei Essays über die Magdeburger Bürgerstadt im 12. und 13. Jahrhundert (H. PÖPPELMANN) und die Magdeburger Domburg im 13. Jahrhundert (B. KUNZ) verdeutlicht wird. Wie üblich handelt es sich durchweg um Essays mit weiterführenden Literaturangaben, aber ohne Einzelanmerkungen.

Der Katalog enthält 383 z. T. sehr ausführliche Objektbeschreibungen, aber keine Einführungsbeiträge in die Ausstellungsabteilungen. Darauf kann hier im Einzelnen nicht näher eingegangen werden. Hingewiesen sei nur auf den Artikel über die spätmittelalterliche Magdeburger Schöppenchronik (Katalog-Nr. I.20), denn nur sie berichtet über den verheerenden Dombbrand 1207 und über die Grundsteinlegung des Domneubaus durch Erzbischof Albrecht II. von Käfernburg 1209, überliefert mithin das Datum, das Anlass der Magdeburger Ausstellung wurde. Der Vertrag Kaiser Ottos IV. mit dem Erzbischof vom Juli 1208 (Katalog-Nr. II.1) mit dem Versprechen, den Dombau zu unterstützen, scheint die früheste zeitgenössische „Baunachricht“ zu sein. Der Domneubau erscheint im Essayband und Katalog ganz als Werk des Erzbischofs, als hätte es kein Domkapitel gegeben. Auf die Probleme, bei den hochmittelalterlichen Dombauten den gestaltenden Anteil der Bischöfe bzw. der Domkapitel zu bestimmen, hat schon Rainer Hausscherr, Dombauten und Reichsepiskopat im Zeitalter der Staufer

(Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 1991, Nr. 5), Stuttgart 1991, hingewiesen, doch wird diese wichtige Abhandlung hier gar nicht zitiert. Noch bedauerlicher ist, dass das Magdeburger Domkapitel als das geistliche Gremium, das den Dom überhaupt erst mit Leben erfüllt hat, in keinem einzigen Beitrag ausdrücklich behandelt wird, wenn man einmal von den beiden Katalogartikeln über den Magdeburger Liber ordinarius aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts (Katalog-Nr. IV.10) und über das wenig ältere Breviarium Magdeburgense (Katalog-Nr. IV.11) absieht. Das Domkapitel als handelnde Korporation tritt, wenn ich recht sehe, nur in Gestalt der Bestätigungs-urkunde von 1225 zugunsten der Magdeburger Dominikaner hervor (Katalog-Nr. V.59). Angesichts der zahlreichen Beiträge über die Bau- und Ausstattungsgeschichte der Magdeburger Domkirche kommt einem das Diktum des französischen Schriftstellers Antoine de Saint-Exupéry in den Sinn: „Man sagt nichts Wesentliches über die Kathedralen aus, wenn man nur von ihren Steinen spricht“.

Trotz aller redaktionellen Sorgfalt fehlen bei einigen Katalogartikeln Quellen- und Literaturangaben, beispielsweise zum problematischen Bericht Arnolds von Quedlinburg über die Gründung des Klosters Mildenburg (Katalog-Nr. VI.7), zum vielerörterten Lübecker Stadtsiegel (Katalog-Nr. VI.19) oder zur Kopie der Ebstorfer Weltkarte (Katalog-Nr. VII.7). Neben der hervorragenden Bebilderung von Katalog und Essayband sei die einheitliche und sehr ansprechende Gestaltung der Karten hervorgehoben. Ein Register sollte gerade bei Ausstellungskatalogen nicht fehlen.

Leipzig

Enno Bünz

Die Musikpflege in der evangelischen Schlosskapelle Dresden zur Schützzeit, hrsg. von MATTHIAS HERRMANN (Sächsische Studien zur älteren Musikgeschichte, Bd. 3), Kamrad, Altenburg 2009. – 183 S. (ISBN: 978-3-930550-55-5, Preis: 22,90 €).

Mit der Publikation rückt die noch junge Buchreihe *Sächsische Studien zur älteren Musikgeschichte* erneut Fragen um die evangelische Schlosskapelle Dresden in den Mittelpunkt. Nach dem kunsthistorisch orientierten zweiten Band¹ folgt nun die Betrachtung des Themenkomplexes aus vornehmlich musikwissenschaftlicher Perspektive. Die in der Zeit etwa von 1549/50 bis 1555 in der Dresdner Residenz errichtete Schlosskapelle war für die höfische Musikpflege des 16. und 17. Jahrhunderts, insbesondere für das Wirken des Kapellmeisters Heinrich Schütz (1585–1672), von außerordentlicher Relevanz. Nach der Konversion Kurfürst Friedrich Augusts I. zum Katholizismus (1697) verlor die Kapelle zunehmend an Bedeutung, so dass sie schließlich profaniert und zu Wohnräumen umgebaut wurde. Im Zuge des Wiederaufbaus des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Residenzschlusses besteht die Möglichkeit einer Rekonstruktion in ursprünglicher Gestalt. Jüngste Entwicklungen, wie die Einrichtung der „Konzerte in der Schlosskapelle zu Dresden“ (Mai 2009)² mit dem Schwerpunkt Alter Musik, unterstreichen das Bemühen, das öffentliche Interesse für die musikhistorische Bedeutung des Raumes zu gewinnen. Mit der hier in Rede stehenden Buch-

¹ HEINRICH MAGIRIUS, Die evangelische Schlosskapelle zu Dresden aus kunstgeschichtlicher Sicht (Sächsische Studien zur älteren Musikgeschichte, Bd. 2), Altenburg 2009.

² Die Konzertreihe ist ein Kooperationsprojekt der Vereine „Heinrich Schütz in Dresden e.V.“ (Veranstalter 2009) und „Dresdner Hofmusik e.V.“ (Veranstalter seit 2010).

publikation verbindet sich deshalb die Erwartung, diese Bedeutung zu hinterfragen und aus verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten.

Die Beiträge des Sammelbandes beruhen überwiegend auf Vorträgen, die 2008 im Rahmen einer Tagung des Instituts für Musikwissenschaft der Hochschule Carl Maria von Weber Dresden und des Vereins „Heinrich Schütz in Dresden e.V.“ gehalten wurden. Dem interdisziplinär ausgerichteten Konzept der Reihe entsprechend wendet sich CHRISTOPH WETZEL unter der Überschrift „Die Schlosskirche zu Dresden als geistlicher Mittelpunkt des Kurfürstentums Sachsen im 17. Jahrhundert“ zunächst der grundlegenden, weit über Dresden hinausreichenden Bedeutung des Sakralraumes zu. Herausgearbeitet werden mit Blick auf die Leitbildfunktion, welche der Kapelle als Hauskirche der albertinischen Wettiner in Sachsen zukam, sowohl unterschiedliche Facetten der Portal- und Innenraumgestaltung wie auch die politische Dimension etwa des dort begangenen Reformationsjubiläums 1617. Die sich anschließende, in mehrfacher Hinsicht überaus erkenntnisreiche Edition eines Textfragments des verstorbenen renommierten Schütz-Forschers WOLFRAM STEUDE aus dem Jahr 1983 bildet, wenigstens dem Umfang nach, den Kern des vorliegenden Buches. Mit dem Titel „Heinrich Schütz in seiner Zeit“ sollte eine Biografie des Dresdner Hofkapellmeisters vorgelegt werden, die – so in der Vorbemerkung des Herausgebers Matthias Herrmann – „zu einem Standardwerk zur Musik des 17. Jahrhunderts hätte werden können“ (S. 25). Ausgehend von der Frage nach der Faszination der Person Schütz wollte Steude den Musiker in seinem Betätigungsumfeld, dem Entstehungskontext seiner Werke darstellen. Wenngleich die dokumentarische Basis des als Lesebuch konzipierten Textes keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, kommen zahlreiche Zeitzeugnisse – oft in umfangreichen Auszügen – zu Wort. Auf dieser Grundlage erfolgt eine anschauliche, um manches Detail bereicherte lebensweltliche Darstellung bis in die frühen Jahre am Dresdner Kurfürstenhof. Dabei werden für den Fortgang bedeutende Personen, z. B. der erste Dienstherr Landgraf Moritz von Hessen oder Christoph von Loß, ebenso wie etwa die Dresdner Kapellverhältnisse (personelle Besetzung, Etat, Instrumentarium) entsprechend ausführlich in die Betrachtung einbezogen. Ob dieser Vorzüge des Textes ist es mit Blick auf die Thematik des Sammelbandes zu bedauern, dass die Ausführungen zur Dresdner Schlosskapelle weitgehend auf Anmerkungen zur Hauptorgel, der Fritzsche-Orgel, beschränkt bleiben. WALTER WERBECKs Beitrag „Der kurfürstlich-sächsische Hofkapellmeister Heinrich Schütz“ setzt zeitlich dort an, wo Steudes Lebensbeschreibung fragmentarisch endet. Die Dresdner Arbeitsverhältnisse, denen hier nachgegangen wird, waren nicht zuletzt wegen finanzieller Engen und den Einwirkungen des Dreißigjährigen Krieges kaum optimistisch und veranlassten Schütz des Öfteren, sich diesen Gegebenheiten andernorts zu entziehen. Immer wieder unternahm Schütz Anstrengungen zur Verbesserung der Situation der Hofkapelle, was nur teils gelang. Bemerkenswert jedoch ist der aufgezeigte Konnex zwischen der Reputation und den Möglichkeiten des Kapellmeisteramtes am Hof eines der mächtigsten deutschen Reichsfürsten und der musikalischen Entwicklung Schützens, wobei Werbeck in dem Dresdner Amt die „Basis für die konsequente Entfaltung seines [Schütz'] kompositorischen Potentials“ (S. 122) sieht. Eine Publikation, die aus musikologischer Sicht einen Raum in den Mittelpunkt stellt, tangiert unweigerlich Fragen der Aufführungspraxis. Diesem Umstand wird mit den Ausführungen zur Thematik „Klingender Raum als dritte Dimension“ von LUDGER RÉMY, einem ausgewiesenen Experten für die Aufführung Alter Musik, Rechnung getragen. Diskussionsgrundlage sind wiederholt die von Schütz seinen Werken vorangestellten so genannten Ordinanten, d. h. Vorworte, welche auf die Aspekte Raumklang, Basso continuo und Sprachbehandlung hin untersucht werden. Es wird evident, dass ein musikalisches Werk – und insbesondere bei Schütz – nicht bereits als vollendetes Opus

auf dem Papier existiert, sondern im Moment der Aufführung entsteht und damit singular bleibt. Die beiden letzten Beiträge des Bandes widmen sich nochmals dezidiert der Dresdner Schlosskapelle. FRANK-HARALD GRESS' Ausführungen, welche „Die Gottfried-Fritzsche-Orgel der Dresdner Schlosskapelle und ihre Rekonstruktion“ in den Fokus rücken, stellen eine direkte Bezugnahme auf gegenwärtige Bauentwicklungen dar und wollen den aktuell erreichten Forschungsstand (Baugeschichte, Disposition, Pfeifenwerk, Schicksal nach der Säkularisierung der Kapelle 1737 usw.) dokumentieren. Abschluss und gleichsam Resümee bildet BETTINA FELICITAS JESSBERGERS Aufsatz „Zur Musikpflege in der evangelischen Schlosskapelle Dresden zur Schütz-Zeit“. Unter Verweis auf zahlreiche historische Quellen, so bspw. das neu aufgefundene Amtsbuch der Dresdner Schlosskapelle, werden wertvolle Einblicke in gottesdienstliche Lokalspezifika und das zur Aufführung gebrachte musikalische Repertoire gegeben. Darüber hinaus finden sich auch hier Aussagen zu Raumwirkung und Instrumentarium.

Ohne Zweifel ist der vorliegende Band ein sehr willkommenes, empfehlenswertes Buch, das mit einem bemerkenswerten Faktenreichtum aufwartet. Dem Anliegen, „neben der neuerlichen Betrachtung bekannter Sachverhalte auch bisher unvermuteten Erkenntnissen Raum zu geben“ (S. 6), wird auf unterschiedliche Art und Weise entsprochen. Vereinzelt auftretende inhaltliche Überschneidungen sind keineswegs als redundant anzusehen. Für den gewiss nicht üppigen Literaturfundus zur Musikpflege in der evangelischen Schlosskapelle Dresden ist die Publikation als grundlegend zu betrachten. Gleichwohl bleibt anzumerken, dass man ob der gut die Hälfte des Buches einnehmenden biografischen Beiträge geneigt ist, die Publikation eher in den Kanon der Schütz-Literatur einzuordnen. In einer Hinsicht stellt der Band einen besonderen Gewinn dar: Die hier dokumentierte Forschungsleistung greift einen aktuellen Diskurs außerhalb der Wissenschaftsgemeinde auf und steht mithin an der Nahtstelle zwischen Forschung und deren Vermittlung an die Öffentlichkeit. Nicht zuletzt überzeugt das Buch durch eine ansprechende Aufmachung. Es ist leserfreundlich gestaltet, reich bebildert und enthält zahlreiche Übersichten und Notenbeispiele sowie ein Personenregister, das die Handhabung erleichtert. Ein abschließendes Lob gilt Redaktion und Lektorat, welche in der kurzen Entstehungszeit des Bandes hervorragende Arbeit geleistet haben.

Halle (Saale)/Marburg (Lahn)

Sebastian Biesold

FELICITAS MARWINSKI/KONRAD MARWINSKI/KLAUS STOLLBERG, 450 Jahre Kirchenbibliothek Sondershausen. Geschichte der Sammlungen und Katalog (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Schwarzburg, Gleichen und Hohenlohe in Thüringen, Bd. 6), Vopelius, Jena 2008. – VIII, 214 S., 1 Bl. mit 47 teils farb. Abbildungen. (ISBN: 978-3-939718-43-7, Preis: 18,80 €).

Kirchenbibliotheken wird in der Regel nur selten größere Aufmerksamkeit zuteil. Welche Bedeutung diese Sammlungen aber für die Orts- und Gebietsgeschichte besitzen können, macht das Beispiel der Kirchenbibliothek Sondershausen einmal mehr deutlich. Der vorliegende Band ist Ergebnis einer seit 2004 ehrenamtlich durchgeführten Katalogisierung und Rekonstruktion des seit dem 16. Jahrhundert in der evangelisch-lutherischen Stadtkirche St. Trinitatis zu Sondershausen überlieferten Buchbesitzes. Er dokumentiert erstmals in umfassender Weise die wechselvolle Geschichte der grundlegend von Elisabeth Gräfin von Schwarzburg (1507–1572) geförderten Bücherei, die sich durch die im Mittelpunkt des Erwerbungsinteresses stehenden

Reformationsdrucke rasch zu einer wichtigen Bildungsstätte im Schwarzburgischen entwickelte. Mit Zustiftungen bis ins 18. Jahrhundert zur Bibliotheca publica erweitert, verschwand die inzwischen etablierte Einrichtung allerdings allmählich aus dem öffentlichen Bewusstsein. Durch wiederholte Verkäufe bis ins 20. Jahrhundert in ihrer historischen Substanz bedroht, erlebte die Sondershäuser Kirchenbibliothek ihre eigentliche Wiederentdeckung dann erst im Jahr 2004. Neben bestandserhaltenden Maßnahmen wurde insbesondere einer modernen Bestandserschließung besonderes Augenmerk geschenkt.

Ergebnis dieser Revision ist unter anderem der hier erstmals publizierte Katalog des Gesamtbestandes. Mit 1023 Nummern bildet er den Schwerpunkt der in drei Kapitel untergliederten Darstellung zur Überlieferungssituation der in St. Trinitatis befindlichen Bibliothek. Diese beinhaltet heute neben 14 Handschriften des 15. Jahrhunderts und 60 Inkunabeln hauptsächlich Drucke des 16. Jahrhunderts. Hinzu kommen 316 Titel einer dem älteren Bestand im 19. Jahrhundert angegliederten Ephoralbibliothek sowie spätere Schenkungen und Vermächtnisse. Ergänzt durch ein Personen- und Sachregister sowie eine 2006 in Kraft getretene Benutzungsordnung ist mit dem Katalog in verdienstvoller Weise die Grundlage für eine zukünftig adäquate Benutzung der kulturhistorisch bedeutsamen Bücherei gelegt worden.

Dresden

Torsten Sander

FRAUKE HELLWIG, Richard Zschille (1847–1903). Aufstieg & Fall eines Kunstsammlers, hrsg. vom Museum Alte Lateinschule Großenhain, activ Verlag, Großenhain 2006. – III, 100 S. (ISBN: 3-9811358-0-6, Preis: 9,50 €).

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts prägte der Tuchfabrikant Richard Zschille (1847–1903) entscheidend das kulturelle und kaufmännische Leben der sächsischen Kleinstadt Großenhain mit. Bekannt wurde Zschille jedoch nicht nur als Großindustrieller internationalen Formats, sondern vor allem als herausragender Kunstsammler, der historische Waffen, kostbare Majolika, seltene Bestecke und andere Spitzenerzeugnisse des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kunstgewerbes zusammentrug und zusammen mit Spolien zu einem historischen Arrangement in seiner Großenhainer Villa inszenierte. Finanziell gestärkt durch seine Heirat mit einer vermögenden Fabrikantentochter hatte Zschille seit Ende der siebziger Jahre eine Vielzahl von hochwertigen Kunstobjekten erworben, die er in Katalogen veröffentlichte und auch auf Ausstellungen zeigte. Ziel von Zschilles eifriger Sammlertätigkeit war, seine gesellschaftliche Vorrangstellung als Angehöriger des Großbürgertums zur Schau zu stellen. 1893 zeigte er seine Waffensammlung im „German Village“ der Weltausstellung in Chicago, an der er auch als industrieller Aussteller teilnahm. Kurz nach seiner Rückkehr aus Amerika verlieh ihm der sächsische König das Ritterkreuz erster Klasse des Albrechtsordens. Was aussah wie der Höhepunkt seines sozialen Prestiges, war in Wirklichkeit der Beginn seines unaufhaltsamen Falles. Denn Zschille litt damals schon unter der schlechten wirtschaftlichen Konjunktur, und die Rüstkammerausstellung in Chicago sollte vorrangig als Werbeveranstaltung den Verkauf der Waffenkollektion in Amerika einleiten. Das Projekt schlug fehl, die Kosten der Ausstellung stiegen in die Höhe, und die Sammlung konnte nur mit Hilfe eines Kredits zurück nach Deutschland transportiert werden. Zschille hatte bereits vor der Weltausstellung zahlreiche Waffen und Rüstungen an das Königliche Historische Museum in Dresden verkauft; doch vermochte dieser Handel seine finanziellen Schwierigkeiten kaum zu lindern. Auch die Versteigerung seiner Majolika- und Waffensammlung brachte nicht den erhofften

Erlös. Im Jahre 1900 leitete die Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt ein Konkursverfahren gegen Zschille ein und veranlasste den Verkauf seiner Besitztümer, seines Grundstückes samt Villa und Sammlungen. Zschille starb kurz danach im Jahre 1903.

Die vorliegende Aufsatzsammlung, die 2006 anlässlich der Ausstellung im Museum Alte Lateinschule in Großenhain erschien, hat das Verdienst, Zschilles Bedeutung als Kunstsammler wieder in den Vordergrund zu rücken, nachdem dieser nahezu in Vergessenheit geraten war. Bereits 2002 hatte das Landesamt für Archäologie das Wirken des Sammlers in einer kleinen Ausstellung im Rahmen der Landesgartenschau in Großenhain gewürdigt. Erste Nachforschungen mündeten damals in eine kleine Publikation,¹ deren Erkenntnisse nun durch das vorliegende Buch beträchtlich erweitert werden. Letzteres gliedert sich in drei Teile, die dem Wirken Zschilles erstens als Bürger (Beitrag von FRAUKE HELLWIG), zweitens als Kunstsammler und drittens als Bauherr (Beitrag zur Villa in der heutigen Mozartallee 123, Großenhain, von FRANK-DIETER WERNER) gewidmet sind. Der Hauptteil besteht aus fünf Aufsätzen zu Zschilles Kunstsammlung, ihrem Aufbau, ihrer Auflösung und ihrem Verbleib. Besonders aufschlussreich ist SVEN KUHRAUS Beitrag, in dem Zschilles Sammlertätigkeit in die europäische Sammelkultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts eingebettet wird. Der Autor zeigt, nach welchen Prinzipien die großbürgerlichen Kunstsammlungen der Zeit als kulturhistorische Tableaux inszeniert wurden, und verdeutlicht, dass Zschille keineswegs ein extravaganter Sammler war, sondern sich an dem in der Gründerzeit gültigen Sammlungskanon und den entsprechenden Präsentationsmustern orientierte. JENS SCHULZE-FOSTER, der sich mit dem Aufbau und mit der Auflösung von Zschilles Sammlung auseinandersetzt, bringt viele neue Fakten zu Tage, lässt aber leider oft die kulturhistorischen Hintergründe außer Acht, die die Entstehung dieser Kollektion bedingten. Plakativ bezeichnet er Zschilles Sammlertätigkeit als „Kontrapunkt des rational denkenden Geschäftsmanns“ (S. 55) und übersieht den Zusammenhang zwischen Sammeln von kunstgewerblichen Kunstwerken und sozialem Prestige des Großbürgertums, den Sven Kuhrau in seinem Artikel darlegt. Dabei hätte Schulze-Foster auf Kuhraus bereits erschienenen Buch zum selben Thema zurückgreifen können.² HOLGER SCHUCKELT, OLAF THORMANN und ALFRED WALZ schreiben über Bestände aus Zschilles Sammlung, die seit der Jahrhundertwende in der Rüstkammer in Dresden, im Grassi-Museum für Angewandte Kunst sowie im Völkerkundemuseum in Leipzig und im Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig aufbewahrt sind. Sie zeigen, dass Zschilles Sammlertätigkeit vor dem Hintergrund mehrerer musealer Gründungen (insbesondere in Leipzig) bewertet werden muss und dass er Kontakt zu den bedeutenden Kunsthistorikern und Kustoden seiner Zeit pflegte (wie z. B. Wilhelm von Bode, Otto von Falke, Richard Gaul und Arthur Papst). Offen bleibt die Frage, wie Zschille seine Sammlung aufbaute. Es steht fest, dass er auf Auktionen kaufte, aber die einheitlich hohe Qualität der Objekte in seinem Besitz und die kurze Entstehungszeit der umfangreichen Kollektion legen nahe, dass er von Experten unterstützt wurde. Als einziger möglicher Protagonist wird der Straßburger Antiquar Robert Forrer genannt (S. 40); dabei war er sicherlich nur einer von anscheinend vielen „gewissenlosen deutschen Händlern“, die laut dem Leipziger Museumsdirektor Richard Gaul Zschille in den Ruin trieben (S. 74). Es hätte sich gelohnt, die Netzwerke um Zschille als Sammler gründlicher zu rekonstruieren. Nichtsdestotrotz stellt der vorliegende Band eine erhebliche Bereicherung zur regionalen Geschichte in der

¹ ROMAN TÖPPEL, Louis Richard Zschille. Aufstieg und Fall eines heute fast vergessenen Sammlers aus Großenhain, in: *Archæo* 1 (2004), S. 40-43.

² SVEN KUHRAU, *Der Kunstsammler im Kaiserreich. Kunst und Repräsentation in der Berliner Privatsammlerkultur*, Kiel 2005.

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und einen beachtlichen Beitrag zur Erforschung der Sammelkultur in der Gründerzeit dar.

München

Virginie Spenlé

KATHRIN ISELT, „Sonderbeauftragter des Führers“. Der Kunsthistoriker und Museumsmann Hermann Voss (1884–1969) (Studien zur Kunst, Bd. 20), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2010. – 516 S. (ISBN: 978-3-412-20572-0, Preis: 59,90 €).

Die Kunsthistorikerin Kathrin Iselt hat mit ihrer 2009 von der TU Dresden angenommenen Dissertation über das Leben und Schaffen von Hermann Voss (1884–1969) eine auffallende Lücke der Historiografie geschlossen – auffallend deswegen, weil diese Leerstelle jahrzehntelang in der Kunstmetropole Dresden und anderswo nicht angesprochen wurde. Anstatt sich mit dem forschungsgeschichtlichen Desiderat zu befassen und die Kehrseite der Bilder in den weltberühmten Staatlichen Kunstsammlungen Dresden wahrzunehmen, wurde ein Mythos gepflegt und damit von ungelösten Fragen abgelenkt.¹ Der Kunstwissenschaftler Hermann Voss war ein seinerzeit herausragender Experte für italienische Renaissance- und Barockmalerei, ausgewiesener Kenner europäischer Sammlungen und Galerien und zugleich eine Schlüsselfigur im System des nationalsozialistischen Kunst- und Kulturgutraubes. Denn obwohl seine Amtszeit als Direktor der Staatlichen Gemäldegalerie Dresden nur zwei Jahre währte und er in der Geschichte der von ihm geleiteten Institution eine relativ geringe Rolle spielte, stellt die damalige Verzahnung mit der Tätigkeit des „Sonderbeauftragten für Linz“ heute noch die Wissenschaftler der Kunstsammlungen vor Probleme (S. 380). Nicht nur das Büro, das seinerzeit die Erwerbungen für das von Hitler in Linz geplante Museum organisierte und tätigte, auch ein Teil jener Kunstwerke befand sich in Dresden und wurde vor Kriegsende gemeinsam mit Dresdner Kunstschatzen nach Schloss Weesenstein ausgelagert. Darunter waren ferner Werke aus der Privatsammlung von Voss, von denen die Umstände, unter denen er sie erwarb, nicht geklärt sind. Voss profitierte persönlich von seiner Funktion im nationalsozialistischen Kunst- und Kulturgutraub, daran und am Transfer von Kulturgut beteiligte er sich in erheblichem Umfang: Allein von April 1943 bis März 1944 erwarb er für das „Kunstmuseum Linz“ 881 Gemälde, 136 Zeichnungen sowie weitere Grafiken, plastische Bildwerke und kunstgewerbliche Gegenstände (381). Voss entfaltete eine wesentlich größere Bereicherungsdynamik als sein Amtsvorgänger Hans Posse (1879–1942), seit 1910 Leiter der Dresdner Gemäldegalerie und 1939 von Hitler zum „Sonderbeauftragten“ ernannt; Posse beschaffte innerhalb von drei Jahren 1.200 Gemälde (S. 189).

Die Berufslaufbahn von Hermann Voss begann nach Studium, Promotion und einem längeren Aufenthalt in Italien 1908 mit der Einstellung als Volontär an den Berliner Sammlungen. Mit wachsender Souveränität verband er fundierte Quellenanalyse und Stilkritik, um auf diese Weise die „Form des Kunstwerks in seiner Komplexität zu erfassen“ (S. 25), eine Methode, die ihm wissenschaftliche Anerkennung verschaffte. Ende 1912 wurde Voss in Leipzig Direktorialassistent und Abteilungsleiter der Grafischen Sammlung am Museum der bildenden Künste. Nach Kriegsteilnahme und

¹ Vgl. GILBERT LUPFER, „Auferstehung einzigartiger Kunst durch edle Freundestat“. Die Erzählung von der Rettung der Dresdner Gemälde, in: Kulturgüter im Zweiten Weltkrieg. Verlagerung – Auffindung – Rückführung, hrsg. von der Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste Magdeburg, Magdeburg 2007, S. 267–285.

Habilitation heiratete er und kehrte Anfang 1922 mit der Berufung zum Kustos der Gemäldegalerie an den Staatlichen Museen zurück nach Berlin. Diese Anstellung war für Voss im Unterschied zur vorigen wesentlich attraktiver; er brachte seine Kenntnisse von Gemälden besonders der italienischen Malerei ein, verfolgte die Museumspraxis im Ausland, unternahm ausgedehnte Reisen und komplettierte durch zahlreiche Ankäufe die Bestände. Die Berliner Zeit, immerhin 13 Jahre seines Berufslebens umfassend, wird in der Monografie, die sich schwerpunktmäßig auf Dresden und auf die Zusammenhänge mit dem „Sonderauftrag“ konzentriert, vergleichsweise knapp abgehandelt. Dessen ungeachtet waren diese Jahre äußerst produktiv im Leben des ehrgeizigen Wissenschaftlers. Dem Wechsel im April 1935 nach Wiesbaden als Direktor der Städtischen Kunstsammlung des Nassauischen Landesmuseums unterlegte Voss später politische Motive. Er versuchte den Anschein zu erwecken, dass er die Berliner Kustodenstelle infolge der nationalsozialistischen Machtübernahme verloren habe. Das entsprach allerdings nicht den Tatsachen. Iselt weist nach, dass Voss eine neue berufliche Perspektive suchte, nachdem er in Berlin bei der Nachfolge des 1933 aus dem Amt gedrängten jüdischen Kunsthistorikers und Direktors der Berliner Galerie, Max Jacob Friedländer (1867–1958), nicht berücksichtigt worden war (S. 76 f.).

Eine berufliche Veränderung allein ist freilich kein Grund, Spuren verwischen zu wollen und falsche Fährten auszulegen. Doch dazu sah sich Voss wegen seiner regen Kooperation mit dem nationalsozialistischen Machtapparat veranlasst. Er tauschte in Wiesbaden zum Vorteil der Galerie zahlreiche Werke, die als „Entartete Kunst“ nicht mehr in der Sammlung gezeigt werden durften, gegen andere Bilder. Er war außerdem als Kunstsachverständiger des örtlichen Polizeipräsidenten aktiv am Geschäft mit dem beschlagnahmten Kunst- und Kulturgut aus jüdischem Besitz beteiligt. Voss' beruflicher Ehrgeiz während der Wiesbadener Jahre zeigte sich im Ausbau seiner Stellung: Er war in Personalunion Sammlungsdirektor (und somit städtischer Angestellter) und Vorsitzender des Nassauischen Kunstvereins, dessen Mitspracherechte bei der Gestaltung der Galerie, ausnehmend beim Erwerb von Kunstwerken, er kontinuierlich zugunsten seiner eigenen Gestaltungsfreiheit zurückstutzte.

Dagegen gehörte Voss keineswegs zu jenen Opportunisten, die im Interesse ihrer Karriere der NSDAP beitraten oder sich auf andere Weise den Nationalsozialisten anbiederten. Darauf baut er im Sommer 1945 bei dem Versuch eines beruflichen Neuanfangs im Westen. Er bemühte sich, die amerikanischen Kunstschutzoffiziere, die ihn zu seiner Funktion als „Sonderbeauftragten für Linz“ verhörten, von seiner politischen Harmlosigkeit zu überzeugen und ihnen zu suggerieren, dass seine Kenntnisse bei der Aufklärung zum Verbleib der Kunstwerke unverzichtbar seien. Über profundes Fachwissen verfügte Voss in der Tat. Das hatte er in Wiesbaden unter Beweis gestellt, wo er durch gezielte Ankäufe die Kunstsammlung nach eigenen Vorstellungen neu aufbaute und seine Beziehungen zu Kunsthändlern sowie jenen Institutionen vertiefte, die nach Kriegsbeginn die Ausplünderung besetzter Territorien betrieben. Aber die amerikanischen Behörden interessierte vorrangig Voss' Tätigkeit für das Linzer Kunstmuseum und Voss gelang es, sich selbst zum „unerschütterlichen Gegner des Regimes“ (S. 394) zu stilisieren und unbeschadet das Entnazifizierungsverfahren in der amerikanischen Besatzungszone zu überstehen.

Anders als in seiner eigenen Darstellung war Voss Anfang 1943 jedoch keineswegs zufällig nach Dresden und zum „Sonderbeauftragten für Linz“ berufen worden, Vorgänger Posse hatte ihn der nationalsozialistischen Führung empfohlen. Diese wiederum hätte keinesfalls einen ihrer entschiedenen Gegner in die bedeutende Stellung gesetzt. Wohlweislich kehrte Voss hingegen nicht in den sowjetischen Einflussbereich zurück, obwohl er bei der Flucht im Sommer 1945 seine Frau und seinen Besitz in Dresden zurückgelassen hatte. Er baute sich, nachdem ihm der seinem Renommee

entsprechende berufliche Wiedereinstieg offenbar nicht gelang, eine erfolgreiche freischaffende Existenz als Kunstsachverständiger auf.

An Hermann Voss wird einmal mehr deutlich, dass die damalige Entnazifizierungspraxis, Gegner und Anhänger der Nationalsozialisten schematisch aufgrund ihrer Parteimitgliedschaft zu identifizieren, zu kurz greifen musste. Es wäre vielmehr immer erforderlich gewesen, konkret nach Motiven sowie den Handlungen zu fragen und die Akteure danach zu beurteilen. Noch wichtiger ist heute der Befund, dass eine Persönlichkeit wie Voss, der als anerkannter und geschätzter Wissenschaftler das Regime tatkräftig unterstützte, für die nationalsozialistische Diktatur von möglicherweise größerer Bedeutung war als zahllose Parteigänger und Mitläufer. Doch mit welchem Selbstverständnis haben Menschen wie er gehandelt, die sich, tief verstrickt in das politische System, aktiv am Kulturgutraub beteiligten und denen es klar gewesen sein müsste, dass sie sich in Verbrechen hineinziehen lassen und sich persönlich daran bereichert hatten? War beruflicher und persönlicher Ehrgeiz ein ausreichendes Motiv oder „Liebe“ zur Wissenschaft und zur Kunst? Andererseits legen die Rechtfertigungsversuche der Nachkriegszeit nahe, dass ein wie auch immer geartetes Unrechtsbewusstsein bei Voss gar nicht existierte. Diese Fragen gehen über das Ziel der Arbeit und ihre kunstgeschichtliche Perspektive hinaus. Iselts Anliegen bestand darin, den Kunsthistoriker Voss und seine Tätigkeit zu untersuchen und ein zentrales Desiderat in der Institutionsgeschichte insbesondere der Wiesbadener Gemäldegalerie und der Staatlichen Gemäldegalerie Dresden zu schließen. Das ist ihr in dem vorliegenden Band, den ein Personenregister und ein Schriftenverzeichnis von Hermann Voss abrunden, überzeugend gelungen.

Dabei bestätigte sich die zu Beginn ihres Forschungsprojekts vermutete Partizipation der Staatlichen Gemäldegalerie Dresden am „Sonderauftrag“ nicht. Voss schien seinen Verpflichtungen als Galerieleiter nur dilatorisch nachgekommen zu sein, jedenfalls führten die sich aus dem „Sonderauftrag“ ergebenden Optionen nicht zu nachweisbar umfangreichen Erwerbungen in Dresden. Gleichwohl bestanden konkrete personelle und strukturelle Überschneidungen der Gemäldegalerie zum „Sonderauftrag“. Mit diesen Ergebnissen leistet Iselt einen hochaktuellen, wichtigen Beitrag zu der enorm an Bedeutung gewonnenen Provenienzforschung von Kunst- und Kulturgut in den Museen.

Abschließend soll auf ein weiteres Resultat hingewiesen werden: Die Autorin beschreibt im Fall von Voss eine gewisse „historische Gerechtigkeit“. Zwar wurde Voss wie viele andere für seine Untaten und für die Beteiligung an Verbrechen nicht belangt. Und sicherlich war es für ihn eine Genugtuung, nach Kriegsende weiterhin wissenschaftliche Anerkennung zu finden und Aufträge zu erhalten. Doch es ist schwerlich vorstellbar, dass ihn das vollauf befriedigt und seine Verluste kompensiert haben könnte. Die jahrelange Trennung von seiner Frau, die ihm erst 1953 nach München folgte, verbunden mit Ungewissheit aufgrund der bedrohlicher werdenden politischen Lage, der unwiderrufliche Verlust einer herausragenden beruflichen Position und der teilweise Verlust einer ehrgeizig angelegten privaten Sammlung – die Krönung seines wissenschaftlichen Lebenswerkes gelang Voss nicht. Er kam ungeschoren davon, gehörte jedoch nicht zu den Gewinnern der Nachkriegszeit.

Abbildungsverzeichnis

MAREK WEJWODA

Abb. 1: Verzeichnis der Doktoren und Magister der Universität Leipzig im Frühjahr 1457 [Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 14139, hinterer Spiegel].

GERHARD SEIBOLD

[alle Abbildungen Privatbesitz]

- Abb. 1: Stammbuch Weber, S. 45r.
- Abb. 2: Stammbuch Weber, S. 49r.
- Abb. 3: Stammbuch Weber, nach S. 39v.
- Abb. 4: Stammbuch Weber, nach S. 51v.
- Abb. 5: Stammbuch Weber, nach S. 40v.
- Abb. 6: Stammbuch Weber, nach S. 60v.
- Abb. 7: Stammbuch Weber, nach S. 18v.
- Abb. 8: Stammbuch Weber, nach S. 17v.
- Abb. 9: Stammbuch Weber, nach S. 35v.
- Abb. 10: Stammbuch Weber, nach S. 16v.
- Abb. 11: Stammbuch Weber, nach S. 68v.
- Abb. 12: Stammbuch Weber, nach S. 72v.
- Abb. 13: Stammbuch Jacobsen, S. 3r.
- Abb. 14: Stammbuch Jacobsen, S. 64v.
- Abb. 15: Stammbuch Jacobsen, S. 85r.
- Abb. 16: Stammbuch Jacobsen, S. 62v.
- Abb. 17: Stammbuch Jacobsen, S. 38v.
- Abb. 18: Stammbuch Jacobsen, S. 31r.
- Abb. 19: Stammbuch Jacobsen, S. 73r.
- Abb. 20: Stammbuch Jacobsen, S. 67r.
- Abb. 21: Stammbuch Jacobsen, S. 78r.
- Abb. 22: Stammbuch Jacobsen, S. 105v.
- Abb. 23: Stammbuch Hartz, Nr. 5.
- Abb. 24: Stammbuch Hartz, Nr. 9.
- Abb. 25: Stammbuch Hahn, S. 1.
- Abb. 26: Stammbuch Hahn, S. 95.
- Abb. 27: Stammbuch Hahn, S. 12.
- Abb. 28: Stammbuch Hahn, S. 140.

RONALD LAMBRECHT/ULF MORGENSTERN

Abb. 1: Gerhard Kessler (1883–1963) [Privatbesitz].

PETER BÖMER

Abb. 1: Naumburger Dom, Westlettner: Gesamtansicht von Osten [Foto: Gerhard Weiss].

Abb. 2: Naumburger Dom, Westlettner: Das Relief des Abendmahls [Foto: Mandy Lenk].

Abb. 3: Naumburger Dom, Westlettner: Das Relief der Gefangennahme [Foto: Mandy Lenk].

Autorenverzeichnis

Prof. em. Dr. GERHARD BILLIG, Beckerstraße 34, 01109 Dresden.

PETER BÖMER M. A., Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Institut für Kunstgeschichte, Domplatz 23, 48143 Münster.

Dr. JOHANNES BRONISCH, Universität Erfurt, Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien, Am Hügel 1, 99084 Erfurt.

Prof. Dr. ENNO BÜNZ, Universität Leipzig, Historisches Seminar, Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig.

Pf. i R. Dr. JOHANNES HERRMANN, Lindenstraße 56, 04158 Leipzig.

Dr. ANNE-SIMONE KNÖFEL, Forschungszentrum Gotha der Universität Erfurt, Graduiertenkolleg „Religion und Aufklärung – Untergrundforschung 1600–1800“, Postfach 100561, 99855 Gotha.

Dr. RONALD LAMBRECHT, Technische Universität Dresden, Lehrstuhl für Europastudien, Chemnitzer Straße 46, 01187 Dresden.

Prof. Dr. REGINE METZLER, Straße des Friedens 70, 08209 Auerbach-Beerheide.

ULF MORGENSTERN M. A., Universität Leipzig, Historisches Seminar, Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig.

Prof. Dr. WINFRIED MÜLLER, Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.

Prof. Dr. JÖRG OBERSTE, Universität Regensburg, Institut für Geschichte, Professur für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften, Universitätsstraße 31, 93053 Regensburg.

Dipl. rer. pol. Dr. GERHARD SEIBOLD, Öttinger Weg 2, 74564 Crailsheim.

Dr. ULRIKE SIEWERT, Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.

MAREK WEJWODA M. A., Universität Leipzig, Historisches Seminar, Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig.

Dr. CHRISTIAN WINTER, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Otto-Schill-Straße 2, 04107 Leipzig.

